Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZKRQ J

Digitized by Google

P Ebrary 2.7 4.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Siebenter Jahrgang 1913

Erster Band

(Januar bis März)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Inhalt des ersten Bandes 1913

Hauptteil

	Seite
Barth, Hans: Die große Türkenhetze	208
Blaß, Ernst: Große Stadt	29
Busoni, Ferruccio: Neuer Anfang	27
Carnifex: Gold	153
Pool	182
Die Gier nach Osten	262
Kohlensyndikat	365
Bankparerga	397
Bankbrüche	474
Epstein, Max: Die wirtschaftliche Lage der Berliner Bühnen	79
Berliner Theaterzustände	331
Essig, Hermann: Aphrodite	109
Fernau, Herm.: Mariannes unbekannter Präsident	354
Forbes-Mosse, Irene: Der kleine chinesische Prinz spricht zu seinem Hündchen	97
France, Anatole: Das Reich des Gedankens	379
Frauendorfer, Heinrich v.: Abwehr	454
Glaser, Friedrich (New York): Politisch-soziale Wandlungen in den Vereinigten Staaten	382
Godwin, Catherina: Hochzeitsreise	30
Goldschmidt, Alfons: Der Herr von Gelsenkirchen	113
Hamsun, Knut: Vorspiel	173
Hatvany, Ludwig: Der Kampf um Erfolg	136
Hausenstein, Wilhelm: Gabriel de Saint-Aubin	99
Münchener Wintersezession	151
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Die Besserung der internationalen Lage	1
Kiderlen-Wächter	49
Kiderlen-Wächters Auslands-Politik	165
Rüstungsfieber	343
Herzog, Wilhelm: An den Intendanten des Münchener Hoftheaters	37
Unsere Fünfzigjährigen	77

Digitized by Google

Seite

Herzog, Wilhelm: Münchener Theater. Von Meyrink bis Mozart . 115
Ein bayrisches Stück Unglück oder Die Tragik einer Staatszeitung 185, 221
Der Zahlmeister von Straßburg 264
1813 455
Hesse, Hermann: Chinesische Geistergeschichten 179
Hodler, Ferdinand: Über die Kunst 22
Von der Farbe und vom Parallelismus . . . 65
Hoensbroech, Graf: Die fortschreitende konfessionelle Zerklüftung . . 326
Feuerbestattung 346
Holzer, Marie: Muß sie klug sein? 471
Houyhnhnm: Professor Hertling 58
Vom Fahneneid 300
Hutter, Heinrich: Kaiser Friedrich. Eine Erinnerung an den 9. März 1888 417
Jacobs, Monty: Mauthners Buddha 114
Jentsch, Carl: Läßliche und Todsünden 394
Lambertz, Hans (Yokohama): Die japanische Kamarilla 295
Leuthner, Karl: Die Wiener Wahnidee 127
Loerke, Oskar: Kleinstadtsonntag 364
Loewenfeld, Philipp: Der Kathedersozialismus am Pranger . 217, 257
Ludwig, Emil: Wagners Pro-domo-Theorie 289
Mann, Thomas: Der Literat 18
Der Künstler und der Literat 62
Tom Mann an den „März" 415
Maeterlinck, Maurice: Die Seelenwanderung 277, 319
Moreck, Curt: Geschwister 250
Müller, Adolf, M. d. L.: Die bayerische Königsfrage 5
Nexö, Martin Andersen: Thüringer Briefe. Dem Schnee entgegen . 390
„ „ Tief im Walde . . . 423
Stilleben 465
Otto, Friedrich: Trunksucht, Verbrechen und Wahlergebnisse . . . 146
Owlglaß Dr.: Ein unveröffentlichter Briefentwurf Eduard Mörikes . 132
Palatinus: Ein bayrischer Gedenktag 240, 283
Paul, Adolf: Meine Erlebnisse mit der Berliner Zensur 143
Pernerstorfer, Engelbert: Das Ende der Türkei — und Österreich? 11
Ein falscher Schritt 215
Rauscher, Ulrich: Herr Wetterlé 184
Rieß, Richard: Lenzlied 431
Rubiner, Ludwig (Paris): Das Buch vom Zöllner Rousseau . . . 362
Schickele, René: Ein Mann spricht zum Volk: Jaurès 33
Der Sieger 207
Schlieffen, Heinz Graf: Pflanzermoral 400

Digitized by Google

Seite
Schmidtbonn, Wilhelm: Ein König ohne Namen 134
Scholz, Wilhelm von: Gefährliche Liebe 432
Schücking, Lothar Engelbert: Kaiser Wilhelm II. und die Demokratie 199
Beamtentum und Demokratie . . . 307
Szép: Der Boulevard 72
Waggon-Lits 73
Der Ansprecher 207
Mitternacht 470
Tardieu, André: Ist ein europäischer Krieg zu befürchten? 54
Thoma, Ludwig: Gebetbücher 14
Bayern im Jahre 1813 89
Die große Frage 171
Kleriker und Angeber 248
Von Giftmischern 451
Thomas, Albert: Herr Raymond Poincaré — Präsident der Republik 163
Briand 203
Unser Jagow 324
Monsieur Millerand 420
Tönnies, Ferdinand: Nemesis 94
Viertel, Berthold (Wien): Ein Brief 399
W.: Paris n'est pas le domaine exclusif des Parisiens 74
Werfel, Franz: Ein Lebenslied 249
Wilson, Woodrow: „Nur Literatur" 271, 310
Windholz, J. L.: Von Lorbeerkränzen und Bettelpreisen 360
***: Ein Militärprogramm der Linken 235

Glossen

Absalon: Christliches 378
Adler, Max: Arbeiterlektüre 483
B.: Ariadne 304
Balthasar: Stummerl 162
Bayerisch-politischer Kalender 193, 229, 266, 302, 336, 369, 404, 438, 476
Biceps: Vom Pater Auracher 124
Modernismus 305
Bierer, Willy: Das Schicksal der landwirtschaftlichen Kinderarbeit . 376
Blaß, Ernst: Das Trottelbuch 88
Michaïl Kusmins Geschichten 160
Brod, Max: Das Ergebnis eines Buches 268
Carnifex: Thaleia auf Pump 47

Digitized by Google

Seite
C. B.: Die Krematorien der alleinseligmachenden Kirche 123
Dädalus: Ikarus in Leipzig 340
Eisenlohr, Fritz (Paris): Les Halles 305
„Monico" 450
Erhard: Urzeugung 342
Flake, Otto: Das „Unanständige" in der Kunst 87
Credo 342
Frank, Bruno: Flammen 232
G. Ou.: Die lutheranische Glocke 124
H.: Herr von Hülsen feiert sich 197
Herr von Hülsen feiert sich weiter 234
Harbeck, Hans: Das nackte Herz 157
Hausenstein, Wilhelm: Das neue Bild 412
Henschke, Alfred: Balaschew 414
Herzog, Wilhelm: Notizbuch (Opfern soll das Volk. Der Kirchgang des Herrn Cassel) 334
„ (Hohenzollern, Cumberland und die Verehrer des Adels. Hinausgeschmissen habe er seinen Pächter.) 367
„ (Allerhand Beschwerden. Nach dem Verein zur Abwehr ... Siegfried schmollt.) 402
„ (Paul Wegeners Macbeth und die Berliner Kritik oder Sie scheinen einer Meinung zu sein. Ein abwägender Historiker. Auch Sudermann veredelt den Kino. Siegfried Wagner schmollt nicht mehr.) 435
Hesse, Hermann: Walsers „Theater" 122
Justus: Arbeit und Adel 447
Kauder, Gustaf: Der Ingenieur-Krieg 155
Kayser, Rudolf: Vom neuen Humanismus 448
K. E.: Die Verstaatlichung der Köpfe 82
Kersten, Kurt: Reifeprüfung 410
Kölwel, Gottfried: Vorfrühling 450
Konsbrück, Hermann: Tod und Geschäft 195
L.: Ein Versuch zur Korruption 48
Professor und Satan 83
Lichtenstein, Alfred: Wüstes Schimpfen eines Wirtes 124
Lieber März 198
Lindscheidt, Fritz: Lieber März 234
Mahler, Arthur: „Turquie agonisante" 444
Mann, Heinrich: Der Tod in Venedig 478

Digitized by Google

Seite
Mikusch, Dagobert von: Novellen von Heinrich Mann 41
Morgenstern, Christian: „Groß wie Dante" 339
Notizen 486
Owlglaß Dr.: Vom Salat 43
Emil Lugo 125
„Rheinsberg" 306
Pernerstorfer, Engelbert: Klerikale Korruptionspraktiken 267
Der deutschen Heeresverwaltung ins Stammbuch 407
Peter: Prinzregent und Sozialdemokrat 84
Was ist ein Dualist? 126
Im Namen des Königs 198
Der angeblich geisteskranke Michael Kohlhaas 270
Rauscher, Ulrich: Siegfrieds Traum 43
Der Romancier Oscar A. H. Schmitz 158
Unsere Prinzeß und unsere Preß' 337
Im Kostüm der Zeit 409
Schwerverbrecher 479
Reik, Theodor: Religion des Kreuzes 43
Scher, Peter: Weininger und — Sternickel 160
Scheu, Robert: Was lehrt der Balkankrieg? 86
Die vier Tatsachen von Österreich-Ungarn 87
Eugen Dühring der Achtzigjährige 231
Politischer Charakter 374
Schickele, René: Die Politik der Geistigen 405, 440
Schlesinger, Paul: Das Jubiläum des Herrn von Hülsen 120
Schmitt, Franz Xaver: Vom deutschen Alltag 40, 119
Von den Jesuiten 194
Sie veredeln den Kino 230
Sieber, Siegfried: Die deutsche Bücherei 486
St., v.: Der Romantiker Enver Bey 373
Stöcker, Helene: „Die vielgeliebte Eva" 445
Storfer, Adolf Josef: Hungariana 303
Neue Hartleben-Briefe 449
Thoma, Ludwig: Volkstrachten 441
Titus: Terrorismus 370
Vero, E.: Was schenken wir dem Kaiser? 372
Vesper, Will: Unterhosenphilologie 45
Viertel, Berthold: Geschichten fürs Lesebuch. I. Eine ledige Mutter 442
Weiße, Kurt: Videant, Consules 267
Worringer, W.: Burckhardtbriefe 84
Zech, Paul: Mein Herz 377

Digitized by Google

Die Besserung der internationalen Lage

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Neujahr 1913 findet eine entschieden gebesserte Lage in der inneren Gewähr einer gewissen Dauerhaftigkeit. Man darf zum erstenmal seit langen Jahren der europäischen Diplomatie einschließlich derjenigen des eigenen Landes dankbar sein, und wird in dieser angenehmen Weihnachtsstimmung auf die Sünden der Vergangenheit keinen bitteren Nachdruck legen.

Die Balkankrisis hat keine europäische Krisis zum Ausdruck gebracht. Sie hat im Gegenteil durch ihren scharfen Appell an die europäische Solidarität Wirkungen ausgelöst, die dieser dienen.

Der Balkankrieg ist lokalisiert und gedämpft. Die Türkei wird beschnitten, aber nicht geteilt. Die Balkanstaaten erhalten Gebietserweiterungen, wobei über die Grenze vor oder hinter Adrianopel und Saloniki noch hitzige Vergleichsverhandlungen mit der Androhung erneuter Prozeß- und Kriegsführung stattfinden werden. Albanien wird „selbständig" unter einer kollektiven Vormundschaft. Serbien erhält über albanisch bleibendes Gebiet eine handelsrechtliche Wegegerechtigkeit zu einem Meer- und einem nicht in seinen Besitz übergehenden Adriahafen. Wie weit der Balkanbund die Kohärenz eines Staatenbundes besitzen und eine Miniaturgroßmacht werden kann, bleibt abzuwarten. Eine Erschließung der Balkanländer für das Wirtschaftsleben ist möglich und nicht unwahrscheinlich. Wenn Österreich keine psychologischen Fehler zu machen fortfährt, kann das Österreich und auch Deutschland wirtschaftlich nützlich werden.

Aber noch wichtiger ist die Rückstrahlung auf die europäischen Mächte, an denen der 50tägige Krieg ein wahrer Probierstein geworden ist. Das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich war durch die unglücklichen Marokkoverstimmungen scharf belastet und gereizt, ebenso aber auch

Digitized by Google

das Verhältnis zwischen Deutschland und England. Die Chauvinisten aller drei Länder hatten Oberwasser und die gegenseitige Stimmung noch weiter verdorben. Heute vor einem Jahr sah es sehr grau aus, und die Dinge schienen sich im Laufe des Jahres 1912 noch zuzuspitzen. Militärische Neurüstungen in allen drei Ländern erhöhten den Schutz und die Gefahr, wegen der je von dem Gegner herausgelesenen Drohungen. Der Dreibund war verschieden instrumentiert. Österreich rückte in der Marokkokrisis ein wenig ab, was die deutsche Diplomatie unbequem empfinden mußte. Italien lag im Skat und im lybischen Sand. Durch den Krieg Italiens mit der, Deutschland ziemlich nahe stehenden, Türkei war eine Konfliktsituation für Deutschland geschaffen. Die öffentliche Meinung war desorientiert und verwirrt. Es konnte vorkommen, daß die „Süddeutschen Monatshefte" im Sensationsstil verkündeten: „Die Erneuerung des Dreibundes ein Verbrechen". Herr Delcassé hielt die Zeit zu einer Flottenverständigung mit England geeignet und Herr Churchille ging merkwürdigerweise auf das Projekt ein. Nun konnten ernsthafte französische Blätter wie der „Temps" und die „Debats" zu der abenteuerlichen und doch offiziösen Drohung an Italien kommen, Frankreich unter der Rückendeckung Englands habe nun im Mittelmeer das entscheidende Wort und frage Italien, ob es endlich so klug sein wolle, vom Dreibund abzuschwenken. Dieses war der zweite große Fehler, den Herr Delcassé verübt hat. Das war auch der kritischste Moment, nach dem der Bogen brechen mußte. Herr von Kiderlen-Wächter hat Grund, Herrn Delcassé dankbar zu sein. Die Augenöffnung der Italiener war eine rasche und vollständige. Es war ein psychologischer Einsichtsmangel, das südliche Volk der Italiener mit Drohungen zu traktieren, auf welche die Römer mit einem: „May"! zu antworten pflegen, was ins Berliner Deutsch übersetzt lautet: „Nu erst recht nich".

Ja es ging ziemlich toll her. Daß es trotzdem nicht losgegangen ist, das ist das große und beruhigende Ereignis des Jahres 1912, das ist der Beweis für die Kraft der heimlich waltenden Vernunft. Darin liegt aber zugleich eine europäische Gesinnungserprobung ersten Rangs: wenn ein Staat wirklich losschlagen wollte — in diesem Jahr hätte er Grund und Vorwand gehabt! — Der Rückschluß ist zwingend, da keiner losgeschlagen hat, arbeitet keiner auf einen Krieg los und alle Völker atmen auf. Die

Digitized by Google

impulsiven Franzosen sind erstaunt, daß Deutschland also doch friedliebend ist, die Engländer befreien sich auch von einem Fetzen Vorurteil und auch in Deutschland gibt es Leute, die ganz verblüfft sind, daß die Franzosen und Engländer, die den Russen als Bundesgenossen haben, in der Zeit, da Italien halb lahm gelegt war, den Augenblick zu dem Krieg nicht benützt haben, den romanschreibende Offiziere der Marine und des Heers nebst andern Leuten als sicher und unvermeidlich vorausgesagt haben. Sie sind jetzt betreten und flüstern: „Krupp sagt, es werde im Oktober 1914 losbrechen."

Es kommt immer anders. Die Türkei ist auch wieder einmal nicht verteilt worden. Ihre soldatischen Mißerfolge haben aber den französischen Chauvinisten eine tiefe Freude bereitet und zur wohltätigen Entladung ihrer Stimmung beigetragen, denn sie nahmen ein Stück heimlicher Revanche in dem beseligenden Gefühl, die Armee, welche preußische Instrukteure gehabt habe, habe versagt. Man gönne ihnen diese Freude. Es gibt auch andere Männer in Frankreich und daß in der letzten Sitzung der französischen Deputiertenkammer der Abgeordnete Deloncle offen die Friedensliebe des deutschen Kaisers anerkannte, ist eine Änderung gegen früher, die anerkennend gebucht werden darf. Auch die Art und Weise, wie Herr Poincaré die Zügel des öffentlichen Geistes im Spätjahr 1912 nicht auf dem Boden schleifen ließ, ist trotz der Besserwisserei früherer französischer Minister ein Moment, das ganz wesentlich zu der Steigerung des gegenseitigen Vertrauens beigetragen hat.

Aber auch in England geschehen Zeichen und Wunder. Die „Times" bricht eine Lanze für Deutschland gegen französisches Mißtrauen. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, aber die „Times" ist mehr als eine Schwalbe, sie ist ein Storch, und dieser ein untrüglicher Bote für des Winters Ende. Wir wissen doch auch, was Herr von Kiderlen-Wächter im Reichstag über das offizielle England gesagt hat. Er hat die Besserung des Verhältnisses offiziell bestätigt und das Wort „vertrauensvoll" auf dieselbe angewendet. Das ist das größte Neauvum seit Neujahr 1912, und unter diesem Gesichtspunkt kann aus der überwundenen Krisis eine allmähliche Gesamtbesserung der europäischen Verhältnisse hervorgehen, an welchen Deutschland partizipieren würde. Das Fazit könnte dann sein:

Digitized by Google

Verminderung der Spannung mit England, normale Beziehungen zu Frankreich und Rußland, innerliche Befestigung des Dreibunds und der Freundschaft mit Österreich und auch mit Italien. Keine Störung der Beziehungen zu der Türkei und wirtschaftliche Aufträge in den sich entwickelnden Balkanländern. Man könnte diese Bilanz unterschreiben. Sie ist möglich, weil Deutschland seit zwei Jahren richtige Tendenzen verfolgt und seit einem Jahr unbestreitbar gute Politik in seinem Auswärtigen Amt gemacht hat. Der auswärtige Minister des Herrn von Bethmann-Hollweg war fest, nicht herausfordernd und in den Stadien, in denen es richtig war, zurückhaltend. Diese Zurückhaltung ermutigte Frankreich und England zu der diplomatischen Initiative, die überhaupt und wegen Rußland verwünscht war. Deutschland hat sich in Bethmann-Hollwegs Reichstagsrede aufrecht neben Österreich gestellt, nachdem eine Woche zuvor in der offiziösen Norddeutschen Allgemeinen der Finger freundlich gegen Wien erhoben war, mit dem Wunsch, man möge dort die Dinge nicht übertrieben auffassen. Auch das war berechtigt, denn von Österreich-Ungarn kann man nicht sagen, daß es alle Fehler vermieden hätte, im Gegenteil, Ehrenthal und sein Nachfolger waren diplomatisch nicht auf der Höhe und man wird dem eine besondere lehrreiche Betrachtung widmen können.

Die deutsche Bevölkerung aber und der deutsche Kaiser haben beide während kritischer Monate eine zurückhaltende Ruhe bewiesen, die es der Reichsregierung und dem auswärtigen Minister wesentlich erleichtert, ihre Politik erfolgreich durchzusetzen, die Linke des Reichstags konnte durch den Mund Payers dieser Politik „zur Zeit Vertrauen aussprechen."

Digitized by Google

Die bayerische Königsfrage

Von Adolf Müller, M. d. bayerischen Landtags

Einer der besten Kenner der bayrischen Politik, der hervorragende Parlamentarier und Chefredakteur der „Münchener Post", zergliedert hier — sachlich und rücksichtslos — die Absichten, die Angst, den Rückzug des Kabinetts Hertling. Es ist auf Grund dieser Fakten reizvoll zu sehen, wie dem Minister-Philosophen die Lösung des Königsproblems ausrutschte.

er erste Minister des jungen Königreichs Bayern soll die Geschichte Bayerns eine Geschichte der verpaßten Gelegenheiten genannt haben. Er meinte jedenfalls die Geschichte vor ihm, denn er selbst, Herr von Montgelas, hatte die Gelegenheit beim Schopfe ergriffen und mit Hilfe des dankbaren Napoleon aus seinem Kurfürsten einen König gemacht. Wofür er dann, als der Kronprinz seinen Einfluß zur Geltung bringen konnte, den üblichen Königsdank, nämlich seine Entlassung erhielt. Dieser zweite König bewahrheitete auch für die Zukunft jene Prognose seines Opfers. Er verstand seine Zeit so wenig, daß er sich im Jahre 1848 genötigt sah, den Thron seines unverderblichen Bayernlandes zu verlassen, wobei er seine Gefühle in den herben Satz goß: „Pfui Teufel, ich möchte nicht mehr König sein!"

Nach dem halbreaktionären Idyll des zweiten Max kam unter Ludwig II. das Jahr 1866 und die verpaßte Gelegenheit einer Gebietsvergrößerung bei den Versailler Verhandlungen. Den letzten Rest der mageren Entschädigung, die Bismarck für den Bruch seines Versprechens hergab, den Vorsitz im „diplomatischen" Ausschuß des Bundesrats (das sollte sein: die aktive Beteiliguug Bayerns an der auswärtigen Politik des Reiches) hat der letzte Ministerpräsident des ersten Regenten in Bayern jüngst preisgegeben.

Das unglückliche Ende des vierten und liebenswürdigsten aller bayerischen Könige ist bekannt. Und man kann somit feststellen, daß das Glück kein

Digitized by Google

häufiger Gast war im Hause Wittelsbach. Auch die Regentschaft war keine Perlenreihe ungetrübter Freuden. Ihre ersten Jahre beschattete das Mißtrauen, das die Königskatastrophe und noch mehr das zweideutige Verhalten der Regierung erzeugt hatte und das erst langsam und nur für die Person des Regenten Luitpold wich, als dieser mit Geschick, Bescheidenheit und jener Zurückhaltung, die nun einmal eine Voraussetzung ist für die noch wirksame Repräsentation der Monarchie eines Mittelstaates, die Verwesung des bayerischen Reiches ausübte. Doch auch hier kam der hinkende Bote wieder nach in Gestalt des Unglücksministeriums Hertling, das dem Regenten in einer Stunde sehr geminderter Widerstandskraft aufgehalst wurde. Es verringerte das politische Ansehen, in dem die Persönlichkeit des Regenten auch bei den Gegnern der monarchischen Regierungsform stand, selbst bei der Mehrheit der nichtultramontanen Bevölkerung.

Neben anderem Rühmlichen, das die schwülstigen Nekrologe der Ganzloyalen dem Prinzregenten Luitpold nachsagten, stand auch die Behauptung, er habe es von jeher entschieden abgelehnt, durch Absetzung seines geisteskranken Neffen Otto die Regentschaft zu beendigen und selbst die Königswürde anzunehmen. Das mag sein. Indessen stehen dieser Annahme immerhin einige einschränkende Tatsachen gegenüber. So die Bemühungen einer Lösung der Königsfrage im stillen Zirkel der Auserwählten im Jahre 1894. So die wiederholten wohlgefällig tolerierten Erörterungen in der Öffentlichkeit und schließlich ein noch bei Lebzeiten des Prinzregenten bestelltes staatsrechtliches Gutachten: Über die gesetzliche Regelung der Thronfolge usw.

Im vergangenen Herbst berichteten auch auswärtige Blätter, insbesondere die sehr gewissenhaft bediente Frankfurter Zeitung über akute Projekte dieser Art. Das von diesen Meldungen ausgelöste Echo schien aber die Ohren der Herren Unternehmer nicht allzu angenehm berührt zu haben, denn eine kecke amtliche Ableugnung schloß damals die Diskussion. Eine in der Tat kecke amtliche Ableugnung, denn jenes Gutachten war, wie gesagt, zu Lebzeiten des Prinzregenten Luitpold, allerdings zu Zeiten einer stark geminderten persönlichen Entschlußkraft dieses Regenten, bereits fein säuberlich ausgearbeitet.

Von der Erstattung eines derartigen Gutachtens bis zur Verwirklichung seiner Absichten ist allerdings ein weiter Weg. Und wenn diese Absicht, wie

Digitized by Google

doch aus dem Gutachten fast unwiderleglich hervorzugehen scheint, seit langem ernsthaft gehegt wurde, dann allerdings war die Ziffer der verpaßten Gelegenheiten wieder um eine fette vermehrt worden. Dann hätten die ruhigen Zeiten des Ministeriums Podewils benützt werden müssen, dessen Namensträger kaum ein Jahr, bevor er das Opfer einer höfischen und politischen Intrige geworden war, noch bei allen Parteien soviel persönliche Achtung genoß, daß ein geeigneterer Unterhändler kaum zu finden gewesen wäre.

Das Ministerium Hertling jedoch, das seine geniale Bekämpfung des „Umsturzes" mit einer verfassungswidrigen Beseitigung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung für die Anhänger der Sozialdemokraten eingeleitet und dabei außerdem seine Achtung vor den Reichsgesetzen mit dem geheimen Jesuitenerlaß in so merkwürdiger Weise bewiesen hatte, war die ungeeignetste Instanz, ein so delikates und dabei einschneidendes Unternehmen wie die Beendigung der Regentschaft glücklich durchzusetzen.

Indessen, es hat trotzdem dieses Wagnis unternommen und sich, als der längst erwartete Tod des Prinzregenten Luitpold den Wechsel in der Regentschaft herbeiführte, mit jugendlichem Eifer in das Abenteuer gestürzt. Bei der Mehrheit des in diesem Falle nur über das Ziel, nicht aber über die Mittel einigen Ministeriums scheint nun der Eifer größer gewesen zu sein als die Überlegung. Und so ist es kein Wunder, daß ein Unternehmen, das selbst einem allgemein geachteten Ministerium eine harte Nuß gewesen wäre, einer der Mehrheit der Bevölkerung aus guten Gründen verhaßten Regierung mißlingen mußte, trotzdem eine impressionistische Preßstimmung ihm eine kurze Weile einen günstigen Ausgang zu verheißen schien.

Die bayerische Verfassung in ihrer gegenwärtigen Gestalt kennt keinen Weg, den Irren, in dessen Namen seit 26 Jahren in Bayern Recht gesprochen und regiert wird, vom Throne zu entfernen. Die Konsequenz des Gottesgnadentums kann auch bei völliger und unheilbarer Verrücktheit keine Beendigung der Throninhaberschaft dulden. Nun hätte die bayerische Monarchie, deren Ursprünge der Erde näher stehen als dem Himmel, keine Ursache, vor einer vernunftgemäßen Umwandlung der Verfassung zurückzuschrecken, und sie würde es wohl auch nicht, wenn sonst die Umstände günstig wären, allein die Anhänger des legitimistischen Prinzips, die auch

Digitized by Google

im Ministerium die wichtigsten Ressorts besetzt halten, prallen zurück vor der Krone aus Volkes Gnaden, als welche eine durch eine Verfassungsänderung direkt oder indirekt erzielte Neuregelung der Thronfolge den Kopfschmuck des neuen Königs erscheinen lassen könnte. Und so verwiesen diese Legitimisten — an ihrer Spitze die Herren von Hertling und von Soden, in ihrer nächsten Gefolgschaft die Getreuen der Reichsratskammer — auf das Mittel der allerhöchsten Proklamation unter besonderer Bezugnahme auf die Vorgänge, die sich in Baden in den Jahren 1852 und 1856 abgespielt haben.

Der badische Großherzog Leopold war 1852 gestorben. Sein ältester Sohn war regierungsunfähig. Für ihn übernahm sein Bruder Prinz Friedrich die Regentschaft. Von „brüderlichen Gefühlen geleitet" wollte er damals es selbst vermeiden, sein Recht zu nützen und selbst die großherzogliche Würde anzunehmen. Im Jahre 1856 hatte er sich die Sache dann anders überlegt und „mit Patent vom 5. Sept." öffentlich erklärt, nach den Erfahrungen von mehr als vier Jahren vermöge er sich nicht zu verhehlen, „daß Wir zur Wahrung aller Interessen unseres geliebten Landes sowie zur vollen Ausübung unserer Rechte und Pflichten, uns der Annahme der großherzoglichen Würde auf die Dauer nicht entschlagen können, und dürfen uns der Erwägung nicht entziehen, daß wenn Wir ein uns hausgesetzlich zustehendes Recht auch fernerhin ruhen lassen, hierdurch nicht mehr Unsere Person allein berührt werden würde . . . demgemäß erklären Wir, daß Wir die mit dem Thronanfalle Uns überkommene großherzogliche Würde nebst allen ihren Rechten und Würden andurch annehmen und den Titel Großherzog von Baden führen werden".

Der Hinweis auf diese Proklamation bewies indessen für Bayern nichts. Aus ihrem Inhalte ergibt sich, daß sie lediglich eine nachträgliche Feststellung des schon beim Tode des Großherzogs Leopold erfolgten, aber „aus brüderlicher Liebe" nicht konsumierten Thronanfalls war.

Darum ist es zweifellos, daß die Liebhaber einer bayerischen Proklamation von den verantwortlichen juristischen Stellen nachdrücklich darüber belehrt worden sind, daß eine solche Proklamation dem geltenden bayerischen Rechte widerstreiten und unabsehbare politische Folgen nach sich ziehen müßte. Der öffentliche Vorwurf des Staatsstreichs und Verfassungs-

Digitized by Google

bruch würde in der Tat dann noch ein geringeres Übel sein im Vergleiche mit der Möglichkeit, daß jeder Erlaß dieses proklamierten Königs vor Gericht und vor den Verwaltungsbehörden als ungesetzlich angefochten werden könnte.

Die stürmischen Debatten, die es in einer am Freitag den 12. Dezember 1912 stattgehabten und von drei bayerischen Prinzen besuchten Sitzung von Mitgliedern der Kammer im Reichsrate gab, zeigten jedoch, daß jene schlüssigen juristischen Deduktionen das Korps der Feudalen nicht überzeugt hatten. Indem aber die feudalen Herren an ihrer hartnäckigen Ablehnung einer Beteiligung der Kammer der Abgeordneten mittels einer gesetzlichen Lösung der Frage festhielten, verrammelten sie den einzigen Weg, der noch gangbar gewesen wäre.

* * *

Man muß die mitunter recht komisch wirkende Tragik der bayerisch-dynastisch-ministeriellen Geschichte in ihrer ganzen schönen Wesenheit erfaßt haben, um die Groteske der Ungeschicklichkeit zu begreifen, mit der die klerikalen Elemente des Ministeriums Hertlings die natürliche Regelung der Wittelsbachschen Thronwirren fast gewaltsam vereitelt hatten. Wie sie in feudal-archaistischen Hirngespinsten befangen, ihre eigene Partei, die Mehrheitspartei des Landtags, von sich stießen und den Beginn der neuen Regentschaft zu einer Donquichoterie gestalteten, die ihresgleichen in der Dynastengeschichte des letzten halben Säkulums nicht hat.

Da schreibt die Verfassung (§ 16, Titel II) vor, daß mit dem Wechsel der Regentschaft sofort die Einberufung des Landtags zu erfolgen habe, damit der Prinz des Hauses, dem die Reichsverweſung übertragen wird, „in Mitte der Stände" den Eid ablegen kann:

> „Ich schwöre, den Staat in Gemäßheit der Verfassung und der „Gesetze des Reichs zu verwalten, die Integrität des Königreiches „und die Rechte der Krone zu erhalten, und dem Könige die Ge„walt, deren Ausübung mir anvertraut ist, getreu zu übergeben, so „wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium."

Und da veranlaßt das Kgl. Staatsministerium des Äußeren und des Kgl. Hauses, zurzeit ausgeübt vom Dr. Freiherrn Georg von Hertling, den

Digitized by Google

Regenten eine Proklamation zu unterzeichnen, in dem der Landtag zu nichts als „zur Teilnahme an der Ablegung des verfassungmäßigen Regentschafteides" eingeladen ist. Zweck der Übung: dem Lande sollte gezeigt werden, daß das Ministerium Hertling den Landtag nicht braucht, weder zu Trauerkundgebungen für den verstorbenen Prinzregenten, noch zur verfassungsgemäßen Mithilfe bei der Beendigung der Regentschaft.

Mittendrin dämmerts dann: Man kann den Regenten doch den Eid nicht schwören lassen, dessen Wortlaut auf die persönliche Ausübung einer Thronfolge verzichtet. Also werden die im Oktober angebahnten und dann launisch abgebrochenen Verhandlungen mit den Parteiführern in aller Eile wieder aufgenommen. Aber da die Sozialdemokratie in ihrer übrigens ganz sachlichen Besprechung der Affaire — warum sollten uns die Sorgen der Monarchisten auch schlaflose Nächte machen? — auf die Unmöglichkeit hinwies, bei einer Änderung der Verfassung vom monarchischen Bedarfsstandpunkte aus unter einem Ministerium Hertling auf die Sicherung der Verfassung vom Volksstandpunkte aus zu verzichten, wuchsen nun auch die Bedenken in den anderen Parteien, namentlich im Zentrum. Und von dem in der Presse — auch in einigen Zentrumsblättern — behaupteten monarchischen Furor des bayerischen Volkes war nichts mehr zu verspüren.

Die Bereitwilligkeit, dann in letzter Stunde durch eine Ergänzung der Einberufungsorder vom 12. Dezember die Befugnisse des Landtags zu erweitern, die Eidesleistung hinauszuschieben und schließlich sogar den König von Volkes Gnaden auch unter Verzicht auf „delikate Behandlung" zu akzeptieren, wurde zu Schanden an dem nun bocksteifen Widerstande des Zentrums.

Am Samstag, dem 21. Dezember erfolgte die Eidesleistung. Und am Montag darauf durfte das Staatsministerium des Äußeren und des Kgl. Hauses — immer noch ausgeübt von Dr. Freiherr Georg v. Hertling — dem bayerischen Volke ein Handschreiben seines Regenten mitteilen, in dem Prinz Ludwig unter Hinweis auf seinen Vater es als seinen „bestimmten Wunsch" bezeichnet, „daß zurzeit von irgendwelchen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft abgesehen werden wolle".

Damit ist die bayerische Königsfrage für die Zeit des Kabinetts Hert-

Digitized by Google

ling begraben, sofern die Gesundheit des irren Königs Otto nicht doch schwächer ist, als die ihn betreuenden Hofärzte annehmen.

Das Kabinett Hertling, für einige Zeit erlöst von den Sorgen um die Stärkung der bayerischen Monarchie, kann nun die volle Kraft seines segensreichen Positivismus wieder gegen den Umsturz wenden.

Das Ende der Türkei — und Österreich?

Von **Engelbert Pernerstorfer**, Vizepräsidenten des Österreichischen Abgeordnetenhauses.

Das türkische Reich ist erledigt. Und das ist gut so. Lange, lange Zeit hieß die Türkei der kranke Mann. Krankheit ist an sich noch nicht das schrecklichste. Aber die Krankheit der Türkei war schon lange in Siechtum übergegangen. Siechtum ist eine fortwährende Qual des Kranken und wird den davon nicht Betroffenen nach und nach unerträglich. Man wäre versucht, bei dieser Gelegenheit einmal zu untersuchen, inwieweit mohammedanische Länder überhaupt irgendeine Tauglichkeit in sich haben, einer gesunden Entwicklung Raum zu gewähren.

Die drei Millionen Mohammedaner haben lange genug die kulturelle Entwicklung des Balkans gehindert. Von diesen drei Millionen waren übrigens nur etwa 700000 von türko-ugrischem Stamme, die überwältigende Mehrheit der Balkanvölker ist slawisch oder seit lange slawisiert. Die Nichtmohammedaner sind in der Überzahl. Sie haben das Recht ihrer nationalen Entwicklung und es spricht nichts dagegen, daß sie in hohem Maße entwicklungsfähig sind.

In den letzten Jahrzehnten haben die von der Türkei abgetrennten Glieder genugsam Beweise ihrer Entwicklungsfähigkeit geliefert. Die Tüchtigkeit der Serben und Bulgaren kann nicht mehr angezweifelt werden. Sie werden ihren Weg machen. Ihre Befreiung ist nicht allein in ihrem eigenen nationalen Interesse gelegen, sie ist auch im Interesse Europas. Die nationale Selbständigkeit der Balkanvölker ist die einzige Möglichkeit, den russischen Intrigen auf dem Balkan ein Ende zu machen.

Was nun auch nach den größten Anstrengungen der europäischen Großmächte noch auf europäischem Boden türkisch bleiben wird, kann auf keinen Fall mehr ein dauerndes Hemmnis für die Balkanvölker sein, sich innerlich zu befestigen und ihre Kräfte zu entfalten. Und es wird der Tag kommen, wo auch dieser letzte Rest türkischer Herrschaft in Europa verschwinden wird.

So weit, so gut. Aber nun erhebt sich eine andere Frage, die aufzustellen vielleicht gerade für einen Österreicher etwas peinlich erscheinen könnte. Die

Digitized by Google

türkische Frage ist gelöst oder so gut wie gelöst. Nun kommt die österreichische Frage aufs Tapet. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß es eine Zeit gegeben hat, in der es nicht unmöglich schien, daß Österreich der Erbe der Türkei sein werde. Wie die Dinge heute liegen, muß man aber die Frage aufwerfen, ob Österreich nicht vielmehr die Erbschaft des Schicksales der Türkei antreten werde. Eine solche Ansicht zu äußern, mag unpatriotisch erscheinen. Vermutlich hat man auch die wenigen vernünftigen Stimmen am Hofe in Konstantinopel, die auf die kommenden Gefahren für die türkische Herrschaft hinwiesen und auf zeitgemäße Reformen hindrängten, als unpatriotisch bezeichnet. Sei's drum.

Ich will von bekannten Dingen hier nicht ausführlich reden. Aber ich muß sie andeuten, weil sie für das, was ich sagen will, notwendig sind. Österreich ist auf dem Balkan unpopulär. Statt eine Politik der moralischen Eroberung auf dem Balkan zu führen, hat Österreich seit Jahrzehnten alles getan, um sich auf dem Balkan verhaßt zu machen. Wir haben einen erbitterten Krieg gegen das serbische Schwein geführt angeblich, um die Interessen der österreichischen Viehzucht zu fördern. Nach jahrzehntelang in diesem Sinne geführter Wirtschaftspolitik können wir heute sagen: wir haben unserer Viehwirtschaft nicht genützt, nnserer industriellen Entwicklung aber die tiefsten Wunden geschlagen. Wir haben dadurch wohl die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der selbständigen Balkanstaaten gehemmt, ohne jeden Nutzen für uns. Wir haben unsere Industrie furchtsam und zaghaft gemacht und sind, von Natur aus gesegnet wie wenige Länder, zuletzt ein armes Land geworden.

Aber es ist noch Schlimmeres geschehen. Als uns Europa im Jahre 1878 Bosnien und die Herzegowina zur Verwaltung übergab, übernahmen wir auch die Aufgabe, die Verhältnisse des Bodenbesitzes zu regeln, die Bauernbefreiung durchzuführen. Als nun die Frage der Annexion dieser Länder 1908 auf die Tagesordnung kam, wurde mit schrecklicher Deutlichkeit klar, wie lächerlich wenig in dieser Richtung durch die österreichische Regierung geschehen ist. In dreißig Jahren! Aber auch sonst hat die Regierung blutwenig in dieser Zeit getan, um aus diesen Ländern ein modernes politisches Gemeinwesen zu machen. Dem neuen Land mußte mit der Annexion eine Verfassung gegeben werden. Eine dreißigjährige unumschränkte Verwaltungstätigkeit österreichischer Behörden vermochte nicht solche Verhältnisse zu schaffen, welche die Bevölkernng auf eine höhere Stufe der politischen Bildung gebracht hätten. Die politische Freiheit, sowie ordentliche Schulzustände fehlen gänzlich in diesen Ländern. Trotz allen Schönfärbereien kann man sagen: die österreichische Regierung und Verwaltung hat in Bosnien und in der Herzegowina Bankrott gemacht.

Und weiter: weil es ein magjarischer Adelsklüngel, dessen ganzes Wesen in einem wüsten Chauvinismus besteht, so will, wird Kroatien seit Jahren wie ein eben erobertes Land behandelt. Kroatien hat eine Verfassung. In der Tat

Digitized by Google

aber herrscht absolut der Banus, jeweilig ein Vertrauensmann des magjarischen herrschenden Betyarentums. Der jetzt regierende hat die Verfassung aufgehoben. Ungestraft konnte ihm in der Presse persönliche Korruption vorgeworfen werden. In Kroatien leben Kroaten und Serben, zwei Völker, die sich nur durch Religion und Schriftzeichen voneinander unterscheiden und die sich stammhaft näher stehen als Schwaben und Alemannen.

Aber Serben und Kroaten und Slowenen, die wieder nur mundartlich von diesen verschieden sind, waren auch in Südungarn, in Dalmatien, in Istrien, in Küstenland, in Görz und Gradiska, in Krain, in Südsteiermark und in einem Teile Kärntens. Alle diese streben, wenn sie es auch nicht immer deutlich äußern, zur Vereinigung untereinander und mit den Serben der Balkanstaaten.

Verfolgen nun die slawischen Balkanstaaten eine Politik der Freiheit und der nationalen Entwicklung, so werden sie auf die Dauer die stärkeren sein gegenüber der österreichischen Unfreiheit und Reaktion.

Aber wie die Südslawen südslawische Politik machen, so machen die Polen polnische Politik, die Ruthenen ruthenische Politik. Wer in Österreich macht österreichische Politik?

Am 17. Dezember 1912 sagte der slowenische Obstruktionist im Budgetausschusse, Abg. Koroschai, indem er sich dagegen wandte, daß in slowenischen Landesteilen deutsche Beamte angestellt werden: Wir werden es nicht länger dulden, daß auf slowenischem Boden, dort wo slowenisches Brot gegessen wird, „Fremde" als Beamte angestellt werden. Diese Worte beleuchten die Lage Österreichs besser, als lange Ausführungen. Das ist nicht allein die Meinung der Südslawen. Ähnlich haben schon alle Nationen Österreichs gesprochen. Und wenn sich augenblicklich die Deutschbürgerlichen als patriotische Reichsösterreicher gebärden, so ist dem nicht allzu viel Gewicht beizulegen. Preußenheuchler sind schwarzgelb geworden. Auf wie lange? Kommt Zeit, kommt Gesinnungsänderung. Das hängt alles von den politischen Umständen ab.

Es gibt aber für Österreich einen Weg in eine bedeutsame Zukunft. Sie liegt in der Aufrichtung eines Nationalitäten-Bundesstaates. Das bedeutet aber Zerschlagung der geschichtlichen Provinzen, das bedeutet Autonomie der Nationen, das bedeutet örtliche Demokratisierung, das bedeutet Freiheit und Kultur.

Sind irgendwo Zeichen dafür, daß die Entwicklung der österreichischen Politik sich in dieser Linie bewegt? Ich sehe keine. Wird dieser neue Weg nicht eingeschlagen, so wird der kranke Mann der nächsten Generation Österreich sein. Mancher mag sich damit trösten, daß auch die Türkei in ihrem kranken Zustande lange gelebt hat. War das aber ein Leben? Und werden die politischen Entwicklungen der nächsten Zukunft so langsam verlaufen wie früher? Schließ-

Digitized by Google

lich sind die Völker Österreichs samt und sonders auf einer höheren Stufe als die Völker der Türkei waren.

Österreich ist an einer Schicksalswende. Seine nächste Zukunft hängt von der Kraft ab, die es aufzuwenden imstande ist, um das Nationalitätsproblem zu lösen.

Gebetbücher / Von Ludwig Thoma

Wie volksfremd der katholische Klerus erzogen wird, wie er so ganz und gar nicht angehalten wird, sich dem Empfinden des Volkes anzupassen, das beweisen unter anderem auch Inhalt und Sprache der Gebetbücher, die unter dem Einflusse der gegenwärtig mächtigen Strömungen von Jahr zu Jahr schlechter, schwülstiger und unverständlicher werden.

Die Zahl der Gebetbücher ist eine außerordentlich große und jedes Jahr überschwemmen die Verlagsanstalten den Markt mit neuen Erscheinungen, die unter allen möglichen gezierten, süßlichen Titeln alle das gleiche bieten, gefühlsarme in unglaublich geschraubten Redensarten sich ergehende Gebete. Ihre Verfasser sind Geistliche, die in ihrem Berufe wahrhaftig die Schmerzen der kleinen Leute kennen lernen und darum auch kräftige und verständliche Trostworte finden müßten.

Aber es ist, als ob die Herren die Gefühle wie die Sprache des Volkes in keinen Zusammenhang mit Religion und religiösen Gebräuchen bringen, als ob sie vielmehr Natürlichkeit und schlichte Wahrheit aus der Kirche verbannen wollten.

Schon die Tatsache, daß zu allen tausend geistlichen Rosen-, Lilien- und Tulpengärten jedes Jahr neue in Klosterzellen nicht selten mit schwüler Phantasie verfaßte himmlische Wegweiser kommen, ist abstoßend und sonderbar.

Man sollte glauben, daß sich in einer fast zweitausend Jahre alten Religion ebenso wie im Verkehr des Menschen mit dem lieben Gott eine end-

Digitized by Google

gültige Form habe finden lassen und daß es nicht notwendig wäre, die gleichen uralten Bitten immer wieder mit neuen Phrasen auszustatten.

Ebenso könnte man annehmen, daß Leute, die dem gleichen Stande angehören, zu der gleichen Religion sich bekennen, die gleichen Wünsche, Gedanken, Bedürfnisse haben, alle zusammen zu ihrem Schöpfer in der gleichen Art beten müßten.

Da halte man sich nun vor, daß kein Bauer das gleiche Gebetbuch wie sein Nachbar, keine Bäuerin das gleiche wie ihr Mann, keine Magd das gleiche wie ihre Herrschaft hat, und daß sie alle mitsammen kaum ein einziges von den Gebeten verstehen können, die sie in der Kirche lesen.

Da ich nicht Theologe bin, will ich mich nicht zu tief in die Betrachtung versenken über die merkwürdige Erscheinung, daß von den Worten Christi, von seiner alle Schmerzen der Menschen lindernden Güte in den Gebetbüchern fast nichts enthalten ist, daß an Stelle seiner klaren Worte immer hohle und geschwollene Redensarten gegeben werden, die dem Volke rein gar nichts sagen.

Ich habe mir von einfachen Leuten Gebetbücher geben lassen und ich will ein paar Proben anführen.

Ein alter Sägemüller, der über seinen harten Schwielen die Hand kaum zu schließen vermag, liest sich mit einigen Beschwerden Sonntags in der Kirche folgendes vor:

„Sei gegrüßt o beseligende Wunde, Rosenzier der linken Hand meines Heilandes! Ich küsse dich in demütigster Liebe und versenke in dich alle meine Sünden und Vergehen, dich inständig bittend, daß du sie durch dein rosenfarbenes Blut vollständig tilgen wollest."

„Sei gegrüßt, o gnadenreiche Wunde, duftige Rose des rechten Fußes . . ."

„Sei gegrüßt o verehrungswürdige Wunde, liebliche Rose des linken Fußes . . ."

Fremde Worte, fremde Bilder.

Der Sägemüller Jakob hat vielleicht einiges auf dem Gewissen und möchte sich davon befreien, er hat Sorgen, die ihn drücken und möchte sie erleichtert haben, sein Gebetbuch läßt ihn stöhnende Zerknirschung und jubi-

Digitized by Google

lierende Verzückung hersagen in Ausdrücken, an die er all sein Lebtag nicht gedacht hat und die in ihrer Übertreibung recht eigentlich verlogen sind.

Nebenher verleitet ihn das Gebetbuch zu einer Sünde, die Christus am schärfsten verurteilt hat, zur Selbstgerechtigkeit, zu dem Hochmut des Pharisäers, der Gott dankt, daß er nicht ist wie jener Zöllner.

Denn Jakob betet: „In der Bitterkeit meines Herzens beweine ich den Unglauben, den Irrglauben und den grenzenlosen Undank, durch welche du täglich in dem Geheimnisse deiner Liebe beleidigt wirst (von anderen)."

„O Jesu, könnte ich doch solche Kälte und Gleichgültigkeit (der anderen) sühnen, könnte ich dir Genugtuung leisten für die Beleidigungen, welche dir (von anderen) zugefügt werden." Das vom Bischof approbierte Rosengärtlein sagt ihm nicht, daß Jesus es nicht leiden mochte, wenn man im Auge des Nächsten Splitter sah.

In einem Gebetbuche, das ein zwölf Jahre altes Mädchen als Schulpreis erhalten hat, heißt es:

„Ich empfehle dir (dem heiligsten Herzen Mariä) insgemein alle Sünder, und namentlich N. N. auf daß dein göttlicher Sohn diesen armen Sündern die Augen öffne, damit sie den Abgrund sehen, in welchen sie sich stürzen, und so wenigstens durch die Furcht vor der Verdammnis zur Umkehr bewogen werden."

Das kleine Mädel muß wohl Acht geben, daß es um sich herum ein paar Sünder oder Sünderinnen findet, deren Namen es in das Gebet einzuschließen vermag.

Neben der Schwülstigkeit, die sich in allersüßesten und allerentsetzlichsten Superlativen kaum Genüge tun kann, finden wir in Bildern und Vergleichen eine Trivialität, die man naiv finden könnte, wenn sie weniger salbungsvoll vorgebracht würde. Jesus kann als „Feuerofen der göttlichen Liebe" bezeichnet werden, auch das Gebet ist ein Feuer und es gibt verschiedene „Kohlen", dasselbe brennend zu erhalten.

Die erste Kohle ist die Erhabenheit des Gebetes, die zweite Kohle der Trost des Gebetes usw.

Ein besonders phantasievoller Herr, der wohl am Endpunkte einer Vizinalbahn wohnt, hat ein Eisenbahnreglement für die Fahrt in den Himmel entworfen. Er kennt Schnellzüge, Personenzüge, Güterzüge, hat erster, zweiter

Digitized by Google

und dritter Klasse, kennt Stationen, Aufenthalte, Entgleisungen, falsche Weichenstellung usw.

Dieser Wagenschieber im Priesterkleide schwelgt in Bildern, die er dem Eisenbahnbetriebe entnimmt und schreckt vor keiner Dummheit zurück, so wenig wie der Bischof, der auch dieses Machwerk approbierte.

In der Schilderung der ewigen Freuden, die immerhin eine gewisse lyrische Begabung erforderte, erreichen die Verfasser keinen Gipfelpunkt und sie begnügen sich zumeist mit einer schmelzenden Unklarheit, mit dem Hinweis auf allerunendlichste Freuden, die auszudenken kein Verstand, am allerwenigsten der des Herrn Autors, mächtig genug ist.

Aber im Ausmalen der ewigen Peinen und Höllenstrafen entwickeln die Skribenten eine unbegrenzte Phantasie und eine ungeheure Liebe fürs Detail, ja hier können wir sogar ein Eingehen auf die Vorstellungsmöglichkeiten des Volkes betrachten.

Was sich ein armes Bauernweibl nur unter körperlichen Schmerzen vorzustellen vermag, jeder „Wehdam", der durch hauen, stechen, beißen, brennen, braten, sieden hervorgerufen werden kann, wird eingehend geschildert und der andächtige Leser wird aufgefordert, sich die allerunbegreiflichsten Qualen millionenfach stärker vorzustellen und überzeugt zu sein, daß sie dann noch nicht die allerentfernteste Ahnung von den ewigen Qualen haben.

Das ist das geistige Brot, welches so viele Priester dem Trost suchenden Volke zu bieten haben und man darf überzeugt sein, daß die Gebetbücher um so schlechter werden, je stärker der Einfluß der Jesuiten auf die Erziehung des Klerus wird.

Digitized by Google

Der Literat / Von Thomas Mann

Thomas Mann wünscht diese Worte seinem Essay über den Literaten vorangestellt zu sehen: Eine große Abhandlung über Geist und Kunst, Kritik und Plastik, Erkenntnis und Schönheit, Wissen und Schöpfertum, Zivilisation und Kultur, Vernunft und Dämonie wurde vor Jahren erträumt und entworfen. Der Gegenstand führte ins Ungemessene, und die essayistische Disziplin des Verfassers reichte nicht aus, ihn zu komponieren. So blieb der Plan als amorphe Notizenmasse liegen. Was folgt, sind ein paar zusammenhängende Seiten aus dem Kapitel, in welchem versucht werden sollte, den Typus des literarischen Menschen in seiner abstrakten Reinheit kritisch darzustellen.

„Die, welche mit mehr Klugheit und größerer Liebe zur Tugend geboren sind, als die andern," heißt es im Vedam, „sollen Brahmanen werden." Darf man unter „Klugheit" ein auf innere Anschauung und hingebende Erfahrung gegründetes Wissen um alles Menschliche begreifen, überwacht, befeuert, ja vielleicht nicht nur überwacht und befeuert durch eine leidenschaftliche Lust am bezeichnenden Ausdruck, eine verwöhnte, reizbedürftige, stets ungenügsame, stets nach neuen Eroberungen ausschauende Abenteuerlust und Meisterschaft auf dem Gebiete des Wortes; unter „Liebe zur Tugend" aber die Reinheit des Betrachtenden, den Willen zum Unbedingten, den Ekel vorm Zugeständnis und der Korruption, ein spottweise oder feierlich anklagendes und richtendes Bestehen auf dem Idealen, auf Freiheit, Gerechtigkeit, Vernunft, Güte und Menschenwürde: so ist in dieser Definition der Brahmanenbegabung die literarische Anlage auf ihre kürzeste Formel gebracht.

Das achtzehnte, das eigentlich literarische Jahrhundert liebte es, von dem „Gelehrten" — einem trockenen und zänkischen Wesen — den „Philosophen" zu unterscheiden, und es scheint, daß mit diesem ungefähr das gemeint war, was wir heute unter einem Literaten verstehen. Die Zeitunterschiede sind gleichwohl bedeutend, und der heutige Begriff des Literaten deckt sich noch weniger, als der damalige des Philosophen mit dem

Digitized by Google

des lettré, des Gelehrten. Alles Schulgerechte ist auszuscheiden. Ein geistiger Freibeuter von sehr unterschiedlicher wissenschaftlicher Ausbildung, oft wenigstens ohne Ausweis darüber, ohne Akademie, ohne Examina, Libertiner zu sehr, Träumer, Erlebender, Künstler, um fürs Sachlich-Fachliche zu taugen, aber von der Kunst im naiven und treuherzigen Sinne geschieden durch Bewußtheit, durch Geist, durch Moralismus, durch Kritik, wird der Literat vielleicht am vollkommensten durch den Namen eines Künstlers der Erkenntnis bestimmt.

Wer aber die Frage aufwerfen wollte, welcher Trieb der artistische oder der moralistische in diesem merkwürdigen Typ wenn nicht der vorherrschende, so doch der primäre und ursprüngliche sei — eine Frage, die hier bereits mit der gebotenen Vorsicht berührt wurde —, der täte es auf die Gefahr, das Problem der Kunst selbst aufs Tapet zu bringen, welches, als Problem, nicht aufhören wird, die sachliche Menschheit zu skandalisieren, solange sie dem Dualismus von Form und Inhalt anhangen und beim Worte „Form" unweigerlich den Begriff des Frivolen und Unernsten wird mit- und anklingen hören. Form als Frivolität, — auf diesem Urteil oder Vorurteil, das ich nicht bekämpfen werde und das viel subjektive Wahrheit enthalten mag, beruht in der Tat das ganze Mißtrauen, der ganze Unglaube, womit der Bürger, will sagen: der sachliche Mensch, dem Literaten auf jedem praktischen Gebiet, zum Beispiel dem politischen, begegnet, und man hat Fälle, daß ein Literat zu irgendeiner menschlichen Verwicklung und Freundesnot sich mit Hingebung und Leidenschaft geäußert zu haben meinte und die bittere Antwort erhielt, was er da beigesteuert, sei eine schöngeistige Abhandlung, aber nicht Rat noch Trost. Es ist durchaus nicht an dem, daß in der Welt das gut Gesagte geglaubt wird. Umgekehrt glaubt der Bürger allein an einen formlosen Ernst, an eine ungehobelte und glanzlose Moral; Tugend mit Schönheitssinn dünkt ihm lästerliche Frechheit, — und die Unerschütterlichkeit seiner Überzeugung gibt ihm recht. Dennoch hat Schiller ihm seinen teuersten und begeisterndsten Gedanken, den des Zusammenhanges von Kunst und Moral, von Geschmack und Ethik, beredtsam ans Herz gelegt. Dennoch hat Goethe, in einem berühmten Gedicht, die gute Tat, das schöne Wort einander innig gesellt ... Die gute Tat! Nichts bezeichnender für die literarische Anlage,

Digitized by Google

als die zwiefache und im Grunde doch einheitliche Wirksamkeit jener philanthropischen Publizisten der Aufklärungszeit, welche in kriminalpolitischen Schriften die Gesellschaft vor das Forum der Menschlichkeit luden, ihre Zeitgenossen zum Abscheu gegen die Wildheiten der Justiz, gegen Tortur und Todesstrafe erzogen, milderen Gesetzen den Weg bereiteten — und sich typischerweise zugleich — durch Lehrschriften über Sprache und Stil, Abhandlungen über die Kunst des Schreibens einen Namen machten. Philanthropie und Schreibkunst als herrschende Passionen einer Seele: das hat etwas zu bedeuten; und auch dies ist bedeutsam, daß der Begriff der Barbarei den ganzen Vorstellungskomplex von Unkultur, Unwissenheit, Gemeinheit, Grausamkeit und Geschmackswidrigkeit umfaßt. Schön schreiben heißt beinahe schön denken, und von da ist nicht weit mehr zum schönen Handeln. Alle Sittigung — das ist billig festzustellen — alle sittliche Veredelung und Steigerung des Menschengeschlechtes entstammt dem Geiste der Literatur, und schon den Volkspädagogen der Alten galt das schöne Wort als der Erzeuger der guten Tat.

Dies alles ist beschwichtigend anzuführen, bevor man sich zu der Vermutung bekennt, daß allerdings im Worte der Ausgang und Urtrieb des Literaten zu erblicken sein möchte, — daß jene Abenteuerlust und Meisterschaft im Reiche des Ausdrucks, die vielleicht nicht nur die Miterscheinung oder Folge seiner „Klugheit", seines seelischen Wissens, sondern ihr Ursprung ist, möglicherweise auch der seiner „Liebe zur Tugend" sein könnte. Ja, das Wort, das da ist, das allen gehört, und das doch er nur auf eine souveräne und glänzende Weise zu handhaben versteht, es ist sein erstes Staunen, seine früheste Lust, sein kindischer Stolz, der Gegenstand seiner geheimen und unbelobten Übungen, der Quell seiner vagen und fremdartigen Überlegenheit, es ist sein Talent ... Aber jedem Talent ist das Streben nach den höchsten und günstigsten Entfaltungsbedingungen eingeboren und, von Natur etwas Niedriges, Spielerisches und äffisch Unterhaltsames, wird es, je stärker es sich fühlt, desto ehrgeiziger darauf bedacht sein, sich selber ernst, ja feierlich nehmen zu dürfen und seine Wirkungen ins Würdevolle und Gute zu erheben. Dies ist die Moralität des Talentes, welche in zahllosen Künstlerschicksalen und am bewunderungswürdigsten vielleicht in gewissen Einzelentwicklungen der literarischen Sphäre sich offenbart.

Digitized by Google

Der Literat ist also Moralist in doppeltem Sinne: er ist Seelenkundiger und Sittenrichter, und er ist beides aus Künstlertum. Sein Kunsttrieb macht ihn zum Psychologen, denn wo fände sein Talent, seine sprachliche Verwöhnung und Neugier köstlicheres Genüge, wo sein expressives Virtuosentum erlesenere, schwierigere, sublimere Aufgaben, als in den Wirrnissen des Menschenherzens? Es ist nicht so, daß er ausdrückte, nachdem er erlebt und erkannt hat. Dies ist eher noch die Art des Dichters. Der Literat drückt aus, indem er erlebt, er erlebt, indem er ausdrückt, und er erlebt, um auszudrücken.

Aber wiederum ist es sein Talent, dem seine ethische Leidenschaft entspringt. Die Reinheit und edle Haltung seines Stiles spiegelt sich (es ist wahrscheinlich nicht umgekehrt) in seiner Anschauung und Empfindung der menschlichen, gesellschaftlichen, staatlichen Dinge. Er ist radikal, weil Radikalismus ihm Reinheit, Edelmut und Tiefe bedeutet. Er verabscheut die Halbheit, die logische Feigheit, das Kompromiß; er lebt im Protest gegen die Verderbnis der Idee durch die Wirklichkeit. Sein Schönheitssinn, sein Künstleridealismus verleiht ihm die innere Gebärde der Generosität, mit welcher er das Ehrenhafte gegen das Nützliche beschützt. Es ist Montaigne, den ich hier anführe, und jene erstaunliche Abhandlung, worin er diese beiden Werte gegeneinander erwägt. In jeder Staatsverfassung, meint er, gebe es Dienste, die nützlich, ja notwendig und doch nicht nur gemein, sondern sogar lasterhaft seien, und wenn die gemeine Notdurft ihr wahres Gesicht verwische, so habe man doch eine solche Rolle zu spielen den Staatsbürgern zu überlassen, die mehr Nerv und weniger Furchtsamkeit haben. Das Gemeinwohl fordere, daß Verrat geübt und gelogen, daß Blut vergossen werde, aber „das Amt dazu", sagt er, „wollen wir Leuten abtreten, die gehorsamer und schmiegsamer sind." Als wer? Als er, der Literat, der zu nervös und furchtsam, zu widersetzlich und streng ist, um dem Nützlichen das Ehrenhafte zu opfern. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Über die Kunst / Von Ferdinand Hodler

Herr Ewald Bender, der diesen Aufsatz des großen Schweizer Malers aus dem französischen Manuskript übersetzte, schreibt dem März: „Ferdinand Hodler folgte im März 1897 einer Einladung der Société des Amis des Beaux-Arts von Fribourg (in der Schweiz) zu einem Vortrag über seine Kunst. Aus dem Referat der „Liberté" von Fribourg und einem späteren Manuskript über den Parallelismus ist diese Abhandlung zusammengestellt, die ich auf Wunsch des Künstlers übersetzte und mit seiner Erlaubnis hier veröffentliche. — Diese klaren und einfachen Worte eines Malers sind kostbar an sich; sie stimmen zur Ehrfurcht durch die Erinnerung an ein überragendes Werk. Vielleicht, daß sie aller Welt deutlicher machen werden, was den Wissenden nicht verborgen blieb: wie sehr Hodlers Kunst auf die reinen Erlebnisse des Auges gegründet ist. Freilich laufen bei ihm alle Sinnlichkeiten durch die Filter einer ungewöhnlichen Denkkraft."

s ist die Mission des Künstlers, dem Unvergänglichen der Natur Gestalt zu geben, ihre innere Schönheit zu enthüllen. Der Künstler kündet von der Natur, indem er die Dinge sichtbar macht; er heiligt die Formen des menschlichen Körpers. Er zeigt uns eine vergrößerte, eine vereinfachte Natur, befreit von allen Details, die nichts sagen. Er zeigt uns ein Werk nach den Maßen seiner Erfahrung, seines Herzens und seines Geistes.

Die Kunst: das ist der Gestus der Schönheit. Plato definiert, das Schöne sei der Abglanz des Wahren. Das will heißen: man tue die Augen auf und studiere die Natur.

Wenn der Künstler produziert, so borgt er die Elemente der Darstellung von einer Welt, die schon existiert und in deren Mitte er lebt. Die stärkste Phantasie wird genährt von der Natur, dieser unerschöpflichen Quelle der Belehrung. Sie ist es, die unsere Einbildungskraft stimuliert. Je mehr man in das Wesen der Natur eingedrungen ist, um so vollständiger ist das Erlebnis, das man wiedergeben kann. Je mehr Mittel des Ausdrucks man besitzt, um so besser gelingt die bildhafte Verständigung.

Digitized by Google

Man gibt seiner Liebe Gestalt: man zieht jene Figur einer anderen vor. Man reproduziert die Reize der Landschaft, in der man glücklich war.

Die Empfindung ist für den Maler jenes Moment, das sein Schaffen bestimmt. Es drängt ihn zu berichten von der Schönheit der Landschaft, der menschlichen Figur, des Stückchens Wirklichkeit, das ihn so lebhaft zu rühren vermochte.

Die Eindrücke, die wir von der Natur erhalten, hinterlassen in uns Spuren von wechselnder Tiefe und Dauer. Ihre Auswahl determiniert alle Charaktere des Werkes, das heißt: das Wesen, den Charakter des Malers.

Durch Auge und Gehirn werden uns die Schönheiten vermittelt, von denen wir umgeben sind, mit größerer oder geringerer Stärke, je nach dem Grade der rezeptiven Fähigkeiten des Einzelnen.

Vom Sehen.

Das gänzlich unerzogene Auge sieht nicht in derselben Art, wie das Auge des Geübten, Form und Farbe der Dinge. Es begreift nicht alle Werte der Erscheinung, jenen Rhythmus der Formen, der durch Bewegung, Stellung und Gestus erzeugt wird. Vor allem aber wird es dem Tempo der Bewegung nur mühsam folgen können. — Mag sein, daß man die Physiognomie eines Menschen wiedererkennt, so wird man doch die genauen Formen des Kopfes gänzlich vergessen haben. Man sieht einen Baum und weiß, das ist eine Platane oder dergleichen; dieser Baum ist groß oder klein. Aber das wird auch alles sein. Wer diesen Baum bildlich darstellen wollte, müßte die Proportionen jedes einzelnen Teiles begriffen haben. Und dann: die Proportionen eines Objektes zu erfassen, das sich von einer ebenen Fläche abhebt, wird einem unvorbereiteten Auge niemals gelingen. Es ist nicht leicht, jene besondere Rolle zu erkennen, die jedem Ding innerhalb der Ordnungen des Lebens zugeteilt ist.

Am besten wird das Auge geübt durch die Vergleichung der Formen untereinander, die aufmerksame Beobachtung einer Person, ihrer Physiognomie, der Farbe ihrer Kleidung und Umgebung. Man kann die Fähigkeiten des Auges nach zwei Seiten entwickeln: zu absoluter Zuverlässigkeit und zu künstlerischem Geschmack.

Digitized by Google

Sehen: das ist, die Verhältnismäßigkeit aller Erscheinung erkennen. Sehen: das ist Wissen.

Unsere Abhängigkeit von den wechselnden Verhältnissen, in denen uns die Dinge erscheinen, hindert die richtige Kenntnis der wirklichen Dimensionen, sogar die völlige Anschauung des Objekts, das wir doch nur von einer Seite erblicken. Es bleibt uns nichts übrig, als die Dinge im Ensemble der Erscheinung zu sehen, in ihrer Harmonie. Es würde auch nicht genügen, ein Objekt in seiner Realität zu schildern. Sondern es sind auch die optischen Bedingungen aufzudecken, die uns eine Linie vertikal erscheinen lassen und einen großen Menschen groß. Man hat behauptet, das Auge sei kein Organ von solcher Fähigkeit, daß es, ohne vorausgegangene Übung, z. B. das Abbild eines Menschen wiedergeben könne. Sonst wäre ja jeder imstande, auf den ersten Schlag ein genaues Porträt zu machen. Doch selbst ein geübtes Auge ist unzuverlässig in bezug auf die Größenverhältnisse.

Von einem Menschen mit geübtem Auge sagt man, er habe den Kompaß im Auge. Aber man muß ihn auch in der Hand haben, wie Michel Angelo, Lionardo und Dürer. Diese drei waren im Besitz einer reiferen Anschauung als die Masse der Sterblichen. Ich nenne sie, die durch die Form eine wahrhafte Macht des Ausdrucks erreicht haben.

Was aber sieht das geübte Auge? Es erfaßt mit einem einzigen Blick nicht nur die Realität des Objekts, sondern auch das Ensemble der Linien, den Charakter der Proportionen. Es erkennt die räumlichen Beziehungen der Dinge untereinander, und es sieht die Wirkungen des Lichts.

Es gibt Maler, die infolge der Bildung ihres Auges eine besondere Art der Farbenanschauung entwickeln, ja sogar einen eigentümlichen Reiz. Doch wenn dieses das einzige Verdienst des Werkes wäre, so müßte man es ein untergeordnetes nennen. Es gibt kein wirkliches Kunstwerk, das nicht im Intellekt und in der Empfindung seinen Ursprung hätte. Das ist die höhere Wahrnehmung.

Das Talent besitzt ein Gefühl für Harmonie, das es zunächst nicht mitteilen kann. Man muß mit offenen Augen die Dinge ansehen, von denen man entzückt war. Dann bedarf es nur einer Gelegenheit, um diese Harmonie in eine Formel zu übersetzen, die den anderen verständlich ist.

Digitized by Google

Wenn der Künstler sich nicht damit begnügt, eine Anekdote zu erzählen, wenn er vielmehr höhere künstlerische Absichten hat, so kann er seine Bemühungen konzentrieren auf die Form, die Farbe oder auf die Erscheinungen von Licht und Schatten.

In der Natur sind diese drei Elemente vereinigt, aber auf dem einen oder anderen liegt ein stärkerer Akzent. Wer auf die Form leichter reagiert, ordnet ihr die Farbe unter, und umgekehrt wie Tizian und Giorgione. Die reinen Koloristen legen ganz logisch eine Komposition nach den Forderungen der Farbe an. Sie stellen eine Figur in Licht oder Schatten, nicht aus Gründen der Form, sondern um gewisse Effekte der Färbung zu erzielen.

Die Form.

Welches auch immer das Ziel ist, das der Maler erreichen will, er kann es nicht ohne die Form; sie ist eine unumgängliche Forderung. Man kann sich nicht ausdrücken, und nichts ist sichtbar ohne sie. Man kann sagen, daß sie zu vier Fünfteln die Ähnlichkeit bedingt, die äußere Gestalt der Körper, den Raum, die inneren Zustände der Seele, und dies ohne jede Hilfe der Farbe. Es genügt, sich Zeichnungen, Gravüren, Photographien daraufhin anzusehen.

Die Form ist allen Künsten gemeinsam, die das Runde erstreben: der Plastik, der Architektur, der Malerei. Sie ist das ausdrucksfähigste Element; sie hat wie die Farbe einen verlockenden Reiz. Die gerade Linie, das Viereck, der Kreis sind Figuren voller Ausdruck.

Wir sind auch fast besser imstande, die Form wiederzugeben als etwa die Farbe. Denn unsere Ausdrucksmittel entsprechen mehr dem Element, das wir darstellen sollen. Die Form ist in der Malerei auch weniger der Täuschung unterworfen, als die Farbe. Sie ist der äußere Ausdruck eines Körpers, der Ausdruck seiner Oberflächen.

Aus all dem geht die Bedeutung der Zeichnung hervor, deren Aufgabe es ist, die äußere Gestalt der Dinge vorzuführen. Die Mittel, über die der Zeichner verfügt, um die Form wiederzugeben, sind der Strich und die ebene Fläche. Der Strich für sich allein drückt die Unendlichkeit aus.

Die Form eines jeden Gegenstandes, wie er sich uns darstellt, besteht aus einem äußeren Umriß und aus inneren Formen. Das ist eine Folge

Digitized by Google

unserer Art zu sehen. Denn in Wirklichkeit sind alle Flächen des Körpers äußere. Der Umriß gibt nicht nur die Ausdehnung und die Hebungen und Senkungen eines Körpers wieder, er hat auch noch einen schmückenden, architektonischen Charakter, dadurch, daß er einen Körper von dem benachbarten klar abhebt. Und vor allem, weil sie diesen ornamentalen Charakter des Umrisses betonten, erklären sich die Wirkungen gewisser Meister.

Der Umriß des menschlichen Körpers hängt ab von den Bewegungen; er ist an sich selbst ein Element der Schönheit. Diese doppelte Bemühung, einerseits die Logik der Bewegung auszudrücken, andererseits auf die Schönheit, den Charakter des Umrisses hinzuweisen, erzeugt fast immer bei dem Künstler ein langes Ringen.

Man gesteht dem Umriß seine schöne Rolle heute willig zu, und dadurch wird er in der Tat ornamental. Man kann sagen, daß die dekorative Kunst mehr und mehr den Charakter des Ornamentes annimmt.

Alle Meister aber haben das gemeinsame Bestreben gehabt, die Gestalt klar loszulösen aus ihrer Umgebung, die Schönheit der Linie im Umriß zu suchen; sie stellten lange Linien kurzen entgegen, studierten Bewegungen und Verhältnisse des menschlichen Körpers und entdeckten ihren Rhythmus.

Wie aber sehen wir die Dinge? Als Gegensatz von Hell und Dunkel, von Licht und Schatten, als Verschiedenheit von Farben. Und endlich noch insofern, als sich die Körper linear voneinander abheben.

Alle Körper mit glatter Oberfläche haben einen sehr klaren Umriß. Wenn man unter dem Vorwand, ihn zu verschönen, dem Umriß seinen Charakter nimmt, ihn schwächt und verwischt, und das zum Schaden der Rundmodellierung, die dadurch flau und verblasen wird, so macht man ein falsches Werk, und vor allem, wenn die Beleuchtungsverhältnisse Genauigkeit erfordern.

Diese Art, zu mildern, wo es nicht nötig erscheint, ist im höchsten Grade langweilig. Derlei verrät übrigens auch eine unkorrekte Zeichnung, eine banale Anschauung, den Kitsch. Solche Leute bilden sich ein, daß mildern verschönen heiße.

Doch wenn die klare Kontur ihre Schönheit hat, so sind darum die Abstufungen der Farbe nicht weniger schön. Sollen sich aber die weichen Konturen rechtfertigen, so muß man sein Modell in ein bestimmtes Licht stellen oder in den Halbschatten, wie Carrière oder Tizian.

Digitized by Google

Man gebraucht und mißbraucht dieses mildernde Verfahren, denn das Publikum neigt dazu, diese Dinge zu lieben. So habe ich mir von einem Photographen sagen lassen, daß viele Damen weiche und verwischte Porträts lieben, die sie nie weich genug bekommen könnten. Und es sei nicht so sehr die äußere Kontur, die sie geschwächt zu sehen wünschten, als vielmehr die Modellierung des Gesichts. Ich für mein Teil kenne nichts Schöneres, als gewisse Frauenporträts der primitiven Italiener, deren Konturen von einer bewundernswerten Klarheit sind.

Ein Aufsatz Hodlers, der von der Farbe und vom Parallelismus handelt, folgt im nächsten Heft.

Neuer Anfang / Ferruccio Busoni

Plötzlich, eines Tages, schien es mir klar geworden: daß die Entfaltung der Tonkunst an unseren Musikinstrumenten scheitert. Die Entfaltung des Komponisten an dem Studium der Partituren. Wenn „Schaffen", wie ich es definierte, ein „Formen aus dem Nichts" bedeuten soll (und es kann nichts anderes bedeuten); — wenn Musik — (dieses habe ich ebenfalls ausgesprochen) — zur „Originalität", nämlich zu ihrem eigenen reinen Wesen zurückstreben soll; (ein „Zurück", das das eigentliche „Vorwärts" sein muß) — wenn sie Konventionen und Formeln wie ein verbrauchtes Gewand ablegen und in schöner Nacktheit prangen soll; — diesem Drange stehen die musikalischen Werkzeuge zunächst im Wege. Die Instrumente sind an ihrem Umfange, ihrer Klangart und ihren Ausführungsmöglichkeiten fest gekettet und ihre hundert Ketten müssen den Schaffen-Wollenden mitfesseln.

Vergeblich wird jeder freie Flugversuch des Komponisten sein; in den allerneuesten Partituren und noch in solchen der nächsten Zukunft werden wir immer wieder auf die Eigentümlichkeiten der Klarinetten, Posaunen und Geigen stoßen; die eben nicht anders sich gebärden können, als es in ihrer Beschränkung liegt*); dazu gesellt sich die Manieriertheit der Instru-

*) Und das ist das Siegreiche in Beethoven, daß er von allen „modernen" Tondichtern, am wenigsten den Forderungen der Instrumente nachgab. Hingegen ist es nicht zu leugnen, daß Wagner einen „Posaunensatz" geprägt hat, der — seit ihm — in den Partituren ständige Wohnung nahm.

Digitized by Google

mentalisten in der Behandlung ihres Instrumentes; der vibrierende Überschwang des Violoncells, der zögernde Ansatz des Hornes, die befangene Kurzatmigkeit der Oboe, die prahlhafte Geläufigkeit der Klarinette; derart, daß in einem neuen und selbständigeren Werke notgedrungen immer wieder dasselbe Klangbild sich zusammenformt und daß der unabhängigste Komponist in all dieses Unabänderliche hinein- und hinabgezogen wird.

Vielleicht, daß noch nicht alle Möglichkeiten innerhalb dieser Grenzen ausgebeutet wurden — die polyphone Harmonik dürfte noch manches Klang-Phänomenon erzeugen können — aber die Erschöpftheit wartet sicher am Ende einer Bahn, deren längste Strecke bereits zurückgelegt ist. Wohin wenden wir dann unsern Blick, nach welcher Richtung führt der nächste Schritt?

Ich meine, zum abstrakten Klange, zur hinderlosen Technik, zur tonlichen Unabgegrenztheit. Dahin müssen alle Bemühungen zielen, daß ein neuer Anfang jungfräulich erstehe.

Der zum Schaffen Geborene wird zuerst die negative, die verantwortlichgroße Aufgabe haben, von allem Gelernten, Gehörten und Scheinbar-Musikalischen sich zu befreien; um, nach der vollendeten Räumung, eine inbrünstig-asketische Gesammeltheit in sich zu beschwören, die ihn befähigt, den inneren Klang zu erlauschen und zur weiteren Stufe zu gelangen, diesen auch den Menschen mitzuteilen. Diesen Giotto eines musikalischen Binascimento wird die Weihe der legendarischen Persönlichkeit krönen. Der ersten Offenbarung wird sodann eine Epoche religiöser Musikgeschäftigkeit folgen, daran kein Zunftwesen ein Teil haben kann, insofern, als die Berufenen und Eingeweihten unverkennbar, und nur diese die Vollbringenden sein werden. An diesem Zeitpunkt leuchtet die vollste Blüte, vielleicht die erste in der Musikgeschichte der Menschheit. Ich sehe auch, wie die Dekadenz beginnt und die reinen Begriffe sich verwirren und wie der Orden entweiht wird . . . . . .

Es ist das Schicksal der Späteren, und wir — heute — sind ihnen ähnlich; wie die Kindheit dem Greisenalter.

Digitized by Google

Große Stadt / Von Ernſt Blaß

Die bunten Lichter ſind ſchon angeſteckt.
War dieſer Tag denn grau und voll von Qualen?
Es ſtehen Mädchen an den Hausportalen.
Vom Hute iſt ihr Angeſicht bedeckt.

Und ein des Tages grauſames Gebäude
Schwimmt auf mich zu als ſei's ein großer Schwan.
In ſüßem Sonnenaufgang regt ſich Freude.
Durch Schleier ziehn Gefährte ihre Bahn.

Im dunklen Samt des hohen Himmels ſchimmern
Die Abendſterne, die man nicht erlangt.
Durch Schmutz der Straße und durch farbig Flimmern
Nahn Wunderdirnen, ſchneeig und erkrankt.

Seht Menſchen, die ſich ſachlich ſchwarz bewegen!
Die Läden glühn in fleiß'ger Frömmigkeit.
Die Stadt iſt mir oft wertvoll grad deswegen,
Weil ſie im Grund unfeſtlich, ungeweiht.

Wenn Influenza um die Ecken braut,
Werfen Etagen ſich im Nebelfieber.
Dann wieder hochpoetiſch hingebaut
Stehn Häuſer, und Vergangnes klingt herüber.

Wo aber einſt dein Mund ſich meinem beute
Von Herzlichkeit dann ſprechend unentwegt —
Die ganze Gegend dieſer Stadt iſt heute
Für mich ſehr heftig pathogen belegt.

Digitized by Google

Hochzeitsreise / Von Catherina Godwin

Bunte Streifen der Felder wandten sich in rascher Flucht — Telegraphendrähte stiegen, fielen — eilend jagte der Zug durch die sonnenflimmernde Landschaft.

Weit blaute der leuchtende Himmel Italiens.

Spielende Lichter glitten über den Strauß vielfarbiger Rosen, der auf Lyzzies weißem Kleide ruhte. Sie band langsam Blüten und Knospen auseinander — die schon ein wenig ermattet an hohen Stielen sich neigten — und breitete deren duftende Fülle vor sich auf dem seidenen Shawle aus.

Unverwandt fühlte sie Achims zärtliche Blicke auf sich ruhen.

Ihr schien es, als trüge der Zug in fliehender Hast, sie fern und ferner von ihrem vergangenen Geschick, unaufhaltsam einer neuen, gemeinsamen, sonnendurchleuchteten Zukunft entgegen.

Ein niegekanntes, wundersames Glücksempfinden berauschte sie, ein jubelndes Dahinfliegen in den heißen blühenden Tag hinein! —

Ihre Gedanken zogen dem Zuge voraus und malten am flimmernden Horizonte, heitere Traumbilder kommenden Glücks.

Fern tauchte ein unendlicher Friede auf, der die Erfüllung und Erlösung aller ruheloser Gefühle und wandernder Wünsche barg.

— Du — sagte Lyzzie leise.

Wortlos neigte er sich; seine Hand faßte nach der ihren, die in den buntfarbenen Rosen ruhte.

Die junge Frau lehnte sich still zurück, erfüllt von dem frohen Erkennen heimatvollen Geborgenseins; alles Alltägliche versank um sie vor der Macht des Zusammengehörigkeitsgefühls, das sie durchströmte.

Ihr war es, als umschlösse sie diese weiße Hand schützend vor dem Kampfe des Lebens, der irgendwo da draußen, sie nun nicht mehr erreichen konnte.

Grell beleuchtete Felder flogen vorüber — Dörfer mit kleinen geduckten Häusern — Kinder winkten dem Zuge entgegen. — Grasbewachsene hügelige Abhänge, versengt und gedörrt von der drückenden Hitze — weite sandige gelbe Flächen, blendend im prallen Sonnenlicht.

Langsamer ging die Fahrt, allmählich ansteigend, an steilen Felsblöcken, bedeckt von niedrigem Gestrüpp, vorbei.

Schrill pfiff die Lokomotive.

Polternd rollte die Maschine auf ein neues Geleise.

Lyzzie raffte den Seidenschal mit den Rosen zusammen und lehnte sich zu dem weitgeöffneten Coupéfenster hinaus.

Strahlend fiel das Licht über sie und die bunten Blumen.

Digitized by Google

Ganz langsam kreiste jetzt der Zug um eine scharfe Biegung.

Ein ferner schattenloser Steinbruch öffnete sich jäh dem Blick. Zwischen zerrissenen Rauchwolken und sonnengetränktem Staub sah Lyzzie viele viele Arbeiter — steinbeladen — mit Schubkarren voller Geröll — an Felswänden und Schienen hämmernd — braune verbrannte Gestalten, gegen das braune, Hitze reflektierende Gestein.

Manche wandten sich und sahen nach dem Zuge.

Und Einer, der ganz nahe stand, wies auf sie, die im hellen Kleide, die Rosen im Arm, mit goldflimmerndem Haare vorüberglitt. Und er streckte den Arm aus, der den eisernen Hammer hielt und rief laut:

— ah! la belle signora! —

und ein anderer antwortete: la belle signora! — und der ganze Schacht belebte sich plötzlich, braune sehnige Arme reckten sich, winkten von nah und fern, aus Hunderten von Kehlen rief es laut und freudig:

la bella! — la bella signora! — viva la bella signora!!

Lyzzie lächelte.

War dies nicht ein Zaubermärchen?

Volk stand nnten. Volk, arbeitend, in Staub und Schweiß, in zerfetzter Kleidung — halbnackte Körper unter der sengenden Mittagsglut — Volk jubelte ihr entgegen, brachte ihr Ovation, ihr der Strahlenden und ihrem Glücke — ihr der Königin!

Und sie faßte die bunten Blüten, sie streute sie hinüber zu den jubelnden Stimmen — hinein in die rauhen Arbeitshände, die sich ihr freudig entgegenhoben.

— Viva la bella! — la bella signora! — schrill pfiff die Lokomotive.

Schneller und schneller drehten sich die Räder — nur noch eine Wolke brauner Männer, braunes Gestein — Rauch — ein Verhallen —

Kahle steinerne Wände jagten vorbei.

Lyzzie trat vom Fenster zurück, die Sensation eines seltsam schönen Spontanerlebnisses im Gefühl. Sie lehnte sich leise gegen ihren Gatten, der dicht hinter ihr stand.

Er wandte sich brüsk von ihr fort.

Aufschauend gewahrte sie sein verstörtes blasses Gesicht.

— Wie kannst du — sagte er erregt und preßte ihr Handgelenk — meine Blumen so hinausschleudern unter all die Männer! —

Entfremdet irrten ihre Blicke nach ihm ohne alles Begreifen.

— Der ganze Zug ist aufmerksam geworden — so etwas tut eine Dame nicht! — und noch dein Lachen dabei . . . dies Lachen — wie eine Dirne —

Ein paar Leute gingen auf dem schmalen Korridor vorüber und spähten neugierig ins Coupé.

Digitized by Google

Endlos sandige Flächen blendeten draußen weit und breit.

Was war denn nur geschehen? Die Maschine hämmerte immer im Takt: — wie — eine — Dirne —

Was war denn nur geschehen?

War sie nicht freudetrunken der Zukunft entgegengeflogen — unendlichen Reichtum im Gefühl, alle Gedanken bei ihm — mit ihm — einem gemeinsamen Lebensziele zu?

Und sie zog vorbei, geschützt, gepflegt, behütet — an denen, die dort arbeiteten, stumpf, unter dem eintönigen Joch — Tag für Tag — und die sich besinnend, plötzlich sie erkannten — sie, das Weib, sonnig und schön — und ihr zujauchzten, gleich einer lichten Vision, die flüchtig auftauchte und entschwand.

Waren es Männer gewesen? viele Männer? Nein, es war der Mann — wie ein Symbol — der Mann, der sie rief aus der Ebene — der Mann, der in Sehnsucht die Arme nach ihr hob, der für sie arbeitete, damit sie zart und fein und schön bliebe für ihn —

Und er, Achim — er war der Mann — er war der eine, dem alle Freude der Minute galt — warum begriff er nicht den Reichtum, den er ihr selbst geschenkt? Warum begriff er nicht, daß sie die Blumen hinauswarf — irgend etwas gebend aus der Überfülle ihres heimlichen Glücks?

War es möglich, daß er sie beschimpfte in diesem Augenblick?

Stand er ihr denn so fern?

Die Maschine hämmerte immer im Takt: — wie — eine Dirne —

Warum überlegte er so nüchtern jetzt, was ladylike ist, was wohl der Herr im Nebencoupé denken könne und die Leute im Speisewagen —

Hatte sie selbst in ihrem Glücksrausch auch noch Zeit gehabt zu konstatieren, daß sie die Frau eines korrekten Herrn in sozialer Stellung sei, eine Dame der Gesellschaft — in einem D-Zuge — mit einem Rundreisebillett erster Klasse —? —

Achim lehnte matt und schweigend gegen das rote Sammetpolster.

Er sah aus wie einer, dem eine Illusion zerbrach und der unruhig voller Skepsis der Zukunft entgegenblickt.

Schräg über seinem Kopfe war ein Schild angebracht:

— Vietato di sputare nel wagone —

— Verboten auf den Boden zu spucken —

Die junge Frau las es zum fünften Male.

Eine Fliege kroch am Fenster, fiel herunter — kroch wieder in die Höhe — fiel herunter — flog dann aufbrummend nach Achim hin; er schlug danach, sie krümmte sich und fiel zu Boden.

Endlose sandige Flächen blendeten weit und breit.

Lyzzie beobachtete, wie die beiden ledernen Handtaschen und die große runde Hutschachtel unruhig in dem Netze zitterten.

Digitized by Google

— Vietato di sputare nel wagone —
— Verboten auf den Boden zu spucken —
Achim starrte an Lyzzie vorbei.
Etwas in ihrem Gefühl strebte zu ihm — neigte sich — floh wieder zurück.
Die Sonne brannte maßlos heiß.
Hämmernd hörte sie das Geräusch der Maschine in ihren Schläfen, hämmernd in ihren Pulsen, hämmernd in ihren Nerven.
Es war, als flüchte der Zug fort, — fort von dem Glücke — fort von der Gemeinsamkeit — fort ins Sinnlose.
Leise schloß sie halb die Augen.
— Eine ferne blendende Steinschlucht öffnete sich — Männerarme — viele viele braune Arme reckten sich nach ihr — Stimmen riefen — sie sah auf Achims weiße Hände — es war als stießen sie diese Hände — fort von sich — fort unter die Masse der rohen braunen Hände, die gierig nach ihr griffen, um sie unter sich zu teilen. —
Eine hilflose Einsamkeit kroch in ihr empor.
Sie schaute hinaus in die Ferne.
Irgendwo irrten ihre Gedanken, ziellos hastend, heimatlos ins Ungewisse.
Bunte Streifen der Felder wandten sich in rascher Flucht — Telegraphendrähte stiegen, fielen, eilend jagte der Zug durch die sonnenflimmernde Landschaft.
Weit blaute der leuchtende Himmel Italiens.

Ein Mann spricht zum Volk: Jaurès

Von René Schickele

Der große Saal der Sociétés Savantes, Rue Danton, nahe dem Studentenboulevard Saint-Michel.

Wir hatten eine Garderobe passiert. Dann kam, mit Palmen und Spiegeln, ein Vestibül, das zwei anmutig gebogene Treppen einrahmten. Sie führten auf einen Balkon, der, groß wie ein guter Tanzboden, in seiner ganzen viereckigen Breite in den Saal hineinragte. An den Wänden schimmerten wiederum breite Spiegel.

Die Rednertribüne war in die hintere Wand eingelassen. Man betrat sie durch eine Kulissentür. Der Saal leuchtete mit allen seinen Spiegeln, und das schöne Leuchten, der Theaterglanz, der den Menschen ein fieberisches Aussehn verleiht, war, auf einer Unmasse heller Gesichter, der Bühne zugewandt. Der Saal schien für Bühnenaufführungen eingerichtet. Vielleicht spielte man auch wirklich Theater dort hinten, auf der runden Bühne, nur, daß wir nie davon erfuhren. Wir kamen her, wenn das Volk aufgereizt wurde. Einmal

Digitized by Google

präsidierte ein Erzbischof, und blasse Kommis mit blauen Kreuzen am Knopfloch hielten Torwacht. Das andremal entlud sich Jaurès in den akademischen Gewittern seiner Beredsamkeit, die wie Essenglut über kantige Proletariergesichter hinleuchtete. Oder der Syndikalistenhäuptling Yvetot sprach zu den Erdarbeitern, die mit den Händen in den breiten Samthosen dastanden, wahrhafte Legionäre der Revolution. Sie waren prachtvoll anzusehn, wenn die Empörung die Muskeln ihrer harten Gesichter spannte und ihre Augen die waghalsigen Entschlüsse spiegelten.

Palmen im Vestibül. Große Spiegel, zitternd vor unreinem Flitterlicht. Fanden hier nicht „weiße Bälle" statt? Hoben nicht fünfzehnjährige Mädchen vor den Spiegeln die gestreckten Hände zu den Haaren, während ihre Augen schielten? Da war Jaurès! Ein massiger Körper, darauf ein viereckiger Schädel. Er setzte sich an den Tisch auf der kleinen Bühne und wischte den Schweiß aus dem roten Gesicht. Dann zupfte er nervös und mechanisch im krausen Rothaar, die kleinen Augen lächelten gutmütig die Menge an.

Auf der Bühne waren vierzig oder fünfzig Menschen versammelt. Sie parlamentierten heftig, drängelten durcheinander, schoben Menschen vor und andre zurück, und schließlich geschah etwas, was nach einer gemeinsamen Anstrengung aussah. Aus dem Knäuel lösten sich, während die andern vor und neben ihnen sich vorsichtig zurückwandten, drei Männer. Zwei ließen sich am Tisch nieder, der dritte blieb stehn und gab zu erkennen, daß er sprechen wollte. Das „Bureau" war „gebildet". Der Mann dort oben stellte sich als Versammlungsleiter vor und stotterte eine Einleitung, auf die niemand hörte. „Die sozialistische Schule..." „Der Professor Jaurès . . ."

Jaurès erhob sich. Er sagte, die kollektivistischen Studenten hätten ihn gebeten, die Kurse ihrer Schule mit einem Vortrag zu eröffnen. Obwohl er sehr müde sei . . . Aber dieser Gedanke, eine sozialistische Schule zu gründen, schiene ihm ausgezeichnet. Er entwickelte ein Arbeitsprogramm. Die Schule sollte für die Partei das nötige Material sammeln. Korrespondenten überall! Wenn in Ungarn ein Streik ausbrach, wenn aus Schweden die Kunde von einer Katastrophe kam, wenn in England große politische Kämpfe angingen, dann sollte die sozialistische Schule in der Lage sein, das Material zur Beurteilung der Geschehnisse zu liefern. Statistiken, Quellenstudien, alle wissenschaftlichen Auskünfte, deren der Propagandist bedurfte. Die Schule versah die kämpfende Partei mit dem Rüstzeug der Weltaktualität, lieferte es ihr sozusagen fertig zum Gebrauch, sie holte aus den Weltereignissen täglich erneuerte, wissenschaftliche Argumente, unterhielt ein Kampfarchiv, aus dem die schöpften, die im verzehrenden Getrieb des tätigen Lebens keine Zeit zu einem so vertieften und allgegenwärtigen Studium fanden. Zugleich erzog die Schule — das war ihre andre Aufgabe — in geduldiger Arbeit die „Militanten", die Führer von morgen. Also, eine Parteiuniversität . . .

Digitized by Google

Jaurès war eine Trompete. Sie schmetterte mit meridionalem Klang. Ihr Ton war weich, wie golden. Sie konnte zögern, sie konnte stocken, sie wurde spielerisch, sie brach jäh ab und verlor nie, in keiner Sekunde, ihre warme Sonorität, das Strömende, Leuchtende einer südlichen Musik. Beim ersten Satz war man verwundert, einen großen Redner mit starkem Akzent sprechen zu hören. Beim zehnten Satz horchte man hin, wie nach dem ganz persönlichen Reiz der Stimme, wie nach ihrer innersten Musik.

Die Gebärden waren voll, wie die Stimme, und noch in der größten Aufregung von einer dumpf dröhnenden Getragenheit. Sie zerflatterten nicht, und keine Leidenschaft machte sie irr. Sie entwickelten Gedanken von großartiger Allgemeinheit, und manchmal zitterte so ein Gedanke auf der Gebärde wie ein Zug auf einer weitgespannten Brücke. Der ganze Mensch und sein Wort und seine Gebärden hatten das weitschattende Schweben, das lastende, aber so mühelose Getragensein großer Vögel, den gewaltig beschwingten Flug schwerer Körper.

Balzac und Victor Hugo waren von diesem Schlag. Große Esser, die Hufeisen verdauten, Maschinen, die, wenn sie sich in Bewegung setzten, die Umgebung mit ihrer Aktivität zu betäuben drohten, ein sehr gallisches Geschlecht, dem Rabelais ein prähistorisches Denkmal gesetzt hat.

Seht ihn an, wie er dasteht: Jaurès. Seine Dickleibigkeit regieren unermüdliche Muskeln. Die Schultern sind breit wie die Schultern eines Steinriesen unter einem Berliner Balkon. Fast kein Hals. Gleich sitzt der Kopf auf den Schultern, breit in den Kiefern, vollbackig, und dann verjüngt er sich den Schläfen zu: kleinen, blanken Schläfen zu seiten einer geraden, nicht großen, aber scharfgezeichneten Stirn. Der massige, undeutliche Körper gebiert diese klare Stirn, die unter der kurzgeschnittenen Bürste rötlicher Haare fast niedlich wirkt. Das ist der „Spender" der großen Maschine, diese Stirn! Das ist die Stelle, wo in einen plumpen, fast plebejischen Körper, den Körper eines von den Geschäften zurückgezogenen Fleischermeisters das Genie einschlug.

Jetzt, da Jaurès spricht, scheint die breite Gestalt zu dröhnen. Die Hände schieben Kulissen. Sie ziehen pathetische Landschaften herauf, kleine witzige Interieurs, eine Bauernkilbe. Darin bewegen sich die Gedanken wie Menschen, sie schreiten aus, machen wilde Gebärden, stellen lebende Bilder, sehen uns einen Augenblick in die Augen und ratsch! — flimmern sie fort', und eine andre Szene wackelt wie ein Stück Leinwand, bevor sie wie das Leben selber glüht. Jaurès hat die Gabe der gestaltenden Rede. Vielleicht ist die Gestaltung künstlerisch nicht sehr wertvoll. Aber sie ist sicher, rasch und abwechslungsreich — von der Präzision eines gut geschmierten Kinematographen. Ja, manchmal, in den Augenblicken der Ekstase, erscheint einem der ganze Jaurès fast wie ein Triumph der modernen Technik, ein männliches Seitenstück zur „neuen Eva", die Villiers de l'Isle-Adam von Edison bauen ließ . . .

Digitized by Google

Der Apparat schwitzt in Strömen. Von Zeit zu Zeit zieht er ein rotes Taschentuch vom Umfang eines Kinderbettlakens hervor und fährt sich damit gewaltig übers Gesicht und dreimal um den Kopf. Die Überschwemmungen seiner Poren stören ihn nicht. Höchstens wickelt er sich, bei ganz großen Anlässen, in wollene Halstücher ein. Er spricht vier, fünf Stunden, ohne zu ermüden. Man hat ausgerechnet, daß, wenn jeder Abgeordnete soviel spräche wie Jaurès, die jetzige Kammer statt der vier Jahre ihrer gesetzlichen Dauer über dreißig Jahre brauchte, um mit ihrer Arbeit fertig zu werden; daß die Reden, die Jaurès in derselben Kammer gehalten hat, im Druck des „Journal Officiel" aneinandergesetzt, den Mont-Blanc um 700 Meter überragten. Aber er spricht noch viel mehr in Volksversammlungen, er verfaßt Werke von 1200 Seiten und leitet die „Humanité", für die er außerdem täglich einen Artikel schreibt.

Volksversammlungen und Kammersitzungen haben ein Ende, die Ausdauer von Jaurès scheint grenzenlos. Er spricht, solange er Menschen um sich hat, auch während er Zeitungen liest, auch während er ißt. Und er ist sicher ein großer Schnarcher.

Wir waren tausend Menschen in dem verwitterten Rokokosaal. Die Spiegel leuchteten in schwerflüssigen Tabakwolken, die sich leise, wie vom Atem der Menschen, bewegten. Die Gesichter glichen Masken; ob sie fasziniert nach der Bühne starrten, ob sie abgewandt zu Boden blickten oder einsam in der Luft standen. Sie schienen bereit, in eine letzte Grimasse auszubrechen. Das eine Gesicht schien auf das Entsetzen zu warten, das andre war dafür bestimmt, von der Raserei gesprengt zu werden. Mein Nachbar, ein starker, geschmeidiger Arbeiter, schwankte, als ob er vor einer Ohnmacht stände. Sein intelligentes Gesicht stand weit offen. Hinter der braunen Haut schwamm Blässe, die Augen brannten feucht. Ein Dionys. Andere waren Statuen der Entschlossenheit, und dort hielt mir einer ein dumpf verzehrtes Gesicht hin, in dem die Muskeln zitterten. Er war gut gekleidet, in der rechten Hand hielt er seine Glacéhandschuhe zusammengeknäuelt. Jedesmal, wenn ein feindlicher Zwischenruf aufflog, nickte er nervös und murmelte die beliebtesten Schlagworte Gustave Hervés. Wenn man im Tumult, der entstand, in seiner Nähe gegen den Mann des Zwischenrufs Partei nahm, verteidigte er ihn mit zuckender Entschlossenheit. „Das ist Parlamentarismus!" sagte er. „Was haben die Quinze-Mille für die Arbeiter getan?!" (Die Quinze-Mille sind die Parlamentarier, so genannt, seitdem sie ihre jährliche Entschädigung auf 15000 Franken erhöht haben.) Er legte bescheiden und wie eingehüllt von einer Atmosphäre dumpfen Wehs einen ganz seltsamen Fanatismus an den Tag. In ihm traf ich den Neurastheniker im Klassenkampf.

Es ging weiter. Jaurès redete. Aber bei jedem Zwischenruf, beim geringsten Geräusch, das er nicht sofort begriff, stockte der Mechanismus, und die ganze

Digitized by Google

Maschine stand still. Meistens gelang es ihm nicht zu ermitteln, was mit der Störung gemeint war. Er gab sein Bedauern zu erkennen und fuhr in seiner Rede fort. Hatte er aber verstanden, so antwortete er. Das Argument mochte kommen, woher es wollte, es mochte gut sein oder schlecht, Jaurès antwortete. Immerhin gab es keine Antwort, die nicht sehr bald zu dem gerade behandelten Thema überleitete, und die nicht — was das große Geheimnis des Redners blieb — gerade dort an die Ausführung anschloß, wo sie durch den Zwischenruf unterbrochen worden war. Man werfe zwei Worte hin, und Jaurès wird sie durch eine Brücke, und wäre es ein Regenbogen, verbinden. Soviel Worte, soviel Übergänge. Jaurès ist ein Herkules der Gedankenverbindung.

Leider brauchte er zu seinen Kunststücken viel Zeit. Er bewegte sich nicht wie ein Fechter, sondern wie ein Armeekorps. Er benötigte den weitesten Raum für die Entwicklung seiner Kräfte, er konnte nur mit geschlossener Front angreifen. Unterdessen spielten die Militärkapellen, und das machte, daß man die Langsamkeit der Bewegungen nicht merkte. Auf dem Manöverfeld einer Volksversammlung ist Jaurès kaum zu übertreffen. Er hat eine volkstümliche Einbildungskraft, er hat sogar Poesie. Manche seiner Bilder könnten von Victor Hugo sein. Und dann sein Humor! Nichts Reizenderes, als wenn Jaurès Gegner veralbert. Der Gegner ist der erste, der mitlacht. Jaurès kann auch böse sein. O dann bricht ein Funkeln aus den gutmütigen Elefantenaugen, die trauliche Masse des Körpers wird eine finstere Gewalt, die Trompete seines Organs schmettert inmitten von Zusammenbrüchen!

Er hatte geendet. Man klatschte. Erregte Mädchen winkten mit dem Taschentuch. Die einen waren tiefernst und schön. Die andern lächelten. Leidenschaftliche und Schwärmerinnen. Aber die starken Männer gröhlten. Noch einmal. Und — noch einmal!

Während die Internationale angestimmt wurde, verschwand der aufwärts gewölbte Rücken und der strotzende Nacken durch die Kulissentür. Das letzte, was man von ihm sah, war ein Zipfel des roten Lakens, womit er sich abtrocknete.

Wir ließen uns von der Menge auf die Straße tragen. Im Vestibül waren die Spiegel sommerlich angehaucht vom Widerschein der Palmen. Viele Gesichter erkannten sich und waren erstaunt über ihren ungewohnten Ausdruck.

An den Intendanten des Münchener Hoftheaters

Von Wilhelm Herzog

Sehr geehrter Herr Baron,

als Sie vor zwei Monaten auf einen so verantwortungsvollen Posten berufen wurden, hörte ich Künstler, Literaten und Schauspieler lebhaft darüber diskutieren, welche Aussichten sich durch Ihre Berufung dem Hoftheater wohl er-

Digitized by Google

öffneten, wie Sie aufräumen oder wie Sie alles beim Alten lassen würden. Aus dem Hin und Her der Meinungen und Vorurteile blieb mir nur diese Erkenntnis: Sie werden es nicht leicht haben. Leichter schon die, die ihre Forderungen — demütig oder mit imperativischem Zeigefinger — an Sie richten werden.

Sie werden Dichter, Kritiker, Dramaturgen, Schauspieler, Sänger, Balletteusen anhören müssen, was sie von Ihnen wünschen, erwarten, verlangen, heischen. Und jeder Dichter wird Ihnen zu sagen haben, wie hoch er Sie schätze und daß Sie das Stück, das er geschrieben, unbedingt spielen müssen; jeder Kritiker wird Ihnen den Darsteller vorhalten, den Sie — trotz seinem Einwand — engagiert haben; und jede Schauspielerin wird Sie gerade um die Rolle bitten, die ihrer Konkurrentin liegt.

Sie werden sich als ein Mann, der die gebrechliche Einrichtung dieser Welt kennt, in dem Hexensabbath von Wünschen, Hoffnungen, Eitelkeiten, Größenwahn, Wahrung berechtigter und unberechtigter Interessen die Ruhe und die Härte bewahren, die man heute schon an Ihnen rühmt, und die jeder an die Spitze einer großen Organisation Berufene, wenn er sie nicht von Hause aus hat, sich erringen muß. Was von vornherein wohltuend berührte, war das Abwartende, das Reservierte, das Fanfarenlose Ihres Beginns.

Sie kamen aus Berlin. Und so sehr man die Scheußlichkeiten dieser grandiosen Wirtschaftszentrale empfinden mag, eins bleibt doch bestehen: man arbeitet, man schuftet dort. Zäh und mit vorwärtstreibender, vorwärtsstoßender Aktivität. Sie wissen aber auch, daß gerade das theatralische Leben Berlins in den letzten Jahren tief gesunken ist. Leichtfertige Gründer, die von der gesamten Presse als ernsthafte Theaterdirektoren akzeptiert wurden, mußten innerhalb weniger Wochen bankrottieren. Seit Brahms Tod hat Berlin keinen Theaterleiter, der von der literarischen Tradition herkommt, keinen, der — so kritisch klug — die Ideale eines Geistesmenschen mit den Forderungen des Tages zu vereinen weiß. (Dadurch wird der europäisch-amerikanische Geschäftsbetrieb Reinhardts nicht verkleinert, der immerhin in diesem Jahre zwei so sehenswerte Aufführungen wie Strindbergs „Totentanz" und Shakespeares „Heinrich IV." herausgebracht hat. Und auch der Wert des kleinen Theaters, das Wedekind, Thoma, Schnitzler erfolgreich spielte, wird durch diese Feststellung nicht verringert. Ja, wir hoffen von dem künftigen Leiter des Lessingtheaters, Victor Barnowsky, daß er die Aufgaben zu erfüllen und die Ziele anzustreben versuchen wird, die sein großer Vorgänger — infolge seiner spröden, nüchternen Natur — eher mied, als ersehnte.)

Lassen Sie mich nach dieser Abschweifung von Berlin nach München zurückkehren. Die Münchener Theaterverhältnisse sind weniger aufregend als die Berliner, bieten geringere Sensationen, sie sind solider, stiller, aber auch reizloser, langweiliger.

Müssen sie das sein? Bedingt Solidität — Langeweile? Maupassant würde bei einer Frau mit Ja antworten. Beim Theater: ich glaube nicht. Brahm hat in diesem tollen, fragwürdigen, hochstaplerischen Berlin bewiesen, daß man eine Bühne leiten kann: still, geschickt, geschäftstüchtig und doch ohne allzu gemeine Kompromisse. (Wir wissen, auch der Weimarer Intendant v. Goethe hat die Machwerke Kotzebues nicht auf seine Bühne gelassen; — er hat sie häufiger spielen müssen als „Iphigenie" und den „Tasso".)

Digitized by Google

Diese Kompromisse, die jeder von uns — auf seinem Gebiet — schließen muß, sind für Sie andere als für Brahm. Als Leiter eines durch die Königliche Staatskasse subventionierten Instituts, müssen Sie — und nur ein unreifer Hitzkopf könnte Ihnen deshalb einen Vorwurf machen — Rücksicht nehmen auf den Hof, auf die Regierung, ja sogar auf den Teil Ihres Publikums, dem Engelhornromane zu Hause das Leben versüßen.

Und dennoch, und trotz alledem, — trotz allen Hemmungen, die man Ihnen bereiten wird, es könnte Ihnen gelingen, das Münchener Hoftheater zu einer Bühne zu machen, die — allem Lebendigen zugewandt — eine Stätte des Genusses und des Vergnügens für die besten Geister werden müßte. Die großen Werke der Weltliteratur, vom Julius Cäsar bis zum Don Carlos, von Äschylos' Orestie bis zum Prinzen von Homburg müßten als Gymnasiastenvorstellungen abgeschafft und ihr Ewigkeitsgehalt für empfängliche Sinne reifer Menschen von neuem erobert werden.

Meiden Sie weiter — wie Ihr tapferer Vorgänger — die Kitschiers, die Pseudoromantiker und die jodelnden Heimatskünstler. Und Anerkennung gebührt ihm heute noch im Grabe dafür, daß er die Erfolgsstücke des Profilminnesängers Ernst Hardt (der die schönen Mythen von den keuschen Frauen notzüchtigt, während er sie frisiert) so wenig auf seine Bretter ließ wie die süß-sentimentale, nach allen Seiten schielende Weise des Glaube, Liebe, Hoffnung-Dichters. Das Hoftheater ehrte sich, als es — wohl als einzige große Bühne Deutschlands — auf diese preisgekrönten und im Innern verlogenen Werke ebenso verzichtete wie auf jede Sudermännische Gesellschaftskritik.

Dank dem Geschmacke und der Energie des Barons Speidel wurde die Reaktion des Hoftheaters aufgehalten; mancher wurde besser, frischer, lebendiger. Er zog tüchtige Schauspieler heran, er gewann so hervorragende Künstler wie die Herren Steinrück und Waldau; und die militärische Zucht, die er übte, tat der arg verschlampten Provinzbühne wohl.

Ihrer weltmännischen Erfahrung wird es bald offenbar werden, wo Sie zuerst einsetzen müssen. Sie werden, so hoffen wir, mit aller gebotenen Vorsicht Ihre Fenster in der Maximilianstraße weit öffnen, die alten Möbel (Dekorationen, Dramaturgen, Schauspieler) entstauben, entpathetisieren und zu neuem Leben erwecken.

Dann wird, dann muß es Ihnen mit Hilfe so vortrefflicher Künstler, wie sie Ihnen immerhin zur Verfügung stehen, gelingen, nicht nur Goethe, Kleist, Schiller, Hebbel, Büchner (dessen „Worzeck", dessen „Leonce und Lena" niemand kennt) in Vorstellungen — äquivalent ihrem Geiste — herauszubringen. Dann dürfen wir hoffen, die modernen Dichter, die wir lieben, wie Schnitzler, Thoma, Heinrich Mann und Wedekind (wenigstens in seinen hoftheaterfähigen Stücken) in einem Stil zu sehen, der ganz und gar dem Wesen des Schöpfers entspricht, also das Besondere, Einzigartige seiner Kunst nicht unterdrückt oder nivelliert, sondern betont und transparent hervorleuchten läßt.

Mit welcher Freude wollen wir dann wieder ins Theater gehen. Daß Sie uns, Herr Baron, dahin führen mögen, ist unser sehnlicher Wunsch. Ich kehre zu meinem Anfang zurück: Sie werden es nicht leicht haben. Und dennoch — denn sonst hätten Sie Ihr Amt nicht übernommen — lockt die Aufgabe, reizt das Ziel.

Digitized by Google

Glossen

Vom deutschen Alltag

Das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Staat ist eine peinlich ungewisse Sache im heutigen Deutschland. Der Papst hat in diesem immerhin vorwiegend von Protestanten bewohnten Reich die zuverlässigsten Prätorianer stehn. Man merkt es wieder einmal, jetzt, wo sie wegen des Jesuitengesetzes gegen den Bundesrat mobil machen. Der sehr mittelmäßige P. Cohauß eilt von Stadt zu Stadt und hält Vorträge, die von jedem andern Geist als dem der Reklame so sehr verlassen sind, daß man an der berühmten Erziehungskunst der Jesuiten zu zweifeln beginnt. Tausend Kapläne leben unbekannt, die sich mit dem berühmten P. Cohauß ruhig messen könnten. Das mindeste, was man von ihm erwartete, war ein Feuerwerk von Dialektik, wenn nicht eine dröhnende Fuge kasuistischer Beweisführung. Leider ermangelt der Herr jeder äußern sowie geistigen Kultur. Er versichert den Fürsten die Treue der Jesuiten, aber gibt zu bedenken, daß über den Fürsten und Königen der König der Könige, über dem irdischen das himmlische Gesetz steht. Und da der Statthalter des Königs der Könige auf Erden der Papst ist — ergibt sich die Rangordnung von selbst.

Da sind die katholischen Länder, zumal die Republiken, doch bedeutend besser daran. Darüber hatten aber auch die allerkatholischsten Könige im allerchristlichsten Spanien eine viel gesündere Meinung. Man lese die Legende des heiligen Domingo von Silas, ein klassisches Werk der spanischen Literatur. Darin wird zwar der Widerstand gefeiert, den ein mächtiger Abt den unbilligen Forderungen des Königs entgegenstellt, aber da der geistliche Herr sich nicht fügen will, muß er eben auswandern. Im Romanzero des Cid gibt es eine köstliche Szene. Der Cid erbittet vom Papst die Absolution vom Bann. Zuvor aber verschafft er gegen den Befehl des Papstes seinem Vaterland in handgreiflicher Weise den Vorrang bei der Zeremonie. Dann fällt er dem heiligen Vater zu Füßen, indem er ihm für den Fall, daß er ihn am Ende doch nicht absolviere, die schlimmsten Repressalien in Aussicht stellt. Der gewaltige Kardinal Albornos stellte in Italien die Macht des Papsttums wieder her. Als Erzbischof von Toledo, lese ich in der vorzüglichen Schrift Gotheins über die Gegenreformation, wagte er nicht, einem Peter dem Grausamen entgegenzutreten. Er veränderte lieber den Schauplatz seiner Tätigkeit. König Pedro von Aragonien appellierte einfach „von dem ungerechten Statthalter Gottes an Gott selber". Und der spanische Bevollmächtigte ließ eine Schrift los, worin er zum Schluß zusammenfassend sagte: „Wenn der Papst und die Kardinäle auch nicht dankbar sind, so wird der König der Könige immer dessen gedenken und Aragon beistehn. Denn König Jaim hat allein Länder erobert, in denen täglich 20000 Messen gelesen werden, und aus denen die Kirche so viel zieht wie aus fünf Königreichen."

Die Spanier hatten eine eigene Liturgie, gegen die Rom vergeblich ankämpfte, und die Regierungskunst Alfonsos des Weisen scheiterte an dem

Digitized by Google

Versuch, die Lex Romana in Spanien einzuführen. Die Reichsversammlungen wollten nie dulden, daß Fremde in den Besitz eines spanischen Bistums oder einer Pfründe gelangten. Der Kardinal Ximenes büßte als Jüngling mit langer Kerkerhaft, daß er sich erdreistet, einem Erzbischof von Toledo mit einer päpstlichen Anweisung auf eine spanische Pfründe zu kommen.

Auch unter Ferdinand dem Katholischen war Spanien nichts weniger als „ultramontan". Die Spanier im Kardinalskolleg standen wie ein Mann zusammen. In Trient richtete sich das spanische Episkopat allein nach den Wünschen des Königs. Der Erzbischof von Valenzia ging überhaupt nicht zum Konzil. Als der Papst ihn zur Verantwortung zog, erklärte er, daß er zu gehn und zu bleiben habe, wie es der König erlaube und befehle.

Nach dem Sacco di Roma schrieb der Sekretär Karls V. den Dialog Lactancio. Er rechtfertigte die Eroberung Roms und führte aus, daß das Amt des Papstes ausschließlich in der autoritativen Auslegung der Heiligen Schrift und in dem Beispiel eines christlichen Lebenswandels bestände. Alles, was diese Tätigkeit aufhalten oder trüben könnte, sei abzulehnen, so vor allem die politischen Umtriebe sowie die ganze Territorialherrschaft des Papstes.

Das war zur Zeit der europäischen Finsternis. Seitdem haben wir Fortschritte gemacht. Die Welt ist aufgeklärter. Es werden keine Hexen mehr verbrannt. Sie kommen schlimmstenfalls in ein Sanatorium. Statt die Heiligen zu kanonisieren, vertraut man sie in den frömmsten Familien einem Spezialarzt an. Das ist in Deutschland so wie anderswo. Während aber im katholischen Frankreich die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt werden konnte, herrscht im immerhin vorwiegend von Protestanten bewohnten Deutschland die Organisation einer katholischen Minderheit, — die in der ewigen Angst vor dem Tag lebt, wo Rom sie so verwegen auf dem Drahtseil ihrer Politik tanzen heißt, daß sie sich unterm Klang rauschender Militärmusiken oder der „Internationalen" das Genick bricht.

Franz Xaver Schmitt

Novellen von Heinrich Mann

(„Das Herz" und „Die Rückkehr vom Hades"*)

Zunächst: es gibt keine irgendwie allgemeingültige Form der Novelle (noch irgendeines anderen Kunstwerkes, zum Leidwesen der Ästhetik). Jeder Dichter, der Besonderes zu sagen weiß, wird auch seine besondere Form zu finden wissen, sofern er eben ein Dichter ist.

Das Gemeinsame in diesen Novellen wird an einer Stelle so ausgesprochen: „Was sind wir denn, und welchen Feind tragen wir im Herzen?" Das ist das Grundthema. Die Menschen hier suchen sich, tasten nacheinander und fühlen sich von einer unbegreiflichen Macht gegenseitig angezogen; und wenn sie sich am engsten verbunden glauben und ihre Sehnsucht erfüllt scheint, dann taucht plötzlich jener Feind, jenes Fremde und Trennende wie ein Rätsel, ein Spuk zwischen ihnen auf und treibt sie wieder auseinander.

Das ewige Wechselspiel zwischen Anziehen und Abstoßen, zwischen Liebe und Haß ist der tragische Drehpunkt unter diesen Menschen; so im „Herz", der „armen Tonietta", in „Alt", der ergreifenden „Ginevra", sehr bezeich-

*) Insel-Verlag.

Digitized by Google

nend abgewandelt in „Liebesprobe“, oder in einer tragikomischen Verzerrung in „Gretchen“. Dieses Thema wird in jeder Novelle in einer neuen und bedeutungsvollen Variation gezeigt, und dann, in einer folgenden Reihe, weiterentwickelt und vertieft. Denn das erbitterte Spiel von Liebenwollen und Hassenmüssen zwischen den Menschen wird nun in die Seele des einzelnen selbst gelegt und erscheint als der quälende Drang nach irgendeiner letzten Erfüllung, ohne das man je des Feindes Herr werden könnte, der uns innerlich in zwei Wesen spaltet. Dieser Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Forderung und Erfüllung wird von dem Dichter am reinsten in der Gegenüberstellung von Kunst und Leben gesehen und findet wohl seinen stärksten tragischen Ausdruck in der „Branzilla“ und dem entzückenden Mnais (bei der „Schauspielerin“ noch nicht in dieser tragischen Zuspitzung, dafür aber dunkler und rätselvoller gegenüber dem eigenen Herzen). Die „Rückkehr vom Hades“ weist schon auf die letzte Ausweitung des Themas hin (vornehmlich im zweiten Novellenband, der danach auch den Namen bekommen hat) nämlich die zwiespältige Stellung des Einzelnen nicht nur zum Nächsten, sondern zur Gemeinschaft der Menschen und zur Welt überhaupt, hier ist Liebe und Haß nicht mehr zu trennen und zu einem einzigen, undeutbaren Gefühl geworden. („Der Tyrann“, „Auferstehung“, der Abschluß des Ganzen.)

Es sollte hier nur das Allgemeine aufzuzeigen versucht werden; es wäre von großem Reiz, dem auf dieser Grundlage wieder ganz individuell gestalteten Antlitz einer jeden Novelle nachzuspüren.

Heinrich Mann hat sich seine eigne Form schaffen müssen und man darf nicht die bisherige Novellenform, etwa eines Boccaccio oder Keller gegen ihn ausspielen. Die äußeren Geschehnisse samt der Umwelt, deren breite Darstellung heute bisweilen als Ballast empfunden wird, ist auf das geringste Maß beschränkt und mit wenigen Strichen knapp umrissen. So erreichen diese Novellen bisweilen die einfache Größe von Parabeln und Gleichnissen, den Bedingungen von Zeit und Raum entzückt. So bleibt alle Kraft auf den Ausdruck des Seelischen konzentriert, und hier allerdings zeigt der Dichter einen Reichtum der Gestaltung, der ebenso neu wie überraschend ist. Wie er es zum Beispiel versteht, äußere Vorgänge indem er sie in die Empfindung verlegt, mit wenigen Worten und doch mit packender Wirkung wiederzugeben, zu deren Darstellung früher ganze Abschnitte gebraucht wurden, das möge man in der „Branzilla“ oder im Anfange von „Ginevra“ nachlesen. Dieses Herausarbeiten des Seelischen zwingt zur äußersten Spannung des Ausdrucks und zu jenem fast unausgesetzten Vibrieren, das sich in der für den Dichter so charakteristischen Gewaltsamkeit aller Bewegungen entladen muß.

In dieser beinah ganz in Gesprächen aufgelösten Prosa hat man ein Hinübergleiten nach dem Drama und so etwas wie ein Verwischen der formalen Grenzen sehen wollen. Mir scheinen aber diese Novellen von der dramatischen Form weit entfernt zu sein, vielmehr episch empfunden und gearbeitet, was ja auch Versuche auf der Bühne gezeigt haben.

Seine reingeschliffne Form hat das

Digitized by Google

Spröde und Abweisende des in sich selbst Beruhenden, und aus der Kälte dieser äußerlichen Haltung entstand der Vorwurf des Gemachten und Gestellten. Wohl erst die Gewöhnung an diesen durchaus neuen, wie eigenartigen Ausdruck wird das in ihm verborgene heiße Gefühl des Dichters erkennen lassen und seine Liebe, mit der er alle seine Geschöpfe umfaßt.

Dagobert von Mikusch

Religion des Kreuzes

Seit zwei Jahrtausenden ist die Menschheit an das Kreuz der Askese geheftet. Aber keine Hand rührt sich zur Kreuzesabnahme. Hört man nicht unterirdisch den Schrei „Erlösung den Erlösten!"? Da die Priester die freie Wahlumarmung verboten haben, wuchs die Prostitution. Christus vergab einst der Sünderin, weil sie soviel geliebt. Die Priester machten aus seiner frohen Botschaft eine Religion der käuflichen Liebe.

Die Persönlichkeit, aus der die Kraft zum Guten und zum Bösen quillt, schwindet immer mehr aus der Welt. Mit ihr alles, was den Irdischen Glanz und Tiefe gibt. Uniformierung der Gesellschaft. Keiner darf anders sein als der andere. Jeder muß demütig sein. Ein Schaf, vom geistlichen Hirten behütet.

Theodor Reik

Vom Salat

Als Wilhelm Raabe in den sechziger Jahren still und unauffällig in der Hermannstraße zu Stuttgart hauste und die schweren Schatten von Abu Telfan und vom Schübderump mit sich herumtrug, war sein liebster Umgang das junge Ehepaar Jensen, das ein paar Schritte weiter am Feuersee sich eingenistet hatte. Einmal die Woche saß man abends im Familienkreis beisammen, trank eine der landesüblichen nutzbringenden Feuchtigkeiten, verzehrte ein einfaches Mahl und redete freundnachbarlich so hin und her. Und dann pflegte Raabe den beschaulichen Ausspruch zu tun: „Kartoffelsalat ist das halbe Leben!", auf gut ostfälisch, daß es fast wie „Lähm" klang.

Das mag er, in seiner Art, so und so gemeint haben. Wer ihn kennt, dem braucht man das nicht erst zu sagen.

Damals war's ja wohl noch schlichter Kartoffelsalat. Heutzutage stehen auf der Tafel des Lebens die erstaunlichsten Bodenfrüchte, mit Essig und Öl und allen Gewürzen des Okzidents und Orients angerührt. Wer zählt die Schüsseln, nennt die Namen!

Es scheint fast, das halbe Leben reicht gar nicht mehr aus, nur bloß mit dem Salat fertig zu werden.

Was sollen wir uns da wünschen? Einen Magen, der sich auch darauf einrichtet? Oder einen so gründlichen Ekel, daß wir eines Tags die ganze Bescherung mitsamt dem Tuch vom Tisch reißen und an die Wand werfen?

Dr. Owlglaß

Siegfrieds Traum

Ein kinematographischer Albdruck

Die Kinobesitzer wünschen das Paradox Lügen zu strafen, daß man in ihren Lichtbildern nur die Schattenseiten des Lebens zu sehen bekomme.

Digitized by Google

Sie haben in Berlin einen richtigen Kongreß abgehalten, mit Ehrenkomitee, Referaten und so, wobei durch vieler Zeugen Mund die Wahrheit kund wurde. Es zeigte sich, daß die Herren Lichtspieldirektoren an nichts Anderem seien als an der Fundamentierung der deutschen Kultur, und daß ihnen dabei die Brillantknöpfe einfach von selbst, dank einem geheimnisvollen Ausschwitzungsprozeß, durch die Hemdenbrust wüchsen.

Einer ihrer Hauptzeugen war ein Herr Rektor Hermann Lemke, Storkow (Mark), Herausgeber der „Lichtspielkunst", erster Zeitschrift für Schule, Wissenschaft und Volksleben. Telephon: Amt Storkow, Nr. 10. Wenn die Kongreßteilnehmer von ihm sprachen, wurden ihre Handbewegungen noch aufgeregter als im gewöhnlichen Gespräch, er schien das kulturelle Fluidum in der Filmwelt, sozusagen der geistige Reflektor auf alle diese unbeschriebenen Leinwände zu sein. Als ich mich näher nach ihm erkundigte, drückte mir ein Kongreßteilnehmer die neueste Nummer der „Deutschen Kinowacht" in die Hand. Ich nahm, las und verstand. Ich bitte, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Rektor Hermann Lemke veröffentlicht in dieser Kinowacht ein kino-dramatisches Mysterium oder Rezitationskinodrama „Siegfrieds Traum". Vorbemerkung: „Zur Darstellung dieses kinodramatischen Stückes ist ein Rezitator notwendig. In besseren Theatern wird dieser unbedingt in historischem Kostüm auftreten müssen. Das trägt dazu bei, die Wirkung des Spiels zu erhöhen, weil dieses dadurch die Form eines Sketsch erhält."

Das fängt gut an. Ich verstehe schon kein Wort mehr. Warum wird die Wirkung dadurch erhöht, daß dieses ... erhält? Und was um Gotteswillen soll hier das Wort Sketsch? Aber weiter. Der Film-Siegfried tritt auf „in einem germanischen Kittel, aber etwas verwildert". Er setzt sich, schläft ein und beginnt zu träumen. Der Leser vermeint ebenfalls zu träumen, wenn er erfährt, daß das Lichtbild sich dreht, der Film-Siegfried verschwindet und der Trikot-Siegfried, in besseren Theatern der Rezitator in historischem Kostüm, zu lallen beginnt: „Das muß ein heiliger Baum sein, da es mich so mächtig nach deiner Stelle zieht." Ich weiß nicht mehr zwischen dein und sein zu unterscheiden, erfahre bewegt, daß das „Bildfeld Abendstimmung bekommt (orange Virage)", als auch schon in besseren usw. der Rezitator nicht mehr an sich zu halten weiß und folgendermaßen losbricht:

Hüte den Siegfried,
Weil er im Frieden siegt,
Weil sein Leben nicht dauert,
Weil viel Feind es belauert.

Ich schlage wie ein Tollhäusler eine gelle Lache (orange Virage) auf, dann tritt Hadubrand ein, „streicht Siegfried prüfend über die Arme und schüttelt verwundert das Haupt". Der Trikot-Siegfried: „Siehst du, Mutter, auch König Hadubrand, er wundert sich, daß meine Arme noch so schwach sind."

Das Publikum erhebt sich wie ein Mann, schlägt dem Trikot-Siegfried den Schädel ein, entzieht ihm den germanischen Kittel, aber etwas verwildert, und tritt dem Film-Siegfried den Bauch entzwei.

Das ist leider nur ein kino-dramatisches Mysterium von mir. Rektor

Digitized by Google

Lemke hingegen greift zwecks Vorführung eines Drachenliedes in die Saiten des Orchestrions und singt unter anderem von dem Drachenblut, in dem die Helden baden, daß

sich ihre Haut verhorne und daß der Recke dann
Noch hinten, noch von vorne verwundet werden kann.

Diese Aussage ist, wohl mit Absicht, zu unklar gehalten, als daß ich irgendeinem Helden raten wollte, auf diese Angaben Lemkes hin irgend etwas zu unternehmen. Auch der Film-Siegfried scheint sich erst irgendwie künstlich Mut gemacht zu haben, auf jeden Fall „erscheint er jetzt voll auf der Leinwand, bewegt sich wieder unruhig und dreht sich nach hinten, rollt sich zur Seite und entschwindet. Der Wald bleibt aber bestehen, damit die Stimme immer aus der Richtung des Rezitators erschallen kann".

Damit . . .? Damit die Stimme . . .? Na, lassen wir's und eilen wir, wie Hermann Lemke sagen würde, zum Schluß. Nach einigen weiteren Brechreizen des Publikums erwacht der Film-Siegfried langsam aus der literarischen Agonie des Herrn Lemke, und nun steht der Trikot-Siegfried, „der sich, falls er im Kostüm ist, zum Schluß hingelegt hat, auf und spricht: . . ."

Herr Rektor Hermann Lemke, Herausgeber der . . . (s. vorne), Schulmann und Kindererzieher, Kinoreformator und Vertrauensmann der Kulturträger, die sich Lichtspieltheaterdirektoren nennen, gefeierter Redner des Kinonkongresses und Inhaber der Bude Nr. 50 in der Kinoausstellung zu Berlin, bietet auf knappen zwei Seiten folgende Vorteile (die Langeweile gibt er von Berufs wegen drein): Versauung einer bisher fälschlich für unverwüstbar geltenden Sage, kulturfördernde Vermischung von Kintop und Vorstadtmaskenball, Rezitation in einem aller Wahrscheinlichkeit nach als arisch anzusprechendem Idiom, Innerlichkeit des Vorwurfs unter strengster pietätsvoller Beibehaltung aller bereits historisch gewordener Widerwärtigkeiten des Kintops. Alles zusammen abzugeben unter der Marke: Verödelung des Kinematographen, Motto: Für Schule, Wissenschaft und Volksleben!

Lemke nennt es in seiner Zeitschrift mit köstlichem Humor geistiges Eigentum, es darf nicht nachgedruckt werden und von skrupellosen Kunstenthusiasten auch nicht auszugsweise verbreitet werden. Aber ich meine, es muß etwas geschehen, so lange der Dichter noch in der Vollkraft seines Schaffens steht. Ich rege, da der Nobelpreis durch irgendwelche Intrigen an den Dichter des „Lohengrin" gefallen ist, für den Schöpfer von „Siegfrieds Traum" die Gründung eines Schofelpreises an, und zwar so schnell wie möglich, denn, meine jungen begeisterten Freunde, gedenken Sie der eigenen Worte des Sängers von Storkow (Mark):

„Weil sein Leben nicht dauert,
Weil viel Feind es belauert."

Ulrich Rauscher

Unterhosenphilologie

Herr Geheimer Regierungsrat Ludwig Geiger, Dr. phil., außerordentlicher Universitätsprofessor, seit 32 Jahren Herausgeber des Goethe-Jahrbuches, hat für Ullstein in Berlin eine Goethebiographie verfaßt. Was der Herr Professor bei seiner so denkbar intensiven Beschäftigung mit Goethe gelernt hat, mögen die folgenden Sätze zeigen.

Digitized by Google

Seite 43: Über Friederike: „Bei keiner weiblichen Figur (!), die Goethe Liebe schenkte, oder für die er Neigung zu empfinden meinte oder vorgab, hat man so sehr das Gefühl des Unbefleckten und Frühlingsmäßigen, wie bei Friederike. Das Frankfurter Gretchen war gewiß schon durch manche Hände gegangen, ehe der Knabe sie liebkosen durfte; Kätchen Schönkopf, wenn sie sich auch den täppischen Antastungen der weinseligen Gäste ihres Vaters geschickt zu entziehen wußte, zeigte ihre Sprödigkeit mehr aus Berechnung als aus jungfräulicher Reinheit; selbst Lotte Buff ist als Braut eines anderen nicht das völlig unentweihte Mädchen. Sie stammen aus oder wohnen sämtlich in großen oder mittleren Städten, die alle geeignet sind, den Schmelz mädchenhafter Keuschheit abzustreifen."

Seite 69: Über Goethes Verhältnis zu Lotte Buff: „Wirklich war es eine starke Leidenschaft, an der die Sinnlichkeit mehr beteiligt war als bei seinen früheren Beziehungen zu Frauen ... Gerade eine Verlobte, die ihrem Bräutigam wenig weigert, bereit ihm bald alles zu gewähren, reizt des feurigen Bewerbers Leidenschaft mehr, als daß sie sie ertötet."

Seite 101: „Zwölf Jahre lang, ja länger, wenn man, wie nötig ist, den italienischen Aufenthalt mitzählt, war Charlotte von Stein, wie der Dichter sich häufig ausdrückt, seine Liebe, oder, wie er sie einmal nennt, „seine Schwester oder seine Frau." Die beiden letzteren Bezeichnungen scheinen sich zu widersprechen, denn der erstere besagt, daß sie nur im seelischen Einverständnis miteinander lebten, der letztere, daß sie wirklich ein eng verbundenes Paar bildeten. Aber der Dichter will nur andeuten, daß sie wie eine Schwester getreulich an seinem Innenleben teilnahm und wie eine Gattin sorglich für ihn sich abmühte. Denn die Frage, ob der Dichter mit dieser Frau wirklich keusch gelebt oder die Rechte des Gatten sich angemaßt habe, geht uns herzlich wenig an. Von einem starken und nicht unsinnlichen Manne, wie Goethe war, wird man kaum annehmen dürfen, daß er in seinem kräftigsten Alter länger als ein Jahrzehnt mit einer Frau, die er fast täglich und meist allein sah, nur freundschaftlich verkehrt hätte. Andrerseits kann man einer feinen und pflichtbewußten Frau schwer eine Abweichung von der bürgerlichen Ehrbarkeit und einem allen Späheraugen einer kleinen Stadt ausgesetzten Paare kaum Heimlichkeiten zutrauen, die von so vielen entdeckt werden konnten."

Seite 137: „Sie (die Bittschrift, die Christiane Vulpius Goethe überreichte) hatte die Folge, daß der Minister die Bitte des Bewerbers zu erfüllen suchte, und die Wirkung, daß der sinnlich erregte Mann an dem hübschen Mädchen Wohlgefallen fand ... Sie war nicht das Heideröslein, das den kecken Knaben stach, der es pflücken wollte, sondern ein Blümchen, das nicht zum Welken gebrochen zu werden wünschte. Der Liebende grub, wie er es später in dem Gedicht ‚Gefunden' sinnig ausdrückte, das Pflänzchen mit allen Wurzeln aus und nahm es in sein Haus, um es sorglich zu pflegen."

Seite 201: Über Goethes Kinder: „Ob Christianens Unmäßigkeit an der kurzen Lebensdauer der Sprößlinge schuld war, ob, wie neuerdings ein Arzt auszuführen suchte, Goethes Zeugungskraft, in seiner geistigen Tätigkeit erschöpft,

Digitized by Google

allmählich unfähig wurde, lebenskräftige Kinder zu schaffen, mag dahingestellt bleiben."

In ganz ähnlicher Weise durchschnüffelt der Herr übrigens auch in seinem früheren Werk: Goethe und die Seinen (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1908) Goethes Privatleben. Ein Beispiel mag genügen:

„Es ist ziemlich müßig, die Frage zu erörtern, ob das Verhältnis Goethes zu Charlotte von Stein ein rein platonisches gewesen oder nicht. Kenner der menschlichen Natur und verständnisvolle Beurteiler Goethes selbst werden sich nur schwer zu der Überzeugung bekehren lassen, daß ein Mann in der Vollkraft des Lebens von 26—38 Jahren als entsagender Begleiter einer anspruchsvollen Frau leben konnte. Sie werden aber andererseits zugeben, daß, selbst wenn die Geliebte aus den hohen Sphären idealischen Schwärmens in die niedrigeren Gebiete menschlichen Gewährens und Mitgenießens herabstieg, ein solch körperliches Zusammenleben mit einer alternden Frau, die durch die Gebote der Klugheit in einer kleinen Stadt zu größter Klugheit gezwungen und durch die Rücksicht auf ihre Kinder und ihren Gatten zu einer höchstens halben Hingabe genötigt war, einem kräftigen Manne auf die Dauer nicht genügen konnte." Seite 9.

Über diese geistigen Schweinereien weiter ein Wort zu verlieren ist wohl überflüssig. Es ist schon peinlich genug, sie zu wiederholen, aber notwendig, da es sich um Äußerungen eines der Hauptvertreter der Goethephilologie handelt. Die Herren haben es weit gebracht.

Will Vesper

Thaleia auf Pump

So ist der Gang: Pressevornotiz, Hymnus auf Vorschuß. Eröffnung vor „geladenen Gästen". Jubelfeuilleton des Theaterkritikers, Kotau des Sachverständigen für Architektur, Innendekoration und Büffettgenüsse. Brustwurf: Endlich das deutsche Schauhaus. Vornotiz im Handelsteil: Schwierigkeiten? Gläubigerversammlung. Moratorium? Moratorium! Konkurs? Konkurs! Quote? O! Pressenachnotiz: „Alles auf Vorschuß".

Komödienhaus: Monatelanges Sterben. Theater Groß-Berlin: 4 Wochen. Nur so weiter. Demnächst: „Heute unwiderruflich erste und letzte Vorstellung, da morgen pleite".

Thaleia, die „Blühende", wird welk, wenn ihr die Nahrung fehlt. Von Begeisterung allein kann sie nicht leben. Diese Finanzidioten mimen ohne Aufsicht Kaufmänner, ohne Ahnung segeln sie frisch, fröhlich und skrupelfrei in den Bankrott. Locken Schauspielergroschen mit Ruhmversprechungen, beteiligen Dichter und Dramaturgen, machen Terrainhalunken reich und alle anderen arm.

Irgendein Schieber hat Zwischengewinnsehnsucht. Wie anfangen? Bar? Café? Eispalast? Mietshaus? Gründen wir ein Theater. Eins fehlt noch. Nirgends gibt es soviel Schafsköpfe wie unter den Kunstenthusiasten. Der Geriebene ist den Grundstückshobel los. Nun kann die Sache gehn wie sie will. Und sie geht — pleite. Lieferanten, Handwerker, Kapitalsnaivlinge, Autoren, Schauspieler: Alle reingeritten.

Nur der Kautionsobolus unangetastet im Polizeitresor. Der Direktor kriegt das Zappeln. Verzweiflungspose mit Haarausreißen. Sanierung. Zweite Pleite. Sanierung. Dritte Pleite. Inzwischen: Von der „schweren" Kunst zur Operette, von der Operette zum Bein- und Röckchensalat usw.

Digitized by Google

Wenn doch nur eine Generalreinigung käme. Oder der spanische Stiefel. Auf Pump kann man keine Kunst machen. Und Luderlinge soll man nicht ans Ruder lassen. Affen, die mit Feldherrnpose im illustrierten Blättchen erscheinen. „In seinem Arbeitszimmer, die Aufführung des neuen Dramas besprechend." Das paßt ihnen so, den Primadonnen. Aber Wirtschaft, Horatio! Da hapert's. Euch muß man auf die Finger klopfen. Euch muß das Reichstheatergesetz zwiebeln. Ihr Schlendriane. Und während sie anderer Leute Geld verhauen, leben die Kerle! Es ist eine Schande. Sekt, Paschafreuden, Westentaschengeklimper. Lassen vielleicht die „Weber" spielen, während sie gegen die Grundgesetze der Sozialpolitik wüten. Oder „Maria Magdalene" während eines Chaiselongueamüsements. Man reißt Thaleia den Efeukranz vom Haupt und tritt ihn in einen Dreck von Erotik und Pump.

Carnifex

Ein Versuch zur Korruption

Zu Anfang Januar feiert Prinzregent Ludwig zum ersten Male seinen Geburtstag, aber das Land Bayern hat kaum Zeit und Laune sich diesem freudigen Ereignisse mit allen entsprechenden Gefühlen hinzugeben, denn es ist von Lindau bis Hof in unangenehmste Bewegung gesetzt. Und zwar durch das noch von Prinzen Ludwig empfohlene Ministerium Hertling.

Dieser kleine Professor und keineswegs große Staatsmann hat sich von einigen Schlaubergern, die Stellungen und Profite suchen, zu einem höchst verfänglichen Geschäfte verleiten lassen, dem weder sein Geist noch die bisher bestanden habende Anständigkeit des bayrischen Beamtentums gewachsen ist. Dieses Geschäft ist die Gründung einer Staatszeitung mit Zwangsabonnement, die mit verschiedenen unsauberen Mitteln, Monopolisierung des behördlichen Nachrichtendienstes, Geheimberichten, Durchstechereien, Versprechen von Indiskretionen, Lüftung von Amtsgeheimnissen usw. usw. — einen schäbigen Angriff auf den Geldbeutel des Volkes, die Intaktheit der Beamten und die politische Gesinnung entrieren will.

Die „Münchner Post" war in der glücklichen Lage, das miserabel stilisierte Programm der Staatszeitung der Öffentlichkeit zu übergeben, und vorerst ist das Publikum damit beschäftigt, über diesen Versuch zur Korrumpierung des Landes, in Staunen zu geraten, das aber sehr bald in heiße Entrüstung übergehen wird.

Der „März" kann sich natürlich der Aufgabe nicht entziehen, die vorhabenden dunkeln Machenschaften gründlich ans Licht zu ziehen, und es wird auch von seiner Seite nichts unterlassen werden.

Heute, kurz vor Redaktionsschluß muß die Bemerkung genügen, daß eine Regierung, die ihre Autorität unfähigen Leuten ausliefert, welche die staatliche Disziplin zum Abonnentenfang mißbrauchen wollen, abgewirtschaftet hat, auch wenn sie von der höchsten Stelle noch einige Zeit protegiert werden sollte.

Ihre Absicht, das Land zu ultramontanisieren, ist heute schon gescheitert. Die Absicht der anderen, sich durch die Zwangsmittel des Staates Profite zu verschaffen, wird an der Reinlichkeit des Volkes und der Beamten scheitern. Vielleicht entschließt sich der Regent an seinem Geburtstage dazu, möglichst bald den Landtag einzuberufen, der die Kleeblätter Pechmann, Oldenbourg und Mosse, Huber, Frick und Stockhammer unsanft zerzausen wird.

L

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Kiderlen-Wächter

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

ein lebhaftes Stimmengewirr von Lob, Tadel und Bewunderung ertönt an der Bahre des deutschen Staatssekretärs. Wie immer bei Charakteren mit einer seltenen Mischung von Eigenschaften und Eigenheiten kreuzen sich die Meinungen und die Plötzlichkeit des Todes trägt bei, das kritische Vermögen der Nekrologe zu verwirren.

„Einer der bedeutendsten Männer," sagt der deutsche Kaiser, er hat Kiderlen besser und länger gekannt, als fast alle anderen. „Herr von Kiderlen hatte sich die Frische seines ländlichen Ursprungs bewahrt" — sagt der „Temps", — der ländliche Ursprung ist Stuttgart. „Es war die Schwäche Kiderlens, die Schroffheit Bismarcks nachzuahmen" sagt die „Times". Herr Cambon, sein Gegenspieler in der Marokkosache, hat ihn „le plus entêté" genannt, was Kiderlen-Wächter wohl selbst mit „Dickschädel" in die Sprache seiner Heimat übersetzt haben würde. „Seltene Humore" und „Trinkfestigkeit" werden ihm in der großen deutschen Presse nachgerühmt. „Mitten aus der Arbeit heraus, die der Inhalt seines Lebens war" — schrieb Bethmann-Hollweg, der ihn an der Arbeit gesehen hat. „Auch seine Fehler waren sympathisch" versichert der „Figaro", der diesen Sommer Herrn von Kiderlen-Wächter in Kissingen durch einen seiner Mitarbeiter hatte aufsuchen und studieren lassen.

Schon diese kleine Auslese bestätigt, was auch der Fernstehende durchfühlt, daß Herr v. Kiderlen-Wächter eine ganz ungewöhnlich interessante Persönlichkeit war. Ich habe ihn erst vor fünfviertel Jahren kennen gelernt. Aber in der schwäbischen Heimat und Jugendzeit hat er schon lange tiefe und sichtbare Fußstapfen hinterlassen. Im Stuttgarter Gymnasium, das er mitten im Semester verließ, um in den Krieg zu ziehen, und auf der Tübinger Universität war noch lange Jahre, nachdem er sie verlassen hatte, ein ganzer Haufen von Kiderlen-Anekdoten und -Witzen

Digitized by Google

legendarer Unterhaltungsstoff. Er hat zuerst mit seinem lustigen Knabentrotz und dann mit seinem ungenierten Sarkasmus, kurz mit der Mischung von Geist, Wurstigkeit und Saftigkeit, die seine Mitgift waren, den Kommilitonen schon in früher Jugend einen unverwischbaren Eindruck hinterlassen; er hat in der Mittagspause des Assessoratsexamens den Custos dadurch alteriert, daß er zwei Freunde zum Skatspiel verführt hat. Er vereinigte Kontraste. Der Vater war ein hoher württembergischer Beamter, gebürtig aus der alten Reichsstadt Ravensburg, die Mutter war aus der Familie von Wächter, eine weitläufige Verwandte jenes Wächter-Spittler, gegen den noch im Reaktionsjahr 1850 die einzige Ministeranklage vor dem Staatsgerichtshof erhoben wurde, die dahin ging, er habe verfassungswidrig gehandelt, als er den Deutschen Bund und die Bundesakte von 1815 für fortbestehend erklärte; wodurch die Rechte des mediatisierten hohen Adels erneuert worden wären, die interessante Verhandlung, in der Uhland als Richter tätig war, endigte mit Freisprechung. Jener Wächter war damals Chef des Ministeriums des Auswärtigen. Der Vater Kiderlen-Wächter erhielt den persönlichen und kurz vor seinem Tod den erblichen Adel. Der Sohn trat auf der Hochschule nach dem Wunsch seiner religiös gerichteten Mutter, in eine nichtschlagende Verbindung, der zumeist Zöglinge des evangelischen theologischen Stifts angehörten.

Als Jurist und Referendar kam Kiderlen bei einem Besuch in Berlin durch die Vermittlung des württembergischen Gesandten von Spitzemberg mit Bismarck in Berührung, der Gefallen an dem ungenierten Schwaben fand und ihn zum Eintritt in die diplomatische Karriere aufforderte.

So machte der junge Diplomat seine Lehrjahre und seine ersten Beobachtungen unter dem alternden Bismarck und unter dem misanthropisch gewordenen Herbert Bismarck. Aber er war auch in unmittelbarem Verkehr mit dem unsichtbaren Herrn von Holstein, dem „Austernfreund", dessen diplomatische Kombinationen schon nach der Ansicht von Herbert Bismarck an der Grenze des Pathologischen hinliefen, ferner in der Nähe des aufsteigenden Staatssekretärs v. Marschall, und auch des Fürsten Eulenburg, dieses menschenkundigen und feingebildeten Diplomaten. Nach kurzen Wanderjahren bei der Gesandtschaft in Petersburg und Konstantinopel

Digitized by Google

ward Kinderlen im Todesjahre Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs von Bismarck als Vortragender Rat ins Auswärtige Ministerium berufen. Früh lernte ihn Kaiser Wilhelm II. kennen, der ihn nach Bismarcks Sturz in besonderem Maße bevorzugte und seines persönlichen Verkehrs würdigte.

Der starknervige schwäbische Diplomat schaute also als einer der meist Eingeweihten in alle die gewaltigen Strudel hinein, welche das Versinken Kaiser Wilhelms I., Kaiser Friedrichs und des Herzogs von Lauenburg, Ottos von Bismarck, in dem Strom des politischen Lebens hervorriefen. Er wurde auch selbst in die Strudel gerissen. Im „Kladderadatsch" eröffnete irgendwer ein Maschinengewehrfeuer gegen Kiderlen, den der Kladderadatsch „Spätzle" zu taufen witzig fand, gegen Eulenburg und gegen Holstein, der damals noch nicht angefangen hatte, selbst gegen Eulenburg zu konspirieren. Kiderlen, obwohl Tübinger Normanne, forderte den Kladderadatsch-Redakteur, schoß ihm eine Kugel zwischen die Rippen, die sich dort unschädlich einkapselte, saß einen Teil seiner Duellstrafe ab und wurde begnadigt. Marschall nahm einige Jahre später, als ihm die Wasser auch nahe bis an den Hals gingen, seine „Flucht in die Öffentlichkeit"; das geschah aber darum, um dem Kaiser zeugeneidlich zu beweisen, daß er der Intrigant und Artikelschreiber nicht sei, für den ihn der Polizeikommissär v. Tausch im Aufblick zu der Autorität des Staatsministers von Köller ausgegeben hatte. Die Wogen im Auswärtigen Amt und in der Nähe des Kaisers waren damals, zum Teil durch dessen wetterleuchtende Beweglichkeit, zum Teil durch den nachrollenden Donner aus dem Sachsenwald, ungewöhnlich bewegt und zerklüftet. Ein Diplomat auf dem Flaggschiff konnte wetterfest werden.

Bei den sommerlichen Reisen nach Norwegen wurde der ungenierte und sarkastische Scherz Kiderlen-Wächters von Kaiser Wilhelm II. als wohltätig empfunden. Es schien damals eine rasch aufsteigende Linie vor dem Vortragenden Rat im Auswärtigen Ministerium zu liegen, der auch in der geselligen Runde trefflich vorzutragen verstand und kein Blatt vor den Mund nahm. Ein Wissender in der Frankfurter Zeitung behauptet, es seien saloppe Äußerungen in Briefen Kiderlen-Wächters, auch über den Kaiser, diesem in die Hände gespielt worden. Möglich. Tatsache

Digitized by Google

ist, daß Ungnade eintrat. Es ist auch im höchsten Grade glaublich, daß, wie erzählt wird, gesalzene Junggesellenwitze Kiderlens aus der kaiserlichen Tafelrunde an Bord der Hohenzollern der Kaiserin lebhaft mißfielen. Das war Ende der neunziger Jahre, die Gesandtschaft in Mecklenburg, in Hamburg und in Kopenhagen war Beförderung gewesen, die Gesandtschaft in Bukarest — Verbannung. Aber die Gesandtschaftsberichte des Bukarester Gesandten, die im Auswärtigen Amt einliefen, zeigten in Stil und Blick einen so unverkennbaren Vorsprung vor denjenigen aus den großen Botschaften, daß Bülow, den sich der Kaiser zum Auswärtigen Minister und Kanzler geholt hatte, nach kurzem das Bedürfnis der Rückberufung Kiderlens ins Auswärtige Amt hatte. Seine Anregung wurde wiederholt abgelehnt oder überhört, und Bülow versuchte es mit Herrn v. Schön.

Dann in der riesenhaften Verlegenheit im Herbst 1908, als es galt, das Auswärtige Amt in der kaiserlichen „Daily Telegraph"-Affäre zu verteidigen, war Herr von Schön im Urlaub und Kiderlen-Wächter „provisorisch" herberufen. Damals sah ich Kiderlen-Wächter zuerst. Er ergriff in der Kaiserdebatte unmittelbar, nachdem ich selbst gesprochen hatte, das Wort zu einer durch einen falschen Auftrag falsch vorbereiteten Rede. Die Rollenverteilung war so, daß Bülow den Kaiser und sich, Kiderlen das Auswärtige Amt rechtfertigen sollte. Den letzteren Stoff aber wollte nach dem Gang der Verhandlung niemand mehr anhören, weil niemand im Reichstag das Amt angegriffen hatte. Ich selbst als letzter Vorredner hatte den Dienst des Auswärtigen Amts ausdrücklich anerkannt und bemerkt: „auch die beste Uhr könne einmal stehen bleiben." Der ganze Reichstag wollte Antwort über die Beteiligung des Kaisers und seine Zukunftsentschließungen hören und so fiel Kiderlens sachliche, absichtlich schwunglose Rede glatt auf den Boden. Unaufmerksamkeit, Zurufe, Heiterkeit und in den Blättern höhnische Bemerkungen über die bräunliche Weste des Redners, die der Reichstag selber kaum beachtet hatte. Kiderlens Besuch im Auswärtigen Amt blieb „provisorisch". Als Fürst Bülow zum Teil infolge jener Kaiserdebatten als Kanzler entlassen und Bethmann-Hollweg es auch ein Jahr mit dem Staatssekretär von Schön versucht hatte, bat er, mit dem verstärkten Argument, daß er selbst kein zünftiger Diplomat sei, den Kaiser im Jahr 1909, Herrn von Kiderlen-Wächter als den befähigtsten Mann

Digitized by Google

seines Ressorts zum Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten berufen zu dürfen. Der Kaiser willigte ein. Die Zeitungen haben mitgeteilt, daß der Kaiser damals erklärt habe: Kiderlen ist mir nicht sympathisch, aber trotzdem, er ist befähigt. Wenn dies zutrifft, wäre die Haltung des Kaisers ebenso einsichtig als konstitutionell. Der Kaiser hatte die Qualifikation Kiderlens in besonderem Maß aus der Denkschrift entnommen, die Kiderlen noch unter Bülow in der Bosnischen Krisis erstattet hat, und die Hand und Fuß und daneben einen hervorragenden Stil gehabt haben soll. Randbemerkungen des Kaisers auf dem Schriftstück im Auswärtigen Amt werden das ausweisen.

Herr von Kiderlen kam im Sommer 1909 nach Berlin und wurde zur Vorstellung nach Kiel befohlen. Wer in der „Woche" nachschlägt, findet das Bild, wie Seine Majestät und sein Staatssekretär auf Deck derselben „Hohenzollern" auf und abgehen, auf der einst Kiderlen-Wächter dem Kaiser sympathisch gewesen war; es findet sich aber auf dem Bild eine nebenherwandelnde Dogge. Die Dogge gehörte nicht dem Kaiser, sondern dem Staatssekretär, der sie zu der Staatsvisite nicht mitbringen durfte, ohne Erlaubnis eingeholt zu haben. Nicht durch Herrn von Kiderlen-Wächter, aber durch eine höchstzuverlässige Persönlichkeit habe ich damals erfahren, daß Kiderlen beim Kaiserlichen Kabinett telegraphisch angefragt hat, ob er seine Lieblingsdogge mitbringen dürfe, was ausdrücklich gestattet wurde. Diese kleine Nebensächlichkeit ist charakteristisch für Kiderlen-Wächter.

Nun war er Staatssekretär des Auswärtigen Amts. Kiderlen ist in diesen zweieinhalb Jahren zum Auswärtigen Minister emporgewachsen und zwar mehr durch Schweigen als durch Reden. Durch den plötzlichen Tod ist der Abschnitt, der den Namen Kiderlen-Wächter trägt, Geschichte geworden, und es verlohnt sich, die Politik Kiderlen-Wächters einer besonderen kritischen Betrachtung zu unterziehen. Über alles Persönliche und Anekdotische hinaus geht die Frage: War Kiderlen-Wächter bloß ein Diplomat, oder war er ein Staatsmann, hat er seinem Lande und der europäischen Entwirrung genützt und verdient seine Politik fortgesetzt zu werden?

Digitized by Google

Ist ein europäischer Krieg zu befürchten?

Von André Tardieu, premier secrétaire d'ambassade

Die Ausführungen des Leiters der auswärtigen Politik im „Temps" und Professors an der École des Sciences politiques berühren sich in einigen Punkten mit dem im vorigen Heft gebrachten Artikel von Conrad Haußmann über die Besserung der internationalen Lage. Ohne dem französischen Politiker überall beipflichten zu wollen, mögen dem deutschen Leser so kluge und klare Äußerungen eines kenntnisreichen Kopfes willkommen sein.

Der „März" stellt die Frage: Wird es einen europäischen Krieg geben? Der „März" tut gut daran, denn im Grunde ist das die einzige Frage, welche in allen europäischen Ländern die große Öffentlichkeit interessiert, der die Einzelheiten der Politik fremd sind. Für diese große Öffentlichkeit sind die Minister und die Diplomaten und deren tägliche Arbeit nur insofern interessant, als jene vollständige Änderung der Lebensgewohnheiten jedes Einzelnen daraus hervorgehen kann, die Krieg heißt. Wenn die Schriftsteller also den Wünschen der Mehrzahl ihrer Leser entsprechen wollen, müssen sie vermeiden, sich im Zergliedern zu verlieren und mit ja oder nein antworten, indem sie auf die verschiedene Beleuchtung der gestellten Frage: wird es einen europäischen Krieg geben? verzichten. Ich antworte auf diese Frage mit nein.

Aus welchen Gründen? Ich will versuchen, sie mit einigen Worten klarzulegen.

1. Es gibt in Europa keine einzige Regierung — ich spreche von den Großmächten — die den Krieg will. Alle sind in gleichem Grade friedlich. Ich bin überzeugt, daß sie es aus moralischem Verantwortungsgefühl sind. Kritischere Geister werden sagen, daß es weniger die Moral, als die Klugheit ist, die sie ein Krieg scheuen läßt. Diese Klugheit hat ihre

Digitized by Google

Wurzel erstens: in ökonomischen Erwägungen (denn für alle Länder wäre ein europäischer Krieg eine finanzielle Katastrophe); zweitens aber: in konstitutionellen Ängsten (denn in allen Ländern würde man durch einen glücklichen oder unglücklichen Krieg riskieren, eine Änderung im Regime hervorzurufen). Nehmen Sie die Souveräne oder Oberhäupter der sechs Großmächte und ihre leitenden Minister: Wilhelm II., Franz Josef, Victor Emanuel, Nicolaus II., Georg V., Mr. Fallières, Herrn von Bethmann-Hollweg, den Grafen Berchtold, Marquis de San Giuliano, Kokowtzoff, Sir Edward Grey, M. Poincaré — glauben Sie, daß unter diesen zwölf Personen eine fähig ist, einen Angriffskrieg zu wollen, vorzubereiten, zu entfesseln, wie es einst Napoleon und Bismarck taten? Ich glaube es nicht. Übrigens hat jede Regierung ihre besondern und aktuellen Gründe, den Frieden zu wollen. Deutschland ist dazu durch die mißliche Organisation seines Kredits gezwungen; Österreich-Ungarn durch seine ethnographische Zusammensetzung; Italien durch die Notwendigkeit, sich nach den afrikanischen Anstrengungen zu erholen; Frankreich durch die sozialen Tendenzen der fortschrittlichen Parteien; England durch die Friedensliebe seiner Liberalen; Rußland durch die unvollständige Reorganisation seiner Hilfsquellen. Suchen Sie in Europa, das so beschaffen ist, den Angreifer von morgen. Was mich betrifft, ich sehe ihn nicht.

2. Seit dreißig Jahren, das heißt, seitdem die noch bestehenden diplomatischen Konstellationen sich gebildet haben, hat man die prächtigsten Gelegenheiten zum Krieg gehabt und trotzdem wurde der Friede erhalten. Zwischen Frankreich und Deutschland gabs die Affäre Schnäbele, die Affäre von Tanger, die Affäre von Casablanca, die Affäre von Agadir. Zwischen England und Rußland: Afghanistan und den Zwischenfall von Hull. Zwischen Frankreich und Italien: Tunis und die Crispizeit. Zwischen Österreich und Rußland: die Bosnische Affäre und den gegenwärtigen Konflikt. Ich übergehe weitere und bessere Gelegenheiten. Ich weiß, daß ein Unglück rasch kommt. Ich weiß, daß es unklug ist, eine Ansicht über die Zukunft mit Vorhergegangenem zu begründen. Trotzdem wird man mir beipflichten, daß, wenn irgendeine Macht Lust gehabt hätte, den Degen zu ziehen, sie nicht weit zu suchen gehabt hätte, um die Gelegenheit zu finden, ihren Wunsch zu befriedigen. Die Entwickelung der gegenwärtigen Krise rechtfertigt übrigens diesen Schluß.

Digitized by Google

3. Die diplomatische Zusammensetzung Europas läßt den Ausbruch eines Krieges kaum fürchten, oder um deutlicher zu sprechen, diese Zusammensetzung ist eine derartige, daß die Friedenskräfte den Kriegskräften überlegen sind. Wenn alle Mächte isoliert sind und infolgedessen frei in ihren Bewegungen, so genügt es, daß zwei Völker aufbrausen, damit ein Krieg entsteht. Beweis dafür Frankreich und Preußen 1870, Spanien und die Vereinigten Staaten 1898. Bei den bestehenden Allianzen sind solche Ereignisse nicht mehr möglich. Denn bevor man die Beziehungen mit dem Gegner abbricht, muß jeder sich mit den Alliierten verständigen und das kostet Zeit. Da immer drei Mächte verbunden sind: Deutschland, Österreich und Italien; auf der andern Seite: Frankreich, Rußland und England, so wird in einem gegebenen Fall die Erregung niemals bei allen drei Verbündeten die gleiche sein, sei ihr Bündnis noch so eng. Es wird immer einen oder zwei unter drei Alliierten geben, die sich weniger aufregen werden, als der dritte. Das ist eine Behauptung, die ich leicht an Beispielen aus den Konflikten der letzten Jahre beweisen könnte. Ich fasse zusammen, indem ich sage, daß dem diplomatischen Mechanismus, von dem der Krieg abhängt, seit den Allianzen ein Zaum mehr zu Gebote steht.

4. Die Nervosität Europas ist verbraucht. Da man seit sehr langer Zeit nicht mehr Krieg führen konnte, suchte man, indem man den Frieden wahrte, seine Interessen nach Art der Pokerspieler zu vertreten: durch den Bluff. Bluff in der Marokkoaffäre, Bluff beim Kongokonflikt, Bluff in der orientalischen Frage. Man fängt an, indem man erklärt, daß man in nichts nachgeben wird, — und man endet, indem man sich vergleicht. Das Resultat ist, daß unsere Nerven schon sehr viel vertragen und nicht mehr das plötzliche Erschrecken von ehedem kennen. Die Mobilisierung Österreichs in den letzten Wochen hat niemanden irre geführt. Sogar die Börsianer, die von berufswegen nervös sind, gingen — mit wenigen Ausnahmen — ruhig darüber hinweg. Weshalb? Weil man sich gesagt hat, daß es ein Bluff ist, oder, wenn Sie wollen, ein Hilfsmittel in den Verhandlungen, — ein Hilfsmittel, das Österreich offensichtlich genützt hat.

5. Schließlich herrscht unter den Großmächten gänzliche Ungewißheit über den absoluten und relativen Wert der militärischen Einrichtungen, die sie mit so großen Kosten geschaffen haben. Ist das französische Gewehr

Digitized by Google

gleichwertig dem deutschen? Die deutschen Kanonen — den französischen? Kann sich Deutschlands Flotte mit der englischen messen? Läßt sich die Bronze der österreichischen Artillerie mit dem Stahl der andern Nationen vergleichen? Die russische Armee, überlegen was das Material betrifft, ist sie es auch in ihrer Organisation? Und was wäre im ganzen das Resultat eines Krieges? Man weiß es nicht und das ist ein Grund mehr, der die Mächte abhält, die entscheidende Probe zu suchen.

Deshalb glaube ich nicht an einen europäischen Krieg. Ich füge hinzu, daß es unentschuldbar wäre, wenn ich die Möglichkeit irgendeines Zufalls leugnen wollte, etwa das Aufwogen des Nationalismus, durch den alle logischen Folgerungen aufgehoben wären. Aber wenn man schreibt, ist man wohl gezwungen, Schlüsse zu ziehen. Ich füge auch hinzu, daß meine Behauptung, um richtig zu bleiben, der unveränderten Bedingungen bedarf, in denen sie wurzelt. Damit der Friede ungefährdet bleibe, ist folgendes nötig:

1. Daß die diplomatischen Systeme bleiben, wie sie sind, ohne Hintergedanken, sich gegenseitig auseinanderzubringen.

2. Daß die militärische Macht nirgends geschwächt wird, weil sonst die Versuchung für die Starken, über die Schwachen herzufallen, zu groß wäre.

Und so komme ich zu dem banalen Schluß: daß ich an den Frieden glaube, wenn der Friede stark bewaffnet ist. Roosevelt sagt: „Alle großen Wahrheiten klingen wie Wiederholungen." Und ich berufe mich bei dem Gemeinplatz, zu dem meine Ansichten führen, auf die gleiche Entschuldigung wie er.

Digitized by Google

Professor Hertling / Von Houyhnhnm

Die Ernennung des Philosophieprofessors v. Hertling zum Ministerpräsidenten Bayerns hatte für die Zunft der Lehrstuhlphilosophen ein ganz besonderes Interesse. Auch bisher nannte man schon Minister bisweilen Philosophen, aber nur, um mit diesem Beinamen zu bezeichnen, daß sie sich auf ihr Regierungsamt nicht sonderlich verstünden; oder vielleicht auch deshalb, um das Erstaunen zu bekunden, daß in Deutschland Minister den Nachweis erbringen, sie vermöchten sogar Titel von Kantischen Schriften leidlich korrekt anzugeben und drei bis vier Königsberger Zitate, allerdings minder zuverlässig, zu bewältigen.

Jetzt aber ward ein gelernter Philosoph berufen. Seit Platos Zeiten hört man nie auf, sich vorzuspiegeln, daß Philosophieren im letzten Grunde Regieren bedeute; denn warum sollte man über die tiefsten Gedanken des Menschenhirns mühselig grübeln, wenn nicht zu dem Zwecke, mit den Ergebnissen des Denkens und Forschens die Gesellschaft zu erfüllen, sie geistig zu stimmen, d. h. eben sie zu regieren! Also sind Philosophen die geborenen Minister und Minister die geborenen Philosophen. Der ewige Traum wurde in Bayern endlich erfüllt: Philosoph und Minister war eines geworden.

Die Zunft aber fragte sich nun — aus rein philosophischem Interesse natürlich, nicht etwa, um sich selbst für ähnliche Laufbahn einzurichten — welche Philosophie ein Professor in Deutschland haben und lehren müsse, um bei uns leitender Staatsmann zu werden. (In den nüchternen, ruinenlosen Vereinigten Staaten glaubt man ebensowenig an die esoterische Professorengeweihtheit, wie an die Begnadung eines mystischen Herrscherwillens, allein das rechte Werkzeug finden zu können; deshalb wählte dort der Plebs, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre, durch die rohe Zahl einen tüchtigen Gelehrten zum Präsidenten!)

Was Herr v. Hertling als Ministerpräsident geleistet, das mögen meinetwegen die Blätter der Geschichte verzeichnen; ich will mich in deren Buchführung nicht einmischen. Aber ich nehme an, daß der Philosophieprofessor v. Hertling, als er sein Amt übernahm, sein philosophisches Löwenfell nicht ebenso ausgezogen hat, wie — der eigenen Versicherung nach — die parteipolitische Haut. Denn ein rechter Philosoph, der Minister wird, kann solche Last sich doch nur in der Absicht aufbürden, endlich die Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Gedanken zu gewinnen. Philosophie ist nie Privatsache, ist es weninigstens nur notgedrungen; sie lauert nur auf die Möglichkeit, Staatssache zu werden. Philosophie ist gedachtes Leben, das wirkliches Leben werden will. Mithin, wenn ein Philosoph zur Regierung kommt, muß die Regierung zur Philosophie kommen, zu seiner Philosophie.

Alles, was seit bald einem Jahre in Bayern geschehen, muß demnach als angewandte Philosophie sich erklären. Und das bisher ununtersuchte Zentralproblem der Ara Hertling bleibt: welche Philosophie gegenwärtig Tat zu werden ringt, als welcher Philosophie begnadete Opfer wir erwarten dürfen, regiert zu werden.

Im allgemeinen läßt sich die Frage a priori beantworten: es dürfte wohl eine Mischung des alten Heiden Aristoteles und des neueren Christen Lehmkuhl

Digitized by Google

(S. J.) sein, angewandt auf das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bayrischer Zeitrechnung und angepaßt an die Daseinsgewohnheiten der Reichsräte der Krone Bayerns. Wir erfuhren eben erst, wie mühselig die Hertlingsche Philosophie noch vor ein paar Jahren auf Erden schlich. Sie herrschte nicht, wie ehedem, offen über die Welt und scheuchte ihre Widersacher mit Feuer und Schwert. Der arme Hertling war schon froh, wenn es ihm gelang, durch einen bescheidenen geheimen, ganz geheimen Vertrag zwischen dem Papst und dem hochmodernen deutschen Kanzler Bülow wenigstens einen Lehrstuhl deutscher Universitäten für alle Zeiten den Anhängern seiner Philosophie zu sichern. Der eine der Vertragsgegner, Herr v. Bülow, kam bald darauf an der also zu Kräften gelangten Philosophie Hertlings (Abteilung für Ethik) um. Seitdem wuchsen dieser Philosophie die Schwingen. Und jetzt gelang es gar, einen Lehrstuhl für scholastische Experimentalphilosophie über einem ganzen Lande zu errichten, die Weltanschauung des Professors an einigen Millionen Menschen zu vollstrecken. Die allgemeine Richtung dieser philosophischen Vollstreckungsurteile fühlen wir bereits.

Indessen, die persönlichen Einzelheiten des Systems erst können unser genaueres politisch-philosophisches Schicksal ins Bewußtsein rücken. Wir müssen uns folglich in die Urkunden dieses Geistes, Professors und Ministerpräsidenten vertiefen.

Auch die weltlichen Philosophiekompendien unserer Zeit verschweigen uns den Namen Hertling nicht. Ich finde da z. B., daß Georg v. Hertling über die Beziehungen Descartes zur Scholastik in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie 1897 und 1899 sich verbreitet hat. Auch hat er, verläßlichen Quellen zufolge, gezeigt, daß Lockes Polemik sich hauptsächlich gegen die Cartesianische Schule richtet; ebenso hat er wahrscheinlich gemacht, daß Lockes Voraussetzung einer festen Ordnung der Beziehungen zwischen den Ideen aus einer Einwirkung der Cambridger Schule stamme. Das ist gewiß alles sehr lehrreich, wie ich es durchaus als eines meiner Lebensziele betrachte, einmal die Muße zu finden, um Hertlings Werk (aus der Zeit des Versailler Friedens) über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles" lesen zu können. Dem seligen Eduard Zeller scheint schon das gleiche Ziel vorgeschwebt zu haben und dennoch die Lektüre unerreichbar geblieben zu sein. Aber alle diese Kenntnisse erklären mir nicht die heutige politische Lage Bayerns. Ich finde keinen Weg von der Seele des Aristoteles zu Materie und Form des Dr. Pichler.

Hingegen fallen sofort alle Schleier, wenn wir in die von keinem Philosophiehistoriker erwähnten Frankfurter zeitgemäßen Broschüren blicken. Da philosophiert Hertling im Kreise seiner Lieben und Getreuen, die sich gegenseitig und damit auch uns erhellen. Zu der Neuen Folge erstem Bande (1880) steuert Dr. G. Freiherr von Hertling einen Beitrag bei: „Der Darwinismus — eine geistige Epidemie". Vorher handelt in dem Sammelbande ein Herr Dr. Paul Haffner über „Goethes Faust als Wahrzeichen moderner Kultur". Hertlings Gedankenkamerad nennt Goethe zwar den „begabtesten der deutschen Dichter", leider aber fehle es Fausten durchaus an sittlicher Umkehr und an Streben nach Gott: „Wenn Faust im Schlafe von den Elfen gereinigt wird, wenn er dann später im Tode von den Engeln emporgetragen wird, so ist das eine sehr bequeme religiöse Anschauung, eine Anschauung, welche ganz der modernen Humanität entspricht; aber sittlich ernst ist sie nicht und darum auch

Digitized by Google

nicht tragisch, sondern komisch; eine Variation des Lieds, so sagt Eichendorff, des bekannten Lieds: „Lustig gelebt und selig gestorben!"

Hinter Hertling aber philosophiert Herr Fr. Ibach über den Sozialismus im Zeitalter der Reformation. Hier erfahren wir: „Was Wunder, wenn bei diesem brutalen Umsturz aller Ordnung in der Kirche der Umsturz auch auf das soziale und politische Gebiet übertragen wurde und man sich dabei mit ganz gleichem Recht auf dieselbe Heilige Schrift stützte, auf die Luther mit seiner religiösen Revolution sich gestützt hat. Wie leicht es gewesen, auch für den tollsten Umsturz und himmelschreiende Gewalttat das Zeugnis der Heiligen Schrift und der Religion für sich zu bekommen, haben die Greuel des Bauernkrieges nur zu sehr gezeigt. Der Unterschied zwischen dieser in dem Zeitalter der Reformation sich vollziehenden Revolution und dem Unglauben des heutigen Sozialismus ist nur ein gradueller ... Auch sie (die Sozialisten) verstehen so gut wie die Reformatoren den Sturz der geistlichen Autorität mit der weltlichen und sozialen Revolution in Verbindung zu bringen."

Hier atmet man schon die zeitgemäß philosophische Regierungsluft des gegenwärtigen Bayern. Lassen wir nun gar Hertling selbst philosophieren. Der Darwinismus, sagt er, ist eine geistige Epidemie wie das Tischrücken. Er wurde zu einer neuen Waffe des Materialismus: „Natürlich, der Materialismus darf nicht dulden, daß bei dem Ursprunge des Menschen das Eingreifen einer höheren Macht anerkannt bliebe. Nicht Gott also hat ihn geschaffen, geschaffen nach seinem Bilde, er ist vielmehr die letzte Stufe, bis zu welcher der Prozeß natürlicher Züchtung hingeführt hat, der glückliche Emporkömmling aus einem Geschlechte affenähnlicher Vorfahren."

Herr v. Hertling lehnt es für seine Person entschieden ab, als ein Emporkömmling aus einem Geschlechte affenähnlicher Vorfahren zu gelten, vermutlich, weil sein Adel bereits älter ist als jene tierischen Vorfahren darwinistisch gesinnter Menschen. Diese grundsätzliche Ablehnung führt unmittelbar in die bayrische Gegenwart: immer ist es ein schöpferischer Herrscherwillen, der die Kreaturen eingreifend erfindet. Hertling erfuhr es selbst. Denn war es nicht der 91jährige Herrscherwillen des Prinzregenten Luitpold, der ihn — als leitenden Staatsmann — hervorbrachte? Hertling ist mithin in der Tat kein Emporkömmling aus eigener Kraft, sondern geschaffen durch einen Eingriff.

* * *

Selbst, wenn es bewiesen wäre, fährt Hertling fort, daß aus dem bloßen Zusammentreffen von Kohlenstoff und Wasserstoff und anderen Elementen das erste Leben entstand, wenn es ebenso bewiesen wäre, daß in eben jener Art, wie die Hypothese Darwin es vermeint, aus so dürftigen unscheinbaren Anfängen durch Variabilität und erbliche Übertragung und natürliche Züchtung der ganze Reichtum organischer Gebilde entstand, der heute unsere Erde schmückt, — wie kam es denn, daß jenes erste Leben zu einer bestimmten Zeit auf der Erde auftrat, da es zuvor nicht vorhanden war? Fragt Georg v. Hertling, Philosoph.

Wir nähern uns immer mehr der bayrischen Regierungsphilosophie: zu fragen, wo keine, weil jede Antwort möglich ist; und nicht zu fragen, wo mögliche Lösungen Leben bilden.

Hertling beantwortet die Frage, die ihn quält, mit der ewigen Wahrheit: Dann stände eben dort am Anfange dieses Prozesses die schöpferische Tat

Digitized by Google

Gottes, der den Prozeß so einrichtete. „Das ist ein notwendiges Ergebnis, zu welchem das logische Denken führt." Ein verstorbener Kollege Hertlings, Herr Professor Kant, hat über den Wert solchen logischen Denkens einiges gesagt, was ihn freilich auf den Index gebracht hat und Hertling also nicht kümmern darf.

Noch tiefer gräbt Hertling. Woher denn die furchtbare Erscheinung, daß dieser von ihm selbst klipp und klar widerlegte Darwinismus dennoch so viele Anhänger gefunden hat?! Wir hören die Antwort: der Darwinismus „ist das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft, mit Hilfe der modernen Naturwissenschaft die Spuren zu verwischen, welche der allweise und allmächtige Schöpfer unauslöschlich seinem Gebilde eingeprägt hat. Aus dem Glanze, der die moderne Naturwissenschaft umgibt, schöpft er die Hoffnung des Gelingens, und in dieser Hoffnung — es ist furchtbar, zu sagen — liegt seine ansteckende Gewalt."

Wir sehen: Hertling ist nicht nur durch den Buchbinder mit den anderen Frankfurter Zeitgemäßen vereinigt worden. Es sind wahrhafte Mitphilosophen: Goethes Faust — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Die Reformation — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Der Sozialismus — „das krankhafte Ringen der vor Gott fliehenden Vernunft". Und immer — es ist furchtbar — zu sagen, hat dieses krankhafte Ringen ansteckende Gewalt. Nach so fragender und so antwortender Philosophie wird nun wahrhaftig in Bayern regiert. Alles, was dem Professor v. Hertling zuwider, sind Epidemien krankhaft ringender gottflüchtiger Vernunft: Liberalismus und Sozialismus, Demokratie, Republik, Gleichberechtigung, Koalitionsrecht, moderne Kunst, Wissenschaft, Literatur — alles Epidemie, alles krankhaftes Ringen, alles Vernunft auf der Flucht vor Gott.

Gegen die staatssozialistischen Gedanken seines Parteigenossen Hitze hat Hertling einmal jede derartige Ausdehnung der staatlichen Kompetenz für unzulässig und aufs höchste gefährlich erklärt. Und er sprach also vom Wesen des Staats: „Aus dem Zwecke des Menschen, wie ihn der vom Christentum vertiefte und verklärte Theismus kennen lehrt, und aus der erfahrungsmäßigen Natur des Menschengeschlechtes ergibt sich der Begriff und die Aufgabe des Staates. Der Staat ist kein direkt naturwüchsiges Gebilde. Das Kriterium seines Wesens und der Ursprung seiner Würde ist seine Beziehung zum Recht. Es ist ein Grundzug der göttlichen Weltordnung, daß der von Ewigkeit her im göttlichen Geiste beschlossene Weltplan durch die eigene Betätigung der Geschöpfe in der Zeit verwirklicht wird. Die Norm für diese Betätignng ist in jenem Plane enthalten, und darum eben ist der Weltplan zugleich ewiges Weltgesetz (lex aeterna) . . . Nur darf die Fähigkeit des Geschöpfes, das Gesetz nicht zu erfüllen, die Realisierung des Weltplans nicht vereiteln und die Weltordnung nicht dauernd stören." Genau unser heutiger bayrischer Zustand! Die nicht klerikalen Parteien haben ja leider von der Vorsehung auch die Fähigkeit des Geschöpfes erhalten, das Hertlingsche Gesetz nicht zu erfüllen, aber auch sie dürfen die Realisierung des Weltplans nicht vereiteln und die Weltordnung nicht dauernd stören (vergleiche Programmreden Hertlings und Seidleins in der bayrischen Abgeordnetenkammer, Session 1912). Nur ist der Unterschied: wenn Hertling den Weltplan realisiert, so handelt er als Vollstrecker der lex aeterna. Wenn wir aber auf unsere Art den Weltplan zu

Digitized by Google

erfüllen suchen, so sind wir geistige Epidemie und müssen, weil wir die Weltordnung dauernd stören, unschädlich gemacht, zum mindesten am weiteren Anstecken gehindert werden.

Wir wissen nun, welche Philosophie man haben muß, damit ein Professor Ministerpräsident werde. Man muß behaupten, den Weltplan aller *besseren* Gewalten realisieren zu wollen, vom Reichsrat aufwärts über Bischöfe und Monarchen bis zum lieben Herrgott zur Vollstreckung der lex aeterna autorisiert zu sein.

Da können wir weltplanlose Leute freilich nicht mit, die wir schon froh sind, sofern wir nur als ein bißchen glückliche Emporkömmlinge über ein Geschlecht affenähnlicher Vorfahren uns emporzurappeln vermögen.

Eines aber möchten wir doch noch wissen, ein Problem für die Bayrische Staatszeitung:

In welchem Verhältnis stand der Jesuitenerlaß zum ewigen Weltplan? Und mahnt hier nicht offenbar ein trauriges Beispiel für die Ohnmacht des gesunden Ringens der zu Gott geflohenen Vernunft, die — es ist furchtbar zu sagen — niemanden und nichts anzustecken vermag?

Der Künstler und der Literat

Von Thomas Mann

(Schluß)

Montaigne ist außer sich über den Richter, der durch Trug und falsche Verheißungen von Milde oder Gnade den Verbrecher verlockt, seine Tat zu offenbaren. Er geht so weit, zu behaupten, daß derjenige, der, von Räubern gefangen, auf sein Versprechen hin, eine gewisse Summe zu zahlen, wieder in Freiheit gesetzt wurde, durchaus verpflichtet sei, sein Versprechen zu halten, — denn wenn auch nur die Furcht seine Zunge ohne den Willen gezwungen habe, so bleibe er doch, ohne die Furcht, gehalten, sein Wort streng einzulösen. Und woher diese Empfindlichkeit Montaignes im Punkte des Ehrenhaften? Aus dem selben Geschmack, der ihn den Epaminondas sich zum Helden wählen läßt: jenen menschlichen Kriegsmann, der so sehr auf milde und höfliche Sitten hielt, daß er, im rasendsten Handgemenge auf den Gastfreund stoßend, artig zur Seite auswich und von dem überliefert ist, daß er, bevor er zu Felde zog, den Musen opferte, um durch ihre Sanftheit und

Digitized by Google

Heiterkeit der Rauhigkeit und Wut des Mars die Härte zu nehmen. Wohlan, — dies alles ist Literatur! Ist das Leben ein Kampf, so ist der Literat der Kämpfer, welcher, bevor er zu Felde zieht, den Musen opfert.

Sollte man vermuten, zu welchem Exempel der Renaissanceliterator greift, um das Nützliche moralisch in Frage zu stellen? „Die Ehe", sagt er, „ist doch das notwendigste und nützlichste Band der menschlichen Gesellschaft. Da nun steht es so, daß der Ratschluß der Heiligen das Nichtheiraten für die rechtere Entscheidung hält und von der Ehe den ehrwürdigsten Menschenberuf ausschließt; wie auch wir zur Züchtung die minderwertigen Tiere bestimmen." Ein starkes Beispiel! Wie es scheint, versteht sich der Literat mit dem Heiligen besser, als mit dessen Gegenteile, dem Künstler, und wenn sein Moralismus artistischer Herkunft ist, so entfremden ihn doch gerade seine erkennenden und richtenden Triebe dem Künstler „wie er im Buche steht", — diesem aufgeräumten und harmlosen Wesen, das mit einem Gemisch aus Widerwillen und frommer Scheu dem strengen Bruder begegnet oder lieber noch nicht begegnet. Der Künstler, den Typus so unverfälscht genommen, wie der des Literaten hier genommen wird, ist sittlich indifferent, unverantwortlich und unschuldig wie die Natur, deren rechter Sohn er ist. Schöpferisch gerichtet seinem Wesen nach, nicht betrachtend, sondern tätig, ja der Tätige an sich und als Werkmensch des Zugeständnisses an die Materie gewöhnt, läßt er sich nicht einfallen, das Ehrenhafte und das Nützliche als Gegensätze zu empfinden. Ein Bursche, der lebt und leben läßt, sinnlich, kindisch, auf Spiel, Glanz und Feste bedacht, überläßt er jedem, der Lust dazu hat, die Beurteilung der Gotteswelt, die er zu schmücken und nachzubilden sich begnügt. Man kennt ihn als Freudenmeister an den Höfen der Großen, als unbekümmerten Mitesser am Tische des reichen Hallunken, — und kurz, wenn irgendein löblicher Charakterzug diesem sympathischen Gesellen mangeln sollte, so möchte es etwa die Anständigkeit sein, welche schlechterdings nicht die Sache der Natur und des „Temperamentes", sondern diejenige des Wissens und der Kritik ist. Der Literat seinesteils ist der wesentlich anständige Mensch, und er kann unmöglich umhin, es zu sein. Sein Widerwille, sich, den frei Betrachtenden und Urteilenden, irgendwie zu verbinden, festzulegen und gemein zu machen — ein Erfordernis der Selbstbehauptung ganz einfach —, trägt ohne Mühe den Sieg über alle

Digitized by Google

Versuchungen der Welt davon. Sein Freiheitspathos, seine Begriffe von Menschenwürde, seine tiefe Widersetzlichkeit machen ihn offenbar ungeeignet zum Fürstenknecht. Seine soziale Einsicht würde ihn zum Mitschuldigen des prassenden Ausbeuters machen, dessen Gast er wäre. Und während der Künstler ganz eigentlich der Mann der Wirkung und des Erfolges ist, sieht der Literat im Erfolge beinahe nichts, als die Beschönigung des Unrechts: — ja, seine psychologische und sittliche Reizbarkeit macht ihn, den Betrachtenden, rankünös gegen die Aktivität überhaupt, gegen das praktisch sich anpassende Schöpfertum. Voltaires Gehässigkeit gegen Karl den Großen ist ein vortreffliches Beispiel dieser Literatensensibilität gegenüber dem unreinen Heldentum der Tat. „Karls Name", ruft er erbittert, „ist einer der größten Beweise dafür, daß der Erfolg das Unrecht gut macht und zum Ruhme führt." Und dann zeigt er, mit Grinsen und Speicheln, was eigentlich das ist: die aktive Größe. Karl hat die Rechte der Natur und die Bande des Blutes für nichts geachtet. Er hat seines Bruders Weib und ihre Kinder ins Elend gejagt, um sich ihres Gebietes zu bemächtigen. Er hat sie wahrscheinlich später ins Kloster gesteckt oder töten lassen. Er hat, auf die Forderung des Papstes, seine langobardische Gattin ganz ohne Grund und Form verstoßen und ihren Vater, wie manchen anderen Fürsten eingesperrt. Er hat Wittekinds Freiheitskampf wie einen gemeinen Aufstand behandelt und an den Ufern der Aller 4500 Gefangene hinrichten lassen. Er hat die Sachsen zu Sklaven gemacht unter dem Vorwande, sie zu Christen zu machen, und er hat sich, den Christen, mit Sarazenen gegen Sarazenen verbündet, ohne sich einfallen zu lassen, seine Verbündeten zum Christentum bekehren zu wollen. „Andere Interessen", kreischt Voltaire, „andere Taten!" Und man sieht wohl, daß dies eben, diese schamlose Verleugnung des Ehrenhaften zugunsten des Nützlichen, ihm das Unerträgliche ist. Ein schlauer Praktikus, der durchaus nicht darauf bestand, sich für Roncesval zu rächen, sondern stets nur nahm, was er festhalten konnte und „seinen Ehrgeiz der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse anpaßte". Ein Heuchler, der, nachdem er den römischen Adel mit Gold bestochen und sich öffentlich um die Kaiserwürde beworben, den Überraschten mimte, als Leo ihn abgekarteterweise während der Messe zum Kaiser erklärte. Ein frecher Räuber, kurz und gut, dem nur der Erfolg und — wie Voltaire mit arger

Digitized by Google

Billigkeit hinzufügt — „einige glänzende Eigenschaften" den Namen eines großen Mannes erworben haben: das ist der historische Heros vor dem Richterstuhl reiner Betrachtung, und wem solch Urteil absurd erscheint, der möge bedenken, daß das Absurde nichts anderes als das geistig Ehrenhafte ist.

Der Literat ist anständig bis zur Absurdität, er ist ehrenhaft bis zur Heiligkeit, ja, als Wissender und Richtender den Propheten des alten Bundes verwandt, stellt er in der Tat auf seiner vornehmsten Entwicklungsstufe den Typus des Heiligen vollkommener dar, als irgendein Anachoret einfacherer Zeiten. Sein Schönheitssinn, seine Sensibilität gegen das Gemeine, Lächerliche und Unwürdige führt zur Vernichtung aller niederen Leidenschaften, der Bosheit, des Neides, der Herrschsucht, der Rachgier, der Eifersucht; seine Kunst zu zergliedern und zu bezeichnen, die kühlende, erledigende Wirkung des literarischen Wortes führt zur Auflösung und Beilegung der Leidenschaft überhaupt, zur Sanftmut, zur Stille. Ja, wenn er von Geburt ein Richter ist, begabt und berufen, die Dinge mit scharfen Namen zu treffen, so ist es zuletzt seine „Klugheit", welche sich stärker erweist, als seine „Liebe zur Tugend": Seine Kenntnis des Herzens, sein Wissen um die Vieldeutigkeit und tiefe Unrichtbarkeit der menschlichen Handlungen läßt ihn verstehen, läßt ihn vergeben, führt ihn zur Güte — — —

Von der Farbe und vom Parallelismus

Von Ferdinand Hodler

Die Farbe.

(Schluß)

Die Farbe charakterisiert und differenziert die Gegenstände; sie steigert und betont; sie trägt außerordentlich zum dekorativen Effekt bei. Die Farbe entwickelt höchst wirksame musikalische Reize, unabhängig von der Form. Die Farbe hat einen Einfluß auf die Moral. Sie ist ein Element der Freude, der Heiterkeit. Es sind besonders die hellen Farben zusammen mit dem Licht, die

Digitized by Google

diesen Eindruck erregen. Aber die dunklen Farben gebären die Melancholie, die Traurigkeit und selbst das Entsetzen.

Man gibt dem Weiß die Bedeutung der Unschuld, während ein Schwarz das Böse, den Schmerz darstellt. Das lebhafte Rot wirkt wie Härte und Leidenschaft, das helle Blau ruft die weichen Empfindungen hervor, das Violett die Traurigkeit. Die Werte der Farben werden gesteigert durch ihre Verbindung; sie werden harmonisiert oder sie begleiten sich wie parallele Zieraten, oder sie stoßen sich auch und erzeugen Gegensätze.

Die Wirksamkeit und Bedeutung der Farben hängt ab von ihrer Intensität, ihrer Ausbreitung und ihrer Lagerung inmitten der anderen, die sie steigern oder entkräften, je nach der größeren oder geringeren Nähe von Weiß oder Schwarz. Verbunden mit der Form tritt die Farbe noch stärker hervor und bestimmt die Rhythmen, die aus der Abwechselung und aus der Wiederholung resultieren. Die Farbe ist übrigens niemals von der Form getrennt, aber die Form kann sie zu größerer Wirksamkeit bringen.

Die Färbung der Dinge hängt ab von der Farbe der Beleuchtung. Anders sind die Töne bei grauem, anders bei blauem Himmel. Wenn wir heiterer sind bei blauem Himmel, so ist es nicht nur wegen der Klarheit des Wetters, des Kontrastes der belichteten und beschatteten Flächen, sondern auch, und vor allen Dingen, wegen des lachenden Spiels der gefärbten Schatten, die, anstatt grau, durchtränkt sind von Blau und Violett, und in deren Mitte das Orange der Reflexe flimmert.

Bei schönem blauem Himmel ist die Farbe der Schatten blau und violett, für die Bäume ultramarin, und alle belichteten Blätter glänzen wie eine Masse. Was für angenehme Gefühle ruft dieser Akkord von Blau und Grün hervor.

Und der Bach in den Bergen, der zum Tale eilt, scheint auf seinem bläulichen Grunde mit riesigen Diamanten geschmückt zu sein. Dagegen beeinträchtigt eine allzu starke Belichtung die Schönheit des Rotes und der anderen Werte, und nur die transparenten Farben werden ihre Wirkung behalten. Aber die Blumen scheinen zu seufzen unter dem heftigen Ansturm des Lichtes: ihre Farben verblassen.

Bekanntlich ist es die Farbe, die zwischen Publikum und Maler öfters Streitigkeiten erregt. Lange vermochte man nicht zu begreifen, daß ein rosa

Digitized by Google

Kopf in freier Luft violett bei blauem Himmel werden kann, und orange oder selbst lebhaft rot, wenn er von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wird. Das Auge versteht aus Mangel an Beobachtung, hauptsächlich aber wegen zu geringer Übung, diese vom Künstler formulierten Nüancen nicht, sie erscheinen ihm wie eine entsetzliche Übertreibung.

Der Reiz der Farben liegt vor allem in ihren Akkorden, in der Wiederholung von Nüancen derselben Farbe. Die sanften Harmonien scheinen leichter in die Seele einzudringen, sie scheinen wirklich die Lieblingsakkorde des Herzens zu sein. Ich denke jetzt an jene Musik der Linien in gewissen Fragmenten des Parthenonfrieses. Disharmonien aber, Kontraste, überraschen und erregen, scheinen dem Nervensystem Gewalt anzutun. Doch sind die Übergänge von einem weichen Akkord zu einem kontrastierenden harten häufige Empfindungen im Leben.

Und all dieser Reichtum von Farbe, diese hellen und dunklen Flecken, die Kontraste und die wechselnden Akkorde zitternder Töne sind ein Geschenk des Lichts.

Der Parallelismus.

Parallelismus nenne ich jede Art von Wiederholung.

So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit.

Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel heben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige Säulen. Ein und dieselbe vertikale Linie, viele Male wiederholt, umgibt mich. Mögen sich nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen Eindruck von Einheit bestimmt, ist ihr Parallelismus. Die vielfachen senkrechten Linien wirken wie eine einzige große Vertikale oder wie eine ebene Fläche.

Wenn man über eine Wiese hinblickt, wo nur eine einzige Art von Blumen sich dem Auge bietet, wo z. B. die Blüten des Löwenzahns sich in hellem Gelb von dem grünen Grunde des Rasens abheben, so wird man einen Eindruck von Einheit empfinden, der in Entzücken versetzt. Ich bemerke, daß die Wirkung größer sein wird, der Eindruck stärker, als wenn sich eine

Digitized by Google

Mischung von Blumen da vor uns ausbreitete, die in Farbe und Form verschieden sind.

Ein anderes Beispiel: Da stehen ein paar blühende Lorbeerstämme von ein und derselben Farbe, oder wir gehen einen Weg, der von Fliederbäumen eingefaßt ist; man wird gleicherweise jenen Reiz empfinden, der von der Wiederholung ausgeht.

Oder man versetzte sich im Geist auf eine Ebene, die mit Felstrümmern übersät ist, etwa infolge des teilweisen Einsturzes eines Berges (wie man das z. B. am Fuße des Mont Salève bei Genf sehen kann), so wird man denselben tiefen Eindruck empfinden, wie ihn die Gleichartigkeit aller einzelnen Teile verursacht.

Eine analoge aber stärkere Wirkung verspüren wir, wenn wir auf einem Berggipfel inmitten der Alpenregion stehen. Alle die unzähligen Spitzen, die uns umgeben, verschaffen uns jenen eigenen Reiz, der aus der Wiederholung resultiert.

Im Herbst sieht man die Blätter der Bäume, ein und dasselbe Blatt — etwa das der Akazie — ausgestreut auf dem Erdboden; die Art, wie diese Blätter so nebeneinander liegen, kann uns entzücken. Wenn ich den wolkenlosen Himmel betrachte, so zwingt mich die große Uniformität zur Bewunderung. Und sind bei diesem Beispiel die Elemente, welche den Parallelismus erzeugen, auch nicht sichtbar geschieden, wie bei den vorhergehenden, so sind sie darum nicht weniger vorhanden: Jedes einzelne Luftmolekül steht in einer Parallelwirkung zu dem andern. — In allen Fällen nun, in denen der Parallelismus nicht für sich allein als Ursache jenes Reizes zu konstatieren ist, läßt sich doch ein gewisses Element der Ordnung in der Natur nachweisen. So haben z. B. bei einer Blume alle Blütenblätter dieselbe Form und sind um einen Mittelpunkt gruppiert.

Ein Baum bringt immer Blätter und Früchte derselben Form hervor. Wenn Tolstoi in seiner Schrift: „Was ist Kunst" sagt, man könne niemals zwei Blätter desselben Baumes genau übereinanderlegen, so kann man mit größeren Recht behaupten, daß nichts einem Platanenblatt ähnlicher sieht, als das Blatt der Platane.

Man wird ebensowenig einen Apfelbaum Kirschen oder verschiedenartige

Digitized by Google

Früchte hervorbringen sehen, wie man jemals erleben wird, daß eine Pflanze mehrere Arten von Blüten trägt.

Wir ersehen also aus allen diesen Beobachtungen, welche wichtige Rolle der Parallelismus oder die Wiederholung in der Natur spielt, und besonders bei den Dingen, an denen wir unsere größte Freude haben, wie die Blumen.

Ich muß noch hinzufügen, daß bei fast allen diesen Beispielen, die ich eben angeführt habe, die Wiederholung der Farbe sich zu derjenigen der Form gesellt. Die Blütenblätter einer Blume, wie auch die Blätter der Bäume, sind im allgemeinen von derselben Farbe.

Dasselbe Prinzip der Ordnung nun erkennen wir auch im Bau des tierischen und menschlichen Körpers, in der Symmetrie der rechten und linken Körperhälfte.

Unsere Kleidung trägt dieselben Falten an den beiden Schultern, an den beiden Ellenbogen und Knien, die gleichen Abdrücke unserer Bewegungen. Das merkt man besonders an einem Gewand, das bereits einige Zeit getragen ist.

Doch brechen wir ab und fassen wir zusammen: der Parallelismus läßt sich nachweisen an den verschiedenen Teilen eines Gegenstandes, für sich allein betrachtet, er besteht noch augenfälliger, wenn man mehrere Objekte derselben Gattung nebeneinander hält.

Wenn wir nun unsere Lebensäußerungen mit diesen Erscheinungen in der Natur vergleichen, so sind wir erstaunt, dasselbe Prinzip wiederkehren zu sehen.

Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns Menschen eint, stärker ist als das, was uns trennt.

Der Sinn und die hauptsächlichsten Bedingungen des Lebens sind dieselben für uns alle. Wir haben alle unsere Freuden und unseren Schmerz, die nur Wiederholungen derjenigen der anderen sind, und die nach außen hin durch dieselben oder durch analoge Gesten sichtbar werden, da wir doch von einerlei Fleisch und Bein sind.

Feiert man irgendwo ein Fest, so sehen wir die Menschen sich in ein und derselben Richtung bewegen: das sind Parallelen, die einander folgen.

Manchmal erblickt man Menschen um einen Redner gruppiert, der seine

Digitized by Google

Gedanken vorträgt; oder betreten wir eine Kirche während des Gottesdienstes, so empfinden wir jenen Strom von Einheit als etwas Imposantes.

Setzen sich ein paar Leute, die derselbe Zweck zusammenführt, an einen Tisch, so können wir sie als Parallelen auffassen, die irgendwie eine Einheit bilden, etwa als die Blätter einer Blume.

Sind wir froh, so hören wir nicht gern die Stimme der Disharmonie, die uns aus unserer Heiterkeit herausreißen würde.

Auch sagt man im Volksmund: gleich und gleich gesellt sich gern. —

An all dem läßt sich nun unschwer der Parallelismus oder das Prinzip der Wiederholung nachweisen. Und dieser Parallelismus der Empfindung übersetzt sich nach außen in den formalen Parallelismus, von dem wir bereits sprachen. (Man wird jetzt meine Bilder: „die Lebensmüden", die „Enttäuschten", die „Eurythmie" oder den „Tag" verstehen, und erkennen, daß ich mir Seelenzustände oder überhaupt Stoffe auswählte, an welchen die Einheit unserer Empfindung am deutlichsten sich offenbart.)

Ist ein Gegenstand angenehm, so vermehrt die Wiederholung seinen Reiz, drückt er Trauer oder Schmerz aus, so erhöht sie die Traurigkeit. Ist dagegen ein Stoff barock oder abstoßend, so wird er durch die Wiederholung bis zum Unerträglichen gesteigert werden. So bewirkt also die Wiederholung eine Steigerung der Intensität. Indessen, abgesehen vom Stoff, löst die Wiederholung einer Form oder einer Farbe an sich angenehme Empfindungen aus.

Seit der Kunstübung der Primitiven hatte man dieses Prinzip der Harmonie aus den Augen verloren, man dachte nicht mehr daran. Man suchte den Reiz des Verschiedenartigen, und man wurde zu Zerstörern der Einheit.

Wenn ich für mein Teil dazu gekommen bin, den Wert und die Kraft jenes Elementes wiederzuerkennen, so war es dadurch, daß ich die Natur beobachtete, wie ich es eben an Beispielen gezeigt habe, die ich bis ins Unendliche vermehren könnte.

Trachten nach der Einheit, nach einer starken und machtvollen Einheit, das heißt nichts anderes, als einer Sache zur größten Klarheit verhelfen, das heißt, eindeutig ausdrücken, daß dieses Ding voll Anmut ist und jenes voll Stärke.

Aber damit ist es heute nichts. Die Kunst unserer Epoche beweist es.

Digitized by Google

Ein tolles Haſten nach den Reizen der Verſchiedenheit herrſcht allgemein, mit geringen Ausnahmen, die wie Puvis de Chavannes den Sinn der Harmonie erkannt haben.

Die Verſchiedenheit iſt ein Element der Schönheit wie der Parallelismus, vorausgeſetzt, daß man ſie nicht übertreibt. Denn allein ſchon der Bau unſeres Auges bedingt, daß wir Verſchiedenheit in einen Gegenſtand von abſoluter Einheit hineintragen.

Der Künſtler weiß das wohl. So oft er die Einheit eines Gegenſtandes betonen möchte, ſtößt er ſich hart an jene Geſetze der Perſpektive, nach denen die augenſcheinliche Größe eines Menſchen abnimmt, je weiter er ſich von unſerem Auge entfernt. Oder man braucht nur ein paar Menſchen in anſcheinend gleicher Bewegung zu ſehen, um bald zu merken, daß die Tatſache ihres verſchiedenen Ausſehens nicht aus der Welt geſchafft werden kann.

Es iſt nicht immer ſo leicht, wie es ſcheint: einfach zu ſein.

Ich habe geſagt, daß ein geübtes Auge geſchickter iſt als ein anderes, die Phänomene des Lichts und der Form zu ſehen, aber daß es noch anderer Mittel bedarf, um die Schönheit eines Körpers zu erkennen. Denn über allen Werkzeugen des Sehens ſteht das Gehirn. Es vergleicht die eine Harmonie mit der anderen und entdeckt ſo die wirklichen inneren Zuſammenhänge der Dinge. Und aus dieſer Tätigkeit des Gehirns zuſammen mit den Erfindungen des Herzens werden neue Herrlichkeiten geboren.

Das Kunſtwerk wird eine neue Ordnung offenbaren, die den Dingen innewohnt, und das wird ſein: die Idee der Einheit.

(Aus dem franzöſiſchen Manuſkript überſetzt von Ewald Bender.)

Digitized by Google

Der Boulevard / Von Szép

Was macht man in Paris nach dem Theater, man setzt sich nichtwahr vor ein Café auf dem großen Boulevard? Und was bestelle ich vor einem Café in Paris nachts um zwölf? Ich bestelle ein Glas kalter Milch, nippe daran von Zeit zu Zeit, und damit ich nicht allzu gesund werde, rauche ich dazwischen fleißig an meiner französischen Vollblut-Zigarette, dem Maryland aus gutem ausländischen Tabak. Ich denke daran, daß ein anderer ordentlicher Journalist nun Berichte über neue französische Stücke schreiben würde; ich, nutzloses Wesen, weiß ja gar nicht mehr, was gespielt wurde, habe gar nicht auf die Bühne geachtet, ich war mit den Frauen beschäftigt, mir fehlt der Sinn für Literatur. So sitz ich still da, beichte mir selbst und glotze mit leerem Blick in den mitternächtigen Boulevard, in die Menge der sogenannten Menschen.

Eine Kokotte, zwei bebrillte deutsche Männer, ein schreiender Kamelot, ein Franzose im Frack, eine Kokotte, ein Zigarrenstummelsammelgreis, drei lachende Zuaven, zwei Amerikaner, ein junger Maler, eine alte Blumenhändlerin, eine Kokotte, ein Neger, ein einfacher französischer Bürgersmann, ein chinesischer Knabe steht und wirft Messer in die Luft, ein deutsches Ehepaar, ein brüllender Kamelot, eine Kokotte, drei Türken in Fez, zwei Polizisten, ein Apache, eine alte Dame in Trauer, ein langbärtiges Individuum ohne Hut, ein Krüppel hinkt, eine Kokotte, ein Ansichtskartenverkäufer, ein kleiner lumpiger Knabe, ein hoher Offizier, ein heulender Kamelot, eine Kokotte, ein Engländer, einer mit verstümmelter Hand bleibt stehen und bettelt, zwei Viveure in Frack und Strohhut, ein japanischer Student, eine Kokotte, ein Bekannter von Zuhause (für einen Augenblick wend ich mich weg), ein röchelnder Kamelot, eine Dame, die einen Zwicker trägt, ein Spielwarenhändler läßt einen Affen an einem Gummifaden tanzen, ein indischer Beau, eine Kokotte, zwei Polizisten, ein Apache, ein alter Herr mit der légion d'honneur, ein Zerlumpter ohne Nase, ein frisches Hochzeitspaar, eine Kokotte, ein Marineoffizier, ein Chinese, ein junger Mann mit bemalten Ohren, zwei gemeine Soldaten, ein Buckeliger, ein rotbackiger alter Engländer, zwei tunesische Araber, eine Kokotte, ein bunter Perser bleibt stehen und balanciert unechte Teppiche, ein Geistlicher, ein Einäugiger, zwei dicke Serben, eine Kokotte, ein heiserer Kamelot ... Alle diese Figuren — ein Augenblick; der Boulevard drängt, steigt, schwimmt, dreht sich; meine zwei Augen — wie starre Gläser im Panoptikum, die Menschen, die Menschen, taumelnde, schmerzende Unendlichkeit des Lebens ... Was wurde im Theater gespielt?

Digitized by Google

Waggon-Lits / Von Szép

Der Schaffner des Schlafwagens, unser eleganter Schutzengel in Braun, bereitet uns das Sofa; es wurden zwei Betten. Das untere meins, das obere eines kahlen Gentleman in mittleren Jahren, der in irgendeiner fremden Sprache vom Schaffner Mineralwasser verlangt. Da stehen wir vor unserm Abteil im Korridor, in grauer Reisemütze, rauchend, und sehen so hinaus durch das Fenster in die dunkle Dunkelheit, wo launisch dann und wann ganze Schwärme der aus der Maschine entfliehenden Funken dahinfliegen. Jener in mittleren Jahren wirft seine Zigarre in die Nacht hinein, er ist schon schläfrig. Da ich nun ein netter Kerl bin, so will ich ihm folgen, wenn ich auch die Dunkelheit gar zu gerne weiter studieren möchte. Ihm nach. Gentleman zieht sich aus, eben ist er daran, an der kleinen Leiter hinaufzuklettern. Die hängende Matratze ächzt, dann wird es still. Mein unbekannter Obmann hat sich schön ausgestreckt. Ich leg mich auch nieder. Jener in mittleren Jahren zieht die Lampenvorhänge zusammen. Es ist dunkel. Ruhe. Plötzlich ein Seufzer. Ein schöner Seufzer nach allen Regeln. Das unbekannte Wesen seufzte, als es dunkel wurde, eine unbekannte Lunge; die kleine stille Melodie des Seufzers flog blaß über das Geratter der Räder, wie ein Vogelflug über das stürmische Meer. Mein Auge war offen, ich blicke zu ihm hinauf in die Dunkelheit.

Also auch du, Menschenkind? Auch du seufzst, wenn du dich niederlegst und die Lampe auslöschst? Bist auch ein Mensch, lebst auch? Was bist du für einer? Wohin reist du? Geschäft? Hast du eine Fabrik oder eine Erfindung? Was unternimmst du? Oder gehst zu Gast vielleicht nach Hause zu deiner Familie, die mit unruhiger Freude diesen Zug erwartet? Bist du Gatte, hast du geheiratet und bist Stifter von Kindern? Warst du verliebt, oder hast du geheiratet, weil du's von andern so gesehen? Hast du ein treues Weib? Natürlich ist es dir treu, du bist der einzige, den man nicht betrügt. Wie könnte man auch einen so schönen Mann, wie du einer bist? Wie alt bist du, vierzig, fünfzig, was? Wie fühlst du dich in diesem Alter, gut? Was denkst du, wie lange wirst du leben? Beneidest du mich, weil ich jung bin? Was hast du getrieben, sag, in deiner Jugend, so zwischen zwanzig und dreißig? Kennst du diesen Vers: „Qu'as tu fais, o toi, que voilà, de ta jeunesse?" Hast du sehr geweint, als dir die Frau starb? Weißt du Witze, gute, pikante? Kennst du ein altes, schönes Lied und fühlst du dich unglücklich, wenn es dir einfällt? Pflegst du nachts allerhand dummes, buntes Zeug zusammenzuträumen, und wie denkst du eigentlich über diese Sache? Was

Digitized by Google

denkst du so im allgemeinen, wenn du hindämmerst, über diese Welt, die Liebe, das Meer, den Mond, über die Vögel, die wilden Völker, den Wind, die verschiedenen Düfte der Blumen, über die Soldaten und die geistigen Getränke, über die Streichhölzer, über Gott und über alles . . . Was denkst du, wie wird das komisch sein, wenn dieser Zug hineinfährt in einen anderen, die zwei Lokomotiven in die Luft fliegen, die Waggons übereinanderkriechen, in tausend Stücke brechen, du von oben herunter und just über mich auf den Boden prallst, und Betten, die obere Wand und die Seitenwände uns, dich und mich, so zusammendrücken, wie zwei wahnsinnig Verliebte, und wir, ich und du, ineinandergeknetet in den Tod — uns vereinen . . . Wie heißt du?

„Paris n'est pas le domaine exclusif des Parisiens."

Von W.

„Paris ist nicht ausschließlich Angelegenheit der Pariser", unter diesem Satze hat Baron Haußmann seine große Neugestaltung von Paris durchgefochten und ganz Frankreich dafür interessiert. Keinem Deutschen, gleichgültig, welchen Gau er bewohnt, kann das Schicksal Berlins gleichgültig sein.

Ebenso wichtig, wie der Kampf gegen die schlechten Einflüsse, die von dieser größten Siedelung des Kontinents verheerend ausströmen, ist die Anerkennung der Tatsache dieser Beeinflussung und die Sorge, daß diese Einflüsse besser werden. Geradezu verhängnisvoll ist der kurzsichtige Fiskalismus, mit dem in Berlin die wichtigsten Fragen des Städtebaues und der modernen städtischen Kultur behandelt werden.

Derselbe Fiskus, den Gerhart Hauptmann in seinen „Ratten" als Mietsherrn geohrfeigt hat — eine Lektion, die kaum hinter dem zurücksteht, was Bernhard Shaw in seinen „Widowers Houses" („Heuchler") über das Wohnungsproblem äußert — derselbe Fiskus wütet in Berlin noch rücksichtsloser und gefährlicher als Grundherr. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht der Alarmruf über irgend einen neuen anrüchigen Bodenhandel durch die Presse geht.

Die Schmach des Tempelhofer Feldes mit seinen neu erstehenden Mietskasernen schreit täglich lauter zum Himmel und schon soll der, moderner Stadtbaukunst hohnsprechende, 75 Millionenschacher durch ein noch weit umfangreicheres neues Geschäft (das von sehr ernst zu nehmender Seite auf das rückhaltloseste angegriffen wird) mit den fiskalischen Wäldern Großberlins überboten werden.

Gleichzeitig wurden vom Fiskus Verträge mit privaten Wasserwerken geschlossen, welche die Senkung des Grundwasserspiegels bewirken und die aus der Eiszeit stammenden, ein einzigartiges Naturdenkmal darstellenden Grune-

Digitized by Google

wald-Seen und viele tausend Hektar Wald vernichten werden. Ähnliche Attentate werden im Osten geplant (Löcknitztal) und gleichzeitig wird im Innern der Stadt unerbittlich vorgegangen.

Der Bau des neuen Königlichen Opernhauses soll — höchst königlich! — aus Baustellen mit finanziert werden, die aus dem alten Tiergarten der Hohenzollern geschnitten werden. Selbst wenn diese Bebauung von Tiergartengelände aus architektonischen Gründen erwünscht wäre — Otto Marchs trefflicher Entwurf macht das durchaus glaubhaft — kann sie nur dann diskutabel sein, wenn gleichzeitig jeder vom Tiergarten genommene Quadratzentimeter an anderen Stellen durch Abreißen von bereits stehenden Häusern dem Park wieder ersetzt wird; etwa im Sinne des neuen englischen Städtebaugesetzes von 1909. Solche historische Parkanlagen sind Ewigkeitswerte.

Schon der Zoologische Garten, ein an eine Privatgesellschaft ausgelieferter Teil des Tiergartens, wird unter stets wechselnden Vorwänden immer weiter verbaut. Auch die Schöneberger Wiesen, ein alter Teil des Tiergartens, sind — wenn auch mit einigen fast illusorischen Baubeschränkungen zur Beruhigung des schlechten Gewissens — bebaut worden und die Verwandlung der historischen Promenade Berlins, „In den Zelten", in eine auf der einen Seite kompakt ausgebaute Straße ist eine Versündigung gegen den heiligen Geist der großstädtischen Freiflächen.

Wenn noch weitere zehn Generationen von fiskalischen „Ratten" am Tiergarten genagt haben, schwindet er dahin, wie das Wasser der Grunewald-Seen und wird eines Tages aussehen wie die „Gartenstraße" im Norden Berlins, wo nur noch der Name daran erinnert, daß an Stelle der starrenden Mietskasernen einst Gärten gelacht haben.

Mit welcher Scheinheiligkeit wird bei diesem Schacher zu Werke gegangen, der nur auf nichtigen Augenblicksprofit, auf einen scheinbaren günstigen Jahresrechnungsabschluß und das Avancement rücksichtslos strebsamer Bürokraten berechnet ist! So hat der Kultusminister ganz kürzlich die alten Gärten der Sternwarte am Enckeplatz an einen *Privaten* verkauft, und drei Monate später forderte dann der Minister der öffentlichen Arbeiten die Stadt Berlin auf, sie möge dafür sorgen, daß dieser Garten, weil das öffentliche Interesse es fordere, als Park *erhalten* werde. Was soll man sagen?

Ein neues Attentat wird gegenwärtig im Herzen des historischen Berlins versucht. Da soll der alte Prinz Heinrich-Palast, die Schöpfung Friedrichs des Großen, die heutige Universität ihres kleinen Gartens beraubt werden. Ein Garten, dessen Bebauung den architektonischen Gedanken Friedrichs des Großen und seines Architekten Boumann schädigen, und dessen Fehlen die Lüftung der Universität und die karg bemessene Gelegenheit der Studenten, sich im Freien zu ergehen, beeinträchtigen würde. Derselbe Garten, der alte

Digitized by Google

potager du prince Henri, hat der Universität seit ihrer Gründung als botanischer Garten gedient, ist gleichsam mit dem Wirken des großen Alexander von Humboldt verwachsen und ist heute bei der zunehmenden Einbauung der Universität durch immer höhere Häuser unersetzlich geworden. Der neue botanische Garten liegt 11 km weit von der Universität entfernt, ist aber kein Ersatz. Es ist kaum faßbar, wie dieser Plan der Verbauung des Gartens einer der ersten Universitäten Europas aus irgendeinem verkrüppelten Bureaukratengehirn ins Stadium der Kostenanschläge für den Neubau und der Fundamentbohrungen gefördert werden konnte, und es ist zu begrüßen, daß bei dieser Gelegenheit wenigstens einmal ein Protest aus dem ganzen Reich erschallt, gegen die geradezu niederträchtige Respektlosigkeit, mit der die baulichen Fragen der Hauptstadt behandelt werden. Wie ein Herzensschrei der Empörung mutet es an, wenn man die Tausende von Unterschriften „Alter Herren" aus aller Welt zusammengestellt sieht, die sich dem „Proteste gegen die Vernichtung des Berliner Universitätsgartens" angeschlossen haben. Die alten Studenten aus den Jahren 1844, 48, bis herab zu den jüngsten Semestern, die alten Lehrer und Schüler, die sich zum Schutze ihrer alma mater vereinen: „Ruft zu Hilf' die Poesei, gegen Zopf und Philisterei". „Die Traditionen der Berliner Universität reichen nicht so weit zurück wie die anderer (deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer, ja amerikanischer) Universitäten, um so heiliger müssen sie gehalten werden." Dieser Geist des Protestes gegen die Berliner Unkultur, gegen die aus der Hauptstadt her grassierende Verwahrlosuug und Gedankenlosigkeit in der Behandlung ernster Fragen sollte sich nicht auf die eine oder andere Materie beschränken.

Jede unwürdige Handlung, die in Berlin begangen wird, bildet ganz unwillkürlich für zahllose Bureaukratenseelen in aller Welt den Vorwand für ähnlich schmähliches Tun. Alle Edeldenkenden sollten sich zu einer Protestgemeinde zusammenschließen, deren Veto die Berliner Geheimräte (dieses „gräßliche Geschlecht lebendiger Leichen", wie der große Vorkämpfer wahrhaft konservativ-aristokratischer Kultur, V. A. Huber, Professor an der Berliner Universität, eines der Opfer in dem erfolglosen Kampfe gegen die heillose Vernachlässigung der Wohnungspolitik durch die Berliner Bürokratie, sie genannt hat) unter allen Umständen respektieren müßten.

Digitized by Google

Unsere Fünfzigjährigen / Von Wilhelm Herzog

Man kann es schon sagen: ein verdammt schlechter Jahrgang. Darum wurde er auch so gefeiert. Max Dreyer, Otto Ernst, Ludwig Fulda; kein guter Jahrgang.

Dem Wertvollsten und Ernstesten (immerhin) wurden Banketts, Fackelzüge, Toaste, Umzüge, Banketts, Toaste und viertausendneunhunderteinundneunzig Geburtstagsartikel gewidmet. Er selbst war überall, wo man ihn ehrte, zugegen: in Berlin (wo die versammelte jüdische Gemeinde neuerdings statt Laubhütten, Dichter im Adlon feiert, in Leipzig, in Hamburg, in Wien, in Stockholm. Das Nobelpreiskomitee, das die Infamie hatte, Strindberg zu umgehen, konnte — wenn es urteilsfähig wäre — für den Literaturpreis nur einen Kandidaten sehen: Anatole France.

Er selbst, Gerhart der Große — der von seinem Eziographen, dem Hofrat Schlenther, mit Goethe verglichen wird — sprach vielerlei bei Gelegenheit dieser Feste: nicht gerade überraschend Tiefes. Aber immerhin so: von der Wahrheit und von der Kunst. Ich und die Kunst. In Wien — vor der versammelten österreichischen Dichterwelt — äußerte er folgende Sätze: „Verehrte Herren! Illustre Versammlung! . . Der Beruf des Dichters, und vor allem des dramatischen Dichters, ist, wie ich aus eigener schwerer Erfahrung sagen kann, kein leichter Beruf . . . Im Übrigen lassen wir alles beiseite, was auch nur im allergeringsten problematisch ist, und wenden uns dem zu, was sicher ist. Sicher ist, daß wir uns in der gleichen Liebe zur Kunst, in der gleichen Humanität zusammengefunden haben. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.) Sicher ist, daß Sie diese Humanität meinem Wirken zugestehen, und sicher ist, daß mein Wirken von dieser Humanität durchdrungen ist. (Lebhafter Beifall.) . . . Ich erhebe mein Glas und leere es auf die Kunststadt Wien, die Stadt der dramatischen Kunst, die Stadt der Musik, die Stadt der Wissenschaften, die deutsche Stadt, die unvergleichliche Perle in der Krone Österreichs — und ich trinke auf die Stadt der Humanität und der Concordia, ja der Concordia als aller kulturellen Kräfte Pflegerin, die ich gerade in diesem Augenblick von ganzem Herzen fühle. (Lebhafter, langanhaltender Beifall und Händeklatschen.)

So spricht der größte deutsche Dichter. Jeder Satz, jedes Wort, jeder Buchstabe — eine Phrase. Milderungsgrund: Bankettstimmung? Was soll ein Gefeierter anderes äußern? Nichts soll er äußern, auf gar nichts soll er trinken. Meiden soll er lobhudelnde Tischgenossen!

Als Goethe fünfzig Jahre alt wurde, was hat man mit ihm gemacht? Veranstaltete die Weimarer „Concordia" im „Elefanten" oder im „Russischen Hof" ihm, der doch auch einiges über Humanität zu sagen gehabt hätte, Feste? Ver-

Digitized by Google

sammelte sich um seinetwillen „fast vollzählig der deutsch-österreichische Parnaß?“ Ich habe nachgeschlagen, was Goethe an seinem fünfzigsten Geburtstag tat.

Am 28. August 1799 schreibt er an Schiller:

> Mein gestriger Brief hat Sie, hoffe ich, determiniert, auf einige Tage herüberzukommen, und ich diktiere daher diese Zeilen nur, um Sie darin zu bestärken. Sie sollen mancherlei erfahren von den Wallensteinischen Aufführungen und was dem anhängig ist.
>
> Sie sollen auch die Preisstücke sehen und sich über die Helena in mancher Gestalt verwundern. Es sind ihrer doch nun neun zusammengekommen.
>
> Wegen dem Almanach und manchen anderen Dingen alsdann auch mündlich das mehrere. Leben Sie recht wohl und grüßen Ihre liebe Frau, die Sie doch auch wohl mitbringen. G.

Das ist alles. Das ist der fünfzigjährige Goethe. Unser Betrieb ist ein anderer geworden. Den Herren Dreyer, Otto Ernst, Fulda wird zum fünfzigsten Geburtstag gehuldigt, ihr Künstlertum wird in schwungvollen Reden, in Festartikeln gewürdigt, die Theater besinnen sich auf ihre Mission als Kulturträger und spielen „Unter vier Augen“ und den „Probekandidaten“ in Galavorstellungen.

Der fünfzigjährige Dichter des „Tasso“ und des „Wilhelm Meister“ sitzt zu Hause und diktiert einen Brief, der um Schillers Besuch bittet.

Und Schiller? Gratuliert er nicht zum mindesten? Spricht er, der von den Modernen verschrieene Pathetiker, nicht in Superlativen von dem ungeheueren Glück, das dem deutschen Parnaß widerfahren, redet er gar nichts von Kunst und Wahrheit und Humanität und von der gleichen Liebe zur Kunst (die Herrn Hauptmann mit seinen Wiener Tischgenossen verbindet), — kein Wort der Anerkennung für seinen großen Freund? Zum fünfzigsten Geburtstag?

„Leider kann ich,“ erwidert Schiller, „wegen Zahnweh und geschwollnem Backen nicht sogleich herüberkommen, dies hat indessen des Quartiers wegen nichts auf sich ... Ich bin recht verlangend auf das, was Sie mir zu zeigen und zu sagen haben, und überhaupt sehne ich mich herzlich nach dieser so lang entbehrten Kommunikation.“

Herr Paul Schlenther jedoch schließt seine Hauptmannbiographie (S. Fischer, Verlag) mit der Prophezeiung, daß „das deutsche Volk den Dichter noch am 15. November 1937 unter sich haben wird“. Dafür bürgen, sagt er, „Ähnlichkeiten mit Goethe und die Weissagung eines klassischen delphischen Kuckucks“. Ich habe gegen den weissagenden Biographen gar nichts einzuwenden und noch weniger wünsche ich Hauptmann einen kürzeren Lebensfaden. Nur eins stimmt mich melancholisch: wie wird man den Sechziger Hauptmann feiern? Man beginne bereits jetzt mit den Vorarbeiten.

Digitized by Google

Die wirtschaftliche Lage der Berliner Bühnen

Von Max Epstein

Die Berliner Theaterverhältnisse sind für den Nationalökonomen interessant, für den geschäftlich Beteiligten und Kunstfreund bedauerlich. Die Zahl der eingetretenen und drohenden Zusammenbrüche ist noch nie so groß gewesen, wie im letzten Jahre. Die nicht nur durch die Zensur veranlaßte, sondern auch auf die Geschäftsführung der Theater erstreckte Beaufsichtigung durch die Polizei ist im Verein mit der Tätigkeit der Bühnengenossenschaft zu einer für die Direktoren fast erdrückenden Stärke angewachsen. Wenn trotzdem die finanzielle Lage und die Prosperität der Berliner Bühnen im allgemeinen auf einem überaus schlechten Standpunkt angelangt ist, dann ist es gewiß angebracht, die Möglichkeit der Abhilfe nicht in einer Verstärkung der behördlichen Maßregelung, sondern auf anderen Gebieten zu suchen. Leider hat sich das Reichstheatergesetz nach einer falschen Richtung hin festgelegt. Die ernsthaft geleiteten Theater Berlins brauchen den polizeilichen Schutz nicht; die andern verdienen ihn nicht.

Es schien in der letzten Zeit, daß die Geschäftslage der Berliner Bühnen sich bessern würde. Der gegenüber der Polizei verantwortlich, gegenüber dem Publikum aber unverantwortlich handelnde Rudolf Lothar ist schnell ausgeschieden worden. Alfred Halm, der sich jahrelang mit falschem Repertoire und unter ständiger Aufnahme neuer Darlehen, besonders auch von Bühnenmitgliedern, im Neuen Schauspielhaus hinschleppte, mußte zu Beginn der Saison seine Tätigkeit einstellen. Freilich ist das, was an seine Stelle getreten ist, keineswegs beachtenswert oder zukunftsreich. Schon Halm hatte ja die Verbindung mit dem Münchener Künstlertheater unterhalten und der jetzige Direktor des „Theaters am Nollendorfplatz", Gustav Charlé, ist ja eigentlich auch nur ein Angestellter des dem Künstlertheater nahestehenden Dreimaskenverlages. Es ist ausgeschlossen, daß die Art, wie dieser Verlag das Theater in Berlin leitet, irgendwelchen Erfolg bringen kann. Die beiden vielgespielten Operetten von Offenbach sind den Berlinern von der Inszenierung Reinhardts mehr als bekannt und haben schon früher trotz des glänzenden Namens ihres Regisseurs keine Erfolge gebracht. Herr Charlé wird sich, nachdem das Ausstattungsstück „Kismet" allgemeines Entsetzen hervorrief, mit der „Helena" auch keine Lorbeeren holen. Unter diesen Umständen scheint es mir fraglich, ob sich das Münchener Künstlertheater dauernd in Berlin niederlassen wird. Da der Vertrag nur für kürzere Zeit fest abgeschlossen ist, so kann man immerhin damit rechnen, daß wir in der nächsten Spielzeit im Theater am Nollendorfplatz eine Veränderung erleben.

Damit wird die Reihe der Veränderungen nicht erschöpft sein. Die wichtigste wird jedenfalls der Einzug der Sozietät des Lessingtheaters in die Kurfürstenoper sein. Es kann heut als ziemlich sicher bezeichnet werden, daß Oskar Blumenthal, der Eigentümer des Lessingtheaters, von seinem Rechte Gebrauch machen wird, nach dem Tode Otto Brahms den ihm von den Erben Brahms gestellten Nachfolgern zu kündigen. Er wird dazu genötigt sein, um nicht seinem künftigen Mieter, Viktor Barnowski, eine einjährige Interims-

Digitized by Google

direktion von hoher künstlerischer Bedeutung voranzusetzen. Da die Sozietät jedoch einen Optionsvertrag mit dem Vermieter ihres künftigen Heims hat, so dürfte bereits in kurzer Zeit feststehen, daß die Direktion Grunwald und Rudolf Rittner am 1. August 1913 in das Theater der Kurfürstenoper einzieht. Damit dürfte eine der interessantesten und wichtigsten Gründungen in die Erscheinung treten, die das Berliner Theaterleben im letzten Jahrzehnt gesehen hat. Auf der einen Seite wird nämlich das künstlerische Niveau der Gesellschaft, zu der Rittner, Oskar Sauer, Marr, Wegener, Else Lehmann und Tilla Durieux gehören, ein hohes und den Traditionen des Lessingtheaters entsprechendes sein. Andererseits verbürgt die Finanzierung eine erfreuliche Stetigkeit der Geschäftsführung. Abgesehen von der mit 300000 M. bewerteten künstlerischen Tätigkeit der Sozietät ist ein Barkapital von fast 700000 M. vorhanden. Aufsichtsrat und Anteilseigner der bestehenden Gesellschaft mit beschränkter Haftung enthalten lediglich Kunstfreunde allerersten geschäftlichen und persönlichen Ranges und bieten die Gewähr, daß dem Unternehmen auch in schlechterer Zeit materiell nichts passieren kann. Um Mißdeutungen von vornherein auszuschließen, bemerke ich, daß ich dem Unternehmen geschäftlich nahestehe. Die Leser dieser Zeitschrift werden aber stets feststellen können, daß meine persönlichen Beziehungen die Objektivität meines Urteils noch nie getrübt haben.

Trotz der Aufgabe des Lessingtheaters durch die von Brahm selbst gekorenen Erben wird die Bühne am Friedrich-Karl-Ufer ihren Platz im Theaterleben Berlins weiter ausfüllen. Viktor Barnowski, der vom „Kleinen Theater" herüberkommt, hat sich als ein tüchtiger und verständiger Leiter erwiesen. In der ersten Zeit geschäftlich wenig erfolgreich, ist er durch Wieds „$2 \times 2 = 5$" und Ludwig Thomas „Moral" in die Reihe derjenigen Direktoren gelangt, die gute Einnahmen erzielen. Er hat sich einige ausgezeichnete Mitglieder, wie Abel, Adalbert und Ilka Grüning geschafft, die auch an der größeren Bühne ihn unterstützen werden. Voraussichtlich wird auch Albert Bassermann bei ihm einige Monate tätig sein, und da die Autoren zu ihm Vertrauen haben und er ein Kapital von ca. einer halben Million Mark zur Verfügung hat, so braucht man für ihn nicht zu fürchten.

Sein Nachfolger Dr. Altmann ist so vermögend, daß man sich auch um ihn keine Sorgen zu machen braucht. Er kommt vom Deutschen Theater in Hannover und will in Berlin das Programm seines Vorgängers fortsetzen. Angesichts der starken Konkurrenz, der er hier begegnen wird und die durch die Sozietät noch verstärkt ist, wird man seinem Unternehmen wenig voraussagen können.

Das Deutsche Theater und die Kammerspiele befinden sich in einem ungemein starken geschäftlichen Erfolge. Die Einstudierung der beiden Teile von „Heinrich IV." brachte ungeahnten Gewinn und das harmlose Lustspiel „Mein Freund Teddy" setzt seine Zugkraft fort. Da Reinhardt schon seit längerer Zeit Nahrungssorgen nicht kennt und sein Unternehmen lediglich mit dem Gelde von Sozietären fortführt, die nicht in erster Linie Geschäfte machen wollen, so kann man mit Genugtuung feststellen, daß hier Kunst und Geschäft nur eines ist.

Weniger erfreulich und geklärt sind die Verhältnisse der beiden anderen Schauspielhäuser. Das „Deutsche Schauspielhaus" des Herrn Adolf Lantz ist durch persönliche und geschäftliche Ungeschicklichkeit einige Zeit in Mißkredit

Digitized by Google

gekommen. Es scheint aber, daß eine wesentliche Besserung eingetreten ist. Das Lustspiel „Der gutsitzende Frack" hat recht erträgliche Einnahmen gebracht. Lantz hat den größten Erfolg von dem Zusammenbruch Lothars. All die vielen Stücke, deren Annahme den verflossenen Lothar schon lächerlich gemacht hatten, sind frei geworden, und keiner kann sie besser gebrauchen als der Direktor des Deutschen Schauspielhauses in der früheren Komischen Oper. So wird er schon in nächster Zeit ein neues Stück von Sudermann, „Der gute Ruf", herausbringen und damit vermutlich pekuniären Erfolg erzielen. Wenn auch die Mittel, die dem Direktor Lantz zur Verfügung stehen, nicht groß sind, so kann doch ein erfolgreiches Theaterjahr seine Situation zum Guten wenden.

Wie sehr ein starker Erfolg die Lage des ganzen Unternehmens beeinflussen kann, das haben die beiden Direktoren Meinhardt und Bernauer, die das Berliner Theater und das Theater in der Königgrätzerstraße zugleich führen, bewiesen. Sie hatten zunächst keineswegs an Kapitalüberfluß zu leiden. Einige Bekannte, Freunde und Geschäftsleute hatten ihnen die nötigsten Summen zur Verfügung gestellt. In der ersten Zeit brachten sie sich schlecht und recht durch. Endlich sahen sie ein, daß das Berliner Theater der Berliner Posse erhalten werden müsse, und seitdem sie sich entschlossen, bei diesem Programm zu bleiben, ist ihnen der glänzendste geschäftliche Aufschwung beschieden gewesen, den ein Theater in Berlin seit vielen Jahren gehabt hat. Die Posse „Große Rosinen" und noch mehr „Filmzauber" werden Gewinne abwerfen, welche in die Hunderttausende gehen. Es kommt hinzu, daß der Direktor Bernauer sich seine Stücke selbst schreibt. Es kommt aber weiter der große Erfolg ihres anderen Theaters hinzu, das einst als „Hebbeltheater" von Eugen Robert begründet wurde. Meinhardt und Bernauer engagieren sich entweder Künstler, die durch ihren Namen und ihre Individualität das Publikum anziehen, oder sie führen unterhaltende Stücke leichterer Art auf. Rösslers „Fünf Frankfurter" haben ihnen reichen Segen gebracht. Das Stück hält sich jetzt schon die zweite Saison hindurch.

Dieser Erfolg wurde durch die richtige Erkenntnis ermöglicht, daß Berlin ein mit vornehmen Mitteln geführtes Lustspieltheater brauchen könne. Das von Martin Zickel gegründete Lustspielhaus steht nicht mehr auf der früheren Höhe, und sein Direktor Bolten-Bäckers ist mehr oder weniger doch an den Verlag Ahn gebunden, der an dem Unternehmen beteiligt ist. Hätte Lothar seine Idee, die ihn dazu geführt hat, aus dem Neuen Operettentheater ein Komödienhaus zu machen, durchgehalten, so wäre er vielleicht auch zum Erfolge gekommen. Augenblicklich spielen in seinem Hause die Mitglieder auf Teilung das Lustspiel „Generalsecke" von Skowronek. Am 1. April wird dieser Zustand voraussichtlich sein Ende finden. Was aus dem Theater selbst wird, ist ganz unklar, da die Verhältnisse des Eigentümers Victor Palfi, der zurzeit noch Direktor der Kurfürstenoper ist, unübersehbare sind und keine günstige Prognose zulassen.

Mit dieser Darstellung darf man eine Besprechung der ernsthafteren Privattheater Berlins als beendigt ansehen. Über die anderen soll später gesprochen werden.

Digitized by Google

Die Verstaatlichung der Köpfe

Als der Freiherr v. Hertling, der zurzeit noch nicht pensionierte Ministerpräsident Bayerns, am Schlusse seiner ersten und letzten Landtagssession angelangt war, erkannte er, daß die öffentliche Meinung von Grund aus abgewirtschaftet hatte. Niemand hatte ihn begriffen: die liberale und die sozialdemokratische Presse nicht, als sie ihn an der richtigen Seite angriff, die Zentrumsblätter nicht, wenn sie ihn an der falschen Seite verteidigten. So ward es seinem sinnenden Geiste klar, daß eines vor allem not tue: die Sanierung der öffentlichen Meinung.

Die Vorsehung hat es aber gnädig gefügt, daß sie dem Staatsdenker Herrn Philipp Frick zum Zeitgenossen gegeben hatte. Dieser Philipp Frick, der in seiner Jugend einmal ein arger Republikaner gewesen ist, hatte aus Berlin nach Bayern den Odem und den Spazierstock Windthorsts mitgebracht und herrschte seitdem mit wachsend erfolgreicher Ablehnung jedweder Beliebtheit über die bayrischen Preßerzeugnisse der Augustinusvereinler. Längst strebte sein Ehrgeiz teils nach soliderem Einkommen und Pensionsberechtigung, teils nach fruchtbarerem Wirkungsfeld. So traf Fricks Bedürfnis nach durchgreifenderer Pflügung der öffentlichen Meinung zusammen mit den Grübeleien Hertlings über die Unhaltbarkeit der öffentlichen Kritik.

In gemeinsamer Gedankenarbeit reifte der Plan der Bayrischen Staatszeitung. Die sollte äußerlich eine Zeitung sein wie andere Zeitungen auch, innerlich jedoch sollte sie nichts gemein haben weder mit amtlichen noch mit privaten Preßerzeugnissen. Die Staatszeitung sollte der Staat Hertling selbst sein, das bedruckte Papier nur ein Werkzeug, um die Riesenaufgabe zu bewältigen: die Köpfe aller Bayern zu verstaatlichen, sie für den Staat Hertlings zurechtzukneten.

Das notwendige Betriebskapital gaben einige Reichsräte aus dem engeren Freundeskreis Hertlings her. Der Staat wiederum entlastete das Risiko der hohen Herren, indem er durch amtliche Gewalt alle Behörden, Pfarrämter, Gemeinden zu Zwangsabonnenten preßte. Weiter wurden die Minister, Ministerialreferenten, Beamte aller Zweige, sogar die regelmäßig an Überarbeitung zugrunde gehenden bayrischen Gesandten in Wien, Paris, London zur Mitarbeit verpflichtet: Einführung der Zwangsarbeit. Schließlich unterzeichnete man ein Abkommen mit der außerordentlich vorkatholischen Firma Mosse und war somit sicher, auch die Zwangsinsertion durchführen zu können.

Auf solche Art wollte die Bayrische Staatszeitung vom 1. Januar 1913 ab die öffentliche Meinung nach den Hertling-Frick-Mosseschen Lichtpunkten orientieren. Nichts anderes als die Staatszeitung sollte mehr in Bayern abonniert und mit Inseraten unterstützt werden. Hertlings klerikal-feudale Weltanschauung schickte sich an, dem Publikum das unerhörte Schauspiel der Wiedereinführung klerikal-feudaler Gebundenheit auf dem Gebiete des Zei-

Digitized by Google

tungsweſens zu gewähren. Um die Alleinherrſchaft dieſer ſtaatlichen Meinungszuchtanſtalt zu ſichern, mußte die übrige Preſſe ruiniert werden: durch Entziehung aller amtlichen Nachrichten. Dagegen wurde die ganze Staatsmaſchinerie in den Dienſt des Hertlingpapiers geſtellt. Auch mit Senſationen würde das neue Blatt gefüttert werden, indem man ihm zum Beiſpiel Roſinen aus den diplomatiſchen Geheimberichten zupickte. Kurz, es ſollte nicht mehr möglich ſein, irgend ein anderes Blatt zu halten, wie immer nur die Staatszeitung.

Da unmittelbar vor Erſcheinen der erſten Nummer begab es ſich, daß über dieſen umfaſſenden Orientierungsplan, den Herr Frick ſäuberlich in vielen Abſätzen zu Papier gebracht hatte, die öffentliche Meinung wirklich orientiert wurde. Die Münchener Poſt legte den Plan auf den Weihnachtstiſch des bayriſchen Volkes.

Schon die ſtille heilige Nacht wurde durch bebende Dementierlaute geſtört.

Weitere amtliche und private griffeſte Behandlungen der Wahrheit folgten.

Durch dreier falſchen Zeugen Mund wurde alsbald ſynthetiſch die Wahrheit kund.

Die Preſſe Bayerns, die im Geiſte bereits ausgerodete, gab kräftige Ausbrüche einer noch gänzlich unorientierten öffentlichen Meinung von ſich. Die übrige Welt lachte. Auch die bayriſchen Geſandten durften lachen, ſie vermuteten, daß ſie es jetzt nicht mehr nötig haben würden, für Hertling, Frick und Moſſe Preßſtimmen zu kleben. Die Verſtaatlichung der Köpfe aber wurde einſtweilen eingeſtellt.

Möge man deshalb nicht alle Hoffnung aufgeben, daß es doch noch gelingen möchte, das Unternehmen durchzuführen. Der kleine Betriebsunfall ermöglicht es vielmehr, den Plan noch auszureifen und zu ergänzen. Es waren ohnehin klaffende Lücken in ihm. So war kein Wort zu finden über die Orientierung der öffentlichen Kunſtmeinung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Philipp Frick — unter dienſtaufſichtlicher Zenſur des Münchener Polizeipräſidenten — auch die Auffaſſungen des Publikums über die Kunſt nach den Grundſätzen orientieren muß, die ihm (im Frühjahr 1912) beim Anblick des nackten Kaulbachſchen Heckenroſenbuben unzüchtige Anwandlungen verurſachten ... Inzwiſchen erſcheint ſeit Sylveſter die Staatszeitung unentrinnbar.

Und jetzt gewahren wir, daß ſie nur den einzigen Zweck hat, den vereitelten Stundenplan durch die Tat zu dementieren. Denn ſtatt bayeriſcher Geſandten vernehmen wir bloß die alte „Neue preußiſche Correſpondenz" (nprc.). Die Zwangsabonennten beabſichtigen, wegen Betrugs zu klagen! K. E.

Professor und Satan

Dr. Franz Adam Göpfert, Univerſitätsprofeſſor in Würzburg, hat den Bayriſchen Michaelsorden III. Klaſſe erhalten, eine auch für wirkliche Gelehrte weſentliche Auszeichnung.

Das Hauptwerk dieſer Kapazität iſt ſeine „Moraltheologie", in welcher ſolche Stellen vorkommen: „Es iſt verboten, dem Teufel neugierige Fragen vorzulegen, und es wäre eine ſchwere Sünde, ſich mit dem Satan in ein längeres Geſpräch einzulaſſen ... (Bd. I, Seite 440).

Digitized by Google

Dagegen ist es probabilius nur läßliche Sünde, ihm nur die eine oder andere neugierige Frage vorzulegen (ebenda).

Dieser Gallimathias ist nicht etwa anno 1618, sondern nach 1900 geschrieben und gedruckt worden, und ein „Gelehrter", der diese profunde Weisheit aus der papistischen Odelgrube des 16. und 17. saeculums schöpft, wird von dem bayrischen „Kultur"minister Knilling in auffallender Weise der Krone zur Auszeichnung empfohlen.

Vielleicht hat Herr „Doktor" Göpfert zugleich den Auftrag erhalten, einen neuen malleus maleficarum — Hexenhammer — auszuarbeiten, ein Buch, für das auch im neueren Bayern zärtliche Vorliebe zu finden war.

Görres hat in seiner Mystik Bd. IV, 2, 585 dieses dümmste und verruchteste Pfaffenbuch ein „in den Intentionen reines und untadelhaftes Werk" genannt, und Görres ist Vorbild und Liebling der Leuchte der Wissenschaft Georg von Hertling.

So könnten wir in Bayern ja wieder zu Hexenprozessen kommen.

Diese Befürchtung ist nicht mit einem Lächeln abzutun.

Wenn man Professoren dekoriert, welche für Gespräche mit dem Satan Abstufungen finden, dann hat man keinen Schritt mehr abwärts zu steigen, um Hexen verbrennen zu lassen.

Das Kulturniveau ist das gleiche. Aber vielleicht haben bayrische Philosophen und Theologen wirklich Gelegenheit gehabt, Gespräche mit einem Teufel zu führen?

Dann — dies steht fest — muß der betreffende schon ein saudummer Teufel gewesen sein, wenn anders Gleich und Gleich sich gern gesellt. L.

Prinzregent und Sozialdemokrat

Der Prinzregent empfing vor einigen Tagen eine Deputation der Stadt München in Audienz.

Zu dieser Deputation gehörte auch der Genosse Witti, der stellvertretende Vorsteher der Gemeindebevollmächtigten. Seine Königliche Hoheit, der Prinzregent, hatte nicht nur die Liebenswürdigkeit, sich mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten zu unterhalten, sondern sein Interesse ging weiter: er fragte ihn, wie hoch die Auflage des sozialdemokratischen Parteiblatts, der „Münchner Post" wäre, und erhielt — ebenso liebenswürdig — von dem Genossen die genaueste Auskunft.

Die Gewissenhaftigkeit des Prinzen Ludwig rühmen alle, die ihn kennen. Vielleicht wollte er sich orientieren, um — angesichts der Auflagenhöhe des Organs der Roten — seinen ersten Minister von der Aussichtslosigkeit der tiefdunklen Bayrischen Staatszeitung zu überzeugen. Peter

Burckhardtbriefe*)

Der große Name Jakob Burckhardt, der schon mit einem sehr fühlbaren Pathos der Distanz ausgesprochen wurde, klingt auf einmal wieder ganz frisch und lebendig. Es ist nämlich ein neues Buch von ihm erschienen: Briefe aus seinem Nachlaß, an einen befreundeten jüngeren Architekten gerichtet. Hans Trog hat sie herausge-

*) Verlegt bei Georg Müller und Eugen Rentsch, München.

Digitized by Google

geben und verständnisvoll und diskret eingeleitet. Acht Wochen nach ihrem ersten Erscheinen liegen sie schon in vierter Auflage vor. Und dabei hatte es lange gedauert, bis sich ein Verleger fand, der das Risiko der Publikation auf sich nahm. So eingeschüchtert war man von dem großen, aber schon fernen Namen. Wie hat nun die zeitlose Lebendigkeit dieser Briefe alle vorsichtigen Kalkulierungen beschämt!

Es ist, als ob der alte „Köbi", dem alles Pathos ein Greuel war, sich bei dem über seinem Grabe langsam wachsenden feierlichen Pathos der Distanz ungemütlich fühle und mit dieser nachträglichen Briefpublikation die Pathetiker gelassen auf die Schulter klopfe und sie mit seinem freundlichsten skeptischen Lächeln um eine andere Tonart bitte.

Man sieht ihn ordentlich, wie er diese Briefe schrieb: mit dem lautlosen Lachen über seine eignen Einfälle und dem vergnügten Schmunzeln, wenn er beim Zukleben an die Resonanz dieser Briefe dachte. Nach allen starken Tageseindrücken war er doch erst dann ganz glücklich und zu Hause, wenn er an irgendeinem gleichgültigen Hotelzimmertisch saß und mit seiner fein soignierten Geschwätzigkeit auf seine Basler Stammtischvertrauten losreden konnte. Wer Fontanes Briefe kennt, weiß um die Tonart. Dieselbe mit heimlichem Amüsement gepflegte kapriziöse Schwatzhaftigkeit; dieselbe wohlberechnete Saloppheit des Stils (von einem neuzukaufenden Rock verlangte er nur, daß er die verschiedenen Taschen trage; den Stil gab er selbst dem Rock, nicht der Schneider!); dieselbe Beobachtungsfreude an amüsanten „Schicksaldetails"; dieselbe Skepsis, wenn es sich um Heldenverehrung handelt (siehe die durch viele Briefe hindurchgehende Kleopatratravestien: von bestem Shawschen Charakter); derselbe tiefinteressierte Ernst, wenn es sich um das Schicksal des heurigen Weins oder um die Zubereitung gewisser Speisen handelt; dasselbe Gemisch von sprühender Begeisterungsfähigkeit und einer Gêne vor der eignen Gefühlserhebung, die mit einigen respektlosen, oft zynischen Bemerkungen die innere Balance schnell wieder herstellt; und schließlich dasselbe reizvolle Gemisch von einem geistig überlegenen weiten Weltbürgertum und einer gewissen, nicht verleugneten provinzialen Philistrosität, die beiden gut zu Gesicht stand. Bemerkungen wie: „solch alte Pfaffenstädte (Bamberg, Würzburg) haben immer so etwas angenehm Verlottertes und Fideles, wie ich es gerne habe" sind von bester Fontanescher Prägung, und es ließe sich eine ganze Blütenlese solcher Fontanescher Formulierungen aus Burckhardt zusammenstellen. Und wie hätte der alte Fontane erst über die Burckhardtschen Schrullenhaftigkeiten verständnisinnig gelächelt, so über seinen Photographienraptus, der ihn allemal anfällt, wenn er zehn Rappen mehr wie früher für eine Photographie auslegen muß und der ihn schließlich zu ganz tiefsinnigen Bemerkungen über das Schicksal dieser Photographien, die ja doch schließlich verbleichen usw., verführt. — Wer die Fontaneschen Wanderungen kennt, konstatiert, daß er auch noch eins mit Burckhardt gemein hatte: die Kultur des Reisens, die ja etwas so seltenes ist. Burckhardt nennt es ein angenehmes und lehrreiches Bummeln. (Und was hat er bei diesem Bummeln geschafft!)

Digitized by Google

Was dem Kunsthistoriker schließlich am stärksten von diesen Briefen bleibt, ist Burckhardts allmählich bis zu den höchsten Superlativen sich versteigende Barockbegeisterung. Wer es weiß, wie seine frühere einseitige Renaissanceverherrlichung ohne sein Zutun zu einem Dogma erstarrte und geradezu wie ein Bann über dem kunstgeschichtlichen Entwicklungsleben lag, der atmet auf, nun ihn selbst als Ketzer gegen diese Dogmatik zu sehen und von ihm selbst die nachträgliche Bestätigung zu erhalten für die freiere und gerechtere Auffassuug des Barock, wie sie sich eben trotz Burckhardt im letzten Jahrzehnt mit elementarer Notwendigkeit durchgesetzt hat.

W. Worringer

Was lehrt der Balkankrieg?

Eine ganz positive, politisch-militärische Lehre scheint mir der Balkankrieg auszusprechen, oder nennen wir es lieber eine Erfahrung, da ihre Verallgemeinerungsmöglichkeit erst zu prüfen sein wird: ein moderner Krieg kann aus verschiedenen Gründen, vorwiegend aus finanziellen, nicht solange fortgesetzt werden, als feste Plätze Widerstand zu leisten vermögen. Siehe Skutari, Adrianopel, Tschadaldscha.

Dieser Satz wird sich dem Bewußtsein der Zeitgenossen einprägen und so stark wirken, als wäre er ein Axiom. Die Tragweite dieser Erfahrung ist nicht leicht auszuschöpfen. Ihre rein militärische Bedeutung springt in die Augen. Aber ihre politische ist entsprechend größer. Hat sich doch das Verhältnis zwischen Politik und Krieg fast umgekehrt. War der Krieg bisher ein Mittel der Politik, so ist in neuerer Zeit ein großer Teil aller Politik auf das Bestreben zurückzuführen, die militärische Lage bei künftigen Kriegen zu verbessern.

Die Politik als Mittel militärischer Vorbereitung! So ist Großbritanniens Politik größtenteils von seestrategischen Zielen beeinflußt. Die Politik ist selbst ein Teil der Strategie geworden, ihr mindestens häufig bewußt oder unbewußt untergeordnet. Aus der Tatsache, — gesetzt, daß es als Tatsache anzusprechen ist — daß ein Krieg an den festen Plätzen eine unüberwindliche Schranke findet, müßte eine Reihe von Forderungen folgen, — wie beispielsweise jetzt die Abtretung Adrianopels, eben weil dieser Platz sich als uneinnehmbar erwiesen hat, von den Bulgaren unbedingt gefordert werden muß.

Andererseits: keine Macht kann mit den militärischen Erfolgen allein sich genügen lassen, weil diese nie so weit führen können, als zur letzten Durchsetzung der politischen Ziele erforderlich wäre. Sie braucht zum Friedensschluß neuerliche Bündnisse, neuerliche Unterstützungen Dritter, sonst sind alle Erfolge wertlos. Die ultima ratio ist nun erst recht nicht der Krieg, — sondern die Friedensdiplomatie, also überhaupt die Diplomatie. Dies ist ein starkes Argument gegen den Krieg überhaupt, das stärkste, welches ich mir denken kann: daß der Friede erst recht noch mit diplomatischen Mitteln errungen werden muß, zu welchen der Krieg nur die Unterlage bildet. Da bleiben wir doch gleich von Anfang an bei den diplomatischen Mitteln, — der Gedanke liegt nahe. Wenn es mit dem Sieg allein noch nicht getan ist, wenn Blut allein nicht genügt, wenn

Digitized by Google

man auch noch Papier haben muß, um darauf zu schreiben. Und Diplomatenpapier ist oft teurer als Blut.

Robert Scheu

Die vier Tatsachen von Österreich-Ungarn

Wer Österreich zu regieren hat oder auch nur in Österreich oder mit Österreich etwas will, versäume nicht, täglich die vier Grundtatsachen dieses Reiches zu memorieren, damit sie keinen Augenblick seinem geistigen Auge entschlüpfen. Es sind Grundtatsachen, unverrückbare, gegebene Größen, auf Grund deren die Gleichung dieses Staatsgebildes entweder gelöst oder als unlösbar erkannt werden muß.

Erste Tatsache: Die am Reiche meist interessierte Nation, jene Nation, welche den Zentralismus vertritt und auch im geographischen Zentrum sitzt, die Deutsch-Österreicher, — sind politisch mindest begabt. Diese Tatsache heißt Wien.

Zweite Tatsache: Die politisch begabteste Nation des Reiches ist feudalagrarisch organisiert und orientiert. Diese Tatsache heißt Budapest.

Dritte Tatsache: Die stärkste Industrie des Reiches liegt an seinem äußersten Rande, vom Meere diametral entfernt. Diese Tatsache heißt Reichenberg.

Vierte Tatsache: Der einzige Hafen der Monarchie liegt in den Händen einer irredenten Nation, diametral entfernt vom Schwerpunkt der Industrie. Diese Tatsache heißt Triest.

Inwiefern diese Tatsachen eine Änderung erfahren könnten und was dem vorausgehen müßte, ob schon eine dieser Tatsachen die Lebensmöglichkeit eines Staates zerstört oder erst zwei, drei, alle vier zusammengenommen, — braucht nicht entschieden zu werden, um das Urteil zu begründen, daß ein solches Staatsgebilde an innerem Widerspruch überreich ist und darin mit keinem zweiten Staat der Welt verglichen werden kann. Staatsmänner sollen die Frage beantworten, ob ein solches Gebilde Frieden halten muß, weil es zum Krieg zu schwach ist, oder Krieg führen muß, weil es im Frieden zu schwach ist.

Und welche Aussichten bestehen und welcher Krieg käme in Frage, um auch nur eine dieser schlimmen Tatsachen auszugleichen oder auszulöschen? Und wie, wenn selbst ein gedachter siegreicher Krieg nur neue Widerspruchstatsachen schaffen könnte? Mögen österreichische Staatslenker all dies in schlaflosen Nächten durchdenken.

Wien Robert Scheu

Das „Unanständige" in der Kunst

Wer jemals sich ernsthaft mit Kunst beschäftigt hat und von einem Künstler nicht nur die Gemälde kennt, die in den Staatsgalerien hängen, sondern auch seine Handzeichnungen, die in den Kupferstichkabinetten verschlossen sind, wird erkennen, daß es keine dümmere Behauptung gibt, als diejenige, daß Erotik und Kunst sich ausschließen. Es ist eine Behauptung, gut genug für den Staatsanwalt, dem man nicht zugeben darf, das ein Werk erotisch ist. Es sind erstaunliche Unanständigkeiten gezeichnet worden und sie waren eine Erholung gerade für die größten Künstler.

Ebenso lächerlich und falsch ist es, zu meinen, die Nacktheit sei in den

Digitized by Google

großen Kunstwerken unsinnlich. Sie ist oft keusch, gewiß, denn Zartheit und Keuschheit sind Erscheinungsformen der Seele, wie die entgegengesetzten Dinge Erscheinungsformen sind; aber es kommt nie auf die moralische Absicht an, sondern auf die Kraft der Distanz, die Unabhängigkeit. Nun besteht aber eine — nur anscheinend paradoxe — Art der Unabhängigkeit darin, sich ganz hingeben, opfern, schrankenlos und zügellos sein zu können. Daher kann derselbe Künstler auch die Sinnlichkeit und Erotik bis zum Äußersten treiben, ja, er kann sogar lüstern sein, lieber Bürger, vorausgesetzt, daß die Lüsternheit keine Schwäche, keine Unfreiheit ist. Welche erotischen Positionen findet man bei den Könnern, welche Lust an den prostitutionellsten Praktiken. Ist es vielleicht nicht wahr, daß in diesen zynischen Zeichnungen unendlich viel Geist und fröhliche Frechheit steckt? Die Vasenzeichnungen sind die natürliche Ergänzung der griechischen großen Kunst, was unsere deutschen Professoren, die eine sehr unreale Auffassung von dem griechischen Wesen haben, zu übersehen belieben. Otto Flake

Das Trottelbuch

Es muß auf das Buch eines neuen Dichters hingewiesen werden, auf „Das Trottelbuch" von Franz Jung. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig. Es sind vier Novellen. Der fast unbekannte Autor ist Schlesier. Auch sein Buch ist schlesisch, aber nicht in einem Sinn von Kartoffelkloßgefräßigkeit, Behagen und Witz (Katto-Witz), also nicht so, wie die vielleicht zufälligen Schlesier meiner Privatbekanntschaft sind —, sondern schlesisch gleich finster, dumpf, gebirgshaft, gefesselt und schreiend, und voll Höhlendämonie.

Das Buch, das Jung schrieb, ist unheimlich und menschlich. Eine schlakkig aus Tiefen kommende Erbitterung schärfte diesen Blick, das Durcheinander eines Daseins wahrzunehmen, in dem vor Schmerz keiner mehr aus den Augen sehen kann, alles zusammenstößt, kämpft, brüllt, hingerichtet wird, jeder wie wahnsinnig hinter seiner Sehnsucht herläuft und die Geschlechtlichkeit dunkel tobt.

Herrn Jungs dämonisches Buch ist keineswegs langweilig, — was man sonst leider oft dämonischen Büchern nachsagen muß. Es hat nicht nur die primitiv stöhnende Wut, die sich in Kunst entlädt; es hat auch den Haß, der sehen gelernt hat und Seelisches tief und exakt auseinanderzusetzen versteht. Wenn man das „Trottelbuch" genau charakterisieren will, wird man die Bezeichnung „fortgeschrittener Rübezahl" nicht vermeiden können.

Der Stil des „Trottelbuchs" ist schwerblütig und rapid, abgehackt, furchtbar dräuend. Wünschen wollen wir, daß jene deutschen Romanciers, die in Leinen und Leder gebunden herumlaufen, und deren Ziele, in Schönheit Philister zu sein, von der gebildeten Mitwelt bekränzt werden —, wir wollen wünschen, daß sie von Kräften, wie sich in Jung eine ankündigt, mit Stumpf und Stil weggefressen werden mögen. Der Genießer aber beunruhige sich an dieser aufrüttelnden Lektüre und verachte neu das alltägliche Behagen einer Lesemehrheit.

Jedenfalls soll man nicht Bücher besprechen, ohne diese wichtige Neuerscheinung im Epischen angezeigt zu haben. Ernst Blass

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Bayern im Jahre 1813 / Von Ludwig Thoma

„Immerhin war man froh, von Napoleons Herrschaft befreit worden zu sein, weshalb die Feldzüge 1813—1815 auch Befreiungskriege genannt werden."

Mit diesen zündenden Worten leitet die „Staatszeitung" die Jahrhundertfeier der Freiheitskriege ein, und ähnlich wie Gentz, in dessen verfaultem Herzen kein deutsches Gefühl mehr aufkommen konnte, drückt sich der von Hertling inspirierte und beaufsichtigte Artikelschreiber um das Wort „Freiheit" herum.

Das ist nicht zufällig.

Aus dem schwunglosen Schulaufsatz über das Jahr 1813 weht uns die gleiche moderige Kellerluft an, die in der deutschen Auferstehungszeit in Bayern herrschte, und in dieser Hinsicht wenigstens, in dieser einzigen ist der dürre Artikel lehrreich.

Gestehen wir Bayern es uns offen ein, und wenn es auch beschämend ist, daß unser tüchtiges Volk, das unterm Pfaffendruck die lebendige Fühlung mit Deutschland längst verloren hatte, teilnahmslos die Geschicke der Heimat und ihre Stellung zum großen Vaterlande einem schwachmütigen König und seinem undeutschen Minister überlassen hat.

Für die dürftigen Erinnerungen, die Bayern an seinen Anteil an den Freiheitskriegen hegen kann, genügt der traurige Festartikel der Staatszeitung, und wir können uns nur aufatmend Glück wünschen dazu, daß es mit der europäischen Politik Bayerns ein für allemal aus ist.

Ganz gewiß befand sich Bayern zu Beginn des Jahres 1813 in einer sehr mißlichen Lage.

Das willkürlich aus alten Fetzen des Reiches, aber auch aus althohenzollernschen und habsburgischen Ländern zusammengeflickte neue Königreich sah sich in seiner Existenz bedroht.

Seine eigene Armee war vernichtet, 30000 Mann lagen auf den Schneefeldern Rußlands, ein kleiner Rest stand noch unter den Fahnen

Digitized by Google

Frankreichs, und nur langsam mit Aufbietung aller Kräfte vermochte man ein neues Armeekorps aufzustellen, das erst im Juni 1813 unter den Befehl des Generals Wrede gestellt werden konnte.

In den neuen Provinzen, in Franken wie in Tirol war die Bevölkerung von Haß gegen die Regierung erfüllt. Anhänglichkeit an das alte Regiment, Erbitterung über den mit Roheit durchsetzten Schlendrian der bayrischen Beamten, tiefer Groll gegen den Rheinbundkönig, der aus jedem Unglücke Deutschlands Gewinn gezogen hatte, vereinigten sich zur feindseligen Stimmung, die man in München recht wohl kannte.

Die Nachricht von dem ungeheuerlichen Mißgeschick der großen Armee war geeignet, die Trotzigen zu entflammen, und selbst denen, die ihre Hoffnungen begraben hatten, neue Zuversicht einzuflößen, und so war, wie Montgelas in seinen Memoiren bekennt, der drohende Verlust aller neuen Provinzen die größte Sorge, welche sich der Regierung bemächtigte.

„Gegen die nicht unwahrscheinlichen Absichten Österreichs und Preußens auf den Wiedererwerb von Tirol beziehungsweise Franken" war Hilfe nur bei Frankreich als der „natürlichen Stütze" zu suchen, aber es hatte den Anschein, als wäre diese Stütze endgültig gebrochen. So war Montgelas im Januar 1813 beinahe geneigt, den Werbungen des Staatskanzlers Hardenberg Gehör zu schenken, als dieser die Zusicherung gab, der preußische König werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern.

Natürlich dachte er nicht an irgendeine tätige Teilnahme, es war schon viel, daß er einen Neutralitätsvertrag abschließen wollte, der bei dem geschwächten Zustande der Armee für Preußen nichts bedeuten konnte. Aber da wurde Montgelas von der französischen Gesandtschaft mit genauen Nachrichten über die Rüstungen Napoleons bedient, er brach die Verhandlungen ab und gab dem Gesandten Hertling in Berlin Anweisung, sich ganz in den Dienst des französischen Gesandten zu stellen. Hatte er die Verhandlungen mit Hardenberg nur unter dem Drucke, den der Kronprinz wie auch die Königin ausübten, geführt, so durfte er jetzt seinem leidenschaftlichen Hasse gegen die norddeutschen Patrioten nachgeben.

Mit Österreich, von dem er wohlwollendes Verständnis für jede Perfidie voraussetzen konnte, blieb er in Verbindung und er bat sogar den nach

Digitized by Google

Paris reisenden Fürsten Schwarzenberg um Rat, wie er sich bequem zwischen zwei Stühle setzen könne.

Der bestärkte ihn in dem Entschlusse, offen seine Bundestreue dem französischen Kaiser zu zeigen, ihm aber möglichst wenig Truppen zu schicken und sich auf die Erschöpfung des Landes zu berufen.

So war für das nächste Sorge getragen. Als dann der König von Preußen den Aufruf an sein Volk erließ, waren schon wieder alle bayrischen Hoffnungen auf Napoleon in schönster Blüte, und die Gemeinheit der servilen Ergebenheitsbeteuerungen war wenn möglich noch größer, als in der Zeit der größten französischen Gloire.

Treitschke sagt: „Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation" und daß dem so war, daran hatte auch Bayern schwere Schuld.

Der — allerdings ergebnislose — Sieg Napoleons bei Bautzen ließ die paar Patrioten, welche neben dem Kronprinzen für die deutsche Sache eintraten, verstummen und in München erging man sich in den üblichen Tiraden über die Tapferkeit der bayrischen Truppen, welche unter Oudinot an der Schlacht gegen die deutschen Brüder teilgenommen hatten.

Das altbayrische Volk aber stand der Erhebung Preußens, diesem wunderbaren Aufflammen einer zu jedem Opfer bereiten Begeisterung mit verständnisloser Kälte gegenüber, ja ein Teil der sogenannten Gebildeten hatte noch zynischen Hohn für die vergeblichen Anstrengungen der Norddeutschen.

„Die große Masse der Bevölkerung zeigte sich ruhig, treu und ergeben" schreibt Montgelas. Aus seiner Diplomatensprache übersetzt heißt das: es schlug kein Herz für Deutschland in dem seit langer Zeit gegen den protestantischen Norden verhetzten Volke.

Die Lieder Arndts und Körners fanden hier keinen Widerhall, nicht einmal dürftige Verbreitung, denn die Beamtenschaft wandte allen Spürsinn auf, um dieses „Gift" fern zu halten.

Wer die Gesinnungslumperei gerade der klerikalen Kreise recht würdigen will, muß die Schriften des elenden Freiherrn Chr. von Aretin lesen, der

Digitized by Google

Napoleon als „Gegner einer protestantischen Liga und als wirklichen Repräsentanten der Deutschheit" feierte.

Der traurige Partikularismus, der dem Beginne des Freiheitskrieges mit Hohn und Feindseligkeit begegnete, ließ sich durch die hochherzigsten Opfer Preußens nicht bekehren und wollte zuletzt auch den Erfolg verkleinern.

Der Franzose Benjamin Constant schrieb wohl nach dem Kriege: „Die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht", denn ihm stand, wie Treitschke sagt, klar vor Augen, daß dieser deutsche Krieg für die Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur geführt worden war — aber ein Wrede wollte die Siege der schlesischen Armee auf dem Wiener Kongresse mit Spöttereien abtun, und klerikale Skribenten haben den Anteil Preußens am Siege von Waterloo zu leugnen versucht.

Die beruhigte Stimmung der bayrischen Regierung hielt bis zum August 1813 an.

Als sich aber Österreich den Verbündeten anschloß, war sie gezwungen, ihr treuloses Doppelspiel wieder zu beginnen und sie pendelte ratlos zwischen patriotischen und unpatriotischen Entschlüssen hin und her.

Sie bat den französischen Kaiser selbst um Rat, ob sie bis zum Anbruch einer besseren Zeit den Abfall heucheln dürfe, aber Napoleon gab ihr verächtlich nicht einmal Antwort — Montgelas hat das selbst bekannt — man schickte Adjutanten an den Vizekönig von Italien, aber sie wurden abgefangen, man nahm aufatmend herzinnigen Anteil an Napoleons Sieg bei Dresden und versank wieder in hilflose Angst, als die Nachrichten von der Katzbach und von Kulm eintrafen.

Da kam Rettung von Rußland und von Österreich.

Der Zar Alexander, der auf Kosten Anderer gerne den Ritterlichen und Großmütigen spielte, versprach in einem Handschreiben vom 31. August 1813, in einem Augenblicke, als der Beitritt Bayerns der Sache der Verbündeten nichts mehr nützen konnte, dem König Max Josef Sicherung seines gesamten Besitzstandes. Mit der Führung der Verhandlungen war Österreich betraut, das sie gerne aufgriff und benützte, um sich jetzt schon die Stellung im erst zu konstituierenden Deutschland mit den Südstaaten gegen Preußen zu schaffen.

Digitized by Google

Es war der schwerste Fehler Hardenbergs, den er bald genug beim Kongresse in Wien zu bereuen hatte, daß er Österreich in arglosem Vertrauen die Verträge mit den Rheinbündlern schließen ließ.

Die bayrische Regierung aber hatte gewonnenes Spiel. Sie ließ durch Wrede in Ried in Heimlichkeit unterhandeln und log derweilen der französischen Gesandtschaft unverbrüchliche Treue vor.

Fünf Wochen dauerte das Schachern, welches durch die immer mehr zutage tretende Verlegenheit Napoleons gradatim gefördert wurde, bis endlich am 8. Oktober Bayern zur „Deutschheit" überging.

Ohne herzliche Freude.

Montgelas sprach in der offiziellen Erklärung, die das Ereignis verkündete, die Hoffnung aus, es möchten die freundlichen Beziehungen zu Napoleon bald wieder hergestellt werden.

Wrede aber wollte um alles nicht sein Feldherrntum in den Dienst der Alliierten stellen; er mußte der Welt beweisen, daß Bayern das Recht habe, sich selbständig von den Franzosen verhauen zu lassen, und stellte sich bei Hanau auf offener Straße, einen Fluß im Rücken, dem fliehenden Napoleon entgegen, der seinen unfähigen Lehrling schnell genug über den Haufen warf.

Er dankte Wrede mit Hohnworten dafür, daß er die Brücke in Mainz noch unversehrt vorfand und sein zerrüttetes Heer nach Frankreich hinüberretten konnte.

Das war der würdige Abschluß der Taten Bayerns im Jahre 1813, deren Gedächtnis irgendein lederner Partikularist mit geziemenden Worten beging in der Kgl. bayerischen Staatszeitung. Daß das häßliche Spiel, welches Bayern damals getrieben hat, sich nie mehr wiederholen kann, ist uns eine fröhliche Gewißheit, an der man weiterbauen muß — gegen die Hertlinge und alle Schwarzen.

Digitized by Google

Nemesis / Von Ferdinand Tönnies

So wenig wir mit den Balkanvölkern sympathisieren mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in der Vertreibung der Türken aus Europa eine Art von Nemesis sich erfüllen wird. Als Eroberer sind sie eingedrungen, ihr Joch haben sie den Slawen aufgelegt, dem heiligen römischen Reich wurden sie durch Jahrhunderte zur Plage und Gefahr. Endlich scheint sich nun ihr Los zu erfüllen. Uralte Unbill wird endlich vergolten.

Der Glaube, daß das Unrecht keinen Bestand habe, daß die Gerechtigkeit schließlich triumphiere, wird oft in Verbindung mit religiösem Glauben angetroffen, wohnt aber auch unabhängig von diesem in der Seele des Volkes. Die Schuld muß gelöst, der Frevel muß vergolten werden, das gestörte Gleichgewicht sich wiederherstellen. Der Glaube ist auch Forderung — Forderung der Vernunft und eines in ihr beruhenden Gefühls, des Rechtsgefühls und des Sinnes für Gerechtigkeit. Und so stellt sich das Recht allen Tatsachen trotzig entgegen, auch denen, die sich selber mit dem Scheine und der Kraft des Rechtes umgeben.

Freilich, es gibt verjährendes Unrecht. Verjähren ist vergessen werden. „Gras ist darüber gewachsen" — die Toten schweigen stille. Sei im Besitze und du bist im Recht. Die Klage ist ebenso alt wie der Glaube an die Heiligkeit des Rechts, daß allzu oft das Unrecht siege, und daß die Menschen vor dem Erfolge, ob er verdient sei oder an Niedertracht sich knüpfe, auf den Knieen liegen. Ja, was schlimmer ist als dies: was in einem höheren und moralischen Sinne Recht ist, kann von den Gerichten mit Recht für Unrecht erklärt werden; und umgekehrt: offenbares und unzweifelhaftes sittliches Unrecht hat das formale Recht auf seiner Seite und wird durch den Buchstaben des Gesetzes unanfechtbar gemacht. Wie oft wird im Namen des Gesetzes schwer Unrecht getan!

Eine neue Rechtsschule möchte den Richter von den Banden befreien, die ihm das Gesetz auflegt; sie verlangt, daß der Richter nach seiner freien

Digitized by Google

Überzeugung von dem, was im höheren Sinne Rechtens sei, Recht sprechen solle. Innerhalb gewisser Grenzen ist ihm das immer möglich — zumal dem Richter höchster Instanz — durch die freie Auslegung des Gesetzes, aber er bleibt in seinem Gewissen gebunden durch die Pflicht, die Meinung des Gesetzgebers zu ermitteln und sich nach dieser zu richten. Auch würde die Lösung von dieser Pflicht neues Unheil bringen: die Befürworter der freien Justiz wollen die sittliche Gerechtigkeit durch sie fördern — der wirkliche Erfolg würde eher eine Entfesselung der Klassenjustiz sein.

* *
*

Der Gedanke der Nemesis hat sich in unserem Bewußtsein anders gestaltet, als ihn die Griechen gedacht haben. Für sie war Nemesis jenes ursprüngliche Recht, das sich auf die ältesten und heiligsten Beziehungen zwischen Menschen stützt und ihnen, wenn auch durch Rache und neue Schuld, zu ihrer Geltung verhilft. Für uns ist Nemesis, was weder durch Richterspruch noch durch vollzogene Strafen, was überhaupt in der Regel ohne Bewußtsein seiner Träger, in den großen Wendungen des Geschickes sich vollzieht — der erhabenen Notwendigkeit des Ausgleiches gemäß, die im Menschenleben wie in der Natur, wenn auch in jenem schwerer erkennbar, ewig waltet. Der Notwendigkeit ist es gleichgültig, ob sie als Gerechtigkeit und Vergeltung von den Menschen erkannt und verehrt werde; aber sie läßt auch nicht mit sich handeln und kennt keine Verjährung. — Der Übermut der Großen und Mächtigen, die Rechtsbeugung, die Schikane, die sich nicht scheut, im Namen einer erlogenen Gesetzlichkeit den Armen um sein letztes Stück Brot zu betrügen, die Dreistigkeit und Anmaßung, womit bezahlte Diener des Unrechts in friedliches und rechtschaffenes Leben hineingreifen — sie sind es, die die Nemesis herausfordern und ein „Strafgericht des Himmels" auf ihre Häupter beschwören. Man hat es erlebt, und die Geschichte ist nicht arm an Exempeln, daß solche Unbill, zumal im staatlichen Leben, auf furchtbare, menschlich-übermenschliche Weise „sich gerächt" hat. Man steht dann vor dem großen gewaltigen Schicksal, das die Menschen erhebt, indem es sie zermalmt . . . man sieht es auch, wenn man es ahnend voraus erblickt; man sieht es, stumm, und doch möchte man reden — reden, um zu warnen, um das Unheil zu

Digitized by Google

verhüten. Aber wenn man redet, so weiß man, daß man nicht gehört wird; eher wird man verlacht, noch lieber verklagt und verdammt — „gekreuzigt und verbrannt“ ...

Wenn auch heute diese Ausdrücke nur allegorisch gelten, so ist doch das sachliche Verhältnis das gleiche. Einem Könige von Preußen wurde von einem Bürger zugerufen, es sei das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Wie so oft geschieht, schob dieser Ausspruch auf das Wollen, was vielmehr am Können liegt. Es gibt viele Wahrheiten, die so wenig durch den Dunst und Qualm der Höfe, durch die Wolken der Ministerien und Kamarillen hindurchzudringen vermögen, wie die Sonnenstrahlen durch den Novembernebel. Und fürwahr: es sind nicht nur die Monarchen, die oft durch viele Künste in einem Zustande erhalten werden, den man milde als einen Zustand mangelnder Aufklärung bezeichnen mag. Mehr oder weniger sind alle herrschenden Personen, ist insbesondere die im sozialen Leben führende Klasse in der gleichen Lage. Wichtige und wesentliche Wahrheiten wollen sie nicht, können sie nicht erkennen. Eine tiefere Einsicht in die sozialen Probleme, d. h. vor allem in die Psychologie des Volkes, wird man auch von den tüchtigsten, etwa gar human gerichteten Unternehmern und Fabrikdirektoren nicht erwarten dürfen. Eher könnte man verlangen, daß wenigstens die auserlesenen Personen dieser Klasse, die in den Regierungen ihre Plätze — oft wie kraft eines Erbrechtes — einnehmen, eine philosophische allgemeine, aber auch eine soziologische besondere Bildung besäßen, die sie über die groben Vorurteile, die gehässigen Meinungen und die konventionellen Heuchelpflichten hinaushöbe, wie sie in der guten Gesellschaft aus guten Gründen sorgsam gepflegt und gewahrt, ja sozusagen heilig gesprochen werden. Und es gibt wirklich einzelne Persönlichkeiten dieses Geistes, dieser Art innerhalb der maßgebenden Kreise. Sie fühlen sich einsam und gehemmt in ihrer Umgebung. Sie wirken zuweilen Großes und Edles trotz dieser Hemmungen. Und sie wissen am besten, wie es im allgemeinen unter ihren Gefährten aussieht, was *diese* Art der Bildung, der Einsicht und des guten Willens betrifft. Sie sehen auch wohl die Nemesis, die wie der Geist im Hamlet, von wenigen gesehen, über die Bühne schreitet.

„Die *französische Revolution*,“ sagt Tocqueville, „wird denen

Digitized by Google

immer dunkel und unbegreiflich sein, die nur sie allein erblicken wollen; man muß in den Zeiten, die ihr vorangingen, das winzige Licht suchen, das sie beleuchten kann. Ohne eine klare deutliche Einsicht in die alte Gesellschaft, in deren Gesetze, Gebrechen, Vorurteile, in deren Glanz und Elend, wird man nie das verstehen, was die Franzosen . . seit Auflösung jener alten Gesellschaft vollbracht haben . . ." Aber aus der Geschichte kann man bekanntlich vor allem lernen, daß die Menschen immer wenig oder nichts aus ihr gelernt haben.

Der kleine chinesische Prinz spricht zu seinem Hündchen

Von Irene Forbes-Mosse (Florenz)

Komm, Wu, kriech in meine Jacke, lege deine platte Nase fest an meinen Hals, da wo mein Herz schlägt. Siehst du, wenn ich mein Stühlchen auf den Tisch stelle, können wir zum Fenster hinaussehn. Die Gärten sind ummauert, aber der Palast ist sehr groß, Wu, wir könnten lange durch Gemächer gehn, in denen wir noch nie gewesen. Aber irgendwo träfen wir die alte böse Frau mit dem Gesicht wie gesprungener Lack, die mich herbringen ließ. Sie kniff die Augen zusammen, sie tat, als sähe sie mich nicht, und ich weiß, sie sah mich doch, — dann hob sie nur die Hand ein wenig, und ich wurde weggeführt.

Heut hat sie alle Leute fortgeschickt und alle Türen offen gelassen. Wir sollen neugierig sein, Wu, und hineingehen, hier ein Schränkchen aufmachen mit hundert kleinen Schubfächern, die nach Pfeffer und Mäusen riechen — oder etwas weiter, an dem großen Ei zupfen, das im rotseidenen Beutel von der Decke hängt; in dem Ei ist noch ein Ei und wieder eins, und ganz innen klappert es. Jetzt ist alles so stumm, Wu, aber denke nur, heute früh ist die alte Frau mit tausend kleinen Sturmschritten durch die Gemächer gelaufen, ein Tischchen ist umgefallen, da, all die kleinen, grünen Tassen liegen an der Erde, wie zerbrochene Vogeleier. Sie gehören der alten Frau, es ist grüne Marmelade drin, nicht lecken, Wu, es wird den Menschen weh, die aus den kleinen Tassen essen.

Nein, Wu, du mußt dich nicht so schwer machen, so, leg dein Pfötchen um meinen Hals, wir wollen aus dem dritten Gemach nicht herausgehn. Denn es liegt alles da, um uns weiter zu locken, auch in den Gärten hängen kleine Reiter und Glockenspiele an den Büschen am Weg, aber wir müssen da nicht gehn, die Brücke ist nicht fest, und weiter dann kommt die Wiese, die wird auf einmal weich unter den Füßen, und die großen, seltnen Blumen sehen einen so an . . . Im Hof ist ein Brunnen, der ist schrecklich tief; der Brunnen der weißen

Digitized by Google

Arme; man kann sie winken sehn, wenn die Sonne hineinscheint. Die böse Frau hat sieben schöne Damen hinunterstürzen lassen, ihre kleinen Füße waren zusammengebunden, ihr Haar stand ab in steifen, glänzenden Maschen, sie lächelten, sie schrien gar nicht, sie waren wie Puppen. Woher ich das weiß, Wu? O wenn ich schlafe, dann reden sie mancherlei, der alte magre Mann, der mich lesen läßt und die jungen fetten Männer, die mich bedienen ...

Früher war ich bei einer kleinen, dicken, lustigen Frau; ihr Häuschen lag am Fluß, Wu, es war auch ein alter lustiger Mann dort, er stand bis an die Hüften im Wasser und fing Aale, er konnte allen Vögeln nachmachen, und kleine Mühlen baute er mir, die sich im Wasser drehten. Aber auch dort durft' ich mit keinem andern kleinen Knaben spielen. Die alten Leute spielten selber mit mir, immer Verstecken, wenn ein Kahn vorüberfuhr; ins Reisstroh wurde ich gesteckt und einmal in einen Kasten, und soviel Kleider über mich, ich erstickte fast. Später kam der hagre Mann mit der Brille, er sah mich an und drehte und befühlte mich, ich weinte vor Angst, denn gerade so kniff die Frau die Hühner in den Rücken, um zu spüren, ob sie fett seien. Aber er nahm mich nur mit, und die alten Leute standen vor der Tür, wo die Aalreusen hängen, blinzten mit den Augen in der Sonne und verbeugten sich immerzu, als sie schon ganz klein waren.

Wu, so schlafe doch nicht, hast du denn gar keine Bange? Wenn der alte Mann doch wiederkäme, daß ich auch schlafen könnte. Da läuft ein Sonnenstrahl über die Erde, Wu, der sucht uns, will uns was sagen, aber wir verstehen ihn nicht.

Hier sind Bücher, Wu, daraus muß ich lesen. Lesen ist sehr schwer, das kann ich wohl sagen. Und Hölzchen, zum Ineinanderlegen. Aber dann fährst du mit deiner Pfote dazwischen, immer wenn ich eben das Wort beisammen habe. Weißt du auch, daß man dir die Pfoten abhacken will, wenn du nicht ruhig bist? Aber ich werde es nicht leiden.

Wu, du sollst nicht schlafen, sonst bin ich ganz allein. Hör die Spieluhr, ting — ting — es ist ein kleiner Soldat auf den Deckel gemalt. Eine der fremden Damen schenkte sie mir. Und eine andre brachte ein blaues Vögelchen, aber den andern Tag war es schon tot. Und einen roten Fisch hatte ich, der ist auch gestorben.

Wu, du machst so glotzige Augen, bist du durstig? Ich bin sehr durstig, Hörst du's plätschern? Aber wir wollen nicht in den Saal gehn, wo der Springbrunnen ist. Denn dort sitzt gewiß die böse Frau hinter der Schirmwand und kneift die Augen zusammen wie die Katze, als sie das Vögelchen gefressen hatte.

Komm, nun rollen wir uns ein in die gelbe Tischdecke; es ist eine Fliege ins Zimmer gekommen, der hören wir zu, und dann schlafen wir, Wu, und wenn wir aufwachen, sind wir vielleicht nicht mehr so ganz allein.

Digitized by Google

Abb. 1. Anſicht des Salons von 1753. Originalradierung

Gabriel de Saint-Aubin

Von Wilhelm Hauſenſtein

Wir ſind in unſerem Urteil über das achtzehnte Jahrhundert am meiſten durch die Dinge beſtimmt, die der alternde Boucher für den Bedarf des Feudaladels und der Finanzariſtokratie im flüchtigen Manufakturbetrieb herſtellte. Dieſe Dinge ſind in ihrer Weiſe reizend. Nach einer unendlichen Schulung arbeiten Gedächtnis und Hand des Meiſters mit ſpielender Freiheit. Die künſtleriſche Zucht dieſes Jahrhunderts war etwas Unglaubliches. Die Maler waren Söhne von Malern oder Kupferſtechern, Enkel von Kunſt-

Digitized by Google

händlern oder Dekorateuren. In dem Alter, in dem die Jugend heute den ersten Weg zur Schule macht, kopierten die Kinder des Rokoko die Nacktheiten des Rubens oder Vanloos. Sie waren unheimlich altklug — diese Knaben. Nach der väterlichen Lehre kam die Disziplin der akademischen Jahre. Das war eine unerbittliche Unterwerfung unter die Überlieferung. Die Strenge war zuweilen furchtbar — jene Disziplin tadelloser Konvention in Technik, Stil und Idee. Die leichtbeweglichen Schüler, denen von Anfang an die verliebtesten Erlebnisse gegönnt waren, ertrugen unter den Augen ihrer Lehrer Stunden tragischer Verzweiflung am künstlerischen Beruf. Man war freilich zu schamhaft, aus diesen Verzweiflungen bedeutungheischende Gebärden zu machen. Man lächelte dem Publikum zu und zeigte das, was man in eiserner Arbeitszucht gelernt hatte, wie etwas Selbstverständliches. Hatte man Ruhm und Sicherheit, dann begann man vielleicht von den Zinsen zu leben. So ließ der alternde Boucher aus der trainierten Phantasie die niedlichsten Schmuckstücke hervorspringen: Wunder raffinierter Linienschemen, erlesener koloristischer Manier — entzückende hors-d'œuvre der Liebe, die wie von Frauenfingern mit diskreter und pikanter Anzüglichkeit zubereitet sind. So sind die Spiele dieses hermaphroditisch zarten Kavaliers, dieses weiblich süßen und weiblich verhängnisvollen Greises mit den schmalen Schultern und den dunklen Mandelaugen. Diese Spiele sind Poesie — Poesie im zivilisiertesten Sinn: innige Reize, die aus ihrer preziösen Eigenliebe erblühen, Reize, die um ihrer selbst willen da sind und von der Wirklichkeit nur noch so viel Begriff haben wie die niedliche Dauphine vom Volk oder wie das Rouge der Cocotte von der Wangenröte der Natur. Und jene Wirklichkeit war selber schon Gedicht. Sie war stilisiertes Leben und der Stil dieses Lebens war der Stil der ausgesuchtesten Delikatesse im Wohnen, im Essen, im Schlafen, im Spazierengehen, im Kostüm und in der Liebe. Bouchers späte Werke entstehen in einer hemmungslosen Einbildungskraft, die auch dieser Wirklichkeit enthoben und nur auf sich selbst angewiesen ist. Sie sind Poesie aus letzter Hand und Poesie mit dem berückenden Zauber des Unreellen.

Diese Poesie darf zusammenfallen. Das Dixhuitième wird darum nicht aufgehoben. Es hat noch anderes hervorgebracht. Was für ein Reichtum! Es kannte nicht nur die flüchtigen Schauer der parfümierten Bou-

Digitized by Google

doirmythologie. Es kannte auch die unmittelbare Schönheit des Sachlichen. In diesem Jahrhundert war nicht nur Diderot der Feind der Nymphen. Der Graf von Caylus, glorreicher Dragonerleutnant in der Schlacht von Malplaquet, Grande von Spanien und Seigneur etlicher französischer Herrschaften, skizzierte in den Pariser Hallen. Er ging so weit, die typische Poesie der Rokokoerscheinung an sich selber abzutöten. Er trug einen braunen Kleinbürgerfrack und kupferne Knöpfe daran.

Die klassische Verkörperung des Rokokorealismus — wenn das Wort nicht zu distanzarm, zu unformal ist — war Gabriel de Saint-Aubin.

Er kam am 14. April 1724 in Paris zur Welt. Der Großvater war Sticker. Der Vater war Brodeur du Roy und ein lustiger Kauz, der seinem Namen nichts hinterließ als sieben Kinder und ihnen nichts als sieben Talente. Vier Söhne wurden Künstler.

Jacques-Gabriel war von frühauf begieriger Zeichner, aber sehr widerspenstig gegen lehrhafte Einflüsse. Einige Zeit ergab auch er sich einem Ehrgeiz, der zum großen Stil strebte. Er ging zu Sarasin, zu Collin de Vermont, der noch von Jouvenet, dem Herold Ludwigs des Vierzehnten, ausgebildet war, und zu dem grand prix Jeaurat. Von den Vertretern des pompösen Fachs kam Gabriel mit begrenzteren Ansprüchen zu Boucher. 1751 bewarb sich der Schüler der königlichen Akademie traditionsgemäß um den großen Rompreis. Er erhielt ihn nicht. Gabriel konnte die Sehnsucht nach dem großen Stil dennoch nicht los werden. Der Titel manches Bildes zeugt dafür: Gabriel hat „Die Archäologie" und „Das Gesetz", den „Triumph Amors über alle Götter" und „Die Schule des Zeuxis" gemalt. Er hat die römische Geschichte Prétaults mit dreißig Illustrationen geschmückt, unter denen ein Triumph des Pompejus und andere erhabene Dinge vorkommen. Er hat bei der Genesung des Dauphin eine große radierte Allegorie verbrochen. Da erblickt man La France, wie sie als Genius auf einer Wolke kniet und sich bei Äskulap für die Genesung des Prinzen bedankt; der Prinz selber stützt sich, wie es sich für einen Prinzen gehört, auf die Genien der Kraft und der Regierungsweisheit. Gabriel hat auch ein zweites Mal um den Rompreis konkurriert — und das geschah in dem Augenblick, in dem seine persönlichste Art mit der „Vue du Salon de 1753" eines ihrer stärksten Bekenntnisse gab. Zum

Digitized by Google

Glück rang er auch diesmal vergeblich; sein „Laban" erhielt nur einen zweiten Preis. Nun stellte er sich mit folgerichtigem Radikalismus endgültig außerhalb der Zunft. So hatte er zwar das Recht verscherzt, jemals im Salon auszustellen. Aber er hatte sich in der Vogelfreiheit selber gewonnen. Er trat einer jener sezessionistischen Gruppen bei, die damals als künstlerische Organisationen der keimenden bürgerlichen Demokratie den offiziellen Ruhm der königlichen Akademiker befehdeten: der Académie Saint-Luc. Ihr stellte er seine Werke, seine Lehrtalente stellte er der Architektenschule Blondels zur Verfügung.

Originalität ist nicht etwas von Anfang an Fertiges. Es war nicht Schwäche, wenn Gabriel sich dem Einfluß des großen Stiles ergab. Wir werden in kürzester Frist eine Zeit erleben, die das Schema der französischen Bildklassiker des siebzehnten Jahrhunderts, den barocken Kolossalstil der Lesueur, Lebrun, Jouvenet als eine bedeutende Errungenschaft feiern wird. Es wäre sehr billig, den großen Stil der klassischen Franzosen gering zu achten, weil Saint-Aubin ihn mit einem genialen Werktagsimpressionismus so glänzend schlug. Der klassizistische Hofton, der für jeden Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts von Watteau über Boucher bis zu Fragonard die gegebene Überlieferung blieb, war keine kleine Sache. Dieser Klassizismus enthielt bei aller Maskerade und allem Theaterpathos dekorative, formalabstrakte Werte allerersten Rangs. Das Monumentale bedeutete auch für Gabriel das höchste Gut, das die Kunst zu vergeben hat. Je höher man den klassischen Stil bewertet, desto höher bewertet man seinen Gegenspieler — eben Gabriel, seinen revolutionären Skizzenrealismus und seine heroische Verschwiegenheit.

Gabriel fühlte sich zum Größten zu klein. Aber er fühlte sich zu groß, um das Große nur zu klischieren und einen erschöpften Formalismus weiterzutragen. Aus diesem Zwiespalt entstand der Stil dieses Künstlers. Indes — dieser Stil hätte immerhin der Stil jener Kleinmeisterschule werden können, die das galante Leben des Rokoko auf fein schematisierten Gouachen und Radierungen zeigte; der Stil Baudouins, Lafrensens, Freudebergs, Jean-Michel Moreaus oder auch des Bruders, Augustins de Saint-Aubin. Das sind die Künstler der galantesten Szenen, der Alkoven, Separés, Sofas und Chaiselonguen. Es sind die

Digitized by Google

feinen, unbedenklichen und doch so unglaublich anständigen Dichter der erotischen Intimitäten jener Zeit. Gabriel trat nicht auf ihre Seite. Es heißt, er habe die Rokokolibertinage verschmäht. Man deutet an, er sei ein Puritaner gewesen. Solche Gerüchte sind nie glaubhaft: man erlebt da unbedingt immer Überraschungen. Die Legende ist im übrigen nicht einmal geeignet, Gabriels Kunst von der Kunst der Kleinmeister zu unterscheiden. Der Unterschied liegt im Formalen. Gabriel ist weit weniger Novellist, weit mehr reines Auge als die andern. Ihn schreckte nicht das Lüsterne der Erotiker; ihn schreckte das Genrehafte. Sie waren ihm — so paradox das klingt — nicht formal genug. Er wollte die Beziehungen des Menschen zur Welt auf ein leidenschaftliches optisches Verhältnis zurückführen. Daher auch die wunderbare Gleichgültigkeit gegen den Kultus der galanten Anekdote — so formal auch er gewesen ist.

Gabriel de Saint-Aubin wurde ein Mensch, dem das inbrünstige Gesicht die ausschließliche Äußerungsart des Daseins ist. Greuze hat diesen Zustand boshaft bezeichnet: er sagt, Gabriel sei von einem darstellerischen Priapismus besessen gewesen. In Sachen des Priapismus kann das Urteil des trefflichen Greuze sicher etwas gelten. Gabriel zeichnete immer und überall: mit einer förmlichen Wut. Ein Blatt von ihm trägt den Vermerk: „fait en marchant". Er war für das Paris von 1760 oder 1770 dasselbe, was Theophrast für das Altertum, La Bruyère für das literarische Frankreich gewesen ist — der stilsichere Feuilletonist einer jederzeit auf jeden irgendwie eigentümlichen Zug des Daseins eingestellten Volkskunde. Dem Schlossermeister und Quincailleriebesitzer Périer radierte er auf die Reklamekarte einen kleinen Schlosserladen. Als bei einem Jahrmarkt im Faubourg Saint-Germain ein Brand entstand, lief er hin, um die Szene in sechs verschiedenen Ansichten festzuhalten. Er zeichnete die ersten Versuche der Aerostaten. Als man Voltaires Büste in der Comédie française bekrönte, machte sich Gabriel eine rasende Augenblicksskizze von dem sensationellen Ereignis; zu Hause hat er sie in einem glänzenden Wasserfarbenblatt ausgeführt, das man heute im Louvre findet. Hielt irgendein enzyklopädischer Abbé im Laboratorium der Münze einen volkstümlichen physikalischen Vortrag, so war die Anwesenheit des rabiaten Zeichners so sicher als die der chemischen Retorten. Als Damiens, der dem geheiligten Wanst Ludwigs des Fünfzehnten zu nahe gekommen war, gevierteilt werden sollte,

Digitized by Google

PEINTURES.

Par M. CARLE VANLOO, *Recteur, Ecuyer, Chevalier de l'Ordre du Roi, Directeur de l'Ecole Royale des Eléves protégés.*

4. La Magdeleine dans le Déſert.

Ce Tableau doit être placé dans l'Egliſe de S. Louis du Louvre, il a huit pieds de haut ſur cinq de large.

5. Un Tableau repréſentant une Lecture.

Il a cinq pieds de haut ſur quatre de large.

6. Une offrande à l'Amour.

Tableau de cinq pieds de haut ſur trois de large.

7. L'Amour menaçant.

Tableau d'environ trois pieds ſur deux & demi.

8. Deux Tableaux repréſentant des jeux d'enfans.

Par M. BOUCHER, *Recteur.*

Paſtorales & Payſages, ſous le même Numero.

Abb. 2. Seite aus einem Salonkatalog mit Skizzen Saint-Aubins nach Carle Vanloo und Boucher

fand Gabriel, eine amerikaniſche Reporternatur, Zutritt zu dem Kerker des Verurteilten. Er merkte nicht, daß ihm die Gläubigen vor Neugier über die Schulter fielen, als er einen predigenden Pfaffen zeichnete. Gabriel ſtellte ſich zumal bei jeder Verſteigerung ein. Nicht um zu kaufen, denn er beſaß in der Regel keinen Sou; ſondern um zu zeichnen, was da verhandelt wurde. Er hatte übrigens gewöhnlich kein Skizzenbuch; er ſtahl einen Auktionskatalog und gab die Gegenſtände in raſchen Strichen an, um ſie daheim etwas auszutuſchen und ſie mit der Feder zu übergehen.

Digitized by Google

Die Tätigkeit dieses Künstlers wurde von der akademischen Kritik natürlich boykottiert. Aber diese Kritik konnte ihn nicht hindern, den Salon als Ausstellungsbesucher zu betreten. Er war immer da. Derartigen Besuchen verdankt man Blätter wie die „Ansicht des Salons im Jahre 1753" (Abb. 1). Der Vorwurf ist bereits an sich selber eine Kühnheit — und vollends für jene Zeit. Er wirkt unbedingt als Anachronismus. Er bewegt sich ganz außerhalb der Kurve der Rokokokleinmeister — auch der freiesten. Das Salonblatt Gabriels sieht aus, als wäre es heute gemacht.

Abb. 3. Charlatan auf dem Pont-Neuf. Originalradierung

Der lebendigste Menzel wirkt neben diesem Blatt fast wie ein Historiker. Es dürfte im ganzen Dixhuitième kein Blatt mehr geben, vor dem man so sehr den Eindruck eines sachlich und ganz neu erlebten Ereignisses empfängt. Da ist keine verschleiernde Verbindlichkeit. Dies ist das Publikum der Ausstellungen wie es ist: Toilette, Lorgnette, Froufrou, Flirt, geräuschvoll und absprechend, gedankenlos und neugierig. Tout comme chez nous. Aber Gabriel, der mit den maliziösen Blicken des Unterdrückten umherschleicht, sieht mehr. Er sieht das Bild der Masse, das lichttragende Gewoge auf den Treppen, die mächtige Architektur der ganzen Szene schließlich ohne alle bittere Hintermeinung. Und er hat

Digitized by Google

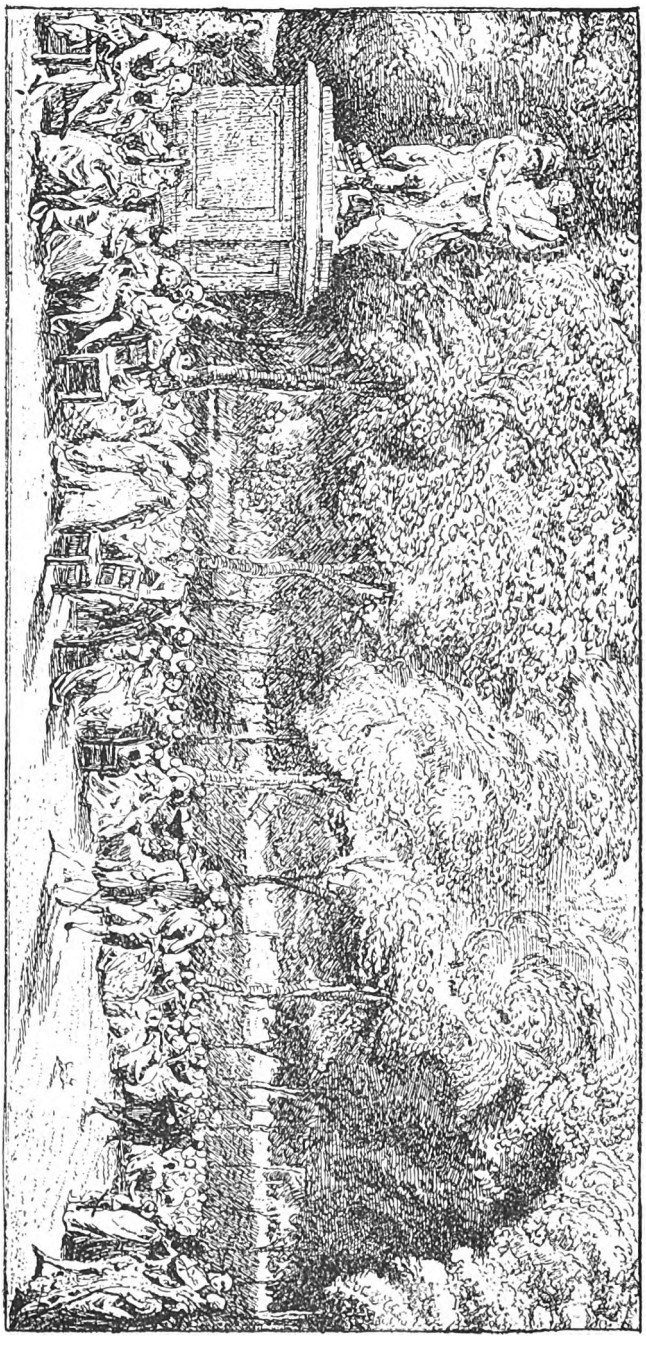

Abb. 4. Publikum im Tuileriengarten. Originalradierung

noch anderes zu tun. Er hat in seinen Katalog, den er sich irgendwo geborgt hat, um ihn nie mehr zurückzugeben, alle die gefeierten Ausstellungsobjekte zu notieren (Abb. 2). Es entstehen unvergleichliche Skizzen, die in lächerlich geringen Ausmaßen die Quintessenz der ausgestellten Werke mit verblüffendem Formsinn herausholen.

Oder Gabriel geht auf den Pont-Neuf, der ehedem — als dort noch die vielen Buden standen — betriebsam war wie ein Jahrmarkt. Und er zeichnet den

Digitized by Google

Quacksalber, der, eine monumentale Konkurrenz für die statuarische Erhabenheit des alten Henri quatre zur Linken, seine Heilmittel vor einer gedrängten Menge preist (Abb. 3).

Der Weg führt Gabriel in den Tuileriengarten. Er zeichnet das Herumsitzen. Er macht das Herumsitzen und Flanieren zur eigentlichen Vitalität der adeligen Menschenspezies. Er treibt Naturgeschichte der guten Gesellschaft. Er sieht das Amphibienhafte auch des feudalsten Gewimmels. Auch da ist l'odeur du prochain. Das Genus ist die Hauptsache — die Gesellschaftsschicht als die Gesellschaftsschicht, die sich mit immer gleicher, ganz genereller Médisance darüber unterhält, daß die Exzellenz des Herrn Schloßgouverneurs, des Herrn de Bontemps, die reichen Erträge aus der Vermietung der Stühle des Gartens an die Mätresse überweist; das Genus, das mit generellem Eifer darüber berät, daß man Sprengtonnen beschaffen müsse, die den Staub niederschlagen würden und dem immerhin amüsanten Herrn de Saint-Aubin zu einem neuen Blatt Gelegenheit geben könnten. Gabriel zeichnet nicht — wie etwa sein Bruder und Schüler Augustin in solchen Fällen tat — die schmeichelnde Addition schmeichelnder Einzelszenen. Für Gabriel ist das elegante Terrarium in seiner impressionistischen Ganzheit das Fesselnde. Nichts löst sich ab. Alles webt sich unter diesen Laubdächern und um die stumme Anwesenheit des Herkulesmonuments zum Ganzen (Abb. 4).

Der regelmäßigste Anstand dieses Lauerers ist aber das Kaffeehaus. Er verkehrt im Café Vendôme — seltener im Café de la Régence, es müßte denn sein, daß Rousseau dort bei einer Schachpartie zu treffen wäre. Die zeichnet er mit weichem Stift — just auf den Deckel des Katalogs der Sammlungen Crozats, weil er kein anderes Papier bei sich hat (Abb. 5). Das Schachspiel ist nur noch einmal mit diesem inbrünstigen Gefühl für die räumliche und geistige Konzentration eines Schachwinkels gesehen worden: von Daumier, als er die Schachspieler des Petit Palais malte.

Alle diese Dinge haben eine ergreifende Objektivität. Zuweilen meint man, einen feindseligen Unterton herauszuhören. Es ist überliefert, daß die ganze Persönlichkeit dieses Künstlers die Prägung des Oppositionellen gehabt hat. Der Bruder Charles-Germain, loyaler „Dessinateur du Roy pour le costume", erzählt: „il parlait hardiment." Man

Digitized by Google

weiß auch, daß dieser Halbanonymus, der bloß sein „Gabriel" zu signieren pflegte, die Jesuiten haßte und für Voltaire begeistert war. Und man weiß, daß er mit gewissen Déclassés zu verkehren liebte: er war bei allen Soupers der Bühnenwelt und der Literaturbohème eingeladen und ein maßlos beliebter Gast. Das Kostüm machte ihm die geringste Sorge. Er schlämmte etwas Zeichenkreide ab, um sich die Haartour und die Strümpfe zu pudern; und wenn er einen sehr großen Flecken auf der Culotte hatte, dann malte er wohl etwas Beinschwarz auf den Satin. Gegen seinen Leichnam

Abb. 5. Rousseau beim Schachspiel im Café de la Régence. Zeichnung

hatte er die Gleichgültigkeit eines Franziskaners — mit dem Unterschied, daß er gar nichts aß, wenn er nicht von einem Freund etwa zu Trüffeln gebeten wurde. Er starb am 10. Februar 1780 bei dem korrekten Bruder Germain, der mit Mißbilligung überliefert, daß die Wäsche und die fünftausend Zeichnungen des Seligen in großer Unordnung gewesen seien.

Das etwa ist Gabriel de Saint-Aubin. Er ist freilich zuletzt nicht nur er selber. Er ist Vertreter einer besonderen Kultur. Die Goncourts bezeichnen ihn als einen Vorläufer der Konventsradikalen von 1793. Die ganze Kunst dieses Mannes ist mit den Säften des revolutionären jungen

Digitized by Google

Bürgertums gesättigt. In jedem Gegenstand dieser Kunst, in jeder Bewegung dieser ganz auf einen neuen sachlichen Formalismus hin emanzipierten Technik zuckt ein revolutionärer Nerv: ein Neues, das große Umwälzungen voraussagt. Künstler empfinden das Kommende immer am deutlichsten. Wider Willen oder mit Willen sind sie immer Söhne der Zukunft — wenn sie etwas taugen.

Man darf gar nicht ausdenken, was die bürgerliche Kunst geworden wäre, wenn sie sich, anstatt demütig, ohne Selbstgefühl zu historischen Stilkategorien zurückzukehren, mit diesem tollen Radikalismus konsequent an den Stil des Sachlichen hätte halten können. Was Gabriel geleistet hat, ist erst mit Menzel, Manet, Monet, Toulouse, Guys, Liebermann, wiedergekommen. Es ist der Sinn für die Kurve der Wirklichkeit und der Sinn für die stilistische Zusammenfassung der Wirklichkeit in der höchsten formalen Impression. Gabriel de Saint-Aubin steht am Eingang der impressionistischen Kunst. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen der dekorativen Kunst Bouchers endeten lange vor 1789. Sein Stilschema konnte in einer veränderten Gesellschaft nur noch Fiktion sein. Die Kunst hatte nur eine einzige Möglichkeit: den Blick ins Angesicht elementarer Wirklichkeit. Ihn wagte Chardin als Stillebenmaler, Fragonard als Porträtimpressionist, Louis-Gabriel Moreau als Landschafter — ein Vorläufer der Barbizonschule. Gabriel de Saint-Aubin wagte ihn als aphoristischer und soziologischer Graphiker. Das ist die Echtheit seiner Kunst — seiner Form.

Aphrodite / Von Hermann Essig

Aphrodite, die Meerschaumgeborene, entstieg dem Fußwasser. Es war doch ein bißchen kalt ohne alles, obgleich es heißer Hochsommer war.

O was war das! — drüben sah ja der Maler aus dem Fenster und zu ihr herein! — O wie furchtbar peinlich! — Sie grinste meerschaumerregt und sprang schnell, sie konnte nichts dafür, wenn er sie dabei mehr sah, an die Vorhängchen und zog sie zu.

Alsdann verschwand des Malers Lockenhaupt drüben und zog den photographischen Apparat befriedigt zurück.

Das merkte Aphrodite aber hinter dem Vorhang. Sie schlug entsetzt auf die hohe Gänsebrust. Das war unverschämt. Das verbat sie sich, das ging zu weit. Mit den Bildern konnte er Mißbrauch treiben. Das mußte sie anzeigen, daß die Platten vernichtet wurden. Sofort morgen früh.

Digitized by Google

Während sie ein Hemd aus der Kommode nahm und die von Stärke zusammengebackene Stickerei auseinanderzog, arbeitete der Maler fieberhaft versteckt unter Anwendung aller Finessen moderner Photographie, um im Zeitraum von einer Stunde so viel Bilder und anzügliche Situationen von Aphroditen zu haben, daß er sie noch selbigen Abend der „unzuchtlüsternen, paradiessehnsüchtigen" Dorfjugend verkaufen konnte. Hernach konnten die Platten beschlagnahmt werden, getrost.

Es war immer so schade, daß ein Fußwasser nicht ewig dauern konnte. Sie wäre eigentlich lieber wie die Statuen des Praxiteles gewandelt. Aber in der gemäßigten Zone, wo sie nun einmal zu Hause war, da zwang der leidige rauhe Luftzug immer wieder in die Kleider.

Daher kam es eben, daß sie so mißverstanden wurde. Ihre Sehnsucht war eine reine, vollständig harmlose. Nur dieses malitiöse Visavis, der Maler, peinigte sie. Immer fand er etwas, ihre nur auf die vier Wände berechneten Situationen und Szenen unter die Jugend zu bringen.

Sie hing gerade das Medaillon um den fetten Hals und schlüpfte in die Strümpfe, als sie notwendig wieder die Gardinen lüpfen mußte. Da war etwas los. Drüben beim Maler befestigte der Lehrling eine Stange.

Aphroditens Augen rundeten sich wie Pflugräder.

An der Stange befestigte er am Ende eine Art Sparbüchse. Und nun schob er die Sparbüchse zu ihr herüber bis nahe an den Fenstersims. Was war mit dieser Verhöhnung gemeint? Sie konnte das nicht dulden, daß der Maler eine Sparbüchse gegen ihr Fenster bewegte. Sie riß die Vorhänge zurück und die Fenster auf und ballte die Faust auf den noch unbekleideten glatten Armen, die im Korsettschoner steckten.

Und was tat der Lehrling! Er ließ die Stange liegen, und sie konnte in den Schlitz der Büchse hineinsehen. Gemütlich lachte er, und der Maler trat zu ihm. Aphrodite bekam eine Brustkontraktion. Wenn sie ihm auf der Straße begegnete, so hob sie ihn an den langen borstenhochstehenden Stachelschweinhaaren in die Höhe! Der Wutatem preßte ihren Brustkorb zu einer frischlingfarbenen Büste.

Der Maler grüßte freundlich. Alles zum Hohn! Dieser Schuft, wie er sich mit betreten erstauntem Gesicht zurückzog, Ahnungslosigkeit heuchelnd! Da sah man den Zionisten! Das war die Heiligenmaske des Teufels! Es ging ihn doch rein nichts an, was sie in ihrer Wohnung trieb. Ja, sie sagte ja nicht einmal etwas, wenn er ihr ruhig zusah, ohne es öffentlich jemand wissen oder merken zu lassen. Wenn er aber so kam, so war's der Beginn eines Vergehens gegen die Behütung der Sittlichkeit.

Mit einem Gesicht, als hätte sie saure Butter im Mund, kam sie wieder herein und zog sich einen Sommermantel über, um den Abendspaziergang zu

Digitized by Google

machen. Während sie vor dem Schrank stand, dem einige Motten entflogen, ging ein Menschenhaufen vor ihrem Hause vorbei.

Schnell ans Fenster! Aha, die Stange war gesenkt, und die Sparbüchse stand in Hüfthöhe eines Mannes von der Straße entfernt. Und von oben ließ der Maler an einem Bindfaden weiße Zettelchen am Hause hinabrutschen.

Diesem Spiel schaute Aphrodite aufgeregt zu in der Meinung, sie wäre eine Katze, und sie müßte damit barren. Das geschah alles zu ihrem persönlichen Ärger.

Und nun kamen die Zettelchen unten an. Sofort stürzten sich die jungen Burschen darauf, um sie zu erhaschen. Aber sogleich schnellten sie wieder in die Höhe.

Jetzt schimpften die Burschen. Da machte der Lehrling mit deutlichem Zwinkern und einem Stoß abwärts und aufwärts mit der Stange auf die Sparbüchse aufmerksam.

Das mußte Aphrodite nun haarscharf beobachten, denn es war nicht sicher, ob der Maler Gewerbesteuer als Photograph bezahlte. Die jungen Burschen zogen ihre Geldbeutel und warfen Geld in die Büchse. Und was geschah nun? Aphrodite mußte genau hinsehen, sonst wäre ihr alles entgangen. Nun wurde die Büchse heraufgezogen und entleert, der Inhalt gezählt. Jetzt kam der Bindfaden wieder in Tätigkeit mit den Zettelchen. Mit wilder Leidenschaft rissen sie die Burschen an sich und gröhlten laut auf und sahen herauf zu dem Fenster, in dem sie — Aphrodite — stand.

Aphrodite war es erwiesen. Das Vergehen war zum Verbrechen vollendet und der Tatbestand des § .. vorhanden.

Aber sie schämte sich dessen nicht, nein, im Gegenteil, nun galt's zu kämpfen. Sie holte das Klistierrohr und spritzte, sie hatte es Gott sei Dank schon vorher benutzt, damit in die satten Begaffer der verschwommenen Unterbelichtungen.

Des Malers Heldenkopf leuchtete. Er schrie hinab: „Was kümmert uns ein Wasserstrahl, die neue Serie zeigt eine verfängliche Steigerung. Nur bitte opfern, meine Herren!" Die Büchse füllte sich, und das Zettelgehopse drüben ging trotzdem weiter, und zwar brach jetzt ein solch satanisches Geheule unter den Dorflümmeln aus, daß Aphrodite doch etwas erblaßte. Wenn sie nun tatsächlich gerade etwas Ungeschicktes getan hätte?

Sie entwich über den Garten zum Amtsdiener Brodhag. Diesmal mußte er einschreiten. Sie kam so vollständig aufgelöst bei Brodhag an, daß Brodhag vorzog, seinen Dienstsäbel umzuschnallen. Er bummelte wie schon so oft mit ihr zum Tatort der verbrecherischen Verhöhnung, die Zehenspitzen einwärts, mit den Sohlen auf die Straße tretend, wie über die Sprossen einer umgelegten Leiter.

Er sprach nie etwas, weil er keine Phantasie für Entdeckung von Verstößen

Digitized by Google

wider das Gesetz hatte, sondern sein Gesicht glich viel eher dem eines toujours Gehängten, so zwickte ihn der Hunger nach Welschkorn im Bauche.

Mit einem ruhigen Tatzengriff hatte Brodhag das erste beste Bild dem Nächststehenden weggenommen. Aphrodite stand mit verschämten Gefühlen den Blicken der Burschen ausgesetzt.

Brodhag blickte das Bild an und entzifferte vergebens darauf die Landschaft. „Sie halten es verkehrt," mußte erst Aphrodite sagen. Natürlich lachten da alle.

Jetzt begann Brodhag endlich die Landschaft zu verstehen. Da schien jemand Nacktes undeutlich zu stehen, er grinste wohlgefällig und ließ das Bild hinter seinem zweireihigen Rock verschwinden.

„Und was sagen Sie dazu?" stieß die Beleidigte hervor.

„Er sagt gar nichts," schrien alle zusammen.

„Und die vielen andern Bilder, was tun sie damit?"

„Die sind unser Eigentum, verstehen Sie," stellten sich die Burschen drohend entgegen.

„Und die Platten, die jener Herr da oben hergestellt hat?"

„Warum haben Sie's nötig, sich faselnackt auszuziehen, wenn Sie bloß die Zehen baden wollen?" flog es von oben herab.

Brodhag juckte hilflos mit den Schultern, unter dem Gelächter der Bilderstürmer. Das versetzte Aphrodite in solch heiligen Zorn, daß sie ausholte und dem Amtsdiener eine Ohrfeige gab.

„Das geht zu weit, mein Fräulein," glättete sich der Amtsdiener den Backen.

„Hauen Sie nicht wieder!" schrie der Maler von oben dazwischen, „diesmal hat sie etwas Sicheres begangen."

„Das bringt sie ins Zellengefängnis! Das ist ein Vergehen gegen die Staatsgewalt!" schrien die Burschen.

„Und Sie kommen ins Zuchthaus!" schrie Aphrodite zum Maler hinauf.

Bei diesem furchtbaren Wort verstummte unwillkürlich alles, und Aphrodite zog vor, rasch in ihr Haus zurückzutreten.

Indem der Zionist, Photograph und Maler vom Lehrling die Stange einziehen ließ, setzten sich die Burschen von der Art, wie man Aphrodite wieder einmal angelassen hatte, höchlichst befriedigt in Bewegung nach ihrem beabsichtigten Ziele, nach der Bäch, wo sie vorhatten, ihre Hünenleiber zu baden. Brodhag bummelte zehenspitzeneinwärts mit seinem Eiertritt nach Hause, um die Wehr wieder aufzuhängen.

Es begann die eigentliche Abendstimmung im Dorfe.

Das Ereignis bedeutete nicht einmal so große Störung in Aphroditens Gehirne, denn es verschaffte ihr tiefinneres Wohlbehagen, daß ihr Bild in der warmen Tasche so manchen Dorflümmels so tief und heiß nahe dem Symbol vergraben war. Sie hoffte im stillen, daß der Maler unbewußt für sie kuppelte.

Digitized by Google

Der Herr von Gelsenkirchen / Von Alfons Goldschmidt

Im März 1873 trat Emil Kirdorf in die frisch gegründete Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft. Er kam aus der Lagermuffigkeit eines Krefelder Textilgeschäftes. Der Drang zum Produktiven hatte ihn früh ins Zentrum der deutschen Schwerindustrie gebracht. Der junge Mann hatte Perspektiven, Emsigkeit, brüske Energie, Unternehmerphantasie und Kalkulationstalent. Also das Zeug zum Industriemagnaten. Er ist der Stolz der westlichen Montanherren geworden. Ein genialer Organisator, ein Interessenfechter ohne Verbeugungen, ohne Untertanenverzückung, starrsinnig, ein rücksichtsloser und mutiger Herr. So ist Emil Kirdorf. Als Arbeitgeber mit der Wegschiebegeste: Drei Schritt vom Leibe. Tarifverträge? „Wir sind die Herren und auch der Staat soll uns vom Kotten bleiben. Da haben nur wir zu sagen." Keiner hat sich mit solcher Herrenwut gegen Gewerkschafts- und Staatsaltruismus gewehrt. Er hat den Haß reichlich verdient. Aber auch die Achtung. Nicht nur als Schöpfer des Kohlensyndikates, als Trusthämmerer von Gelsenkirchen, sondern als unser Feind. Denn er ist freistirnig, kein Schlichesucher, ein ehrlicher Kämpe gegen Lohn- und Zeitrecht der Arbeiter. Nur hie und da eine leise Pfiffigkeit, ein statistisches Eiertänzchen, ein Zustarkauftragen. Aber die Willensgeradheit bleibt immer erkennbar. Mit solchem Gegner streiten wir lieber als mit Mildheitsposeuren, die hinter dem Heilandslack eine gemeine Seele haben.

Er hat sich aus dem Gelsenkirchener Kohlenschmutz in Bauernabgeschiedenheit zurückgezogen. Und mildert hier den Trotz durch Naturpflege und Kunstfreudigkeit. Denn dieser Mensch hat aus Grubentiefen, Hochöfen und Schmieden einen feinen Sinn gerettet und nimmt den dargestellten Reformwunsch, sofern ein Künstler am Werke war, mit Genießerlächeln. Aus dem tosenden Wirken der hundertundachtzig Millionen, aus Transaktionsrechnungen, Werksfahrten und Bureauschwüle, geht er gern in die Mülheimer Waldesstille, in die Friedsamkeit seines „Streithofes". Hier soll er ein lieber Wirt sein und ein einfacher Mann. Nichts von schwerer Repräsentation, nichts von dem Fieber, das mit Hast dem zweiten Hundert der Gelsenkirchener Aktienmillionen zustrebt. Vielleicht mit zu viel Hast. Denn die Stabilität des Trustes ist wohl noch nicht gewährleistet. Die Dauergarantie fehlt. Noch hat Gelsenkirchen die letzte Sturmfestigkeitsprüfung nicht abgelegt. Dem Manne, der nunmehr vierzig Jahre bis in ragende Höhen gebaut, der schon in die Reihe der Industriejubilare rückt, bleibt die große Aufgabe, die hingestellten Teile eisern zu verbinden.

Digitized by Google

Mauthners Buddha / Von Monty Jacobs

Wie Buddha, der Vollendete, nach so viel Toden endlich, von Pinienblüten überrieselt, die selige „Erlöschung" über sich ergehen ließ, berichtet die fromme Legende des Pali-Kanons. Wir können sie jetzt aufs neue in einem Buche „Der letzte Tod des Gautama Buddha" (München, Georg Müller) lesen. Aber die Nennung des Autors verrät beizeiten, daß es sich nicht um ein bloßes Nacherzählen handelt. Denn Fritz Mauthners Name steht auf dem Titelblatt.

Dieser Name bedeutet, allen bequemen Köpfen zum Ärgernis: Aufgepaßt, hier spricht ein Eigener. Wer den Schöpfer der Sprachkritik kennt, wundert sich also nicht, den Buddha-Mythus von Grund aus verändert zu finden. Andere haben ihn verdeutscht, Mauthner kann ihn nur ins Mauthnerische übersetzen.

Zunächst hat er natürlich die Gebetsmühle abgestellt, die im Palitexte mit seinen endlosen Wiederholungen bereits vernehmlich klappert. Ein paar formelhafte Wendungen bleiben freilich erhalten, gerade genug, um den Stilcharakter des Legendarischen zu retten.

Behutsam, mit feiner Hand, wird die Welt des Vollendeten umschrieben, der auf vierfach gefaltetem Pilgermantel aus der Bettlerschale speist. Aber ebenso zart und leise wird Buddhas letztes Erlebnis umgewandelt. Der Zweifel, für den im Urtext kein Raum sein darf, senkt sich über den Sterbenden hinab, nicht scharf und bitter, wie früher in Mauthners Lebenswerk, sondern lind und mild, ein Bringer neuer Glückseligkeit. Denn der Asket befreit sich im Untergange nicht bloß von Welt und Menschentum, sondern auch von der Knechtschaft der eigenen Lehre, der eigenen heiligen Worte.

Buddha zerreißt die Fessel seines Evangeliums, seines Hirtenberufs: er wird frei und einsam. Der wahrhaft Freie aber darf ein Führer so wenig sein wie ein Geführter. Er sprengt das Dogma, das sich ringsum bereits aufbaut und aufdrängt, er lächelt über den frommen und so gar nicht selbstlosen Eifer der Jünger, er wendet sich dem einzigen Ketzer in seiner Schar zu: „Bleib draußen. Keine Gemeinde, keine Kirche ist eine Zuflucht. Zuflucht ist allein bei der Liebe ... Du sollst nicht einer Kirche sein ... Aber auch mein sollst du nicht sein. Sei du! Sei dein! ... Sprich keine Worte nach. Hab mich lieb, aber glaube nicht an mich."

Die Jünger staunen über den Meister, der im Erlöschen noch höher als das Nichtwollen, als das Nichtsein das Leben stellt. Und sie würden sich noch heftiger wundern, wenn sie Buddhas entflohenen Geist weiter auf seiner Bahn verfolgen könnten, wie er Purgatorium und Paradies zugleich durchrauscht, wie er noch in der Göttlichkeit selbst die letzte Lüge erkennt.

Digitized by Google

Also hat Fritz Mauthner, der große Legendenzerstörer, wieder einmal einen Mythus vernichtet? Gewiß nicht. Denn, allen Wandlungen zum Trotz, schwebt ein rechter Buddhageist, ein Geist der überwindenden Güte über seinen Palmenhainen und Mönchszügen. Gautama, der bekehrte Prinz, der Prediger des Geistesfriedens wird nicht bekriegt, nicht widerlegt, sondern er feiert nur seine Wiedergeburt im Herzen eines Dichters. Ein Dichter schildert, wie der Verlöschende seiner Todesschmerzen Herr wird, wie er aus irdischen Banden freier und freier aufwärts schwebt. Ein Dichter hat die Schmetterlingspredigt ersonnen, die Buddha mit Sankt Franziskus wetteifern läßt. Wie der Heilige von Assisi zu den Vögeln, seinen lieben Geschwistern, spricht, so wendet sich der sterbende Asket unter den Rosablüten des Salbaums an die Falter und Immen. In ihnen erkennt er, demütiger Liebe voll, seine Meister und Lehrer: sie leben nicht im Banne der treulosen Worte, sie sind über Glauben und Zweifel erhaben, in unbeirrter, ewiger Gegenwart.

Aber dieses Gedicht in beschwingter, klingender Prosa würde seinen Schöpfer verleugnen, wenn dem Lobgesange auf die erlösende Liebe der Stachelvers auf Menschentorheit und Menschenselbstsucht fehlte. Freilich spricht hier nicht mehr der Misanthrop der Sprachkritik, von Ekel geschüttelt. Milder klingt die Weise und ein spöttisches Lächeln löst das grimmige Hohnlachen ab. Der ehrwürdige Ananda, Buddhas Petrus, dient als Prügelknabe und ergötzlich genug wird, ganz sachte, aus ihm ein streberischer Pfaffe, im Lippendienst befangen und seinem Vorteil auf der Spur.

Schopenhauer stellte, im Alter, einen bronzenen Buddha in sein Wohnzimmer. Die Besucher, „die ohnehin meist mit heiligem Schaudern und konsiderablen Manschetten eintreten," sollten Respekt bekommen. Auf Schauder und Manschetten ging Fritz Mauthner schwerlich aus, als er seinen Buddha in die Welt schickte. Aber zu dem Respekt, den der Philosoph vom Bodensee genießt, gesellt sich des Dichters Lohn, die Liebe. Und Zuflucht ist allein bei der Liebe, so lehrt sein Gautama im Verlöschen.

Münchener Theater / Von Wilhelm Herzog

Von Meyrink bis Mozart

Im Schauspielhaus: Die Sklavin aus Rhodus. Lustspiel in drei Akten von Roda Roda und Gustav Meyrink. Musik von Eugen d'Albert. Dekorationen nach Zeichnungen von Olaf Gulbransson. Uraufführung (21. Dezember 1912). Bei Terenz geht es lustiger zu. Die Musik von d'Albert konnte ebensogut von Beethoven, aber auch von Leo Fall sein; sie bestand in drei

Digitized by Google

Tönen, die gar lieblich im zweiten Akt — zur Begleitung beim Tischservieren — erklangen. In den reinhardtischen Vornotizen hieß es: der Komponist ist in München eingetroffen und wohnt den Proben bei. Vom Stück darf man Meyrinks wegen, den wir lieben, nicht sprechen. Warum der Schöpfer des Wachsfigurenkabinetts und des heißen Soldaten den Ehrgeiz hat, sich durch Schwänke zu kompromittieren, jedenfalls sich zu verleugnen, ist nicht leicht verständlich. Geldverdienen? So geht's doch aber auch nicht. Er kehre, möchten ihm die Verehrer seiner Kunst wünschen, zu sich zurück, schreibe weiter sonderbare und unwahrscheinliche Geschichten, parodiere berüchtigte Meister — wie einst den Jörn Uhlpoeten, und schleudere Pamphlete gegen Berlin, München, gegen Gott und die Welt, — wie einst gegen Prag, Montreux und die gesamte Schweiz.

* * *

In den Kammerspielen: Der Raubritter. Komödie in drei Akten von Ludwig Biro. Deutsche Uraufführung (23. Dezember 1912). Diese ungarischen Theatraliker fangen an, eine deutsche Nationalplage zu werden. Man wird gegen diese magyarischen Schw—ankzüchter auf Abwehr sinnen müssen. Flink, skrupellos fabrizieren sie Stück auf Stück, dem sie aus Sardou, Bahr und Sudermann die richtige Mischung zu geben sich bemühen. Sie haben alles auf Lager: Gesinnung, Witze, Pathos, Katastrophen, Liebesszenen, Überraschungen, ein bißchen Politik, Aristokratenhaß, Hochstapler und Kotzebues goldenes Herz. Jeder Artikel ist vorrätig und sofort lieferbar. „Komme sofort. Nach Empfang einer Postkarte." In diesem Sinne ist Herr Biro ein dramatischer Dichter. Seine Sehnsucht mag immerhin dahin gehen, der heimatlichen Erde ein budapester Skribe zu werden und einst den Ruhm und die Tantiemen des „Glases Wasser" zu ernten.

* * *

Im Residenztheater: Berg-Eywind und sein Weib. Schauspiel in vier Akten. Von Johannes Sigurjonsson. Deutsche Uraufführung (28. Dezember 1912). Das Drama eines jungen Isländers. Voll dichterischer Qualitäten. Ein Weib verläßt um Eywinds, ihres Knechtes, willen Haus und Hof. Er muß, weil er einst ein Schaf stahl, in die Berge flüchten, denn die Gesetze in Island sind hart. Sie folgt ihm. Weil sie ihn liebt. Sie leben lange glücklich: trotz Hunger und Not und Einsamkeit. Nach sechzehn Jahren — man hat sie verfolgt und in immer höhere, wildere, kaum wohnbare Gegenden gejagt — stehen sich die einst Liebenden in einer elenden Hütte als Feinde gegenüber. Vom Hunger ausgehöhlt. Die Frau fürchtet den Tod. Fürchtet, allein sterben zu müssen, wenn der Mann, dem sie alles gab, hinausgeht und im Schneesturm umkommt. Messerscharfe Dispute zwischen Mann und Weib. Töne aus Strindbergs Totentanz klingen herüber. Dieses Drama ist keine Meisterarbeit; aber: von einem Dichter erträumt, erlebt und gestaltet. Mit vielen leeren Strecken und allzu wortreichen Auseinandersetzungen. Die Konflikte dieser fernen Menschen gehen uns im Grunde nicht viel an; ich werde wahrscheinlich nie ein Schaf stehlen, und wenn ich eins stiebitzte, so hätten die harten isländischen Gesetze für mich keine Geltung. Für den Wert dieser

Digitized by Google

Dichtung aber spricht es, daß es dem Dichter gelingt, den Hörer dennoch zu bannen und für zwei oder drei Stunden alle rationalistischen Bedenken zu zerstreuen. Trotz seiner Fremdartigkeit —: ein menschlich Werk.

* * *

Im Residenztheater: Gesinnung. Ein heiteres Quartett von Hans Müller. — Erstaufführung (1. Januar 1913). Herr Müller nennt seine Zuckerln in der Buchausgabe: „respektlose Komödien". Ein bißchen anspruchsvoll. Respektlos war Aristophanes. In Wien ist man nicht respektlos; oder — um gerecht zu sein —: es gibt dort nur sehr wenige respektlose Geister. Das Wörtchen: „neckisch" träfe Wert und Eigenart dieser Komödien besser. Herr Müller betitelt sie insgesamt: „Gesinnung", — weil sie ihm fehlt (in einer peinlich aufdringlichen Weise). Noch dem oberflächlichsten Beurteiler fällt das Klischee aus der Hand: Schnitzler-Schule; Anatol. Aber, Herrschaften, nennt man einen, der Rembrandt kopiert, einen Rembrandtschüler? (Womit ich den Wiener Dichter nicht dem großen Holländer gleichsetzen möchte.) Wohltuend war inmitten des seichten Geplätschers, inmitten dieser Mängel an Feingefühl, Takt, Ernst und Können — die viermal wiederkehrende Gestalt des Herrn Waldau. Er ist vielleicht der liebenswürdigste Künstler, der heute auf deutschen Bühnen zu sehen ist. Sein Charme ist von einer solchen Selbstverständlichkeit, daß man darüber die Trivialität seiner Figuren vergißt. Man sagt, die Müllerschen Einakter seien seinetwegen angenommen worden. Aber warum gibt man ihm nicht Molière, Kleist, Gogol und Nestroy zu spielen? Welch eine Lust müßte es sein, ihn als Revisor oder als eingebildeten Kranken zu sehen.

* * *

Im Schauspielhaus: Der gute Ruf. Schauspiel in vier Akten von Hermann Sudermann. Uraufführung (7. Januar 1913). Was mich betrifft, so kann ich dem schaffenden Hermann Sudermann nicht mehr böse sein, seitdem ich ihn habe herauskommen sehen: bei der Première seiner „Strandkinder" im Berliner Königlichen Schauspielhaus. Drei lange Akte hatte ich fest geschlafen (das Stück spielte im 11. Jahrhundert, glaub' ich); plötzlich wurde ich durch allerhand unangenehme Geräusche geweckt; man klatschte, man zischte, man pfiff (im Hoftheater Wilhelms II.!). Durch diese mir feindlichen Geräusche wach geworden, blickte ich auf die Bühne: blaß, zitternd, mit abgemagertem Vollbart (o Gulbranssson, Olaf, Prophet!) stand da ein Mann im Smoking, — der Lieblingspoet der mittleren Bourgeoisie, und er dankte nicht ohne Rührung den Klatschern. Was zischen sie?, las ich in seinem Gesicht; habe ich nicht alles gut gemacht? Sind meine Strandkinder nicht lieb und süß und minniglich? Habe ich nicht alles hineingelegt, was man heutzutage von einem modernen Dichter verlangen kann? Erotik, Grausamkeit, Brunst, — ja vor Sadismus bin ich nicht zurückgeschreckt. Und doch zischen sie. Warum? Weil ich Ihnen historisch gekommen bin? Gut, ich will zum Stoffgebiet meiner ersten von Universitätsprofessoren der Literatur enthusiastisch gepriesenen — Dichtungen zurückkehren. Und der auf seinen guten Ruf bedachte Verfasser der „Ehre" setzte sich hin, arbeitete, und gebar wieder pikfeine Menschen, keine Strand-

Digitized by Google

kinder, die barfuß laufen und von schrecklichen Ordensrittern ausgebeutet werden, sondern: geheime Kommerzienräte, Barone und Baroninnen, von denen eine auf den lieblichen Vornamen Dorrit hört. Diese aber ist die schlimmste, meint man im Anfang. Später aber, so die Dichtung dem Ende zudrängt, merkt der aufmerksame Hörer: sie hat das goldene Herz, während die andere, ihre Freundin, die ehrpusselige auf ihren guten Ruf bedachte geheime Kommerzienrätin das Aas ist. Der Ethiker S. entrüstet sich über seine pikfeinen Menschen. Seine Sprache hat die Eleganz eines nicht unsympathischen Friseurgehilfen, und gerade deshalb bezwingt dieser Held Männer und Weiber: sein guter Ruf ist bereits wieder von mehr als hundert Bühnen akzeptiert. Also, wispern die Theaterleute allen verrohten Kritikern zum Trotz: es müssen doch Qualitäten da sein; wenn auch nur theatralische? Das Publikum echot: „... wie aus dem Leben gegriffen", oder: „ja, ja, so sind sie, die Aristokraten, so geht's zu; oben fix, unten nix", oder: „Berlin WW, natürlich morsch, frivole Gesellschaft, Sumpf. Aber der Sudermann, der kennt sie, der lebt ja selbst mittendrin." Und jeder Theaterdirektor — auf seinen schlechten Ruf bedacht — liefert seinen Kunden die heißbegehrte Ware. Warum sollte es denn auf dem Theater anders sein als in der Literatur? Ist Rudolf Herzog besser als Sudermann? Hat sich nicht jeder sein Schloß ehrlich verdient? Und wenn wir die Notwendigkeit einsehen, daß in unserm heutigen Deutschland die Kitschiers oben sein müssen, so werden wir verzichten, gegen sudermännische Triumphe zu kämpfen und lieber daran arbeiten, neue Grundlagen zu schaffen, den wirklichen, ernsten, wertvollen Künstlern unserer Zeit durch agitatorische Kritik — so weit als möglich — zu helfen.

Von Sudermanns „gutem Ruf" sah ich die zweite Vorstellung; am Abend der Première sah ich entzückt und berauscht

* * *

Im Residenztheater: Figaros Hochzeit. Mit Bruno Walter, dessen sensible, nervöse Art zu dirigieren an Mahler erinnert, mit Herrn Feinhals (als Graf), Fräulein Fay (als Gräfin), Herrn Schreiner (als Figaro), Frau Tordek (als Cherubin), und mit der Bosetti (als Susanne). Diese Künstler hier aufzuzählen, scheint mir Pflicht; denn es gilt hier zu sagen, daß diese Aufführung in Europa nicht ihresgleichen hat. Mozarts Musik in diesem kleinen Rokokotheater zu hören, sich liebkosen und umschmeicheln zu lassen von dieser naiven Heiterkeit, von dieser spielerischen Grazie, — es ist der wollüstigste Genuß, den das Theater von heute verschaffen kann. Und keiner Bühne der Welt, weder in Paris noch in London noch in Berlin, gelänge es, diese Harmonie der Lust, der Freude, der Farbigkeit herzustellen, die — scheinbar mühelos — dieses kleine scharmante Theater mit einer Selbstverständlichkeit hervorzaubert, daß kein Lob superlativisch genug wäre, um seiner Leistung gerecht zu werden. Das göttliche Genie des dreißigjährigen Mozart spiegelt sich hier, und wallfahrten wird man zu diesem Theater, wenn alle teutonischen und mystisch-religiösen Weihefestspiele vergessen sein werden. Denn die Heiterkeit wird über den Tiefsinn, und das Genie wird über das Gesamtkunstwerk siegen.

Digitized by Google

Vom deutschen Alltag

Es geht uns herrlich.

Sogar die freien Künste, wie man früher nicht ohne Ehrfurcht sagte, schwimmen in Gold.

Zwar soll es noch immer Künstler geben, die hungern. Doch wer spricht davon? Sie bilden offenbar eine unbeträchtliche Ausnahme. Auch ist die Armut ganz außer Mode gekommen, und gar das Hungern gilt als eine banale Eigenschaft, die einem moralischen Makel nicht unähnlich sieht.

Da haben wir zuerst die jungen Verleger. Gewiß, sie reüssieren nicht immer. Aber sie geben Geld aus. Wenn man von ihnen sagt: Herr Soundso ist verkracht, so klingt es genau so, wie wenn es früher hieß: Der junge Soundso hat sein Geld mit der und der oder dabei durchgebracht; man hat ihn unter Kuratel gestellt. Oder: Der Alte hat ihn rangiert . . . Katastrophen waren das gerade nicht. Dagegen ist nun gewiß nichts einzuwenden, daß in Deutschland begüterte junge Leute statt, wie noch vor zehn Jahren, Kunstgeschichte zu studieren oder sich an einer philosophischen Fakultät zu habilitieren, Verleger werden und schöne Bücher drucken, gute, wenn sie welche finden, mittelmäßige, wenn sie weniger Glück haben. Zudem fühlen sie sich als Kulturmenschen verpflichtet, ihre Autoren angemessen zu honorieren. Einige scheinen sogar Geschmack zu haben. Von zwei oder drei heißt es, daß sie sich im Verlagsgeschäft auskennen.

Leider finden wir diesen anerkennenswerten Ehrgeiz durch einen andern, weniger angenehmen kompliziert, der unheimliche Aussichten eröffnet. Der junge Mann, der einen Verlag auftut, treibt im Hauptberuf etwas anderes, als die Bücher begabter Zeitgenossen verlegen, er dichtet.

Eigenhändig.

Meistens nur Lyrik, manchmal aber auch episches.

Natürlich hat er nicht angefangen zu dichten, weil er einen Verlag eröffnen wollte und etwa fürchtete, keine Manuskripte zu bekommen; nicht etwa, um diesem Mangel durch seine eigene Produktion abzuhelfen, hat er zu singen begonnen. Vielmehr sah er sich durch die Taubheit der benachbarten Verleger, denen er umsonst sein Ständchen gebracht, gezwungen, einen großen Laden zu gründen, um darin sein kleines Buch wirkungsvoll auszulegen.

Früher besorgte das Pierson, oder ein anderer „Kommissionsverlag". Es war billiger.

Ja, ja, der Amerikanismus! Er steckt uns bereits in den Knochen. Wem in den bittersüßen Jahren der Pubertät ein Dutzend Gedichte, ein halbes Dutzend Stimmungsbilder, anderthalb Einakter enttropften, der fügt sie zum Kränzlein in edelm Metall, auf seidnen Schnüren und zieht es mit echten Farben an. Er überläßt das nicht einem Banausen, der ihn überdies durch Geldforderungen erniedrigen würde: nein, er sorgt dafür, daß es in einem eigens dafür hergerichteten, prachtvoll illustrierten Schaufenster „das Licht der Öffentlichkeit erblickt", von andern fremden Werken umringt, die den Beruf haben, die Mißgeburt durch ihre Nähe zu adeln.

Arme Papas! Auch die Kunstge-

Digitized by Google

schichte war billiger, und es gab Privatdozenten, die immerhin soviel Kollegiengelder einnahmen, daß sie damit ihre Visitenkarten bezahlen konnten.

Der Ruhm der Söhne wird immer teurer. Schon gründen an jeder Straßenecke die Atelierbewohner des Hauses ihre besonderen Künstlervereinigungen, Bünde, Sezessionen. Ein Stockwerk wird gemietet und kostbar eingerichtet. Nirgends findet man schönere Beleuchtungskörper, raffiniertere Sitzgelegenheiten, bessere Teppiche, als in diesen Räumen. Die Kataloge sind auf prächtigem Papier gedruckt, mit der neuesten Type und ausgezeichneten Klischees. Nie sind Meisterwerke durch eine bessere Ventilation ausgezeichnet worden.

Franz Xaver Schmitt

Das Jubiläum des Herrn von Hülsen

Herr Graf von Hülsen-Häseler begann am 1. Januar das elfte Jahr seiner Amtstätigkeit als oberster Leiter der königlich preußischen Hofbühnen. Dies Jubiläum erscheint weniger wichtig als das fünfundzwanzigjährige des allerhöchsten Theaterchefs, das auch in diesem Jahre gefeiert wird. Herr von Hülsen selbst wird als getreuer Hofmann seine Leistungen nur danach einschätzen, ob es ihm gelungen ist, den Geschmack seines Herrn zu treffen, und der Nachsichtige wie der Boshafte wird es ihm feierlich bestätigen, daß er das vollendete Werkzeug des königlich preußischen Kunstwillens ist.

Es geht nicht an, die Wirksamkeit dieses Kunstwillens als eine berlinische Angelegenheit zu betrachten. Mit Hannover, Kassel und Wiesbaden sind ihm weite Gebiete untertan. Dazu kommt, daß der Vorsitz im Bühnenverein dem preußischen Generalintendanten eine bedeutende Vormachtstellung gegenüber den andern Hoftheaterintendanten und Stadttheaterdirektoren einräumt. Sein Beispiel wirkt nach allen Richtungen, und wenn sich einer dieser Theatermänner die Aufgabe stellen sollte, fortschrittlicher zu sein als der preußische Chef: dieses Ziel ist mit so geringer Mühewaltung erzielt, daß von wirklichem Verdienst noch nicht gesprochen werden könnte.

Man weiß, daß der königlich preußische Kunstwille irre geht. Wir haben gegen diesen Willen einst spitzige Waffen geschmiedet und dunkle drohende Worte geschleudert. In einem Vierteljahrhundert des engen Beisammenseins wird man sanfter, auf beiden Seiten. Von kompositorischen, dichterischen und zeichnerischen Versuchen hört man wenig mehr. Die Kritik wird stumpf, wenn sie erkennt, daß der, den man beurteilt, stets naiv und ritterlich einfach, anständig das tat, was ihm recht und heilig dünkte. Beide Teile sahen ein, daß Schmähungen zu nichts führen, wenn man so grundsätzlich verschieden geartet ist.

Bei Jubiläen kommt man freilich nicht darüber hinweg, einige Feststellungen zu machen. Also: die Krone weiß nicht und will nicht wissen, was im Kunstbereiche vor sich geht. Auf vielen anderen Gebieten befindet man sich im Einklang mit der Zeit. Jeder Fortschritt der Technik, der sich im Heerwesen anwenden ließ, wird prompt benutzt. Unbedenklich vertraut man den wertvollen Körper dem männermordenden Automobil an. Die Damen des Hofes kleiden sich nach der Mode, und man läßt sich von den geschicktesten Ärzten behandeln. Aber ein modernes Bild, ein junger Autor, der es verschmähte seine Stoffe in der Geschichte des Herrscherhauses zu suchen, erregt

Digitized by Google

Entsetzen. Nun auf musikalischem Gebiet ist alles erlaubt. (In Musik eingewickelte Erotik erscheint weniger gefährlich.)

Bei dieser Scheu vor dem Neuen wurde übersehen, daß die Zeit der sozialgefärbten Dichtung rasch vorübergerauscht war. Man merkte nicht, daß es Dichter gab, die weder das Revolutionäre noch das Sexuelle zum Gegenstand ihrer Werke machten. Man mißtraute dem Dichter an sich.

Unter den Hunderten von Opern, die im Laufe der Jahre der Kanzlei übergeben wurden, fand sich keine einzige, die der Aufführung als würdig erachtet wurde. Von den Erscheinungen der Mode wurde aber nichts übersehen. Die drei subventionierten Pariser Opernbühnen sind verpflichtet, alljährlich zehn bis zwölf neue Opernwerke zur Erstaufführung zu bringen. Das Berliner königliche Opernhaus brachte kaum ein Werk alljährlich zur Uraufführung. Ist das Opernrepertoire an sich auch reich, nirgends spürte man einen bestimmten Willen: etwa die gleichmäßige Pflege Mozarts oder die Wiedererweckung Glucks. Im Schauspiel rettete man die Ehre durch äußerlich prunkhafte Klassikervorstellungen und speiste im übrigen die Abonnenten mit leichtester und ordinärster Lustspielware.

Trotz der reichen materiellen Hilfsmittel, trotz der verhältnismäßig großen Schar tüchtiger Künstler, auf keiner der beiden Bühnen zeigte sich das Bemühen, an den Versuchen zur Neugestaltung der Schaubühne teilzunehmen.

Man hat der Tatsache, daß die bestdotierten Bühnen Deutschlands die ärmsten an eigener geistiger Regsamkeit sind, immer gern entgegengehalten, daß der König Herr im eignen Hause sei, und daß er mit seinem Gelde die Kunstrichtungen unterstützen könne, die ihm belieben. Diese Widerlegung aber entspricht nur äußerlich den Tatsachen. Der König von Preußen unterstützt seine Theater nicht etwa aus eigenem Vermögen, sondern von seiner Zivilliste, deren letzte sehr bedeutende Erhöhung gerade unter Berufung auf die enormen Theaterlasten durchgeführt wurde. Das preußische Abgeordnetenhaus hat es aber nicht für notwendig erachtet, bei dieser Gelegenheit eine Reform auch nur anzustreben, und das zu versuchen, was man in Süddeutschland mit Erfolg durchgeführt hat: die Umwandlung der Hoftheater in Hof- und Nationaltheater. Wahrscheinlich hätte sich die Krone gegen eine solche Umwandlung gesträubt. Vielleicht aber hätte sie nach einigen Jahrzehnten fortgesetzter Bohrungen eingesehen, daß sie bei einer solchen Umwandlung nur gewinnen kann, weil die eigene Verantwortung herabgesetzt wird. Der König von Preußen hat wahrscheinlich gar nichts dagegen, wenn seine Bühnen wertvolle Stücke aufführen, die nicht gegen gewisse Bedenken verstoßen. Da er persönlich der Literatur fernsteht, weiß er nicht, wie seine Beamten unter dem Schild jener „Bedenken" auf seine Kosten und die der Nation in den Tag faulenzen. In den andern Kunstbetrieben, die von den Ministerien ressortieren, herrschen — wenn auch nicht mustergültige — so doch durchaus achtbare Verhältnisse. Weder in Museen noch auf Universitäten kann man sich dauernd notwendigen Verjüngungen verschließen. Mit welchem moralischen Rechte schließt man Dichter und Komponisten von den Vorteilen aus, die ihnen niemand anders als der Steuerzahler bietet?

Die Karikatur eines Parlaments, die sich angeblich mit preußischen Dingen befaßt, hat für solche Fragen weder Organe noch das bißchen nötige Courage.

Es bleibt die Frage, ob Herr von Hülsen in gemein geschäftlichem Be-

Digitized by Google

reiche wenigstens dem Willen seines Herrn zu wohlwollender Vornehmheit Genüge leistete. Der Fall Weingartner ist die eine Antwort, und der Fall Muck deutet auf ein Prinzip. Herr von Hülsen gestattet seinen berufensten Mitarbeitern nicht den geringsten Einfluß auf die Führung der künstlerischen Geschäfte. Weder bei der Wahl der neu aufzuführenden Werke, noch bei der Besetzung, noch bei dem Engagement neuer Kräfte haben sie sich mitbestimmend zu äußern. Der Absolutismus wird im Bereiche des Hoftheaters mit unerbittlicher Konsequenz aufrecht erhalten. Vielleicht braucht ein moderner Monarch noch irgendein Reservat, in dem er absolut schalten kann. Und in der Tat gibt es ja mehrere solcher Reservate: unsere Parlamente üben nur bedingten Einfluß, die Besetzung der höchsten Ämter im Staatswesen, in der Verwaltung wie im Heer geschieht nach den persönlichsten Erwägungen des Monarchen. Wie reich könnte er uns beschenken, wenn er zu seinem Jubiläum das Theater — für das er sich kaum in tieferem Maße interessiert — freigäbe.

Er wird es nicht tun. Herr von Hülsen aber wird aus der kühlen Inhaltslosigkeit offizieller Glückwünsche nicht entnehmen, daß seine ersten Jahre kein Blättchen der Berliner Theatergeschichte füllen. Er ist mit sich zufrieden, und drückt jedem Gratulanten leutselig seine ringgeschmückte Rechte: im Bewußtsein, zehn Jahre für einen Herrn gearbeitet zu haben.

Paul Schlesinger

Walsers „Theater"

Einige Berliner Theater sollen ja wunderschöne neue Ausstattungen für viele Stücke haben und überhaupt das Theater künstlerisch unglaublich kultiviert und gehoben haben. Ich kenne das nicht, ich wohne zu weit davon und bekam nie etwas von dem Glanz zu sehen außer jener Reinhardtschen Aufführung des Ödipus in München, deren rohe Akrobatik mir noch zuweilen in Träumen vorkommt.

Immerhin, es muß in Berlin viel Schönes auf den Bühnen zu sehen sein, an Dekorationen und Kostümen, Gruppenbildern und Beleuchtungen, und der Künstler, der dafür vielleicht am meisten getan hat, soll Karl Walser sein. Ich habe keins der von ihm ausgestatteten oder beratenen Stücke gesehen; vielleicht bin ich darum ein doppelt unbefangener Genießer des Buches, das bei Bruno Cassirer in Berlin soeben erschienen ist, „Das Theater, von Karl Walser". Das sind 36 Zeichnungen für die Opernbühne, ein höchst sorgfältig hergestellter Band von Reproduktionen nach kolorierten Handzeichnungen Walsers. Acht von den Blättern sind Dekorationsentwürfe, in Autotypie wiedergegeben und zum Teil nur von Theaterinteresse; die anderen sind lithographiert und handkoloriert, haben beinahe den Reiz von Originalen und haben mir eine so reine und große Freude gemacht, daß ich das wunderschöne Buch herzlich begrüßen möchte. Es sind Figuren und Gruppen zum Figaro, zu Hoffmanns Erzählungen, zu Carmen und zur „Bohème". Weich und flüssig gezeichnet, in allem Wesentlichen sorgfältigst studiert und ausgeführt, in den Bewegungen fast nie theatralisch, aber stets voll Anmut oder Humor, farbig ungeheuer frisch und dabei delikat, so atmen und lachen diese köstlichen Zeichnungen in einem eigenen Stil, in einer ganz leicht koketten, lieblichen, blühend zarten Daseinsfreude. Sie sehen wirklich so aus, wie es auf dem Theater aussehen sollte, zumindest in der Oper: erfreuend, licht und verklärt ohne Pathos, ideal ohne Kälte,

Digitized by Google

verführerisch ohne Stachel, wie schöne Künstlerträume zu einer Mozartmusik. Es ist eine graziöse, keine strotzende Welt, es ist eine Bühne, auf der man sich den Bekennermut Wagnerscher Ténore kaum denken könnte. Für mich, weit von Berlin und von Reinhardt und von allem Theater überhaupt, ist dies Walsersche „Theater" von seinen Beziehungen und Fundamenten ganz losgelöst, ich sehe und genieße darin einfach ein entzückendes Stück zart kultivierter Kunst, ein köstliches Spiel farbiger Schatten, umweht von flatternden Takten aus Mozart und Offenbach.

Hermann Hesse

Die Krematorien der alleinseligmachenden Kirche

Die Münchener Zentrumspartei hielt im Dezember v. J. im Münchner Kindelkeller eine Versammlung ab, in deren Verlauf der Abgeordnete Held auch auf die Feuerbestattung zu sprechen kam.

Er stellte hierbei unter anderem die Behauptungen auf, die Feuerbestattung sei „brutal" und „unästhetisch", man fiele dadurch in die Zeiten der „ärgsten Unkultur" und des „krassesten Unglaubens zurück". — (Vgl. München-Augsburger Abendzeitung, Nr. 338.)

Herr Held wird es nicht übel nehmen können, wenn man ihm die Tatsache in Erinnerung bringt, „daß eben jenes Institut, dessen Interessen und Anschauungen er verficht, daß dieses Institut selbst in vergangener Zeit die „Feuerbestattung" in äußerst schwungvoller Weise betrieben hat.

Die spanische Inquisition — das Werkzeug der alleinseligmachenden Kirche — et santo officio, auch die heilige Hermandad genannt, hat in den Jahren 1483 bis 1808 nicht weniger als 31912, in Buchstaben: einunddreißigtausendneunhundertzwölf Menschen (allerdings lebendige) verbrannt.

Daß es bei diesem Krematorienbetrieb nicht sehr „ästhetisch" und sogar etwas „brutal" hergegangen zu sein scheint, davon legte der demokratische Abgeordnete Echergary durch eine in der konstituierenden Versammlung der Cordes im Jahre 1864 in Madrid gehaltene Rede Zeugnis ab.

„Ich wollte, unsere Verhandlungen fänden auf dem Quemadera de la Cruz (Ort des Scheiterhaufens der Inquisition) statt, um zu sehen, ob noch jemand die Glaubenseinheit verteidigen könnte. In den Lagern des Quemadera findet ihr Schichten von Kohlen, durchtränkt von menschlichem Fett und dann Überbleibsel von menschlichen Knochen und hierauf eine Schicht Sand, die über alles dieses geworfen ist, und dann wieder eine Schicht von Kohlen, wieder eine von Knochen u. s. f. Vor wenigen Tagen spielten Kinder daselbst mit einem Stock und gruben aus dieser Asche drei Gegenstände hervor, die sehr beredt sind, zur Verteidigung der religiösen Freiheit. Sie gruben ein Stück oxydierten Eisens aus, eine bei demselben liegende menschliche Brust und schließlich eine Locke halbverbrannten Haares. Dies sind drei sehr beredte Beweisgründe. Ich wünschte, daß die Herren, welche die Glaubenseinheit verteidigen, dieselben berücksichtigen; ich wünschte, daß die Locke ihnen zeige, welcher kalte Schweiß die Wurzeln jener Haare bedeckte und wie die Haare des Opfers sich sträubten, als es sich von den Flammen des Scheiterhaufens ergriffen sah. Ich wünschte, daß sie diese Brust befragten, wie unter derselben das Herz des armen Juden

Digitized by Google

oder Protestanten klopfte; ich wünschte, daß sie dieses Stück Eisen befragten, das vielleicht ein Knebel war, wie viel schmerzliche Wehe, wie viel Schreie der Angst es erstickt hat, und ob dasselbe sich vielleicht nicht mehr erweichte, als die ruchlosen Henker dieser ruchlosen Theokratie." (Vgl. „Unsere Zeit", Jahrg. 1874. X. 2. S. 749—750. Die neueste Geschichte Spaniens. Von Wilhelm Lauser.)

— — — — — — — — — — —

Herr Held hat wirklich recht: bei dieser Feuerbestattung, die seine Ahnen betrieben, muß es allerdings „brutal" und „unästhetisch" zugegangen sein.

C. B.

Die lutheranische Glocke

Viehmarkt in Starnberg. Es geht gegen Mittag zu und der Handel flaut ab.

„Is Zeit zum Essen," brummt der Pentenrieder und blinzelt nach dem Wirtshaus, „gehst mit, Vordermoar?"

Da läutet die Mittagglocke und der Pentenrieder zieht andächtig den Hut.

„Is recht," sagt der Vordermoar, „geng' ma zum Essen; dee Lutheranischn läutn schoh auf Mittag."

„So, dee Lutheranischn san 's . . ." Und der Pentenrieder stülpt rasch und ungeschickt den Hut wieder auf den Kopf.

G. Qu.

Vom Pater Auracher

Er schilderte mit dem Schmalz seiner Kehle die himmlischen Freuden und mit dem tiefen Grollen seines Kapuzinerbasses den Höllenpfuhl. Und die Münchner Kanzelfreunde trenzten. Aber da der Pater 55 Jahre zählte, ging er über den Ärmelkanal nach London und heiratete die Frau seiner Wahl.

Die ultramontanen Blätter verdrehten spaltenlang die Augen, die weniger schwarzen suchten nach Akzenten der Ergriffenheit.

Nach vier Jahren brannte der Pater seiner Frau durch und schluchzte vor dem Ordensgeneral in Rom die Register seiner Reue herab. Und ein rührender Abschiedsbrief an sein betrogenes Weib winselte durch den Blätterwald.

Die ultramontanen Blätter sangen ihr Hosianna, die weniger schwarzen suchten abermals nach Akzenten der Ergriffenheit.

Pfui Teufel!

Die Beschirmer des religiösen Halts und der sittlichen Normaltemperatur stecken die Ohrfeige ein, die ihnen das Kapuzinertum hinhaut. Sie sanktionieren das kirchliche Outsidertum: die bürgerliche Ehe ist Konkubinat — Fleischsache. Sie aufzulösen ist lobenswert. Der Kapuzinerausflug ins Sittliche ist rührend, das Durchbrennen des Ehemanns ist herrisch. Der Frau, die Liebe, Tugend, Ehre und Glück an eine Kuttenlaune verlor, widmen die Moralpauker kein Wort.

Biceps

Wüstes Schimpfen eines Wirtes

Es ist, um die Stühle durch die Spiegelscheiben auf die Straße zu hauen —
Da sitz' ich nun mit hochgezognen Augenbrauen:
Alle Gasthäuser sind voll,
Mein Gasthaus ist leer — Ist das nicht toll...
Ist das nicht merkwürdig ... Ist das nicht zum Kotzen...

Digitized by Google

Die dämlichen Spießer — die elenden Protzen —
Bei mir geht jeder vorbei...
Verfluchte Schweinerei...
Dazu verbrenne ich Gas und elektrische Flammen —
Möge mich Gott und Teufel verdammen:
Donnerwetter... Warum ist gerade mein Gasthaus leer...
Mürrische Kellner stehen vorwurfsvoll umher —
Was kann ich denn dafür —
Kein Aas kommt zur Tür —
In engster Ecke sitz' ich mit sehnsücht'gem Gesicht.
Gäste kommen nicht. — —
Das Essen verdirbt, der Wein und das Brot.
Am liebsten machte ich die Bude zu.
Und weinte mich tot...

Alfred Lichtenstein

Emil Lugo

Bücher, die im Selbstverlag des Verfassers erscheinen, werden gemeinhin mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen. Verkannte lyrische Gemüter, Perpetuum-mobile-Erfinder, kleinstädtische Weltverbesserer und ähnliche Kryptogamen pflegen dergestalt ans Licht des Tages zu kriechen und sich die Nasen zu erfrieren.

Wesentlich anders steht es um die Monographie des Malers Emil Lugo, die der Doktor Jos. Aug. Beringer in Mannheim geschrieben und aus dem einfachen Grund selber verlegt hat, weil auf dem Markt der Name dieses alemannischen Meisters keinen Klang besitzt; da zerreißt man sich die Mäuler um ganz andre Zelebritäten.

Beringer hat sich durch viele Jahre in seinen Helden (er war ein Held!) so hineingelebt und hineingeliebt, daß nunmehr dieser, seine Zeit und seine Weggenossen in farbiger Klarheit vor uns stehen. Ein reiches, tapferes und wahrhaft nobles Leben zieht leise und anspruchslos an uns vorüber und „rechtfertigt sich durch sich selbst".

Mit Lugos Porträt und zwölf schönen Landschaften aus dem Schwarzwald, aus Italien, dem Chiemgau, dem Hegau und aus dem „alten romantischen Land" schlechthin geschmückt, stellt das Buch eine kostbare Gabe für jeden dar, dem Kunst ganz wesentlich eine Gewissenssache ist und der, so altmodisch wie nur möglich, den Menschen hinter dem Kunstwerk sucht oder im Künstler die innerliche Determiniertheit für sein Opus.

Einige Briefstellen:

„Die Wirklichkeit ist nicht imstande, die Kunst entstehen zu lassen ... Es handelt sich nicht um dies oder jenes ‚Machen', um diese oder jene Meinung, es handelt sich um die Kunst. Diese wieder zu erkennen, wieder anstreben und lebendig in sich tragen zu können, das ist's. Ist dir die Kunst lebendig, so ist dir auch das Schöne allgegenwärtig, und das Mittel bildet sich dir unter der Hand."

„Sage mir nichts von anderen Richtungen; ich will dir alle anderen Richtungen, wie sie in Deutschland vorkommen, mit ein paar Worten nennen: Renommist, Idealrenommist, Realidealrenommist, Trivialist, Trivialrenommist, Realtrivialidealrenommist, Naturalidealtrivialrealrenommist uff. in allen möglichen Kombinationen. Unsere Kunst lebt im Raum und nicht in der Zeit, sie ist also immer lebendig gegenwärtig,

Digitized by Google

wenn sie echt ist, und hat mit der Zeit nicht viel zu schaffen."

Emil Lugo, 1840 zu Freiburg in Breisgau geboren, war, zu gleicher Zeit mit seinem Freunde Hans Thoma, ein Schüler Schirmers in Karlsruhe, später übte der ältere Preller erheblichen Einfluß auf ihn aus. Lange Jahre lebte er, auf einen kleinen Freundeskreis beschränkt und ewig mit sich ringend, in seiner Vaterstadt, siedelte Ende der achtziger Jahre mit der ihm eng befreundeten Familie des Dichters Wilhelm Jensen nach München über und starb dort im Sommer 1902. Auf Frauenchiemsee liegt er begraben.

Dr. Owlglass

Was ist ein Dualist?

Ein Schriftsteller, der den Parzivalschutz erfindet, Gesetze zu seinen Gunsten empfiehlt und der seine unüberwindliche Abneigung gegen die Geschäftstheater, die das heilige Werk bald entweihen werden, so ausdrückt, daß er ihnen Schwänke mit der richtigen Wirkung liefert. Als Parzivalkommissar fühlt er: die Ideale muß man hochhalten. Als Verfasser von sogenannten Lustspielen: Geschäft ist Geschäft. Je größer, desto besser. (Hier werden die Ideale abgelegt.)

* * *

Ein Verleger, der Strindberg und die meschuggene Ente, die Klassiker des Altertums und Oskar A. H. Schmitz publiziert.

* * *

Ein Kritiker, der den Ruhm der Klassiker beklagt, der E. T. A. Hoffmann einen miserablen Stilisten schimpft und in demselben Feuilleton, wo er diese waghalsige Behauptung aufstellt, einen Satz schreibt, dessen Deutsch jeden Quintaner um die Versetzung brächte.

* * *

Ein Polizeipräsident, der keine Verordnungen erläßt.

* * *

Ein Zeitungsunternehmer (seine Angestellten wispern: 60 Millionen schwer), nicht gerade arischer Herkunft, kurz: ein jüdischer Zeitungsverleger, der ein katholisch-klerikales Ministerium unterstützt durch seinen Ruf und seine Macht als Inseratenpächter.

Peter

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Die Wiener Wahnidee

Von Karl Leuthner, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Ein Kleinstaat von drei Millionen Einwohnern soll einem Großstaat von fünfzig Millionen Einwohnern die Unversehrtheit seiner Grenzen verbürgen. Man wird sagen, das sei eine Wahnidee, herausgesprudelt aus dem Toben eines Tollhäuslers. Es ist im Gegenteil der tragende und gestaltende Grundgedanke der Politik Österreich-Ungarns Serbien gegenüber.

Seitdem aber die Führung im Bunde an das Wiener Kabinett übergegangen, ist es zugleich die große Angelegenheit, um deretwillen Bethmann-Hollweg im Reichstag alle guten Geister der Bundestreue beschworen, um deretwillen bei der nächsten Gelegenheit einige hunderttausend Deutsche an der Posenschen und an der Elsässer Grenze — auf dem Bett der Ehre — zu hohen Haufen werden aufgebahrt werden.

* * *

Und wiederum wird der deutsche Leser vielleicht einwenden: wir haben doch von „vitalen Interessen" Österreich-Ungarns vernommen. Gewiß, das Wort stammt sogar aus dem Munde des Grafen Berchtold selbst. Allein hat je jemand Bescheid empfangen, welches diese Interessen seien und welchen Lebenspunkt der Monarchie sie träfen? Die Handelsbeziehungen mit Serbien sind es nicht, denn die hat Österreich-Ungarn mit Vorsatz und vielem Fleiß zerstört. Der Sandschak ist es nicht, denn ihn hat Österreich-Ungarn fluchtartig schnell verlassen, als 1908 die Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Serben drohte, weil er nach Ansicht aller Fachmänner eine militärisch unhaltbare Position bietet. Durazzo war es bloß damals, als die Serben es festhalten wollten; heute spötteln die Wiener Offiziösen über das wertlose Seenest. Und Prochaska ist gesund, heil und ganz. Die Handelsbeziehungen, der Sandschak, Durrazzo, Albanien und Prochaska galten nur so lange, als es nötig war, den Erregungen einen Tatsachenhintergrund täuschend zu leihen. Die Erregungen waren real, sie hätten uns bald in den Weltbrand hineingezerrt. Der Tatsachenhintergrund indes war lediglich eine grellgemalte Kulisse von der Preßabteilung des Wiener Auswärtigen Amtes vorgeschoben und jetzt wieder zurückgezogen.

* * *

Die wiener offiziösen Legenden haben die unwiderstehliche Wirkung ihrer Dummheit. Man scheut zunächst vor der Vermutung zurück, daß jemand so Plumpes könnte zu erfinden wagen, und vertraut lieber dem Paradoxon, daß

Digitized by Google

die widersinnigsten Dinge nur die Wirklichkeit ersinne. Einmal aufgedeckt lösen sich jedoch die Wiener Täuschungen wie jene Prochaskaaffäre in ein derbes Gelächter auf. Sie sind von beschränkter Gefährlichkeit, allein das, worin die Wiener Politik ernst gemeint und ernst zu nehmen ist: die Wahnideen bergen eine kaum zu überschätzende Gefahr.

„Wir müssen Garantien haben, die vor allem wirtschaftlicher, womöglich aber auch militärischer Natur sind und uns die Bürgschaft gewähren, daß Serbien für alle Zeit seinen Blick von Bosnien und der Herzegowina abwenden und freundschaftliche Beziehungen mit uns halten wird." So lautete die Forderung am Anfang der Balkankrise; die grundstürzenden Ereignisse des Krieges haben sie nach Inhalt und Form nicht geändert. Denn es bildet das pathologische Merkmal der fixen Idee, daß sie durch nichts in ihrer Richtung abgelenkt wird.

Und Logik wie Dialektik verschwendet man auch vergebens an den Leitgedanken der Wiener Orientpolitik, also an den Leitgedanken der Wiener Politik überhaupt. Man könnte sonst fragen, wie jene Bürgschaft eigentlich aussehen müßte? Ist den Serben zuzutrauen, daß sie der Ausgestaltung des nationalen Einheitsstaates zustreben?, — und ich traue ihnen sogar zu, daß ihre Träume bei Bosnien und der Herzegowina nicht halt machen, sondern alle serbischen und kroatischen Gebiete Österreichs und Ungarns sehnsuchtsvoll umfliegen. Wie wird dann Wort und Unterschrift einer Regierung, welche es auch sei, aus der serbischen Seele die serbische Gefühlswelt verbannen?

Umgekehrt: was Österreich-Ungarn zu besorgen hat, ist, daß die Lehre von den unerlösten Brüdern sich aus dem Italienischen ins Serbische übersetze und dazu ist kein Mittel wirksamer, als das eines Garantievertrags, denn er enthielte ein Bekenntnis der Furcht und das Eingeständnis, daß nur Zwang und außerordentliche Maßnahmen den serbisch-kroatischen Länderbesitz der Monarchie sichern können, ein Eingeständnis, das nebenbei erwähnt in diesem Umfang heute noch weit über den wahren Stand der Dinge hinausginge. Ja schon die Erörterung der „Garantien" verschärft die Gefahr, die beschworen werden soll, denn sie stellt die Zugehörigkeit und Staatstreue der Serbokroaten als eine problematische Sache hin.

* * *

Indes worin hätten sachlich die Garantien zu bestehen? Sie sollen wirtschaftlicher Natur sein? Will man etwa — immer die grundsätzliche Geneigtheit der österreichischen und ungarischen Agrarier zur Verbesserung unserer Handelsbeziehungen vorausgesetzt, aber sie ist nicht vorauszusetzen — will man einen Zolltarif mit gleitender Skala einrichten, der die österreichisch-ungarischen Zollschranken öffnet oder schließt, je nachdem die serbische Presse österreichfreund-

Digitized by Google

lich oder österreichfeindlich schreibt? Oder militärische Garantien? Sie könnten nur in einer Militärkonvention liegen, die mit einem mindermächtigen Staate geschlossen, die Stellung seiner Streitkräfte zur Verfügung der Großmacht als Folge hätte.

Und nun: was müßte der Inhalt der Garantien sein, was hätten die Bürgschaften zu verbürgen? Schwerlich wird selbst ein übelgesinntes Belgrader Kabinett ein eigenes Dezernat für Anleitung zu südslawischem Hochverrat in Österreich-Ungarn errichten. Dies der Welt einzureden, hat zwar die Preßabteilung des Wiener Kabinetts vor drei Jahren unternommen, das Ergebnis war jedoch die Blamage des Friedjungprozesses.

Die irredentistische Propaganda würde vielmehr, wie das von Italien aus geschieht, durch Vereine, Privatpersonen, Zeitungen betrieben werden. Und wenn diese dabei den Schein der gesetzlichen Form wahren und sich vor gefährlichen Offenherzigkeiten hüten, so werden sie um so nachdrücklicher wirken. Dem vorzubeugen, müßte die serbische Gesetzgebung wohl Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsfreiheit ganz nach den Bedürfnissen der wiener und budapester Herren der südslawischen Gebiete ummodeln. Jedes andere Mittel schlüge fehl; vermag doch sogar unser Schutz- und Trutzbündnis mit Italien nicht hintanzuhalten, daß die Wiener Patrioten unausgesetzt über die italienische Abfallspropaganda zu klagen haben.

Das, was das Wiener Kabinett dem eben siegreich aus dem Felde heimgekehrten Serbien abzudingen hätte, wäre also: das Aufgeben seiner selbständigen Handelspolitik, seiner Militärhoheit und seiner Souveränität in der Abgrenzung der wichtigsten staatsbürgerlichen Freiheiten. Man berechne nun, wieviel Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß wir in Serbien die gewünschten Bürgschaften durchsetzen.

Und setzten wir sie sogar durch, würde es uns nicht viel frommen. Der Beweggrund, sie zu heischen, wird doch von der Furcht gespeist, die Treue der Südslawen könnte wankend werden oder gar schon wankend geworden sein. Unser Verhältnis zu Serbien wird demnach wesentlich nach dem Verhalten der heimischen Südslawen beurteilt werden.

Und dieses Verhalten? Es hat nie etwas Harmloseres und für den österreichischen Länderbestand Unbedenklicheres gegeben, als die alldeutsche Bewegung um die Jahrhundertwende, die nicht einmal auf dem eigensten Gebiet ihrer Tätigkeit, als „Los-von-Rombewegung", Erhebliches zu leisten vermochte. In Deutschland wetteiferten alle Kreise, irredentistische Gedanken schroff abzulehnen. Hat dies gehindert, daß die österreichische offiziöse und namentlich die klerikale Presse die „rollende Mark", die „Preußenheuchelei", zum Schlagwort erhoben, mit offenen Verdächtigungen und versteckten Drohungen arbeiteten?

Digitized by Google

Was werden sie erst tun, wenn es sich nicht um den starken und schließlich doch unentbehrlichen deutschen Bundesgenossen, sondern um das kleine Serbien handelt? Und wie die tschechischen Blätter sich die Gelegenheit nicht entgehen ließen, die deutsche Regierung zum heimlichen Inspirator der Schönerer und Wolf zu machen, wird etwa die deutschnationale und die wiener Presse davor zurückschrecken, den Ursprung jedes dalmatinischen, bosnischen oder kroatischen Krakeels in Belgrad zu suchen?

* * *

Am Ende müßte man also, um wirkliche Bürgschaften zu gewinnen, die Ruhe und Ordnung in unseren südslawischen Gebieten zur Aufgabe und Verantwortung der serbischen Regierungen machen, und um Serbien von unserem Gebiet fernzuhalten, unser Gebiet der moralischen Kontrolle der Serben unterstellen.

Der schreiende Unsinn, den die Folgerung aufdeckt, liegt schon in den Voraussetzungen. Ja, er liegt hier so offen zutage, daß die Leute selbst, die sich Tag vor Tag nach Bürgschaften heiser schreien, kaum widersprechen, sobald man ihnen jede einzelne ihrer Forderungen an Serbien, aus denen sich die Garantie zusammensetzt, als undenkbar dartut. Das stört sie jedoch nicht, bei ihrer Losung zu verharren und von den unbedingten bis zu den gemäßigten, von den blindtollen bis zu den überlegsamen Offiziösen wiederholen alle wie aus einem Munde, daß Sicherheiten von Serbien begehrt werden müßten, und daß man sie — sei es im Laufe der Londoner Verhandlungen, sei es nach deren Abschlusse — nachdrücklich einfordern werde.

* * *

Hiergegen hilft kein Ankämpfen und kein Argumentieren. Auch wenn die wenigen, die in Wien Nüchternheit und Vernunft zu Worte kommen lassen, durch unsere Preßzustände nicht an Händen und Füßen gefesselt wären, würden sie nichts ausrichten. Der Irrsinn arbeitet alles — was er auch zu sehen und zu hören bekommt und widerstritte es sich auf die groteskeste Weise — harmonisch in sein Wahngeflecht ein.

Weist man unsere Patrioten auf den Widerstand der Slawen gegen die Wiener serbische Politik hin, so schließen sie daraus, die panslawistischen Bestrebungen forderten erst recht eine Versicherung gegen die serbische Gefahr. Erinnert man sie, wie doch das deutsche Bündnis die Ehrenpflicht schaffe, die Deutschen nicht in gänzlich fernliegende und untergeordnete Händel hineinzuziehen, so schreien sie, das sei Hochverrat und Deutschland durch Bund und Treue gehalten, unsere Orientinteressen zu schützen. Verspottet man den Kleinmut der sonst hochgemuten Großmachtspolitiker, die jeden Augenblick einen an-

Digitized by Google

deren Teil der Monarchie abfallen sehen, als wäre diese ein madiger Käse, der auseinanderläuft, und fragt sie, ob sie dem kleinen Serbien die Kraft zubilligen wollen, Österreich-Ungarn aus den Angeln zu heben, so erwidern sie, Serbien sei doch bloß das Werkzeug Rußlands.

Dabei bedenken sie nicht, daß in diesem Falle serbische Bürgschaften doch gar nichts gewährleisten könnten, als die Verschärfung des serbischen Hasses, der, was auch immer für Verträge bestünden, Serbien an die Seite Rußlands drängte, wofern dieses wirklich nur darauf lauert, wegen des Balkans loszuschlagen. Sogar das am unmittelbarsten Fühlbare: die tiefe Erschütterung unseres Wirtschaftslebens, die innerhalb vier Jahren zweimal unsere Politik der Drohungen hervorgerufen hat, dient als Argument mehr, mit Serbien zu einem Ende zu kommen, wie man hier sagt, weil man doch nicht alle vier Jahre unsere Wirtschaft und Arbeit den Verheerungen und Stockungen der Kriegsfurcht anheimgeben könne.

* * *

Die Wiener Serbenpolitik ist eine Neurose, darum schlagen die Vorstellungen fiebernd und krankhaft von dem Kleinheitswahn in den Größenwahn um, und dieselben Leute, die bei dem Anblick des schwachen Serbien von patriotischen Todesahnungen angewandelt werden, behaupten sogleich wieder, Österreich-Ungarn müsse sich als Preis seiner gewaltigen Mobilisierungskosten, die ihm doch niemand aufgedrungen hat, die Vorherrschaft über Albanien und den Zugang nach Saloniki sichern, müsse also gleichzeitig Italien und den Balkanbund herausfordern.

Die Wiener Serbenpolitik muß krankhafte Formen tragen, weil sie aus einem Staatsempfinden quillt, welches das künstlichste Gefühlsgebilde von der Welt ist. Nicht der einheitliche, der politische Ausdruck des natürlichen Gemeingefühls einer Nation. Sondern: über dem wirren Durcheinander widerstreitender Nationsgefühle, Nationsmeinungen erwachsen und gestaltet von staatlichen Überlieferungen, staatlichen und militärischen Machtansprüchen, spannt sich die österreichische Staatsgesinnung bald zu dem Gefühl der Größe auf, über eine Fünfzig-Millionenmasse diplomatisch-militärisch zu gebieten, bald schrumpft sie ein unter den Beängstigungen, die ihr aus dem Bewußtsein des vielnamigen, buntgemischten Staatsgefüges aufsteigen. Bald greift sie mit der Erobererhand des Prinzen Eugen nach der Herrschaft und Herrlichkeit über den Balkan, bald schreckt sie — in irrer Gespensterfurcht — zusammen vor jedem Studentenverein, der in Südost oder Südwest, in Nordost oder Nordwest jugendgrelle Lieder singt.

* * *

Digitized by Google

Besonders aber hat dieses Staatsgefühl von den Kräften her, die es gestalten, keine Erfahrung und kein Maß der Stärke und Bedeutung organischer Prozesse im Leben der Völker.

Auch der nationalste Deutsche versteht den Polen, den er bekämpft, und alle Deutschen nehmen die Haltung Frankreichs als eine aus Volkscharakter und Geschichte begreifliche hin, wenn sie schon das deutschsprechende Elsaß festzuhalten entschlossen sind.

Daß die nationale Idee der Serben sich notwendig gegen uns kehren muß, daß wir dieses Unabwendbare erkennen und gegen seine Wirkungen uns vor allem durch eine wirtschaftlich und politisch befriedigende und befestigende Verwaltung der südslawischen Gebiete decken sollten, das zu erfassen ist dem österreichischen Staatsgedanken nicht verliehen. Gemäß den Wertgefühlen, an denen er erwachsen ist, wird er in allen diesen Dingen nur Hochverrat und Frechheit erblicken. Je nach dem Temperament werden die einen die Frechheit des kleinen Serbien zu züchtigen, die anderen durch Selbstdemütigung sie zu dämpfen suchen. Allein immer bleibt dieser törichte Ausdruck: „die Frechheit des kleinen Serbien" das Stichwort unserer Orientpolitik. Unter diesem Stichwort haben wir gerüstet, nicht zur Wahrung nie genannter, nie zu nennender Interessen: dieses Stichwort bleibt und wirkt als die dauernde Gefahr kriegerischer Verwicklungen im Südosten.

Ein unveröffentlichter Briefentwurf Eduard Mörikes

„An Grüninger.

Sie eilen allzu sehr mit meinem Schmerzenssohn, dem M. Nolten, dem es zum Aufrechtstehn noch da und dort gebricht. Mit dem besten Willen kann er Ihrem Wunsche nicht nachkommen. Ich darf mich mit dieser, theilweise sehr peinlichen Arbeit immer nur von Zeit zu Zeit nach längern Unterbrechungen befassen, um mir die Lust daran nach Möglichkeit frisch zu erhalten, und in der letzten Zeit war ich noch überdieß durch häufiges Unwohlseyn ganz davon abgezogen.

Digitized by Google

Was ich mit Sicherheit versprechen darf ist, daß der Druck Anfangs August beginnen und ununterbrochen fortgehen kann.

Sie sind gewiß mit mir der Ansicht, daß der größere Vortheil für uns Beide in einer höheren Vollendung des Werks, nicht in dem früheren Gewinn von einigen Monaten liegt.

Bis dorthin bleibe auch die Frage wegen des neuen Vertrags wie billig noch offen, über welchen wir uns ohne Zweifel unschwer verständigen werden, sobald Ihnen die neue Gestalt des Buchs zur Vergleichung mit der alten vorliegt.

Lorch d. 21. Jan. 68. M."

* * *

— Wieder ein Dokument für die Mühen, die dem peinlich gewissenhaften, aber alt und schwerfällig gewordenen Dichter aus der als notwendig erkannten Umarbeitung seines Jugendwerks erwuchsen.

Dem Freund Hartlaub schreibt er am 10. März 1868:

„Am Maler Nolten ist in den letzten 2 Monaten wenig geschehen .... Natürlich ist es auch nicht gerade die angenehmste Arbeit. Sie muß aber getan sein, und falle sie aus wie sie wolle, so weiß ich doch, daß ich mit dieser Umformung das alte Buch vertilge, d. h. den Wiederabdruck unmöglich mache."

Über zwei Jahrzehnte hat er sich damit herumgequält. Mit dem ersten Teil kam er schließlich zu Streich; für den zweiten reichte es ihm nicht mehr, so daß denn der Roman, zumal in der späteren Klaiberschen Überarbeitung, als ein seltsames Zwischenwesen in unserer Literatur weiterlebt.

Der Briefentwurf stammt aus dem Besitz von Frau Clara Hildebrand, Mörikes Tochter.

Dr. Owlglaß

Digitized by Google

Ein König ohne Namen

Eine Legende von Wilhelm Schmidtbonn

Wie immer: unter der blauen Ruhe des Himmels die weiße Ruhe der Arena. An den Steinwänden hochgereiht schrien und bewegten sich siebentausend Menschen. Vom Kreis der Schreienden eingeschlossen standen dreihundertundzwölf nackte Männer, gefangene Bruktererkerle, die mit den Fäusten sich gegen Löwen, Tiger, Bären, Wölfe wehrten. Bis nur noch eine ebene Masse von blutigem Fleisch und gelben Haaren dalag, aus der hier und dort noch einmal ein Arm sich aufreckte. Kaiser Konstantin, ein lila Tuch um die Schultern, winkte: die Tiere wurden mit Stachelstöcken zurückgetrieben, die toten und sterbenden Männer an den Beinen fortgeschleppt. Man hörte, wie sie hinter der Arena in das treibende Wasser der Mosel geworfen wurden. Jetzt der letzte Triumph: ein nackter, brauner, gelbbärtiger Mann, dem man die silbernen Reifen um die Fußknöchel noch gelassen hatte, ward durch die niedere Tür hereingesandt — der König der Brukterer, dessen barbarischer Name niemand kümmerte, so daß er auch heute noch unbekannt ist. Obwohl er an der Tür, wo man die Arme von ihm ließ, hätte stehen bleiben können und nicht freiwillig zu seiner Richtstätte hätte hinzugehen brauchen, schritt er mit kurzen, schnellen Schritten, fast nur auf die Zehen tretend, in die Mitte des Raumes. Als er im Kreis der Steine und Menschen stillstand, hob er den Kopf, sah langsam im Kreis herum, hielt den Kopf einen Augenblick beim Lilatuch des Kaisers an, sah weiter, lachte spöttisch auf, mit einer Stimme, die in dem weiten Raum seltsam dünn klang, legte die Arme über der sonnbestrahlten Brust zusammen und wartete.

Eine zweite eiserne Tür ward aufgestoßen. Eine ungeheure Löwin trat ein, durch Hunger bis auf die Rippen abgemagert. Sie sah geblendet die runde Fläche des Sandes vor sich, hob den Kopf, starrte in den Raum, zog den Geruch des Blutes in sich, hob den Schweif, erblickte den einzelnen Mann. Sie duckte sich, lag an der Erde, kroch am Kreis der Steinwand entlang, suchte einen Ausgang, sah immer wieder den einzelnen Mann an. Hetzschreie gellten, man stieß von oben Stachelstöcke in den Rücken des Tiers, um es in die Mitte des Raumes zu zwingen.

Dem nackten König klopfte das Herz bis in die Stirn. Viertausend Männer, dreitausend Frauen sahen auf ihn. Er hörte aus dem Schweigen der Männer Achtung heraus, aus dem Zuruf der Frauen Bewunderung. Eine helle Rose fiel auf seine dunkle Schulter. Er vergaß, daß er sterben mußte, hob die Rose auf und lachte mit wildbreitem Gesicht nach oben. Tausend Rosen

Digitized by Google

fielen auf sein Haar, seine halb wehrend, halb greifend ausgestreckten Hände, vor und hinter seine Füße. Er stand bis an die Knie in Rosen, seine Stirn rötete sich, wie im Widerschein davon, sein Rücken wuchs, seine Schenkel spannten sich. Nicht anders, als ob er zu einem Ringkampf im Spiel schritte, schritt er, die Ohren angefüllt mit dem Lärm der Frauenstimmen, von der Mitte des Raumes weg, zu der Löwin hin. Kurz vor ihr blieb er stehen und prüfte, in seiner Betäubung doch das eine kalt berechnend, wann sie springen und wo er sie packen würde. Nur noch Kampflust war jetzt in ihm. Er schloß die Augen bis auf ein geringes, um kein anderes Bild hineinzulassen, legte die Arme dicht an den Leib, um bei Beginn des Kampfes keine unnötige Bewegung zu machen, stand gekrümmt, die Lenden eingezogen, um dem Sprung des Tiers eine möglichst geringe Fläche zu geben. Als die Löwin sprang, hatte er sie, schon im Sprung, mit einem Arm um den Hals, mit dem andern um die Brust gepackt und drückte sie an sich. Das Tier stöhnte, als ob es unter dem Druck der feindlichen Muskeln schon im Verenden sei. Die Frauen schrien, selbst die Männer riefen in immer dichteren Scharen, warfen Ringe hinunter, die das Grab des Toten schmücken sollten: denn, wenn er auch dieses Tier niederrang, man würde ja zum Schlusse die Masse der Tiere auf den einen loslassen und noch das Schauspiel haben, wie der Stolze doch zerrissen wurde.

Aber, indem er das Tier an sich gedrückt hielt und immer fester an sich drückte, überkam den Mann die Erkenntnis, daß er diesen Menschen allen, auch den Frauen, doch nur ein Schauspiel für wenige Minuten war: schon beim Nachtmahl würden sie von anderm sprechen. Ihn aber kostete es das strahläugige Leben seiner dreißig Jahre. Mit einem haßvollen Gelächter, das sagen sollte: „Ich werde euch ein Schauspiel zeigen!“ drückte er den Leib der Löwin an die Erde und umschlang ihn, mit einer hohnvoll schamlosen Gebärde, als ob er, ein Mann, von einem Weib Besitz nehme. In der Abwehr des gebogenen Leibes aber verwirrte sich sein Gefühl vollends. Ein Schrei des Wehs und der Brunst gleichermaßen drang aus seinem Hals. Er nahm in Wirklichkeit, der Todgeweihte, Besitz von dem lebendigen Leib.

Der Kreis saß stumm. Die Menschen waren Stein geworden. Dann aber schwoll ein Geheul der Männer herunter. Konstantin, weiß über seinem Lilatuch, winkte mit jäh hochgeworfener Hand. Sklaven liefen hinzu, erschlugen die zwei schönen, verkrampften Tiere mit Schwertern und Stangen.

Digitized by Google

Der Kampf um Erfolg / Von Ludwig Hatvany

a) Der echte Künstler, so sagt man, arbeitet für sich, für die Besten seiner Zeit und für die Nachwelt. Der äußere Erfolg, so sagt man auch, hat für ihn nichts zu bedeuten.

Das sag' ich, das sagt er, das sagen die Leute. Das sagen sogar alle Künstler. Es gibt eben Unwahrheiten, die ein jeder so lange sagt, bis sie wahrer werden als selbst die Wahrheit.

Wenn einer nur käme, um zu erklären: „Der Künstler braucht den äußeren Erfolg. Es ist das Zeichen seiner Echtheit, daß er nicht für sich, nicht für die Besten der Zeit, aber für jeden Ersten besten, also überhaupt für jeden arbeitet, der da lebt und sich mit der Nachwelt gar nicht viel zu schaffen macht — —"

Käme mal wirklich einer mit dieser Erklärung, würde man ihn nicht für einen bösen Kerl halten, dem es ein Vergnügen ist, vor dem Erhabensten die Zunge zu strecken? So was tut man nicht — ich bitte sehr — man hat doch Ehrfurcht vor den Idealen!

Nun fordert aber eben diese selbe Ehrfurcht, daß man ohne jedes Vorurteil, sich unbefangen und ehrlich vor diese Ideale stellt. Was geschieht nun, wenn dies ein Künstler tut? Oder doch sonst einer, der es je mit einem Künstler zu tun gehabt? Muß der sich nicht ganz im stillen, nur für sich, eingestehen, daß der frivol klingende Ausspruch mehr Menschlich-wahres enthält als die andere gutgesinnte Meinung, die ein jeder ungeprüft nachplappert? Man sollte meinen, daß das frömmelnde Lügengewebe um das Verhältnis des Künstlers zum Erfolg, doch eben schon genug Unheil angestiftet hat, um ohne Furcht vor dem Anschein der Frivolität das stille Geständnis einmal auch laut herauszusagen: Der Künstler liebt die Kunst in seinem eigenen Erfolg.

Dieser einfache Satz klingt heute wie eine freche Herausforderung. Doch muß sich diese Gesinnung bald ändern, da sich immer mehr moderne Künstler finden, die ihre Arbeit um den Erfolg als eine erste Künstlerpflicht verrichten. Diese Erscheinung ist nicht einfach mit dem Wort Amerikanismus oder gar mit der Phrase: Die Kunst geht nach Brot, abzutun. Das Problem liegt tiefer.

* * *

b) Der fieberhafte Trieb um Anerkennung eines Balzac, eines Richard Wagner, eines Zola, füllt ihre ganze Existenz so vollkommen aus, daß man ihn weder einfach mit dem Wunsch der Sicherung eines Künstlerlebens, noch mit der oberflächlichen Bezeichnung: Künstlereitelkeit erklären darf. Ebensowenig kann man die ewige Seelenpein, die wehe Gereiztheit der großen Nichtanerkannten: der Kleist, Stendhal, Manet, Nietzsche, aus ihrer verletzten Eitelkeit verstehen.

Es scheint, als ob das Trachten nach Anerkennung nicht so sehr mit dem Charakter oder mit den persönlichen Schicksalen dieses oder jenes Künstlers, als vielmehr mit dem künstlerischen Schaffen überhaupt verwachsen wäre. Vielleicht sogar mit etwas darüber Hinausragendem, Höherem, Allgemeinem geheimnisvoll zusammenhängt.

Digitized by Google

Ein tiefer Gedanke ist gedacht, ein verborgener Schmerz ist gefühlt, eine geheime Freude ist empfunden — äußereZeichen sind für sie kein Beweis, keine Bürgschaft und keine Notwendigkeit. Anders ist es mit der künstlerischen Idee und Empfindung. Sie sind nicht für ihren Schöpfer da. Ein Gedicht im Schreibfach des Dichters ist noch keines. Die Macht auf andere unterscheidet eine Tagebuchaufzeichnung von einem Kunstwerk.

In Handbüchern der Kunst wird gelehrt, daß der Künstler sich durch stärkeres Fühlen von anderen Sterblichen unterscheidet. Ein großer Irrtum. Der Künstler fühlt weniger als alle anderen Menschen. Oder besser gesagt, er ist stärker als alle anderen, stärker noch als die stärksten seiner Gefühle, die ihn nie so packen und nie so erfüllen können, daß ihm nicht auch noch überschüssige Kraft zur Frage bliebe: Was mache ich aus diesem Gefühl? Wie läßt's sich verarbeiten? Den Künstler für diese Sorge, die ihn durch alle Lebenslagen begleitet, der seelischen Prostitution zeihen, heißt nichts weniger, als ihm vorwerfen, daß er mit der Qual des Lebens auch die Qual seiner künstlerischen Gestaltnng zu tragen hat.

Was den Künstler zur künstlerischen Kundgebung veranlaßt, ist die Meinung, daß er seine Gedanken, Gefühle und seine Vorstellungen, überhaupt sein ganzes Leben mit allen äußeren und inneren Erlebnissen für hervorragend wichtig, für bemerkenswert, folglich auch für erscheinenswert hält. Deshalb lebt auch in jedem Künstler die wundervoll drängende Sehnsucht, Wirkung zu machen, ein Publikum zu erobern. „Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben," sagt Goethe zu Eckermann. Mitteilungstrieb und Kunsttrieb sind nicht voneinander zu trennen. Sogar die Wissenschaft wird durch den Trieb der Mitteilung zur Kunst beseelt. „Eine Freude, die ich allein genießen soll, ist mir keine. Wenn mich eine schöne Zeile rührt — meine Freunde sollen es wissen ..." in dieser Gesinnung eines Diderot verwandelt sich die alte Wissenschaft der Kunst zur modernen künstlerischen Kunstkritik.

* * *

c) Der beispiellos frühe und ganz ungeheure Erfolg des Werther hat Goethes ganze Laufbahn beeinflußt. Wäre er bloß um zehn Jahre später berühmt geworden, er hätte das Bewußtsein seines Berufenseins nicht so heiß zu bewahren vermocht und die stolzen Pfeiler des Goetheschen Lebens wären vielleicht zusammengebrochen.

„Die Frage nach dem äußeren Erfolg," schreibt Hebbel an Palleske, „kommt auf den höheren Standpunkt gar nicht und für den Künstler nur insoferne in Betracht, als er allerdings von der Welt erfahren muß, ob er überall zu den Berufenen gehört, — hat sie ihm dies bestätigt, so hat sie ihm nichts weiter zu sagen."

Das Hebbelsche Tagebuch, worin der Dichter diese Briefstelle hinüberträgt, liefert den besten Gegenbeweis zu diesem Ausspruch. Hebbel zeigt sich darin wie jeder andere Künstler, der die Bestätigung der Welt bei jeder neuen Arbeit immer wieder von neuem erwartet. Keiner, der künstlerisch schafft, kann dieser Bestätigungen genug haben, — geschweige denn sie entbehren. Denn nur dieser Wunsch zu wirken, hebt das künstlerische Schaffen aus der Sphäre des ästhetisierend Künstlichen und macht es wahrhaftig zum Naturtrieb. Der Künstler, der die

Digitized by Google

Welt mit sich erfüllen will, tut wie das Mädchen, das die Frische seines jungen Leibes der verwelkenden Liebe preisgibt. Jedes Leben und Lieben ist eine unbewußte Arbeit der Selbstvernichtung und doch will das Mädchen küssen, die Schwangere gebären, die Mutter das Kind großziehen, — und doch will der Künstler Werke schaffen und das Geschaffene wirken sehen. Der Künstler zerstört gewissermaßen sich selbst, indem er auf seine Wirkung hinarbeitet. Die schöpferische Kraft, die im Werk lebt, verlodert im Erfolg und wird in der allgemeinen Wirkung aufgesogen.

Künstler, die das Element der Nichtachtung mit Wonne ertragen, trifft man nur in posthumen Künstlerbiographien. Dieses Hirngespinst hat der Instinkt des Spießers ersonnen, um sich einen Rechtstitel zum Verweigern der ihm so unbequemen Anerkennung und Unterstützung künstlerischer Arbeit zu schaffen.

Der Künstler kann sich sein Leben nur im Erfolg denken. Erfolg ist das sicherste Zeichen künstlerischer Gesundheit, wo er fehlt, ist der ganze künstlerische Organismus aufgewühlt. Für sich arbeitet nur der Dilettant; für wenige nur der Spezialist; die Größten, die Allergrößten fordern immerwährenden Kontakt mit der ganzen Welt.

Nach der hundertjährigen, hochmütigen Pose des L'art pour L'art, verdient es das Publikum, daß man ihm dies Schreibstuben-, Kulissen- und Atelier-geheimnis unumwunden herausſagt: Das Lebenselement des Künstlers ist das Publikum. Sein Ziel einzig und allein, Publikum zu gewinnen, mit einem Wort: der Erfolg.

* * *

d) Erfolg haben, heißt verstanden werden, den Leuten gefallen. Nun gefällt aber den Leuten schlechte Kunst bekanntlich besser als die gute. Erfolgstück heißt Machwerk; Bilder, die man in jedem Schaufenster sieht, nennt man nicht mit Unrecht: Kitsch. — Die Bücher des Jahres sind zumeist schlechte Bücher und das Lied, welches sich sofort verbreitet, ist in den meisten Fällen ein Schmachtfetzen. Es scheint, als ob zwischen Erfolgskunst und schlechter Kunst ein geheimer Zusammenhang wäre. Deshalb pflegt man auch von guten Künstlern, wenn sie dem Publikum nachlaufen, zu sagen, daß sie sich verderben. Ein alter literarhistorischer Aberglaube behauptet sogar, daß der wahre Künstler seinem Zeitalter vorauseilt und daher von seiner eigenen Zeit gar keinen Erfolg erwarten darf. Ihn hat die Zukunft, in der er lebt, für die er arbeitet, zu rechtfertigen.

Wie töricht! Was wäre dann das für einer, der etwas künstlerisch ausdrücken will, was außerhalb des Bereiches seiner Erfahrung liegt. Auch die Größten mußten sich damit begnügen, ihrem eigenen Zeitalter Ausdruck zu verleihen. Das Hintersichselbstzurückbleiben des Publikums, die träge Anhänglichkeit an die Art eines älteren Künstlers, erweckt jene optische Täuschung, als wäre der Künstler seinem eigenen Zeitalter voraus.

Der billige Erfolg des Kitschiers bedeutet, daß er diese Trägheit der Leute gut bedienen kann. Er ist der technisch gewandte Umsetzer alter künstlerischer Errungenschaften, der Verwerter gestriger Revolutionen, der frohe Erbe, der sich Schätze aneignet, die sich einst andere im harten Kampf erwerben mußten. Der echte Erfolg des echten Künstlers ist ein Eroberungsfeldzug um ein neues Publikum in einer neuen Welt.

Digitized by Google

Erfolg ist der Moment des Wirkens. Ist es nicht ganz gleichgültig, ob dieser Moment einige Jahre oder Jahrzehnte früher oder später eintritt? Leidet der Künstler — nun, so ist sein Leid seine Privatsache. Was geht's uns an? Vielleicht gereicht es ihm zum Nutzen und stählt es seine Seele.

Wer so spricht, der vergißt, daß die moralische Kraft des Erfolglosen auf Kosten seiner verkümmernden künstlerischen Fähigkeit wächst. Ethische Kräfte zu sammeln, ist nicht Sache des Künstlers, — es ist sogar im Gegenteil, eine Vergeudung von Kräften, die sich in der Kunst besser verwenden lassen. Die Rechtfertigung für ein unglückliches Künstlerschicksal ist nicht das unmenschliche Ethos der Weisen, aber das menschliche, allzumenschliche, daher auch künstlerische Gefühl — des Ärgers, der Wut, der Spleens, des Katzenjammers, der Demütigung. Eine ehrliche, künstlerische Darstellung selbst dieser peinlichen Empfindungen, ein melodischer Seufzer, ein rhythmischer Aufschrei, ein wilder Ausfall ist künstlerisch wertvoller als jeder Heroismus. Doch ist selbst der gelungenste Ausdruck solcher Schmerzen kein Ersatz für Werke, die in der Entmutigung verloren gehen. „Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie geschrieben haben" — sagt Goethe, was doch beweist, daß kein Gefühl innerer Größe gegen solche Entmutigung aufkommen kann.

Die Hoffnung auf Unsterblichkeit kann nur den Dilettanten vertrösten, der im sicheren Stolz auf sein widerhalloses, künstlerisches Bestreben lebt. Sonst will sich jeder Künstler, ganz wie der Schauspieler, im Empfangenden fortwährend bespiegeln. Kunst, im Sinne auch der besten Künstler, ist eine Arbeit für den Erfolg des Augenblicks. „Ich glaube, aus der Unsterblichkeit hat sich noch keiner etwas gemacht, der sie wirklich verdiente oder doch nur so lange, als er sie nicht verdiente. Etwas anderes ist es jedoch mit dem zeitlichen, als mit dem ewigen Ruhm, der aus jenem hervorwächst. Die Wurzel ist der Frucht unbedingt vorzuziehen, denn sie kann genossen werden und nützt schon dadurch, daß sie den Wirkungskreis erweitert und die Tätigkeit erleichtert . . ." so steht es in Hebbels Tagebuch zu lesen.

Die gegenwärtige Fühlbarkeit fordert nicht nur der Künstler vom Erfolg, sondern auch der Erfolg vom Künstler. Die Momentanität, die Augenblicklichkeit liegt in seiner Natur und ist in gar keinem Widerspruch zu seinem Ewigkeitswert. Das nicht anerkannte Talent erfüllt die Welt, statt mit seiner spontanen schöpferischen Wirkung, mit einem ungesunden, unheimlichen Reiz, am besten mit einer versteckten Entzündung vergleichbar. Wird der Reiz mal unerträglich und soll die Wunde platzen, dann erscheint plötzlich ein Entdecker, manchmal ein Kunsthistoriker, ein Literat, ein Journalist, vielleicht auch nur ein Verleger oder ein Kunsthändler und ruft einen Namen in die Welt, der in den meisten Fällen seiner treibenden, produktiven Kraft verlustig, nichts mehr als ein bloßer Name ist. Ein verfehltes Leben, voll angespannter und doch nur halb verrichteter Arbeit, um späten Kunstfreunden zur Delikatesse, Ausbeutern zum Nutzen zu dienen, — gibt's ein traurigeres Los? Der Erfolglose streicht sich wahrlich selbst aus der Geschichte künstlerischer Entwicklung. (Der Fall Marées.)

Der natürliche und gesunde Wunsch des Erfolgs läßt die meisten Künstler von heute einen zwar verständlichen, aber gefährlichen Irrtum begehen. Sie verwechseln in einem Augenblick der Verzweiflung den wirklichen Erfolg, den

Digitized by Google

sie sich als teures Gut zu erringen haben, mit dem billigen Raub des Kitschiers. Kaum gibt es einen, der die Kitsch-Krise wenigstens einmal im Leben nicht mitgemacht hätte. Gelingt der Wurf, dann ist der Künstler für die Kunst verloren. Man kennt den Typus: Noch ein einziges Kassenstück muß ich schreiben, — bin ich dann für immer sichergestellt, so kann ich mich an das große Lebenswerk machen, wovon ich euch erzählt habe ..." Lieb' Publikum, magst ruhig sein, er macht sich nie daran.

Die Versuchung des billigen Erfolgs ist so groß, daß keine künstlerische Selbsterziehung gegen sie aufkommen kann. Der Wille zum Kitsch lebt heute in jedem, dessen unruhige Künstlernerven vom Fieber des hastenden Tags beben. Wenn es überhaupt noch Künstler gibt, die den Kampf um echte Kunst kämpfen, so kann man sicher sein, daß sie durch keinen Willensakt über die Kitsch-Krise hinwegkommen, — sie sind einfach von ihrer „unglücklichen" echt-künstlerischen Veranlagung zur Produktion des Neuesten und Besten verdammt.

Es ist natürlich, daß unter solchen Umständen kein Künstler, der echte am wenigsten, sein Werk den langsam hinauswirkenden Kräften des Werks selbst überläßt. Man darf heute getrost von einer Politik der Kunst sprechen, die von vielen mit Virtuosität ausgeübt wird, über die zu sprechen jedoch als ein Vergehen gegen die Standesehre gilt.

* * *

e) Es ist ja wahr: Kunstpolitik klingt barbarisch. Als würden die Namen Bismarck mit Mozart, Duse und Roosevelt in einem Wortungeheuer zusammengeknetet.

Und doch soll dieses Monstrum niemanden erschrecken, denn der Begriff ist frisch und neu, und er entspringt dem lebendigen Leben von heute.

Unter Kunstpolitik soll nicht die Einmengung des Politikers in die Kunst verstanden sein, die noch niemals Erfolg hatte, sondern die natürliche Sehnsucht des Künstlers nach gewissenhaft vollendeter Arbeit, das fertige Kunstwerk mit bewußtem, planmäßigem Eingriff durchzusetzen. Je weniger Zugeständnisse im Werk selbst, umso eifriger muß die Arbeit für das Werk sein. Diese utilitaristische Tätigkeit hat natürlich, wie jede scheinbar rein selbstische Tat eines produktiven Menschen seine allgemeine Nützlichkeit. Im Grunde ist ja der Kampf des Künstlers für sein Werk nichts anderes, als die jedem Künstler angeborene Sehnsucht, den zurückgebliebenen Geschmack der Welt in die Richtung des eigenen, vorgeschrittenen zu lenken, und den langsamen Prozeß des Verstehens zu beschleunigen.

Mit dieser Sehnsucht läßt sich am besten die Anziehungskraft der Auguste und Mäcene erklären. Der Druck von oben erwirkt, was auch die beste Leistung nicht sofort erwirken kann: allgemeine Anerkennung.

Nun hat aber unsere Zeit die Lage des Künstlers nicht wenig verändert. Selbst Goethe wendet sich bloß halb zum Publikum, halb ist er Privatdichter des Weimaraner Hofes. Eine solche Situation ist heute undenkbar. Es gibt nirgends kunstverständige Regenten, und der Künstler ist überall als auf einen Broterwerb auf seine Kunst angewiesen. Die Kunstpolitik ist die notwendige Folge dieser veränderten Lage, in der sich die einst aristokratische Kunst nun der Demokratie, der Menge gegenüber befindet. Es gibt für den Künstler

Digitized by Google

nur zwei Wege: entweder Zugeständnisse in seiner Kunst oder reine, konzessionslose Kunst, in deren Interesse die große Masse stets mit kunstpolitischen Mitteln aufgerüttelt werden will.

Es ist kein Zufall, daß Balzac von Geld-, Macht- und Erfolgshalluzinationen erfüllt war. In diesen Träumen ist ein symbolisches Erfassen der neuen Notwendigkeit, eine Vorahnung des Kampfes, den der Künstler des neunzehnten Jahrhunderts für Geld, Macht und Erfolg zu kämpfen haben wird.

Es war ein großer, wilder, verbitterter, aber versteckter Kampf. Die Künstler standen mit verächtlicher Miene vor der ersehnten Menge und warfen ihr hochmütige Phrasen zu. Wenn man aber etwas näher zusieht, so wird man bald gewahr, daß stolze Aussprüche in der Art des Stendhalschen: „On me comprendra vers 1880" nur prunkvolle Deckmäntel der ohnmächtigen Ruhmsucht sind. Stendhal hat anonyme Aufsätze über eigene Werke den Zeitungen gesandt, schrieb Selbstanzeige auf Selbstanzeige, bestellte Kritiken bei Freunden, belobte, um belobt zu werden. Auch Nietzsche, der seinem Verleger ausdrücklich verbat, daß von seinen Büchern Rezensionsexemplare ausgesandt werden, verbringt sein Leben in ängstlicher Lauer auf spärliche Zeitungsnotizen.

Erbärmlich sind uns diese Spiele verkrüppelter Eitelkeit, aber schön ist das offenblickende, gesund entwickelte Selbstbewußtsein. Auch wenn der Erfolg in erwünschter Form ausbleibt, darf sich der Künstler nichts vorlügen wollen. Vorbildlich für das Verhalten des erfolglosen Dichters erscheint mir das Hebbelsche Tagebuch, dieses bis auf die Knochen blutig-ehrliche Buch, darin sich jeder Tadel als eine drohende Gefahr, jedes lobende Wort als ein Triumph, oft als das freudige Ergebnis einer ganzen Jahresarbeit gewissenhaft aufgezeichnet wird. Auch zeigt sich darin am offenkundigsten, daß das in nie rastender, dichterischer Arbeit vertiefte Innenleben des Künstlers und sein Trachten nach außen, sein Drang hinüber in die Welt keineswegs Gegensätze sind.

Was in Balzac noch ein Fiebertraum, in Stendhal ein verkrüppelter Wille, in Hebbel und Nietzsche nur eine starke tatenlose Sehnsucht, verwandelt sich vor unseren Augen zur Tat. Es gibt Künstler, die den Kampf um Anerkennung mit derselben Energie und so vor allen Augen führen, wie der Politiker und der Geschäftsmann. Allmählich dringt die Einsicht durch, daß unter den neuen Verhältnissen künstlerisches Talent, um nicht in Ohnmacht zu fallen, sich mit ernstem Willen sich durchzusetzen, paaren muß. In der Campagne, die der moderne Künstler für sich unternimmt, sehe ich mehr Künstlertum, weil mehr Leben, als im Elfenbeinturm (der doch zumeist nur eine verhärtete Papierfestung ist), in dem sich ästhetische Mandarinen in sterilem Stolz vor der Welt verschließen.

* * *

f) Renan meint, daß auch die größte Aufopferung vergebens geschieht, wenn sich dann keiner findet, der die Leiden des Märtyrers überall laut verkündet. Selbst der Heiland war auf den ersten Journalisten, den Apostel Paulus, angewiesen.

Es darf uns daher kein Wunder nehmen, die neuen Kämpen der Idee überall in nächster Verbindung mit der Presse zu sehen. Balzac und Richard Wagner waren die Ahnen, — in ihre Stapfen traten die Großen von heute. Der Weg des Publikums zum Kunstwerk führt durch die Zeitungsnotiz. Zimperliche

Digitized by Google

Schöngeister müssen bedenken, daß die Kunst immer eines Vermittlers bedurfte: ehedem der Rhapsode, heute der Journalist. Es ist herrlich zu sehen, daß sich Meister wie Zola, D'Annunzio, Richard Strauß, Max Liebermann, Sarah Bernhard, Rodin, Shaw, Wilde, Kipling, Gorki, sogar Tolstoi (ja, Tolstoi, der das Interesse der Welt bis zuletzt immer wachhielt), daß sich solche Meister finden, die sich auch als Bändiger und Meister der wilden Zeitungsmacht, somit der Welt und des Erfolges zeigen.

Die Presse wirkt eben nicht nur nach außen. Zeitungen und Zeitschriften bringen die verstreut Lebenden und Gleichgesinnten zusammen, — es bilden sich Interessen-Gemeinschaften, Parteien. Jede neue Kunstrichtung erscheint dem zeitgenössischen Publikum wie ein Kartell junger Leute, wie eine gegenseitige Erfolgrückversicherungsgesellschaft. Tatsächlich ist sie es auch, da doch die zusammenarbeitenden Ideen, wenn sie unter Menschen kommen, naturgemäß diese menschliche Form annehmen müssen. Die Welt, die daran nicht denkt und in biederem Idealismus auf eine von selbst, in der Art des Heiligen Geistes von oben unsichtbar wirkende Idee wartet, sieht natürlich, besonders im Anfang, jede Künstlerclique mit einigem Mißtrauen an, um so mehr, als innerhalb eines derartigen Künstlerkreises nicht immer die größte Eintracht herrscht. Es gibt Wetteifer, Intrigen, Scheidungen, ein tolles Gemisch von Ruhmsucht und Geldsucht, was doch die Leute bezüglich des Wertes der einzelnen Künstler leicht irreführt. Der Verräter, der zu Konzessionen geneigt ist und für den Erfolg nicht zu kämpfen hat, scheint ein korrekter Gentleman, während der Künstler, der sich zu keinerlei Konzessionen verstehen will, ein wertloses, nicht zur Gesellschaft zählendes Subjekt ist.

In dieser allgemeinen Verwirrung hat das feudalschmeckende Mäcenentum nichts mehr zu suchen. Der mächtigste Bundesgenosse des modernen Künstlers heißt: Kunsthändler oder Verleger, Theaterdirektor, Theateragent, Manager oder Impresario. Sie sind es, die über Wert und Unwert Bescheid wissen müssen, sonst ist es um ihre Existenz geschehen. Unruhige Unternehmer des Kunstgeschmackes, phantasievolle Goldgräber seelischer Kalifornien; halb Krämer, halb Apostel, die nichts umsonst tun, aber auch nichts ohne Begeisterung, deren künstlerisches Urteil sich sofort in ein kunstgeschäftliches Unternehmen verwandelt. (Durand-Ruel, Cassirer, S. Fischer, Brahm, Antoine, Lemerre.) Darum ist das lebendige, wechselnde, vom gegenseitigen Interesse bestimmte Verhältnis zwischen Künstler und Manager viel gesünder, als das starre, leere und peinliche Zusammensein von Mäcen und Künstler. Nur die Geschäftsseite der Kunstübung ermöglicht, daß der Künstler der stärkste Erfasser und Erleber, der mächtigste Formgeber der Zeit, die Mittel zum Erfassen und Erleben nicht als Gnadengeld empfange, sondern sich ihrer selbst bemächtige, wodurch eine fortwährende Verbindung zwischen Kunst und Zeit entsteht.

* * *

g) Vor diesen Tatsachen müßte das altjüngferliche Gewimmer endlich einmal aufhören, welches vom Künstler noch immer hysterische Lebensfremdheit fordert. Gewiß gibt es untüchtige, große Talente und gewiß wird es auch immer solche geben. Aber es gibt auch untüchtige Pfuscher, und Mondsucht ist keineswegs eine Künstlerpflicht. Es ist ein schöner, herrlicher Anblick, einen echten

Digitized by Google

Künstler für die jungfräuliche Unberührtheit seines zugeständnisfreien Werkes kämpfen zu sehen. Einerlei, welche Mittel er anwendet, ob er abstößt oder anzieht, ob er angreift oder verteidigt, ob er sich verbindet, ob er sich loslöst, — seine Schlauheit, seine Heftigkeit, seine Berechnung, seine Ungerechtigkeit, alles ist am Ende produktiv und von segensreicher Wirkung. Während er in engherzigem Egozentrismus die Welt um sich selbst drehen zu wollen scheint, verteidigt er im Grunde nur die Gesellschaft, die sich gegen ihn auflehnt und die nichtsdestoweniger in ihm ihr Leben lebt und nur in ihm ihren höchsten Ausdruck findet.

Je mehr Künstler zur Selbstbesinnung kommen und ihren Kampf um den Erfolg nicht mehr in der demütigenden Pose falscher Verschämtheit, sondern kühn, mit offener Stirn verrichten, um so seltener wird die widernatürliche, empörende Erscheinung des posthumen Ruhms, den doch nur Festredner als eine notwendige Naturtatsache hinnehmen können. Auch die schwarzen Pocken waren eine Naturtatsache, ehe man sich allgemein impfen ließ.

Und es soll davor niemandem bange sein, daß den Berufenen fortan nichts mehr vom Faiseur unterscheidet. Welcher Unterschied zwischen dem selbstherrlichen Sichdurchsetzen eines Zola, Tolstoi, und dem marktschreierischen Lärm eines Rostand, Reinhardt, oder gar der kleinen Anzeigerart des Romankitschiers und des berüchtigten Theatralikers (Stielgebauer, Ferdinand Bonn). Den Rangunterschied zwischen Künstler und Künstler hört man an dem Klangunterschied zwischen Lärm und Lärm. Auch in den Praktiken seiner Kunstpolitik unterscheidet sich das Original von jedem andern. (Wedekind.) Der Ruf, den der Künstler sich vorausschickt, gleicht dem Eilboten, der schreiend dem Triumphzug vorausstürmt, um vor dem goldbeschlagenen Wagen den Titel, den Rang und die siegreichen Schlachten seines Fürsten zu verkünden.

Meine Erlebnisse mit der Berliner Zensur / Von Adolf Paul

Nach den Herren Wedekind, Dülberg muß jetzt auch der deutsch-schwedische Schriftsteller, Herr Adolf Paul, die Fragwürdigkeit einer mittelalterlichen Institution an sich erfahren. Dem Kleinen Theater in Berlin wurde die Aufführung seiner Tragikomödie „Drohnen" von dem Zensor verboten. Aus religiösen Gründen. Der „März" hat den Dichter, einen der rechtschaffensten Atheisten im heutigen Europa, gebeten, sich über das dumme Mißgeschick, das ihn getroffen, zu äußern. Er tut es als ein fröhlicher Rebell.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist so: die Hamburger, die keine Zensur haben, beneiden die Berliner um die ihrige!

„Die Berliner wissen jedenfalls, was sie sagen dürfen oder nicht", heißt es an der Alster. „Wir wissen es erst, nachdem wir uns verplappert haben! Und dann haben wir den Schaden!"

Digitized by Google

Aus eigener Erfahrung kann ich es bestätigen. Die beim Berliner Zensor beliebte „Geistesfreiheit" ist weit genießbarer als die unter der Fuchtel der Hamburger Pastoren.

Trotzdem liebe ich jene „Freiheit" nicht.

Ihre Art sich zu geben, ist entschieden zu gut für diese Welt.

Wenn ein Berliner Zensor spricht, ist seine Rede: „Ja, ja" und „nein, nein!" Und was darüber ist, das ist vom Übel!

Oder — er sagt weder „ja" noch „nein", aber das Übel bleibt!

Die letzgenannte Art war von jeher die beim Zensor beliebtere.

Ein Verbot macht Geräusch und erzielt oft das Gegenteil vom Mundtotmachen. Also geräuschlos in die Versenkung mit dem unliebsamen Stück, wenn's irgend geht!

Und — meistens geht es.

In den Theaterkanzleien erwachsen dem Zensor so viele freiwillige Helfershelfer —, die Feigheit und die Kriecherei so manches Berliner Dramaturglein ist meistens größer als ihre Unfähigkeit, Stücke zu beurteilen, und die Theaterdirektoren haben so viele böse Gewissen!

Es gibt nämlich so viele Unregelmäßigkeiten im Betrieb, die die Polizei einem durch die Finger sehen kann, und die zu ebenso vielen Chikanen verwandelt werden könnten! Wehe dem, der zu trotzen wagt!

Nun will ich keinesfalls behaupten, daß die Polizei mit Chikanen droht! Sie rechnet höchstens mit der latenten Angst davor und profitiert davon im stillen, — mehr hat sie nicht nötig!

Da sind zum Beispiel die feuerpolizeilichen Verordnungen, die stets der Polizei eine Handhabe zum Einschreiten bieten könnten!

Wenn die in all ihrer Strenge gehandhabt werden würden, dürfte in den wenigsten Theatern Berlins gespielt werden! Es gilt also schon deswegen, mit der heiligen Hermandad gut zu stehen!

Früher hatte ich manchmal den Zensor in Verdacht, Stücke freizugeben, unter der Bedingung, daß sie nicht gespielt werden dürften! Und — gar manchem Theaterdirektor traute ich zu, um des lieben Friedens willen darauf einzugehen! „Hintenherum" war damals die Losung! Jetzt heißt's: „'Raus mit dem Flederwisch und tüchtig den Federfuchsern aufs gotteslästerliche Fell geklopft!"

Denn diese Teufelsjünger fangen wieder an mit ihrer Tinte in einer Weise zu hantieren! Sie schreiben wieder Stücke mit Hörnern und Klauen, statt vorschriftsmäßigen Kitsch zu produzieren, und bauen Luftschlösser, ohne sich um die behördliche Bauordnung zu kümmern! Die Zeit wird wieder zuchtlos! Und wenn die Berliner Polizei nicht so höllisch gut aufpaßte, hätte wohl der Teufel den lieben Gott längst geholt! Nun haben wir aber den Zensor — halleluja!

Persönlich habe ich ihn ganz gern.

Mit dem verstorbenen Herrn von Possart, zum Beispiel, war ich ganz ein Herz und eine Seele! In gotteslästerlichen Dingen war er aber auch von einer Charme! — Ich hatte da oft Gelegenheit, ihm die Bibel zu erklären, und er ließ sich aufklären — Gott habe ihn selig!

Digitized by Google

Sein Nachfolger im Amt, Herr Regierungsrat Klotz, ist auch ein guter Mensch! Er will sicher das beste! Eins ist mir aber bei ihm unbegreiflich, — wie er dazu kommt, von der Literatur nichts zu verstehen, obwohl er dazu abkommandiert ist!? Das scheint mir geradezu polizeiwidrig! Wir leben doch in einem geordneten Staatswesen, allwo die Erleuchtung mit dem Amte zu kommen hat!

Und da läßt er sich eine Verständnislosigkeit zu schulden kommen, die direkt haarsträubend ist!

Ich will ein Beispiel geben. Aus meiner eigenen Erfahrung!

Ich schreibe nämlich auch Stücke.

Es ist scheußlich, ich gestehe es! Ich kämpfe auch mit aller Macht dagegen, und meine gesunde natürliche Faulheit steht mir meistens bei! Manchmal wird's meiner aber übermächtig, — manchmal ist eine Idee so stark, daß sie meinen Widerstand bricht und mich an den Schreibtisch zwingt.

So ging's mir eben neulich.

Da drängte sich mir plötzlich mal die Erleuchtung auf, daß das Drohnentum des Lebens wohl die größte Tragödie und gleichfalls die größte Komödie des Daseins birgt!

— „Wir Männer, die wir, in 999 Fällen von 1000, dem Schicksal des Drohnentums: überflüssig zu werden, anheimfallen, — wir *sind* und wir *waren* mit gleich großer Notwendigkeit da! Wir waren gleich berechtigt, das Leben weiter zu führen, denn wir waren da und hatten die Fähigkeit! Ein tückisches Schicksal entschied aber — aus Zufall — zu gunsten jenes Tausendsten, der ebensowenig berechtigt und vielleicht lange nicht so befähigt war, wie wir. Wir anderen sind denn im Leben *daneben* geraten, wir wurden verschroben, kriegten unsere „Schrullen", — Freund Alkohol betäubte den Schmerz und half uns, über uns selbst zu lachen — und miteinander Mitleid zu haben!"

So flüsterte es um mich, und ich sah und hörte und *mußte*, — ob ich's wollte oder nicht, versuchen, mein Mitgefühl mit jenen Armen in die Herzen meiner Mitmenschen hineinzuschmuggeln! Und ich dachte dabei nicht an die Polizei!

Das sollte mir schlecht bekommen!

Denn es wurde ein Stück daraus. Das Stück wurde angenommen und der Zensor um seine Genehmigung zur Aufführung gebeten.

Er schickte es zurück mit der kategorischen Weisung, der Autor möge es umarbeiten und wieder einreichen! — Dem Zensor gegenüber sind wir Dichter anscheinend weiter nichts als ungeratene Schulbuben! — Er hatte auch, wie man mir sagte, die Güte hinzuzufügen, daß er, wenn er der Aufführung beiwohnen müßte, sicherlich Lust bekäme, mit harten Gegenständen zu werfen.

Die Mär wurde mir zugebracht, ich nahm mein Opus unter den Arm, ging hin, und suchte den literaturgewaltigen Herrn Regierungsrat darüber aufzuklären, daß die Bekehrung eines verstockten Gemüts, wie sie bei der Beerdigungsszene im Stücke bewirkt wird, sicherlich nie das religiöse Gefühl eines normalen Menschen verletzen könne! Ich erinnerte ihn sogar daran, daß, wenn es auch bei jener Beerdigung nicht ganz kommentsmäßig zuginge, so

Digitized by Google

wäre es doch lange nicht so schlimm, wie z. B. bei der polizeilich längst erlaubten Grablegung Ophelias!

Der Herr Regierungsrat aber blieb unerbittlich!

Er erklärte mir sogar, daß er selbst sicherlich zischen würde, wenn er zur Aufführung käme! — Was ich ihm gern zugestehe, da er als Preuße ja das ihm gesetzlich gewährleistete Recht hat, seine Meinung wann, wo und wie er will zu äußern!

Kurze Zeit darauf sauste das Verbot auf mich herab!

Begründung: „Verletzung des religiösen Gefühls." „Blasphemie"!!

Der Herr Regierungsrat hat gesprochen. Gezischt hat er aber noch nicht. Er überlegt's sich am Ende doch!

Er denkt wohl beklommen: Wer zuletzt zischt, zischt am besten! Und weiß am Ende auch da nicht Bescheid!

Trunksucht, Verbrechen und Wahlergebnisse

Von Friedrich Otto

Gibt es einen Zufall? Im täglichen Leben ist häufig zu beobachten, wie der einzelne vom Zufall abhängt; der tüchtigste und vortrefflichste Mensch wird durch irgendein unerwartetes Mißgeschick um die Früchte bester Leistungen gebracht, während durchaus unwürdige Leute ohne eigenes Verdienst ihr ganzes Leben andauernd vom Glück begünstigt werden. Dennoch wollen die Beurteiler kunstschriftstellerischer Werke von dichterischer Verwertung des Zufalls nichts wissen; nach ihnen soll sich, abweichend vom wirklichen Leben, die Lösung der erfundenen Handlung allein aus den geschilderten Vorgängen als Folge eigenen Handelns entwickeln. Unbedingt verneint wird der Zufall von Strenggläubigen, nach denen alle Vorkommnisse des Lebens von der Vorsehung vorherbestimmt und geleitet, als göttliche Fügungen und Prüfungen bezeichnet werden. Selbst Freidenkende gibt es, die ihn als Schicksal hinnehmen. Besonders eindrucksvoll und überzeugend beweisen uns die Zählergebnisse der Staatenkunde oder Statistik, daß es, wenn auch der einzelne dem Zufall unterworfen ist, solchen für die Menge, die Allgemeinheit, jedoch nicht gibt. Auf diese wirken Zahlengesetze, die zwar Schwankungen unterworfen sind, aber im Durchschnitt längerer Zeitabschnitte gleichmäßige Ergebnisse liefern. Deren Ursachen bleiben uns meist unbekannt, zuweilen können wir sie vermuten, nur selten sicher feststellen. Ohne Prophet zu sein, ist es jedoch möglich, auf Grundlage der Zählungen mit annähernder Bestimmtheit vorauszusagen, wieviele Kinder z. B. in Bayern an einem be-

Digitized by Google

stimmten Tage eines künftigen Jahres entsprechend dem Durchschnitte früherer Jahre männlich oder weiblich, lebend oder tot, ehelich oder unehelich geboren, wie viele Leute jeden Lebensalters an dem gleichen Tage heiraten und wie viele Männer und Frauen sterben werden. Bei den Todesfällen können sogar die Selbstmorde nach Todesart, Geschlecht, Alter, Glaubensbekenntnis usw. zahlenmäßig vorher verkündet werden, wenngleich für den einzelnen Menschen nach den geltenden Begriffen gerade der Selbstmord anscheinend immer vom Zufall abhängig bleibt. Für die Staatenkunde aber gelten nur die Schwankungen der Zahlengesetze als Zufälle, deren Veranlassungen vorläufig und vielleicht für immer der Wissenschaft verborgen bleiben.

Trotz dieser Unkenntnis besitzen jedoch die Wirkungen der herrschenden Zahlengesetze für die Staatenkunde großen wissenschaftlichen und lebensnützlichen Wert; alle Veröffentlichungen von Zählungsergebnissen verdienen deshalb eingehende Aufmerksamkeit. Dem Unkundigen erscheinen sie zwar sehr trocken, wer sie aber durch Vergleichungen zu beurteilen vermag, findet sie stets bemerkenswert und anregend.

So lenkten vor einiger Zeit in der Auslage einer Buchhandlung zwei nebeneinanderhängende staatenkundliche Landkarten die Blicke der Vorübergehenden auf sich. Obwohl auf ihnen verschiedene Farbenabstufungen verwendet und zwei ganz verschiedene Zählungsstoffe dargestellt sind, zeigen sie doch in der Zusammenstellung der Farbenflecke auf bayerischem Gebiete eine dem Beschauer auffallende Ähnlichkeit, die auf gleiche Ursachen hindeutend, nahezu ebenmäßige Wirkung von Zahlengesetzen vermuten läßt.

„Zur Statistik über den Einfluß des Alkoholgenusses auf die Kriminalität. Verhältnismäßige Häufigkeit der Verurteilungen (nach Landgerichtsbezirken)" lautet die Überschrift der einen Landkarte.*) Die andere ist eine „Karte der Reichstagswahlen von 1912". Bei eingehenderen Vergleichen der beiden Karten verwischt sich allerdings die auf den ersten Blick für Bayern hervortretende Ähnlichkeit dadurch, daß die Grenzen der Landgerichts- und Wahlbezirke nicht zusammenfallen und deshalb auch die Umrisse der Farbenflecke nicht genau übereinstimmen. Werden jedoch die Ereignisse je der einen Karte mit selbstgewählten Buchstaben- oder Zifferreihen je in der anderen Karte eingetragen, dann tritt für den Beschauer die Ähnlichkeit wieder deutlich hervor. In untenstehendem Verzeichnis sind die hierdurch aus beiden Karten gewonnenen Ergebnisse zusammengestellt, indem für jede Gruppe der bayerischen Reichstagsabgeordneten das parteipolitische Wahlergebnis in denjenigen lotrechten Abschnitt eingetragen ist, der die in den einschlägigen Wahlkreisen ermittelte Häufigkeit der wegen Trunksuchtverbrechen erfolgten Verurteilungen angibt. Acht solche Abschnitte bezeichnen die Stärkestufen der

*) Beilage zu der Abhandlung „Alkohol und Verbrechen in Bayern". Von Dr. R. v. Valta, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter des K. B. Statistischen Landesamts. Veröffentlicht in der „Zeitschrift für Rechtspflege in Bayern" Nr. 24 vom 15. Dezember 1911, S. 475.

Digitized by Google

Häufigkeit, wobei mit einem Verurteilten auf 3—400 Einwohner a die höchste, mit einem Verurteilten auf mehr als 1000 Einwohner h die niederste Stufe darstellt.

	Reichstagsabgeordnete wurden gewählt im Häufigkeitsgebiete der Stufe:	Von der strafmündigen Bevölkerung traf ein verurteilter Trunksuchtverbrecher auf Einwohner								Betrag
		301-400 a	401-500 b	501-600 c	601-700 d	701-800 e	801-900 f	901-1000 g	mehr als 1000 h	
Politische Parteien.	B.B. (bayer. Bauernbund)	1	—	—	—	1	—	—	—	2
	D.B.(deutscher Bauernbund)	—	1	—	—	—	—	—	1	2
	K. (Konservativ)	—	—	—	—	1	—	—	1	2
	L. (Liberal)	—	1	—	1	—	1	1	—	4
	S. Sozialdemokrat) . . .	—	4	1	—	—	—	3	1	9
	Z. (Zentrum)	9	4	4	4	4	3	1	—	29
	Betrag:	10	10	5	5	6	4	5	3	48

Aus diesen Ergebnissen Schlußfolgerungen zu ziehen, sowie die wahrscheinlichen Ursachen zu erforschen, wird dem Leser überlassen; hier will der Verfasser nur Tatsächliches feststellen ohne Voreingenommenheit für oder gegen eine politische Partei. Ob diese Tatsachen als günstig oder ungünstig für eine der Parteien oder für den ganzen bayrischen Staat zu bezeichnen wären, sei ebenfalls dem Leser je nach seiner politschen Überzeugung anheimgegeben. Die absichtlich zurückgehaltene eigene Meinung des Verfassers soll ihn nicht beeinflussen, sondern allein die Wucht der Tatsachen.

Besonders in die Augen fallend erscheinen nachstehende Ergebnisse. Von den bayerischen 48 Reichstagsabgeordneten sind mehr als die Hälfte, nämlich 29, Z.; bei derartigem Überwiegen dieser Partei ist es selbstverständlich, daß sie fast in allen Häufigkeitsstufen vertreten ist, doch ist dabei sehr bemerkenswert, daß ein Drittel ihrer Vertreter in den Gebieten der höchsten Stufe a und außerdem nur ein B. B., sonst aber kein Vertreter der übrigen Parteien darin gewählt ist, ferner, daß aus dem Gebiet der niedersten Stufe h kein Z. hervorging, endlich, daß mehr als zwei Drittel, nämlich 21 auf die 4 höchsten Stufen treffen.

Als Zahlengesetz tritt hier deutlich hervor: „je höher die Häufigkeitsstufe der Trunksuchtverbrechen, desto mehr Z." Die übrigen Parteien sind in Bayern ziffernmäßig zu schwach, um die Wirkung von Zahlengesetzen feststellen zu können. Nur mittelbar erscheint dies möglich durch Vergleich mit anderen staatenkundlichen Zählungen. Immerhin ist auch ohne solche Hilfsmittel bemerkenswert, daß die mit 9 S. zweitstärkste Gruppe der bayerischen Reichstagsabgeordneten nicht in a, der höchsten, wohl aber in h, der niedersten Stufe, vertreten ist, endlich daß die Vertreter von D. B., K. und L. hauptsächlich in den Gebieten der 4 niederen Stufen gewählt wurden. Bei den K., die ebenso Vertreter des strenggläubigen evangelischen Landvolkes, wie Z. diejenigen des strenggläubigen römisch-katholischen Landvolkes sind, zeigt sich die Überein-

Digitized by Google

stimmung mit der Tatsache, daß überall da, wo auf der Trunksuchtskarte niedere Stufen eingezeichnet sind, überwiegend evangelische Bevölkerung seßhaft ist, während in den Gebieten der höchsten Stufen ausschließlich römisch-katholische Einwohnerschaft sich vorfindet. So gehört diesen Gebieten fast ganz Altbayern an, in dem Z. seine sichersten Wahlkreise hat. Auffallenderweise bildet mitten darin das Landgericht München eine Insel der zweitniedersten Stufe g, obwohl die Biergroßstadt in dem üblen Rufe des ärgsten Trinkernestes steht. Sie verdankt dies dem ungeheueren Fremdenstrom, der im Sommer die Mauern des Hofbräuhauses und der übrigen Großschankstätten fast zersprengt und in unzähligen gräßlichen Bierkarten, die leider viel gekauft und überallhin verschickt werden, am eigenen Durst der Besucher gemessen die Münchener Bevölkerung geradezu verleumdet. Wenn diese so trunksüchtig wäre, wie sie verrufen ist, dann würde gewiß ihr Landgerichtsbezirk nicht in der zweit niedersten Häufigkeitsstufe g, sondern in der höchsten Stufe a verzeichnet sein. Ebenso verdient der Umstand Aufmerksamkeit, daß mitten zwischen Niederbayern und Oberpfalz, die sonst den höchsten Stufen a angehören und nur Z. wählen, eine Gebietsfurche mit der niederen Stufe e (1 Verurteilter auf 601—700 Einwohner) sich vorfindet, wo ausnahmsweise nicht Z. herrscht, sondern B. B. seinen stärksten Anhang hat.

Zum Vergleich mit der Trunksuchtskarte eignen sich die Ergebnisse der bayerischen Landtagswahlen, trotz der dreifach größeren Abgeordnetenzahl, weniger gut als die der Reichstagswahlen, indem bei diesen mehr Wahlberechtigte beteiligt sind als bei jenen. Auch schuf die berühmte „Wahlkreisgeometrie" für die Landtagswahlen zugunsten einer Partei allzu verkünstelte Wahlbezirke, die mit den Landgerichtsbezirken noch weniger zusammenfallen wie die Wahlbezirke für den Reichstag.

In den Landtag wurden gewählt

	im Häufigkeitsgebiete der Stufe:	a	b	c	d	e	f	g	h	Betrag
Politische Parteien	B. B. (bayer. Bauernbund)	4	1	—	—	—	—	—	—	5
	b. k. F. (bei keiner Fraktion)	—	1	—	—	—	—	—	—	1
	D. B. (deutscher Bauernbund)	—	—	2	—	—	—	1	—	3
	F. V. (freie Vereinigung)	—	3	—	—	—	1	—	3	7
	L. (Liberal)	—	12	2	2	2	1	9	2	30
	S. (Sozialdemokrat)	—	14	4	1	—	—	9	1	29
	Z. (Zentrum)	25	16	11	9	15	7	4	—	87
	Betrag:	29	47	19	12	17	9	23	6	162

Als besonders beachtenswerte Tatsachen ergeben sich aus dieser Zusammenstellung: im Gebiete der höchsten Stufe a wurden nur B. B. und Z. gewählt; in der niedersten Stufe h besitzen diese 2 Gruppen keinen ausschlaggebenden Anhang. In h sind bloß je 1 L. und S. vertreten. Z. bildet mit 87 Abgeordneten die stärkste Gruppe und besitzt die unbedingte Mehrheit; 25, also zwei Siebentel hiervon haben ihre Wähler in der höchsten Stufe a und fast

Digitized by Google

fünf Siebentel, nämlich 61, in den 4 obersten Stufen a—d. Von den beiden nächst stärksten Gruppen, 30 L. und 29 S., gehören je mehr als die Hälfte den 3 oberen Stufen b, c und d an: 16 L. und 19 S. Die übrigen Gruppen sind ziffernmäßig so schwach, daß bei ihren Wahlerfolgen eine Wirkung von Zahlengesetzen nur unsicher zu erkennen ist. Die vorerwähnte „Wahlkreisgeometrie" übt zu starken Einfluß auf sie aus, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß bei 162 Volksvertretern 87 Z. von nur 38 Prozent der Abstimmenden gewählt wurden. Rein ziffernmäßig genommen, würden Z. also nur 62 Abgeordnete zustehen. Solche Begünstigung benachteiligt durch absichtliche Mischung in den Wahlkreisen besonders die Landesteile mit überwiegend evangelischer Landbevölkerung, sowie die aufgeklärten und freidenkenden Städtebewohner, gibt deshalb für den Vergleich der Reichs- und Landtagswahlen nur ein verzerrtes, kein einwandfreies Bild.

Gleichwohl zeigen auch die Landtagswahlen in gewisser Richtung eine ähnliche Erscheinung wie die Reichtagswahlen. Dem Verfasser dieser Vergleichung liegt es durchaus ferne, die Bekenntnisse gegeneinander auszuspielen: jeder Mensch soll nach seinem Sinne selig werden. Auch ist er keineswegs ein Prediger für völlige Enthaltsamkeit von Gährungs- oder Alkoholgetränken, deren mäßiger Genuß aufheiternd und lebensanregend wirkt.

Das schließt jedoch nicht aus, die Trunksucht, die Verbrechen fördert, dazu gesundheitsschädlich und für die Volkswirtschaft verderblich ist, ernstlich zu bekämpfen. Hierfür erscheinen nun besonders beachtenswert zwei Tatsachen, die aus obenerwähnten Landkarten und vorstehenden Verzeichnissen übereinstimmend hervortreten:

1. in den bayerischen Landgebieten, die fast ausschließlich von römisch-katholischen Gläubigen bewohnt werden, erfolgten die meisten Verurteilungen wegen Verbrechen, die durch Trunksucht entstanden;

2. in denselben Gebieten hat Z., die bayerische Mehrheitspartei, fast ausschließlich die Herrschaft und werden die meisten seiner Abgeordneten gewählt.

Ist dies Zufall oder Zahlengesetz; wirken vielleicht hier gleiche Ursachen? Sollte etwa der berühmte Franziskaner P. Elpidius, der bedeutendste Volksredner Deutschlands, recht haben? Dieser römisch-katholische Geistliche sprach am 19. September 1912 in München (Zentralsälen) über die für die deutschen Katholiken brennende Frage: „Auf welchem Gebiete sind die deutschen Katholiken rückständig?"

Seine Antwort lautete:

„Das Gebiet, worin wir Katholiken bisher rückständig gewesen sind, ist die Enthaltsamkeit!"

Digitized by Google

Münchener Wintersezession / Von Wilhelm Hausenstein

Sargent ist ein sehr bewunderter Porträtist. Aber Degas sagte einmal von ihm, er sei ein chef de rayon de la peinture. Also sozusagen ein gut angezogener und in verbindlichen Verbeugungen geübter Abteilungschef im Seidenhaus der Malerei.

Zuloaga gehört in höherer Charge zur selben Firma. Er gehört zum Genus Homo Sargent. Wenn man bloß das eine und andere von ihm gesehen hat, etwa die spanische Tänzerin mit dem kleinen Terrier in der Bremer Kunsthalle, dann läßt man sich mit Vergnügen etwas imponieren. Aber kommt der Spanier aus Paris uns mit einer weltreisenden Kollektivausstellung daher, dann wird er entsetzlich.

Ich habe kein Talent zur Moral. Aber als ich diese Zuloagaausstellung sah, da war ich sittlich entrüstet.

Nicht über die Person dieses Malers. Von ihrem subjektiven Wesen weiß ich nichts und sage ich nichts. Es ist mir gleichgültig. Doch über das, was sich als objektive Natur, als Stilanspruch aus den Bildern ablöst — was wirkt und was echter Kunst, einer Kunst ohne mise en scène, den Platz wegnimmt.

Warum nicht lieber gleich Kaulbach? Auch er hat das angenehme Parfüm der großen Welt. Auch seine Bilder meinen, erhebliche Kunst zu sein. Und diese Kunst ist dabei so naiv, daß man sofort weiß, wie man dran ist. Sie will schließlich nicht mehr sein, als sie ist — und was sie ist, das sieht man.

Aber der Meistertypus Zuloaga affektiert Stil und Pathos und Modernität. Er schauspielert Farbenmonumente. Er flirtet entschlossen mit Rassenpsyche. Er zeigt, daß er sogar die Courage hat, unerhört kraß zu sein, an den Nerven des Publikums zu kratzen. Und er zeigt, wie banal man zur gleichen Zeit sein kann — banal, daß es gar nicht mehr wehtut! Es läßt sich arrangieren. O, wie er arrangieren kann! Alles bleibt ähnlich. Man kennt sich immer noch aus.

Er denkt: das Zeitalter Philipps des Zweiten hatte einen Greco, das Zeitalter Philipps des Dritten und Philipps des Vierten einen Zurbaran, einen Ribera, einen Velasquez. Weshalb soll das glorreiche Zeitalter des dreizehnten Alfons nicht einen Zuloaga haben?

Und es kriegt ihn. Münchnerinnen sind begeistert. Er offeriert ihrem noch etwas befangenen Selbstgefühl galant den fremdartigen Charme, den die Damen auf diesen Bildern um die vom blankschwarzen Atlas straff umspannten Schenkel tragen. Er schminkt und pudert ihnen mit brillanten Toilettenmarken die verhängnisvollen Konturen fort und sie fühlen, wie Nasen und Augen mit einer wollüstigen Auflösung der Form begnadet werden.

Verehrte Zeitgenossinnen: sehr schön — aber was hat der galant homme schließlich mit Kunst zu tun? Schöne Damen — Sie lachen an der Auslage von Goltz (hinein gehen Sie nicht) und Sie meinen süß, erstaunlich raffinierte Perruquiers der spanischen Nationalseele seien Velasquez.

Selten hat ein Künstler so viel gekonnt, so unermüdlich gemalt und die Dinge mit einem so begehrlichen Eifer hin und her gewendet. Aber es half nicht. Es ist objektiv doch nur eine Blende herausgekommen. Selten ist bei so viel Temperament und so viel Passion mit so wenig Liebe gemalt worden.

Digitized by Google

Tintoretto, Tiepolo, Lemoyne und selbst Boucher sind neben seiner enragierten Regietätigkeit Hyperbeln von Gemütsmenschentum. Zwar meint er fast, manchmal so delikat zu malen wie Holbein. Aber die subtilisierenden Stoffmalereien, die bei Holbein Dokumente einer unvergleichlich verschwiegenen Ehrfurcht vor der silbernen Schönheit eines Frauengewandes sind, werden bei Zuloaga, der rastlos anempfindet und alles kann, leblose Pastiche — ob sie sich noch so intim gebärden. Die Toilette wird dann höchstens witzlos, wo sie sonst durch Schmiß amüsiert. Dies ganze Malen, das von so viel Erregung zeugt, ist doch nur der Cri eines Artisten. Stucks Krieg ist neben dem Stierkämpfer auf der blutbeklackerten Schindmähre ein Dokument geläuterten Stils. Piloty ist daneben noch reserviert. Respekt vor dem Cervantes, der unheroisch die Fratze der Trivialität malt! Aber Zuloaga würde auch durch den blutigsten Eifer nicht verwandt mit ihm.

Und wehe, wenn die Sujetmalerei und die aufgelegte Regie aufhören. Die Landschaften Zuloagas sind erschreckend wie ein geschäftiges Nichts. Mit ein paar Wolken in verflachter Grecomanier ist nichts getan. Diese Häuser sind das schlimmste an Ausdruckslosigkeit — gerade weil sie nach Ausdruck schreien. Alles wirkt gestellt.

Aber der Schuldige ist zuletzt nicht die Person, sondern das Zeitalter, das an diese Kunst glaubt und sie auf Kosten des objektiv Wertvolleren notwendig macht.

Auch Makart und seine Leute waren Eiferer für ihre Sache. Wir finden sie und ihre Zeit trotzdem unerträglich.

Die Wintersezession bringt auch Kollektivausstellungen von Floßmann und von Samberger.

Floßmann ist nie geschmacklos, aber auch, weiß der Himmel, nie aufregend. Er hat die Vorzüge und die Schwächen des Akademikers. Er hat das anständige Bildhauertalent, das in München ortsüblich zu werden beginnt: Talent zu einem ruhigen, sehr äußerlichen, von Anfang bis zu Ende ganz unekstatischen Formalismus. Es gibt einen Formalismns, der von innen kommt. Ihn hat Rodin. Er hat einen ingrimmigen, verbissenen Formalismus. Floßmann ist nie erbittert. Wenn er einmal Pathos versucht, dann addiert er es in der Richtung der Literatur grausig hinzu: die verzweifelte Mutter mit den Kindern ist das Peinlichste, was Floßmann ausstellt. Das Beste, was er gibt, ist eine unaufgeregte kunsthandwerkliche Dekoration. Seine Porträtbüsten langweilen. Seine Statuen wirken nie stark aus eigener Form. Es ist eine Kunst, die der Unterordnung bedarf. Immerhin: sie renommiert nicht.

Es ist heute schwer, über Samberger zu reden, ohne ungerecht zu sein. Die Generationen haben sich verschoben. Den künstlerischen Notwendigkeiten von heute fügt Samberger nichts hinzu. Man müßte, um ihm genug zu tun, von den Emanzipationskämpfen einer absterbenden Generation sprechen. Sambergers Malen ist heute ein historisches Zeugnis, ein Entwicklungsdokument — neben anderen, die gleich viel und mehr wert sind. Man fühlt, daß diese immer wiederholten Kohlebildnisse und Farbenbildnisse auch innerhalb der Logik ihrer eigenen Kultur absolut nichts Ungemeines bedeuten. Das Definitive zu diesen Ansätzen bleibt aus. Sie erreichen eine gewisse heftige Stereotypie; aber das ist nicht Stil — weder der Stil der Medaille, noch der Stil der Grimasse oder der Maske. Samberger hat Bildnisse gemalt, die unerquicklich, höchst unerquicklich an die Sensationen des Madeleinemalers Albert von Keller er-

Digitized by Google

innern; andere, die len- und kaulbächlichen Ehrgeiz haben. Er hat schreckliche Propheten großen Stils gemalt. Dazwischen hängt wieder eine enthusiastische Farbenskizze zu einer Kreuzigung, wie sie nur die Besten aus der Schule Pilotys oder sogar Wilhelms von Diez gemalt haben. Und da ist auch wohl ein schlichtes, merkwürdig beruhigtes Frauenbildnis, das die Bildnisaufgaben in der Art klarer Synthetiker aus der Generation des unvergeßlichen Leibl anfassen möchte. Ein merkwürdig nervöses Hinundher — und am Ende eine vielleicht tragische Resignation, die sich mit immer gleichen aphoristischen Porträtversuchen ohne positives Resultat begnügt. Schließlich behält man, wenn man auch vor Dingen wie dem fürchterlichen Schillerbild davonlaufen möchte, wenn man auch von diesen pathetisch verfinsterten Gesichtsgesten sehr rasch genug hat, das Gefühl übrig, daß hier einmal eine aufreizende Anarchie an trägen Konventionen gerüttelt hat — wenn sie selber auch nie zu einem Schema reifte.

Ich glaube nicht, daß ich gegen Zuloaga ungerecht gewesen bin. Unnötig zu sagen, daß er dynamisch der bedeutendste der drei ist. Aber gerade darum ist er gefährlich. Seine Kunst bekämpft man. Sie ist der Feind. Andere Künstler notiert man.

Gold / Von Carnifex

Gold lacht. Auch in unserer Zeit der Ersatz- und Surrogatbestrebungen hat der Satz tiefe Geltung. Ostpreußische Angstbolde haben während der Russendrohung im November vorigen Jahres Banknoten mit einem Disagio von fünfzig Prozent gegen Goldstücke gegeben. Papier ist Papier. Wer weiß, ob es eingelöst wird. Gold hat man sicher. Das Kriegsgespenst scheuchte die gelben Zauberstücke in Strümpfe und Matratzen, in Kellerritzen und Erdlöcher. Ministermahnungen und Pressepädagogien haben das Notenmißtrauen nicht beseitigt.

Die Sparkassenverwaltungen beteuerten nutzlos ihre Solvenz. Gold ist Gold. Gierige, ängstliche Hände holten den Wunderteufel aus Treuhändeschränken und Banksafes. Alles hastete hinter dem Metall her, suchte die gerafften Schätze zu bewahren, pfiff auf die Bonität und warf die alten Kreditgrundsätze um.

Die Banken nahmen jeden Wechsel dreimal unters Mikroskop und diskontierten nicht, wenn nur der entfernteste Schimmer eines Fleckchens erschien. In Ruhezeiten warfen sie den Kredit ins Haus. Die Reichsbank hielt die Hände vor Kronen und Barren. Kriegsbereit sein war die Devise. Der Präsident zittert jetzt noch vor der letzten Möglichkeit und sinnt auf Mittel, den Goldschatz zu stärken. Tausend Millionen Durchschnittsreserve genügen nicht mehr. Zwölfhundert, fünfzehnhundert will er haben.

* * *

Wie lockt man das Gold in den Mittelbehälter, aus dem Mars schöpfen will? Man läßt Papiere unters Volk flattern. Papierchen. Schnitzelchen. Westentaschenscheine.

Digitized by Google

Das Kontingent der kleinen Banknoten soll vermehrt werden. 1906 hat man der Reichsbank die Begebung von 300 Millionen verstattet. Zwanzig-, Fünfzigmarkscheine. Das Publikum nahm sie gern. Bequeme Lappen. Der „Blaue" war zu schwerfällig. Die Schnitte waren eine Versendungserleichterung für den Zahlverkehr mit Einschreibe- und Wertbrief. So faßte man damals die Sache auf und meinte: „Hätten wir die Postscheckeinrichtung wie Österreich, wären die kleinen Noten überflüssig." Nun haben wir seit Jahren den Postscheck. Er bürgert sich ein. Aber die Teilnoten reichen nicht aus, sie werden sogar noch erheblich vermehrt. Die Zeiten und die Anschauung haben sich eben geändert.

An der Reichsbank saugt immer wilder die Volkswirtschaft, der Präsident lebt in ständiger Goldfurcht, und die kleinen Noten sind nicht mehr für das Publikum, sondern für die Reichsbank da. Sie will ihre Goldkeller auffüllen. Der Währungsfanatismus der Parteien ist geschwunden. Bambergerepigonen denken nicht mehr an „Zettelwirtschaft". Prinzipiell sind alle Parteien einig. Um die Stabilität der Goldwährung bangt kein Mensch. Wäre auch unsinnig. Extremtheoretiker nur könnten so etwas befürchten.

In Friedensperioden fragt niemand, ob fünfhundert Millionen Noten mehr oder weniger umlaufen. Kommt Krieg und Notenzwang, so hat der Staat das Nötigste im Tresor. Das Vertrauen zur Goldwährung besteht so und so, schwindet so und so. Aber die Reichsbank kann besser rüsten, wenn ihr nicht die Privatkonkurrentinnen das mühsam aus den Kleinkanälen Geholte wieder wegnehmen. Mit der Währungsstabilität ist das überhaupt so eine Sache. Summen allein helfen hier nichts. Nur der Glaube. Glaubt das Volk an den Erfüllungswillen, so ist die Währungsidee verankert.

Das deutsche Volk zweifelt nicht an der Zuverlässigkeit der Schuldversprechungen. Es verträgt gut und gern eine neue Probe. Nur darf nicht geludert werden. Immer hübsch langsam im Gleichschritt mit dem Bevölkerungszuwachs. Zwei bis drei Mark Reichspapier auf den Kopf oder ein Quäntchen mehr. Das schadet der Wirtschaft nicht und nützt dem Auslandsrenommee. Denn goldgespickte Zentralkassen glänzen weit in die Fremde und festigen den Kredit.

* * *

Schaden kann also das Experiment nicht. Radikal helfen? Das ist fraglich. Das Problem „Genügt die Reichsbankstruktur noch?" fordert dringend eine Lösung. Die Sache will ernstlich überlegt sein. Wo ist anzufassen? Bei der Reichsbank oder bei den Instituten des Privatkredits? Lange wird's nicht mehr dauern, und der Stein kommt ins Rollen. Schon plaudert man von einem Depositengesetz wie von einer Selbstverständlichkeit. Ein Riesenskandal wird sich erheben. „Knebelung!" wird man schreien. Wir meinen: Etwas Daumschraubendruck kann, wird sehr heilsam sein.

Digitized by Google

Der Ingenieur-Krieg

Der Nürnberger Ingenieuer Christoph Wirth hat kürzlich in der Charlottenburger Technischen Hochschule über Teledynamik und seine Erfindung aus diesem Gebiete berichtet. Die teledynamischen Bestrebungen, denen unter anderen auch Tesla zugewandt ist, resultieren aus den Erkenntnissen der drahtlosen Telegraphie. Ihr Problem ist: auf dem gleichen Wege drahtloser elektrischer Wellenübertragung elektromotorische Apparate, Maschinen usw. in Tätigkeit und Arbeit zu setzen; also mechanische Fernkräfte zu entwickeln. Als erster unter den Mitstrebenden ist der deutsche Ingenieur Wirth nun zu einer theoretischen Lösung des Problems gelangt, zu einer Lösung, die bereits mehrfach eine praktische und vollkommene Anwendung von Tragweite zuläßt.

(Der Erfinder ist von Aussehen ein echter Bayer. Von fern gleicht er einem Schenkkellner oder doch einem Mitglied des Vereins gegen das betrügerische Einschenken. Im Profil dominiert der kolossale, massige Hinterkopf. — „Denkerstirnen" findet man an Ingenieuren viel seltener als an Philosophen oder Musikern. — In der Nähe betrachtet funkelt aus seinen gefältelten kleinen Augen die wahrhaft ingenióse Klugheit und beleuchtet das große dicke Gesicht.)

Der technische Kern seiner Erfindung, die sehr komplizierte Anordnung elektrischer Schaltungen, Apparate usw. ist jedem unschwer verständlich, der mit den Einrichtungen der drahtlosen Telegraphie vertraut ist. Ihn dem Publikum einer literarischen Zeitschrift zu erklären, ist nicht möglich, es kann hier nur über die Wirkung und Konsequenz seiner Erfindung gesprochen werden.

Wirth kann also z. B. von seinem kleinen Senderapparat aus mit einfachem Tastendruck auf drahtlosem Wege durch einen entfernten Elektromotor daran angeschlossene Lampen entzünden und auslöschen, einen Revolverapparat abfeuern, eine Seeminenattrappe zur Explosion bringen, ein Schiffssteuer vollkommen lenken, einen Propeller antreiben, zum Stillstand und zur Rückwärtsfahrt bringen. Dies alles demonstriert er im Hörsaal experimentell ohne Versager. Er hat aber auch schon auf dem Dutzendteich in Nürnberg und auf dem Wannsee entsprechend adaptierte, elektromotorische, unbemannte Boote vom Ufer aus in Fahrt gesetzt, kreuz und quer und zurück über den See gelenkt, ebenso auf diesen Booten Schüsse entladen. Er hat seine Erfindung schon so vervollkommnet, daß er unbehelligt von feindlich gesendeten, störenden Wellen manövrieren kann, da er eine sehr sinnvolle, augenblickliche „Umstimmung" seiner Wellensendung ersonnen hat.

Wirth supponiert aus dieser Erfindung noch folgende, ohne weiteres durchzuführende Anwendungsfälle: er kann fernlenkbare Torpedo- oder Unterseeboote bauen mit ebenso fernlenkbarer Geschützrätigkeit, die keinerlei Bemannung bedürfen; er kann einen zu verteidigenden oder zu blockierenden Hafen ohne Menschenverlust sperren, indem er ein Fernlenkschiff in die Hafeneinfahrt dirigiert und dort durch Fernexplosion versenkt. Er konstruiert (auf dem Papier) den vollkommen einleuchtenden Typ eines fernlenkbaren, unbemannten Luftschiffs oder Aroplans. Er konstruiert ebenso ein schwimmendes, fernlenkbares und fernexplosibles

Digitized by Google

Torpedogeschoß. Er kann in einem mit Antennen und seinen Apparaten ausgerüsteten, fahrenden Eisenbahnzug, dem eine drohende Gefahr (Zusammenstoß, Dammrutschung, Brückenbruch usw.) nicht bekannt gemacht werden kann, von einer Station aus die Notbremsen in Tätigkeit setzen u. a. m. Man kann sich schon unter den heute gegebenen Verhältnissen noch weit mehr mögliche Anwendungen ausdenken; wieviele aus der Idee der Erfindung erst neu geboren werden können, ist vorläufig noch nicht zu ermessen.

Auffällig an allen von Wirth bisher konstruierten oder supponierten Anwendungsmöglichkeiten ist ihre überwiegend militaristische und bellikose Bestimmung. Die gleiche Tendenz findet sich in der jungen Entwicklung der Aronautik, des Automobilismus, der Panzerschiff- und Panzerzugstechnik. Verwandte Erscheinung ist das fortgesetzte Bemühen um die technische Vervollkommnung aller unmittelbaren Kriegswerkzeuge. Der Sinn aller dieser Bestrebungen ist: auch im Krieg den Menschen allmählich durch die Maschine, die automatische Kriegsmaschine zu ersetzen.

Für phantastische Köpfe ergeben sich danach schon Visionen von selbstbeweglichen Maschinengewehren, Geschützbatterien, fahrbaren Panzerungetümen mit selbstfeuernden Breitseiten, bombenwerfenden Luftfahrzeugen, die sämtlich unbemannt von einer fernen Elektrizitätszentrale aus in Bewegung und Tätigkeit gesetzt und dirigiert werden. In dieser Zentrale stehen dreißig Ingenieure, die Hände an den Schaltern und Hebeln, den Telephonhörer am Ohr, die Augen auf die Kontrolltableaux oder auf die Lichtsignale gerichtet, die ihnen die Meldungen und Befehle einer teleskopischen Beobachtungsstation übermitteln. Diese dreißig, nicht einmal uniformierten Ingenieure — führen Krieg! Mit einem dünnen, ironischen Lächeln bekämpfen und vernichten sie eine anrückende Armee von dreißigtausend Menschen, ohne andere Anstrengung als geistige und nervöse Konzentration, und ohne durch den brutalen Anblick von Blut, verspritztem Gehirn, zersplitterten Knochen, und weggerissenen Gliedern irritiert zu werden. Aber der weniger kultivierten, anrückenden Armee bleibt gegenüber den fühllosen, unsichtbar gelenkten und bewegten Stahltieren nichts übrig als die Panik.

Ich sagte, dies seien Visionen für phantastische Köpfe. Unseren noch lebenden Eltern mögen sie wie Jules Verniaden klingen. Wir aber, wir müssen schon anfangen, daran zu glauben. Und deshalb denke man gleich noch ein Stückchen weiter. Es ist selbstverständlich, daß die Kulturstaaten einander die technische Durchbildung ihrer Kriegsführung abgucken und nachahmen werden. Dann aber werden nicht mehr die Stärke der Armeen und der (heute noch immer zu bemannenden) Flotten entscheidend sein, und nicht mehr der Mensch wird als blindes Ziffernopfer staatlicher Streitigkeiten weggemäht werden. Der technische Krieg wird nur mehr geistige und finanzielle Angelegenheit sein. Aber damit wird der Krieg, der aus dem Sinn der physischen Gewalt erzeugt ist, überhaupt aufhören. Denn auf einer solchen Höhe der Geistigkeit wird man einen logischeren Ausgleich politischer und wirtschaftlicher Differenzen finden als die sinnvoll sinnlose Vernichtung von Geld und Gut. Der Ingenieurkrieg wird nur dazu dienen, die Weltherrschaft der weißen Rasse endgültig zu begründen. Und was weder Diplomaten noch Schiedsgerichte, was nicht einmal die oft dokumentierte Empörung und der Protest unserer geistigen Repräsentativen je vollbringen kann,

Digitized by Google

das wird in aller Stille und ohne kulturelles Gerede der praktische Ingenieur schaffen: den Weltfrieden.

Ich weiß, dies ist gefabelt. Aber man sollte trotzdem dem Ingenieur Christoph Wirth andauernde Aufmerksamkeit schenken.

Gustaf Kauder

Das nackte Herz

Wer den behäbigen Sinn eines pommerschen Landgeistlichen hat und die nahrhaften Segnungen eines unproblematischen Lebenswandels genießt, wird höflich gebeten, das Weite zu suchen. Wer aber die selbstmörderischen Ekstasen der Ichsucht, die künstlichen Paradiese der vom Intellekt bedienten Phantasie und die schlimmen Qualen der totalen Enttäuschung kennt, wird nachdrücklich ersucht, Catherina Godwins (soeben bei Albert Langen in München erschienenes) Buch „Das nackte Herz" zu lesen. Eine mondäne Frau breitet skrupellos und mit einer gewissen koketten Nachlässigkeit ihre letzten Menschlichkeiten aus. Wahrscheinlich ist dies ein Akt der Selbstbefreiung und ein Zeichen dafür, daß die Beichtende sehr bald jenes berückend überlegene Lächeln zur Schau tragen wird, das ich als das geschlechtslose Kind der Verachtung charakterisieren möchte. Trotzdem oder gerade darum ist diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen eine erschütternde Innerlichkeit eigen. Seelische Nuditäten werden preisgegeben. Wer an sentimentalen Zuständen leidet, wird nicht umhin können, den elegischen Alfred de Musset zu zitieren: »C'est ton métier, misérable poëte, de faire de ton âme une prostituée.« Es ist jedoch zu bedenken, daß hier nicht ein Dichter, das heißt, ein Liebhaber des Unglücks aus Neigung und ex professo, das Publikum zu rühren und zu verwirren versucht, sondern eine Frau die feinsten Köstlichkeiten ihres seltsamen und tragischen Schmerzes wie Perlen vor die Menge wirft.

Catherina Godwin, die es darauf absieht, das Alltägliche und das Gefühlvolle zu vermeiden, und mit einer bezaubernden Nonchalance verkündet: „Das Leben liegt mir nicht", bemerkt auf einmal, daß Empfindungen und Wünsche die kühle Sicherheit ihres Wesens trüben. Das Menschliche lehnt sich auf gegen das Schauspielerische. Die Maske sitzt nicht mehr, gerät ins Rutschen, ist oftmals nahe daran, zur Erde zu fallen. Die Wahrheit erklärt der Lüge den Krieg. Wer die Contes Cruels des Comte de Villiers de l'Isle-Adam kennt, wird Bescheid wissen, wenn ich sage: »Bref, elle fit une faute: — elle aima.« Die spielend das Leben zu beherrschen wähnt, fühlt sich plötzlich von einer höchst unvernünftigen und äußerst hoffnungslosen Leidenschaft erschüttert. Sie schenkt, einem dunklen Zwange untertan, ihre Liebe einem Kavalier, der sie unwürdig behandelt. Sie ist sehr deprimiert und ruft ihren Verstand um Hilfe an. Der sucht das verzweifelte Gefühl zu retten und errichtet mühsam ein schwankendes Trostgebäude. Die gegen ihre Überzeugung liebende Frau möchte so gern ein Diogenes der Empfindung sein und die Welt betrachten als ein rundes Faß, auf das sie sich lässig und graziös setzt und dominiert . . .

Catherina Godwin ist ein ins Mondäne übersetztes Käthchen von Heilbronn. Sie ist eine Märtyrerin. Sie lebt in einem Milieu, das für große und ewige Gefühle weder Platz noch

Digitized by Google

Verständnis hat. Ihre selbstlose Liebe hockt wie ein exotischer Wundervogel frierend und ängstlich in den entlaubten Ästen eines herbstlichen Baumes und hüllt sich notdürftig in die bunten und fadenscheinigen Lumpen der Reflexion ...

Catherina Godwin ist eine gefährlich kluge Schwester des Hofmannsthalschen Edelmannes Claudio, der sich so an Künstliches verloren hat, daß er die Sonne sieht aus toten Augen. Sie erkennt schaudernd das komödiantenhaft Unehrliche ihrer Originalität und sucht sich, eine Schleiertänzerin des Intellekts, durch verstandesmäßige Zurechtlegungen über die Mängel ihres Daseins hinwegzutäuschen. Der horror vacui gebiert seltsame und überspannte Rechtfertigungen und Trostgründe. Sie redet sich ein, daß auch die unglückliche Liebe ihre sympathischen Seiten habe, und daß es ein erlauchtes Vergnügen sei, die schiefen und absonderlichen Lebenslagen zu frequentieren. „Der Superlativ des Komplizierten ist mein Niveau, ist mein Alltag, ist mein Schlafrock." Sie stellt die Balance zwischen Fühlen und Denken her. Sie betreibt seelisches Gleichgewichtsstudium. Pah, sagt sie, das Gefühl ist das Bestimmende. Es ist gleichgültig, an wen ich es verschwende. Die Hauptsache ist, daß ich liebe und liebend meiner Liebe ledig werde. Ich erstrebe die Blasiertheit; denn Gefühle sind Ballast. Ich möchte befreit sein von den Kinderkrankheiten der Empfindung! . . .

Aber einmal spricht sie es mit beinahe naiven Worten aus, daß ihr Reichtum eigentlich Armut, ihre Tugend eigentlich eine Not ist. Sie zerreißt das Lügengewebe, verleugnet Dressur und Pose und bekennt: „Ich habe auch einmal Kinder haben wollen, Butterbrote schmieren, Zöpfe flechten; ich habe einmal gedacht wie alle Frauen, lieben wollen wie alle Frauen, ich hätte glücklich werden können im herkömmlichen Gleise wie viele Frauen. Ja, das hätte ich können." Die Schauspielerin sinkt in die Knie und zeigt mit einem verstörten Lächeln ihr nacktes Herz. Tödliche Wunden brechen auf, und leise sickert rotes Blut . . .

Hans Harbeck

Der Romancier Oscar A. H. Schmitz

567 Seiten!

„Wenn wir Frauen erwachen . . ." (frei nach Ibsen, auch die vielversprechenden Punkte).

Ein Sittenroman aus dem neuen Deutschland. Auch „der langersehnte Schwabinger Roman" genannt.

Von Oscar A. H. Schmitz.

Was will das Buch nur eigentlich? Es geht so fürchterlich viel vor, eine Unmasse Menschen werden angedeutet, mit irgendeiner allzu deutlichen Eigentümlichkeit behängt und dann mitgetrieben bis auf die letzte Seite (wirklich; ganz zu Schluß erfährt man, was nun aus allen geworden ist) und schließlich findet man den Erfahrungssatz bestätigt, daß eine Gans eben eine Gans bleibt.

Wozu nur all die Kulissen? Diese Binsenwahrheit hätte man doch auch ohne all diese Verwandlungen abhandeln können. Wozu ein verzeichnetes Schwabing, wozu diese Zerrbilder von Künstlerfesten, wozu diese mein Herz hüpfen machende Apotheose der Bals parés im Deutschen Theater, als Stätten vornehmsten Lebensgenusses? Wo-

Digitized by Google

zu all diese Popanze, die dem armen Mädchen Amélie an den Weg gestellt werden, und die an den „Wendepunkten" ein Wort äußern, das nun sofort die Entwicklung der Heldin radikal beeinflußt?

Améliechen bleibt halt eine Gans und schreibt schließlich ihren Bekenntnis-Roman „Wenn wir Frauen erwachen . . ." (Oscar A. H. Schmitz fand diesen für Amély angemessenen Kitsch-Titel, „Barthmann hatte gesagt, der Titel sei die Hauptsache und so nannte sie ihren Roman: . . .", auch seinem Buche angemessen. Amélies Pseudonym Amalasunta verwendet er nicht für sich). Ein geistvoller Dr. Desterot bleibt geistvoll. Am Anfang sagt er: „Es ist keine Lustbarkeit, sondern eine Feier. Fühlen Sie den Unterschied?" Und am Schluß sagt er: „Man braucht nicht immer interessanten Menschen nachzulaufen; man soll mit dumpfen Menschen reden. Um sie verbreitet sich oft eine behagliche Torheit von ungeheurer Lebenswärme". Kurz, Geist am Anfang und am Ende. Dr. Cornelius, trotzdem ihm seine Novellen in der Mitte des Buchs zurückgeschickt werden, wird ein bedeutender Schriftsteller, was Oscar A. H. Schmitz schon in dieser Stelle angedeutet hatte: „Amélie platzte fast vor Ärger, sagte aber nichts. Am folgenden Tag schrieb Cornelius in sein Tagebuch: Die Welt ist offenbar unvernünftiger, als ich glaubte. Mir fallen die Schuppen von den Augen." Und Baron Wichersheim kriegt Amélie dank seiner Erfahrungen aus der Zuhältertätigkeit schließlich doch. Er wischt ihr eines mit der Reitpeitsche und „Amélie war fast sprachlos vor Verwunderung, daß ein „Kulturmensch" im zwanzigsten Jahrhundert den Mut zu einer solchen Brutalität besaß . . ."

Dogmatisch: Das Buch handelt nicht nur von der Gans Amélie, sondern scheint leider auch von ihr oder wenigstens ihrem Standpunkt aus geschrieben zu sein. Wir wollen Bücher über Krétins lesen, aber sie sollen vom Talent geschrieben werden. Den Dr. Desterot und Dr. Cornelius, ihren ersten Mann, kann nur eine Amélie bedeutend finden, die Religion der Hosenfalte kann nur für eine Amélie Erlösung aus dem Schwabingertum sein. So schmutzig und langweilig kann nur eine Amélie die Schwabinger sehen, ein Dichter hätte Menschen entdeckt, farbige, komische, begeisterte, brennende: Amélie Schmitz sah nur Schweine und Idioten. Und schrieb in einem saloppen, unrhythmischen, leierhaften Deutsch über sie.

„Wenn wir Frauen erwachen . . ." ist ein langweiliger ungekonnter Roman mit lächerlichen, philosophischen Einlagen. Aber eines zeigt er: wenn Oscar A. H. Schmitz erst die Aspirationen vergißt, mit unbegründeten und mäßig orientierten „Unsittlichkeiten" vorurteilslos zu prunken, wenn er sich mit einem rasch angedeuteten außerehelichen Beischlaf begnügt und Notizen aus dem Studium des Großstadtschlammes unverwertet läßt, so kann er mit der Zeit die Erbschaft der Herren Stratz, Höcker, Skowronnek antreten und ein beliebter Unterhaltungsschriftsteller werden. Den Dialog der feinen Kreise beherrscht er ja jetzt schon.

Fast hätte ich das Wichtigste vergessen. Oscar A. H. Schmitz läßt uns „einen Blick in die Dichterwerkstatt" tun: „Dieser Roman wurde in Paris

Digitized by Google

1906 geplant, in Wien 1907 begonnen, in Berlin 1908 fortgesetzt und verworfen, 1911 wieder aufgenommen und unter der Mitternachtssonne 1912 vollendet".

Und leider 1913 in München verlegt.

Ulrich Rauscher

Michaïl Kusmins Geschichten

Ein Band „Geschichten" von dem Russen Michaïl Kusmin ist, ins Deutsche übersetzt, bei Georg Müller in München erschienen. Ich sage das, denn ich bin diesem Buch dankbar wegen seiner luftigen Schönheit. Es handelt sich (zwar) nicht um Seelenzerlegung und Menschengestaltung darin, aber eine Melodie erklingt, die zu Herzen geht: wenn hinschwebender Holdheiten im diesseitigen Treiben gedacht wird, und auf sanften Wegen Menschen dem Glück entgegengeführt werden. Einiges Süße der Erdenluft ist hier in Worte keineswegs „gefangen", sondern in Worte sanft gebettet, in Worte geküßt.

Die schönste Geschichte heißt „Flügel". Sie handelt von Homoerotischem. Aber das wäre nur einer frühen, barbarischen Zeit kurios vorgekommen —, einer barbarischen Zeit, die noch den Homosexualverkehr verbot und verfolgte. Wir werden heute bei dieser Mitteilung nicht verweilen, sondern werden vom Liebreiz eines Werkes sprechen, das dem billigen Vergnügen, Bürgern aufzufallen, genau so entfernt liegt wie der pathetischen Verfechtung seines Charakters als eines sogenannten „reinen" Kunstwerks, — letztere Ernsthaftigkeit hätte hier leicht mit schmalzhelleniſchen Allüren und voll ausholender Bildung auftauchen können.

Nein: das Buch ist kultiviert genug, um in Sexuellem so naiv zu sein, wie es der Lust gerade zuträglich ist. Es kümmert sich wenig um Rhetorik, mit Anklagegefühlen gegen das heut Vorgeschriebene ist es gar nicht getränkt, es bringt Liebesgeschichten. Es bringt Sinnendichtungen, aber ohne Lehrhaftigkeit. Zarte und schwellende Melodien, aber keine Reklame für die Firma „Frack & Dionysischer G. m. b. H."!

Vielmehr bringt es Gebilde, denen ein Mensch seinen menschlichen Odem einblies. Bei den größeren beiden Novellen des Buches liegt in dem Abgerissenen der Szenen, Landschaften, Wortwechsel das Weltgefühl. Symptomatisch ist ein willkürliches, unnotwendiges Ankommen zufallshafter Menschen, ihr nicht vorauszuahnendes Bedeutsamwerden, das langsame Sichverketten des einen mit dem andern. Alles vollzieht sich in einer plötzlichen, nebelhaften, verführerischen, grundlosen Welt, deren Realität ein Rätsel ist und einen auffordert, danach mit beiden Händen zu greifen. — Alles vollzieht sich dämmernd, aber ohne jene heut so angesehene genügsame Schwermut.

Die seelischen Vorgänge sind nicht dargestellt, sie schimmern nur lyrisch hindurch. Geschichte „Flügel" — in der Erzählung des äußerlich Faktischen rührt einen etwas Unerzählt-Gebliebenes: die Frühdämmerung eines Epheben; Halberfaßtes, das sich zur Gewißheit befestigt; langsam aus dem Unterbewußtsein Emporsteigendes. Daß es aber unerzählt bleibt, gibt dem Buch wiederum den unberührten Liebreiz des Wenigbewußten, diesen süßen Sonnenaufgang der Wollust.

Ernst Blaß

Weininger und — Sternickel

Wenn der Mörder Sternickel ein „großes Ding gedreht" und — vielleicht in mehr Fällen, als sich bis zur

Digitized by Google

Zeit vermuten läßt — einen Menschen abgewürgt hatte, ging der Wehrwolf hin und erwarb von dem blutigen Ertrag seines Mordens — Tauben. Sanfte Täubchen, die er zärtlich hegte. In allen Steckbriefen wurde seine Leidenschaft für die Taubenzucht als besonders auffallendes Merkmal bezeichnet.

Welche dunklen Mächte leiteten den Menschentrieb; sich liebend einer Kreatur zu nähern, derart irre, daß ein Mensch für andere Menschen nur die Summe alles Schlechten in sich übrig hatte, während er das bißchen Liebe — oder Neigung — das er zu vergeben hatte, Tieren bot?

Wer erklärt das Rätsel?

Ein Freund, der in seiner Jugend als politischer Schriftsteller ins Gefängnis kam, erzählt mir folgendes:

Als ich krank wurde, kam ich ins Lazarett, in dem auch die Kranken des benachbarten Zuchthauses untergebracht wurden. Mein Fenster lag nach dem Hof, auf dem die Rekonvaleszenten sich täglich eine Stunde in frischer Luft erholen durften. Es blieb den Leuten nicht verschwiegen, daß es mit mir nicht zum besten stand. Eines Tages flog durch das offene Fenster, zwischen den Gitterstäben hindurch, ein „Blumenstrauß" auf mein Bett: drei Gänseblümchen, wie sie im Hofe zwischen den Steinen wuchsen, mit einem Grashalm zusammengedreht.

Der Mensch, der auf die Gefahr hin, mit einer Hausstrafe belegt zu werden, hinter dem Rücken des Aufsehers dieses Bukett geworfen hatte, war — wie ich später erfuhr — der Zuchthäusler T., der erst zum Tode, dann zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war. Ein Mörder.

Von diesem T. erzählt man mir ferner, daß er eines Tages auf dem Zuchthaushofe aus der Reihe gesprungen war, um einen vom Dach gefallenen jungen Spatzen vor den rohen Tritten seines Vordermannes zu retten — was seine Bestrafung mit einem Tag Fasten und dem Hohn der andern Züchtlinge zur Folge hatte.

Wer erklärt das Rätsel? Wer kennt sich da aus?

Hat das Phänomen den gleichen Ursprung wie die ausgeprägte Liebe zu Tieren bei menschenhassenden Genies? Otto Weininger war nicht der erste geniale Mensch, der — von sich selbst ausgehend — die Behauptung wagte, daß der Wille zum Verbrechen im Genie so mächtig werden könne, daß sich die Tat des Mörders wie ein Kinderspiel dagegen präsentiere.

Und just bei ihm (wie auch bei andern genialen Menschen) finden wir — zugleich mit stärkstem aus dem Ekel entsprungenen Menschenhaß — eine übertriebene Liebe zu Tieren. Man entsinne sich der Stelle in Hebbels Tagebüchern, wo der Dichter in ergreifenden Worten den Tod eines Eichhörnchens beklagt, dem zur Zeit seines stärksten Menschenhasses seine ganze Liebe gegolten hatte.

Es scheint ein mächtiger und gewagter Sprung vom Tatverbrecher zum Genie, das den verbrecherischen Trieb in der Idee zu bändigen vermag. Indessen fühlt man schaurige Zusammenhänge.

Weininger und — Sternickel: So wenig — und so sehr — vereinbar wie höchster Wille und tiefste Tat ... Wer findet den Zusammenhang?

Der ungeistige Verlorene liebt die Taube. Aber auch der Heilige Geist bedient sich der Gestalt der Taube — schon im christlichen Symbol.

Wer erklärt das Rätsel?

Psychiater to the front!

Peter Scher

Digitized by Google

Stummerl

Ein Armer, dem das Reden versagt ist, heißt im mitleidigen altbayerischen Sprachgebrauch ein Stummerl.

So ein armes Stummerl ist der neue k. b. Staatsanzeiger seit drei Tagen. Er schuldet die Antwort auf eine Frage, die das Münchner sozialdemokratische Organ in die Welt geschleudert hat und die bis weit hinauf das politische Bayern und darüber hinaus die Schichten erregt hat, in denen man Orden und Titel schätzt.

Der Sachverhalt ist dieser: Innerhalb des Zentrums sind Auseinandersetzungen erfolgt über den Anteil der Schuld, der die eine oder die andere Gruppe der schwarzen Fraktion am Scheitern der Königskrönung des Regenten Ludwig treffe. Die bäuerlichen Männer aus dem Volke wiesen auf den Adel der Fraktion. Dieser zeigte seinen Standesgenossen im Ministerium die Bauern als die knausernden Sünder an. Ein bäuerlich interessiertes Zentrumsblatt verteidigte die Bauern und schnob Rache, weil die armen unschuldigen schwarzen Kinder des Landes neben der Verleumdung auch noch den Verlust von Ordensauszeichnungen zu ertragen hatten, denn das über dem mißlungenen Plan erzürnte Ministerium habe die Schädiger ihrer Machtstellung aus der Liste der zur Auszeichnung Vorgeschlagenen, aus dem Bunde des bayerischen Bürgerlebens gelöscht.

Diesem Vorwurf begegnete die Staatszeitung des Ministeriums Hertling mit diesem Dementi:

„In einem Teil der Presse wurden die letzten Neujahrsauszeichnungen mit der Regentschaftsfrage in einen gewissen Zusammenhang gebracht.

Dies ist schon deshalb hinfällig, weil die Vorschläge für diese Auszeichnungen bereits im Ministerrat am 9. Dezember, sohin noch zu Lebzeiten weiland Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold, festgestellt worden sind und späterhin eine Änderung nicht erfahren haben."

Über dieses Dementi fiel nun die Münchener Post her. Sie wies darauf hin, daß die Minister von Hertling, von Leidlein, von Knilling, von Breunig unter den Höchstdekorierten des 1. Januar waren. Und behauptete, da eingestandenermaßen der Prinzregent Luitpold am 9. Dezember schon verfügungsunfähig gewesen sei — am 12. Dezember ist er gestorben — und Änderungen der am 9. Dezember aufgestellten Liste nach amtlicher Darstellung der Staatszeitung nicht erfolgt seien, daß also die bayerischen Exzellenzen sich selbst exzelliert hätten!

Herr von Hertling und seine Kollegen haben beim Jesuitenerlaß gezeigt, wie gut sie ohne Inanspruchnahme des Herrscherwillens zu erben verstehen. Sie haben das Recht dieser Erbschaft beredt zu verteidigen gewußt.

Warum ist ihr Staatsanzeiger so stumm, wenn es gilt, ihre Geschicklichkeit zu verteidigen, im Angesichte des erlöschenden Herrscherwillens vom Erbe an Auszeichnungen Besitz zu ergreifen, deren sie sich für würdig halten?

Hier ein in die Öffentlichkeit geschleuderter Zweifel, den auch der himmlischste Positivismus nicht still erträgt, dort neues Preßdezernat im Ministerium des k. Hauses und des Äußern, neuer Staatsanzeiger und kein Wort der Beschwichtigung.

Stummerl?!

Balthasar

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Herr Raymond Poincaré — Präsident der Republik

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

Frankreich freut sich. Das Parlament hat ihm soeben nach zwei Wahlgängen den Präsidenten gegeben, den es sich wünschte, den Präsidenten, den zu wünschen die große Presse, geschickt inspiriert, es veranlaßt hatte: Raymond Poincaré. Die Führer der Radikalen und Radikalsozialisten hatten wohl versucht, ihm ihren Mann entgegenzustellen, einen liebenswürdigen Mann, einen „bon garçon", der nicht ohne Klugheit war. Aber Poincaré hatte die Herzen für sich. In zwei Gängen war Mr. Pams außer Gefecht gesetzt. Die Deputierten, zur Erledigung ihrer Pflicht eingeschlossen, hatten doch die Stimme des Volkes gehört, welche Poincaré rief. Und selbst jene, welche zu widerstehen versuchten, ließen sich rasch umstimmen.

Der neue Präsident hat die äußere Politik Frankreichs seit einem Jahre in einer Weise geleitet, die nicht nur (mindestens) geschickt schien, sondern unter allen Umständen auch würdig war. Bis auf einen Fehler, bis auf sein zu enges Zusammengehen mit der russischen Politik, war er in Übereinstimmung mit dem Land, wenigstens soweit es Zeitungen liest und zu denken glaubt. Aber im Gegensatz zum Vorgehen des Ministers Caillaux, das würdelos, wenn auch klug war, verstand er immer vornehm und entschlossen zu scheinen. Kurz, er verstand, zu gefallen. Und da unsere nationale Eitelkeit groß ist und da der frühere Präsident in seiner gutmütigen Einfachheit eine zu derbe, bauernmäßige Figur neben den Souveränen Europas war, schien Poincaré würdig, Präsident zu werden.

In der Tat, er ist fähig, die höchste französische Würde zu tragen. Er besitzt die ererbten Eigenschaften der Rasse, den hellen, klugen, scharfen Verstand, die Vorliebe für klare Umrisse, für gerade Linien, für monumentale

Digitized by Google

Architektur. In seinem Geschmack, in seinen Willensäußerungen ist er „klassisch" wie das Palais in Versailles, wo er gewählt wurde. Er hat das Blut der Rechtsgelehrten in sich, die neben der alten Monarchie das arbeitende Bürgertum vertraten, das Blut der Parlamentarier, die seit der Konstituante von 1789 bis zu den republikanischen Versammlungen sich bemühten, in das soziale Leben und in die Verwaltung die Eigenschaften dieses Bürgertums einzuführen: Ordnung, Regelmäßigkeit, Klarheit.

Die Geschichte seines Lebens zeigt diese angeborenen Eigenschaften. Mit sicherem und gleichmäßigem, obgleich raschem Schritt hat er den ganzen cursus honorum durchlaufen, den die dritte Republik ihren Söhnen eröffnet hat. Mit zweiundzwanzig Jahren war er erster Sekretär der Advokatenkammer, mit sechsundzwanzig Deputierter, mit dreiunddreißig Minister, mit siebenundvierzig Mitglied des Conseil de l'ordre des avocats (Rat der Advokatenkammer), mit achtundvierzig Mitglied der Akademie, mit einundfünfzig Vorsitzender des Ministerrats, und der Zweiundfünfzigjährige ist nun Präsident der Republik. Das französische Kleinbürgertum liebt die, die so ihren Weg machen.

Ist er ein großer Geist? Hat er Sinn für die großen ökonomischen Bewegungen, für die keimenden Volkskräfte, für die große soziale Entwicklung, mit einem Wort: diesen historischen Sinn, welcher die wahren Führer der Völker auszeichnet? Die Wahrheit zu sagen, wir glauben es nicht. Ebenso steht es mit seinen Programmreden, die ein Nichtverstehen, wenn nicht gar ein Ignorieren der Forderungen des Volkes verraten. Hat er als Ersatz für diesen Mangel den Schliff des parlamentarischen Taktikers, das Geschick des Piloten, der im Sturm sein Schiff bewahren will, ohne in dem Augenblick an seinen Kurs zu denken? Nein, gewiß nicht. Sein jäher Charakter ließ ihn nicht ein beliebter Parlamentarier werden. Hätte er in seinem Kampf um die Präsidentschaft als Führer und Stütze nicht den Charmeur des Parlaments, „die Sirene" Aristide Briand, gehabt, so wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach durchgefallen. Von diesem erzählt man den merkwürdigen Ausspruch: „Wer ist Poincaré? Ein Advokat. Wenn es sich im Parlament um eine große Sache handelt, kommt er herbei mit seiner Aktentasche, bewundernswert vorbereitet. Er macht sie auf und hält seine Rede, sehr schön, sehr klar, sehr gründlich. Dann legt er die Faszikel

Digitized by Google

zusammen und bildet sich ein, daß alles erledigt und zu Ende sei.... Aber gewiß fängt es dann erst eigentlich an!". Der Zivilrechtler Poincaré hat die Akten Frankreichs übernommen. Wenn es plädieren heißt, dann wird er es ganz ausgezeichnet tun. Aber das Leben, vor allem das soziale Leben, — besteht es nur in Schriftsätzen und Plädoyers?

Es sind ganz besondere Schwierigkeiten, die dem Neugewählten bevorstehen. Er ist aufrichtig und ehrlich Republikaner, ein gemäßigter Republikaner, ein republikanischer Laie, — man möchte sagen — ein Dilletant als Republikaner. Als Deputierter oder Senator, immer wurde er gegen die Gegner der Rechten gewählt. Als Kandidat für die Präsidentenwürde hat er in der Nationalversammlung allerdings eine republikanische Mehrheit für sich gehabt. Aber die Rechte hat auch für ihn gestimmt. Die Konservativen haben eifrig für ihn gearbeitet und die Nationalisten, die einen Präsidenten wollen, der regiert, einen Präsidenten, der von allen Prärogativen Gebrauch macht, die ihm die Verfassung von 1875 verleiht, haben mit glühendem Haß alle Parlamentarier bedroht, die nicht für ihn stimmen würden.

Er nehme sich in Acht. Im Jubel der „nationalen Versöhnung", dem Parteigetriebe entrückt und über den Parteien, sind in Frankreich oft Zeiten der ärgsten Reaktion angebrochen.

Kiderlen-Wächters Auslands-Politik

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Zweieinhalb Jahre war Herr von Kiderlen-Wächter Staatssekretär des Auswärtigen. Eine kurze Frist, die aber doch charakteristische Züge trägt. Man kann von einer Politik Kiderlen-Wächters sprechen. Denn der Reichskanzler Bethmann-Hollweg hatte, was sich als ein unbestreitbares Verdienst desselben ausweist, den Entschluß durchgeführt, seinem Staatssekretär des Auswärtigen einen größeren Spielraum für eigene Betätigung zu überlassen, als das zuvor üblich gewesen ist. Da Kiderlen-Wächter eine selbständige Natur gewesen ist und da die staatsrechtliche und geschichtliche Verantwortung an

Digitized by Google

dem Reichskanzler haftet, so zeugt jener Entschluß von der doppelten Einsicht einmal in die Qualitäten Kiderlen-Wächters und zum Zweiten in die Gefahr einer Kreuzung des Ressortministers. Mit dem allem ist nicht gesagt, daß der Kanzler sich in kritischen Abschnitten negativ verhalten habe. Es liegen im Gegenteil Anzeichen vor, daß er die auswärtige Politik Kiderlen-Wächters nicht nur gebilligt, sondern sekundiert hat, wozu bei der Summe von Anfechtungen reichlicher Anlaß vorhanden war. Das gleiche wird, wenn auch mit Unterbrechung, von dem Kaiser gelten.

Viele denken bei Kiderlen-Wächter bloß an Agadir. Es wäre oberflächlich, sich nach dieser Episode das endgültige Urteil zu bilden. Aber da sie immerhin hervorstechend ist, mag die Betrachtung dieses Falles voranstehen.

Der Coup von Agadir ist als Bestandteil einer auf Abschluß eines Vertrags gerichteten Politik unterbreitet worden, die Kiderlen dem Kanzler und Kaiser in einer Denkschrift vorgeschlagen und durchgeführt hat. Agadir war die demonstrative Ankündigung eventueller Selbsthilfe. Ich habe im „März" und an anderen Stellen, im Herbst hernach auch gegenüber Herrn v. Kiderlen-Wächter die Meinung offen vertreten, daß die „Ankündigung" wie eine Drohung und die „Selbsthilfe" wie ein Angriff erscheine und dadurch den Vertragszweck erschwere auch die Stimmung lang hinein belaste.

Aber wenn man das Mittel offen beanstandet hat, darf man ebenso offen sagen, daß Deutschland damals durch französische Fehler in eine Lage gebracht war, aus welcher die deutsche Diplomatie sich einen Ausweg suchen oder erzwingen mußte, falls sie nicht düpiert sein wollte. Entgegen einer loyalen Interpretation des deutsch-französischen Marokkoabkommens vom 8. Februar 1909, fing Frankreich auf dem Weg militärischer Expeditionen an, Marokkos innere Verwaltung an sich zu bringen, derart, daß wenn die militärischen Expeditionen schließlich zurückgezogen wurden, die Einmistung der französischen Verwaltung in Marokko zurückgeblieben wäre. Damit war die diplomatische Forderung einer Wiederherstellung des alten Zustandes auf Grund des Marokkoabkommens und der Akte von Algeciras gegenstandslos geworden. Das fait accompli, das Frankreich geschaffen, wies das deutsche Auswärtige Amt auch auf den Weg des fait accomplis. Diese Erwägung führte Kiderlen-Wächter nach Agadir, das im Südwesten von Marokko außerhalb der französischen Okkupationssphäre lag und noch

Digitized by Google

keinen europäischen Herrn hatte. Er hatte noch eine besondere Nebenerwägung: wäre Deutschlands Marine, repräsentiert durch den „Panther", „angegriffen" worden, so lag nach dem deutsch-österreichischen Vertrag ein casus foederis vor. Gottlob, daß diese diplomatisch-juristische Frage nicht erörtert werden mußte. Für die nachträgliche Beurteilung des Diplomaten Kiderlen ist sie erwähnenswert; weit mehr aber die Tatsache, daß der Zweck seines Vorgehens die Erlangung eines Vertrages mit Frankreich über die afrikanischen Gebiete war. Ob die Mittel, ob der Inhalt richtig sei, tritt hinter dieser geschichtlich feststehenden Absicht zurück. Im übrigen war auch der Inhalt, soweit er kompakte Arrondierungen in Afrika anstrebte, richtig. Auch Kiderlens Gedanken, der Verbesserung dieser Arrondierungen selbst Togo zu opfern, um in Zentral-Afrika größere Vorteile zu erreichen, wird von kundigen Afrikanern für klug erklärt. Tatsache ist, daß Kiderlen ein afrikanisches Projekt verfolgte, das weitblickend war und deshalb heute noch nicht publiziert ist. Diplomatisch hatte er den weiteren Vorsatz, mit Frankreich zu Zweit, d. h. ohne England zu konferieren und abzuschließen. Dies hat er erreicht, aber nur formell. Frankreich verhandelte in jedem Stadium seinerseits mit England. Materiell also war mit jenem Postulat nichts erreicht, und dies war deshalb vorauszusehen, weil England und Frankreich vertragsmäßig schon im Jahre 1904 sich wegen Ägyptens und Marokkos solidarisch verbunden hatten. Deshalb glaubte ich damals wie heute, daß dem Weg über London grundsätzlich auszuweichen, nur scheinbar nützlich war und uns die absichtlich endlos langen Verhandlungen gebracht hat. Diese aber nahmen der ganzen Aktion einen Teil ihres ideellen Wertes, und Herr von Bethmann-Holweg konnte seinen Hauptgesichtspunkt, daß ein deutsch-französischer Afrikavertrag ein europäisches Friedensinstrument sei, im Reichstag überhaupt nicht akzentuieren.

So kam die Grundstimmung der deutschen Marokkopolitik nicht voll zu Gehör. Die wichtigen Untertöne wurden durch den hyper-patriotischen Lärm in Frankreich und England übertönt, der die gleichen Geräusche bei den Alt-deutschen weckte und diese wiederum steckten die nicht glücklich geleitete öffentliche Meinung an. Der Höhepunkt der Verworrenheit war die heftige Explosion des Herrn v. Heydebrand, und nun fand Bethmann-Holweg in seiner Erwiderung den Ton gerechten Grolles über die Verwirrung seiner

Digitized by Google

Politik durch kurzsichtigen Chauvinismus. Damals sprach er seinem Staatssekretär des Auswärtigen aus dem Herzen.

Es war viel gestört von dem was Kiderlen-Wächter mit dem Vertrag beabsichtigt hat. Die chauvinistische Brandung hatte Gefahren gezeigt und gezeitigt und die Staatsmänner bekamen überall Oberwasser, die möglichst große Rüstungen für der Staatskunst letzten Schluß erklärten.

Herr von Tirpitz verlangte neue Schiffe. Herr von Heeringen wollte sich nicht durch den Kollegen aus der anderen Fakultät den Rang ablaufen lassen. Die Rüstungsminister regierten überall in die auswärtige Politik herein, auch in Deutschland.

Darin liegt überall eine ernste Gefahr, die niemand drastischer gekennzeichnet hat, als Fürst Bismarck. Ich habe über den Anteil des Herrn von Tirpitz und seines Nachrichtenbüros damals im „März" meine Meinung ausgesprochen und die tatsächlichen Verhältnisse hervorgehoben. Lange nachher habe ich einmal mit Herrn v. Kiderlen darüber gesprochen. Er erwiderte mir wörtlich, die von mir „angeführten Tatsachen seien alle publici juris". Die deutsche Politik hatte vom Spätjahr 1911 zum Frühjahr 1912 Momente, wo sie nicht einheitlich war. Die Schuld hieran ist nicht Herrn Kiderlen-Wächter beizumessen. Er hatte unter schweren Widerständen zu steuern, die durch seinen Tod erstarkt, seinen Nachfolger zu übermannen drohen.

Aber durch das, was im Sommer und Spätjahr bis zu Neujahr 1913 sichtbar wurde, läßt sich der eigene Kurs des auswärtigen Staatssekretärs mit hinreichender Deutlichkeit erkennen.

Das Verhältnis mit Rußland zu bessern war der Zweck der Potsdamer Zusammenkunft. Das Mittel zur Verminderung der Spannung war die Projektierung von Schienenwegen in Persien, soweit es zu dem russischen Interessenkreis gehörte; darin lag mittelbar eine Sekundierung der russischen Politik und ein Vorteil für den Handel Deutschlands. Die russische Gegnerschaft gegen Deutschland erfuhr eine gelinde Abschwächung.

Um die österreichisch-ungarische Politik hat sich Kiderlen zweimal verdient gemacht, zur Zeit der Okkupation von Bosnien und unter Wiederholung der damaligen Taktik im Spätjahre 1912 während des Balkankrieges und der serbischen Aufregung. Diese Sekundantentätigkeit hat dem Bund mit Österreich-Ungarn einen neuen fühlbaren Inhalt gegeben und die Erklärungen

Digitized by Google

des Reichskanzlers im Dezember letzten Jahres dienten diesem Zweck. Sie würden dies mit einer übertriebenen Rückhaltlosigkeit getan haben, wenn nicht acht Tage vorher die offiziöse Nordd. Allg. Zeitung eine deutliche Mahnung an Österreich gebracht hätte, die Inland und Ausland darüber belehrten, daß Deutschland nicht blindlings hinter Österreich hermarschieren könne. Diese ganze Verteilung der Akzente war geschickt, richtig und staatsklug.

Daß Italien trotz Delcasses Mittelmeerflottenmanöver und offiziösen Drohungen mit Entschiedenheit wieder auf den Dreibundsboden trat, stellt der Taktik Kiderlens in der schwierigen Periode des italienisch-türkischen Kriegs, in der es galt auch einen Bruch mit der Türkei zu vermeiden, ein günstiges Zeugnis aus, das in der Erneuerung des Dreibunds in die Erscheinung trat.

Aber das alles ist dann nicht mehr, als diplomatische Geschicklichkeit und Festigkeit, wenn nicht diese Akte begleitet oder geleitet waren durch den planvollen Willen, das Verhältnis zu England von dem Übermaß der darauf lastenden Verärgerung zu befreien. Kiderlen wußte, daß mit der Besserung der Beziehungen zu England ein Abflauen der französischen Erregung eintreten werde; er wußte aber auch, daß England sich nicht dem Vorwurf eines plötzlichen Frontwechsels aussetzen konnte. Deshalb war eine etwas freundlichere Stellung der deutschen und französischen Diplomatie die Voraussetzung einer deutsch-englischen Näherung. Das hat Kiderlen aus den Balkanwirren heraus angebahnt. Es ist nicht nötig, die einzelnen Dokumente aufzuzählen, die Ernennung Marschalls und Lichnowskys, die veränderte Sprache der englischen Presse und Politiker, die letzte Äußerung Kiderlens von den intimen und vertrauensvollen Beziehungen zu England. Man darf sich auch daran erinnern, daß Herr v. Kiderlen auf einem Bankett am 15. Oktober in Berlin mit entschlossenem Optimismus der friedlichen Annäherung persönlich das Wort geredet hat. Am 6. August 1912 aber publizierte Herr Bourdon vom „Figaro" ein Gespräch, das er mit Herrn v. Kiderlen diesen Sommer in Kissingen hatte und das dieser selbst vor dem Druck durchgesehen hat. Damals sagte der deutsche Staatssekretär zu dem Pariser:

„Kann Frankreich nicht seinen Geschäften nachgehen und den Frieden noch durch andere Methoden als durch rein oratorische stärken und dabei doch seine Hypothek auf die Zukunft

Digitized by Google

bewahren? Sieht es nicht, welches Interesse beide Länder daran haben, daß es eine Feindseligkeit aufgibt, die sich auf alle Gegenstände erstreckt? Muß, weil Deutschland und Frankreich einander gegenüberstehen, der eine rot sagen, sobald der andere blau gesagt hat? Ist es z. B. nötig, daß Frankreich die chinesische Anleihe zurückweist, aus dem einzigen Grunde, weil Deutschland die Initiative dazu ergriffen hat?

Vernimmt Europa nicht das dunkle Geräusch, das auf dem asiatischen Kontinent von einer lange eingeschlafenen großen Rasse ausgeht, die sich zu recken beginnt, bis sie sich erheben wird, um gegen ferne Ziele, gegen den Okzident vorzuschreiten? Ist es taub für die Arbeit der noch jungen, amerikanischen Erde und für das Grollen seiner Maschinen?, bemerkt es nicht, daß dieses gewaltige Gebären sich nur auf Kosten seines eigenen Reichtums vollziehen kann? „Ach," sagt Herr v. Kiderlen-Wächter, „der alte Goluchowsky hatte vielleicht nicht unrecht, wenn er dieses Europa unsinnig und blind nannte, da es unfähig ist, sich gegen die Gefahren zu organisieren, die es ohne Rücksicht auf seine winzigen Streitigkeiten packen werden!"

Das sind Gedanken und Worte, die sich ihrer Adresse wohl bewußt waren, aber zugleich den Blick über die Diplomatie empor richten und sich zu den geheimen Solidaritäten und den Gedanken einer Konsolidierung Europas offen bekennen.

Nicht von Herrn v. Kiderlen-Wächter, aber von einem deutschen Staatsmann, der die Auffassung des Staatssekretärs über die künftigen Aufgaben genau kannte, stammt der treffliche Aufsatz über die „Hindernisse auf dem Weg deutscher auswärtiger Politik" in der „deutschen Revue" vom September 1912, der sich gegen die „Militärschriftsteller", gegen die „Übertreibungen der Vaterlandsliebe" im „Kolonial- und Flottenverein" und gegen „das wichtigste Glied in der Kette der unverantwortlichen Politiker, gegen die Alldeutschen" richtet.

Man kann sagen, es hat sich nach kurzen Jahren der Tätigkeit Kiderlen-Wächters ein kräftiger, gesunder und phrasenloser Geist auszubreiten angefangen. Das fühlte man auch aus der Ferne. Diejenigen, die ihn persönlich gekannt haben, bestätigen beinahe einstimmig den Wert, die Selbständigkeit und die Anziehungskraft seiner staatsmännischen Arbeit und Persönlichkeit.

Darum ist man aufrichtig, wenn man sagt, Herr v. Kiderlen war mehr als ein Staatssekretär, er war ein Minister, mehr als ein Diplomat, er war ein Staatsmann, und diese Qualität hat Deutschland genützt und hätte ihm zunehmend genützt. Darum ist sein Tod ein wahrer Verlust für Deutschland. Darum aber auch sind die Ziele, die er aufgestellt und die Methode, nach der er vor allem im letzten Jahr gearbeitet hat, wert, festgehalten zu werden. Die Entwirrung hat unter ihm fühlbare Fortschritte gemacht. Die nützliche Rückwirkung einer gesunden europäischen Politik macht sich bei der

Digitized by Google

Beendigung des Balkankrieges und hoffentlich auch bei der Neugestaltung geltend. Auswärtige Politik in Europa soll nicht bloß „die Kunst sein, auf Kosten anderer die eigene Macht zu vergrößern". Solidarität vermag Mehrwerte zu schaffen, in die sich alle Mitarbeiter teilen können. Der Realist Kiderlen hatte dafür ein Verständnis, für dessen Betätigung freilich die kurze Spanne von 1910—1912 nur einen schmalen Raum frei ließen.

Kiderlen-Wächter hat noch am 13. November 1912 auf das bleibende Verdienst des Idealisten Uhland — „um Deutschlands Kraft und Größe" und auf die Pflicht, seines vaterländischen Wirkens eingedenk zu sein, lebhaft hingewiesen, er tat das mit dem alten Wort, das mir nun bei seiner Lebensarbeit unwillkürlich in den Sinn kommt: „Wer das vergäße, täte mir leid".

Die große Frage / Von Ludwig Thoma

Seit dem 12. Dezember 1912 kann man nicht zur Ruhe kommen über die einigen Personen scheinbar wichtige Frage, ob denn der Prinzregent von Bayern nicht auf Umwegen über die Verfassung zum Könige hätte ernannt werden können. In Klammern: Ich weiß, daß dieses staatsrechtlich nicht ganz korrekt ausgedrückt ist.

Also: hätte ernannt werden können.

Es spielten dann allerlei Schwierigkeiten herein, die in von Gottes Gnaden, von Volkes Gnaden, von Kammer Gnaden zu kulminieren schienen, und man hört auch, daß der Ministerpräsident die Festsuppe, welche er kochen sollte, verbrennen ließ.

Jedenfalls wir stehen vor der Tatsache, daß Seine Königliche Hoheit das Zepter mit starker Hand als Regent hält und ich schlage vor, wir beruhigen uns dabei.

Denn, meine Herren, wem fehlt etwas? Wer vermißt etwas?

Alles geht seinen regulären Gang und die Sonne der Gnade bringt überall schönes Gedeihen hervor.

Wer Geld hat wird Kommerzienrat, wer keins hat erhält den Titel Oberstudienrat, wer sich durch Geist, Anmut und Können auszeichnet, wird

Digitized by Google

Professor, Hofrat, Justizrat, wer hingegen seine Talente in der Viehzucht anlegt, wird zum Ökonomierat erhoben.

Kein Pflänzlein erstickt, wenn es nur im richtigen Erdreich wurzelt, und wenn es gar durch hitzigen Mist in Zentrumsbeeten getrieben wird, kann es sich zur üppigen Pracht entfalten.

Die Orden werden nicht weniger. Jeder seßhafte Staatsdiener kann mit ebenso viel Recht auf ein Michaelskreuz wie auf Hämorrhoiden hoffen, die höheren Sterne und Kronenorden treffen mit der gleichen Pünktlichkeit wie Verkalkungen ein.

Kurz, das Staatsleben ist ein durchaus normales und die Säule der Hierarchie ist darum nicht weniger trefflich fundamentiert, weil sie in einer stumpfen Spitze ausläuft.

Also, wie kommt die Korrespondenz der nationalliberalen Partei dazu, in folgende Worte auszubrechen? „Wir sind der Überzeugung, daß der Entschluß des Prinzregenten Ludwig, dem Lande wieder seinen heißersehnten König zu geben, vom gesamten bayerischen Volke mit hellem Jubel begrüßt werden würde."

Gegen diese täppischen Anbiederungen muß man Stellung nehmen.

Das bayerische Volk ist überhaupt nicht so sehr für den „hellen Jubel" und das Wort „heißersehnt" möchte ich einmal von einem Giesinger Maurerpolier ausgesprochen hören.

Die Bayern sind fürnehmlich in Dingen höfischer Natur recht skeptische Menschen und Übertreibungen rufen hierzuland mehr als anderswo kräftigen Spott hervor. Bei Festreden, wo Not an Worten ist, dürfen solche Ausdrücke fallen, wie „hälle Jubällaute erdrähnen im ganzen Bayernlande", aber nach dem hergebrachten Trompetentusche reden wir wieder nüchtern miteinander.

Wer sich im Lande überhaupt um Politik kümmert, und das ist die Minderzahl, der ist recht wohl zufrieden damit, daß man nicht mit juristischen Verdrehungskünsten an der Verfassung herumdoktert.

Der Bauer, der für den Glanz des Königstitels nichts übrig hat, ist in seinem Wesen sehr mißtrauisch, und Zweifel an König Ottos Krankheit würden wie Giftschwämme wachsen, wenn man ihn absetzen würde.

Natürlich läge auch darin keine Gefahr; das Gerede würde wie nach

Digitized by Google

dem Tode Ludwigs II. versickern, aber wer so penibel ist, daß er die Kammer nicht über ein Königstum von Gottes Gnaden entscheiden lassen will, der mag auch in Betracht ziehen, ob es denn so heilsam wäre, wenn die Schauergeschichten wieder in Schwung kämen.

An liberale Korrespondenten aber sei die ergebene Bitte gestellt, ihre Loyalität weniger reichlich abzuschlagen.

Für Liberale gibt es viel wichtigere Dinge in Bayern, und die Frage, ob der Zwangsvertrieb der Staatszeitung vereinbar ist mit Grundsätzen der Reinlichkeit im öffentlichen Leben, ist entschieden dringender, als die Kümmernis um Formalitäten.

Ich möchte den liberalen Korrespondenten wünschen, daß sie sich unter das „gesamte bayerische Volk" mischten, um zu hören, wie dieses über ihren absonderlich verfrühten und sehr aufdringlichen Kultus urteilt.

Sie würden wahrnehmen, daß das Ansehen des Liberalismus seit dem Anstimmen der Dithyramben merkwürdig gelitten hat, weil es dem kerngesunden Sinn des bayerischen Volkes widerstrebt, zu sehen, wie man auf bewiesene Abneigung mit Schmeicheleien antwortet.

Männlichkeit, Takt, Zurückhaltung hätten der liberalen Presse den Vorteil verschafft, daß späterhin ihr Groll mit Respekt vernommen würde, wenn es einmal so kommen wird, wie es kommen muß.

Vorspiel / Von Knut Hamsun

Daß erwachsene Menschen, reife Menschen einander gut sein können, versteht sich von selbst; aber sogar Halberwachsene und Kinder können eine seltsame Neigung zueinander fassen. Ich weiß von einem Knaben von vierzehn Jahren, daß er ein Mädchen im gleichen Alter liebgewann — und keiner von beiden war konfirmiert. Eine Sommerferienzeit mit Sonne und Heuduft führte ihn zu ihr.

Das Mädchen hieß Elinor, und sie war die Tochter vom Herrenhof. Ein Garten mit Springbrunnen und zwei steinernen Löwen gehörte zu dem Gut, und auf der Treppe standen sechs weiße Säulen. Mittags und abends

Digitized by Google

schallte die Tischglocke über die Dächer des Gehöfts und über die gewaltigen Ländereien hin.

Aber so ein großes Gut bringt wohl nicht immer genug ein, drum verdiente Elinors Vater nebenbei viel Geld, um so großartig wohnen zu können.

Von dem Gut war es nur eine kleine halbe Stunde bis zu den Badeanlagen, dann kam die Stadt selber, und dort saß Elinors Vater Tag für Tag in seinem Kontor und betrieb seine Geschäfte. Elinor fuhr zusammen mit ihrer Mutter oft zu ihm, nie sah man sie den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen. Die Herrschaft gehörte sicherlich zu den Reichen, oder vielleicht war sie auch nicht reich; aber jedenfalls waren es angesehene Leute, und sie hatten zwei Pferde vorm Wagen. Manchesmal kam unmittelbar aus andern Orten Besuch auf das Gut und blieb wochenlang da.

Hab ich gesagt, daß das Mädchen Elinor hieß? Aber wenn Elinor es war, in die der Junge sich verliebte, wie konnte er dann so häufig Ruth, die Tochter des Lehrers, vor ihr auszeichnen?

Ruth war ein Mädchen mit langer Flechte und einem goldnen Kreuz am Halse; sie wohnte mit ihren Eltern in der Nachbarvilla. Weil sie so ungewöhnlich gut lernte, wurde sie oft auf das Gut gerufen, damit sie Elinor bei den Schularbeiten behilflich war. Und das war dann immer eine gute und ergötzliche Zeit. Elinor war eine gereifte kleine Dame, sie verstand so mancherlei und las Zeitungen und Romane, aber sie war eine schlechte Schülerin. Wenn jedoch die beiden Freundinnen über den Büchern saßen, lief es stets so ab, daß Elinor sich zum Lehrer machte, während Ruth gar keine Rolle weiter spielte. Und als schließlich der Knabe Frode auf Ferienbesuch kam, spielte auch er keine Rolle, weil er so schüchtern und so verliebt war.

In einem Sommer mit Sonne und Heuduft kam Frode von Norden her; sein Vater und Elinors Vater standen in ausgedehnter Geschäftsverbindung miteinander, und aus diesem Grunde wurde Frode auf dem Gut sehr geehrt, obwohl er erst vierzehn Jahre war. Elinor aber ehrte ihn gar nicht, sie machte sich nicht das geringste aus diesem jungen Nordländer, der so viele Sommersprossen hatte und so ungeschliffen war — wie sie sagte.

„Ich kann nicht verstehen, daß einer es bei euch da im Norden aushält!"

Digitized by Google

sagt Elinor zu Frode. „So weit entfernt von allem möglichen, von den Städten und der ganzen Welt!"

„Wir haben eine solche Masse Schiffe," erwidert Frode.

„Schiffe?" fragt Elinor. „Haben wir hier etwa keine Schiffe? Allein Papa hat hat ja so viele Schiffe. Und außerdem habt ihr keine großen Wälder zum Holzschlagen."

„O, gewiß haben sie große Wälder," entgegnet Ruth, die es aus den Büchern weiß.

Aber Elinor scheint unbedingt dem Jungen zuleibe zu wollen:

„Eins kann ich gar nicht verstehen. Wenn ihr Mannsleute etwas anfaßt, dann bleibt immer ein Abdruck zurück. Laß das Buch liegen, Frode!"

Ruth entschuldigt ihn:

„Jungen können nicht so fein sein. Du solltest meinen Bruder sehen, wenn er Tabak kaut. Du großer Himmel, die Finger, wenn er ihn herausnimmt und ihn betrachtet! Und dann wird ihm übel, und er wird weiß im Gesicht und dann ganz grün, denk einmal!"

„Wie kann man im Grunde ein Mann sein wollen!" sagt Elinor und schüttelt sich. Und dann wendet sie sich Frode zu und fragt: „Warum bittest du mich nicht, ein bißchen zu spielen, da wir nun mal hier sitzen?"

Frode ist fast krank der schmutzigen Finger wegen und vor Verliebtheit, aber er schaut weit weg an die Wand und pflichtet ihr bei, sie möge doch so freundlich sein.

„Wenn ich kann, will ich gerne versuchen," antwortet Elinor und geht an den Flügel.

Eine herrliche Musik. Sterne und schaukelnde Wellen. Sie beendet ihr Spiel und wartet. Dann sagt sie:

„Man pflegt zu fragen: ‚Was war das, mein Fräulein?' "

Frode bringt es nicht über seine Lippen. Ruth versteht es besser und dankt und sagt, es sei wunderschön gewesen.

„Das ist stark, wie ihr beide immer eins seid!" sagt Elinor beleidigt. „Und immer wählt er dich. Bitte schön, aber ... Gewiß doch, bitte schön!"

„Du spaßest wohl?" fragt Ruth und lächelt erstaunt. „Denkst du an gestern, wo er meinte, ich hätte das schwerste Haar?"

Digitized by Google

Elinor geht vom Flügel fort und setzt sich.

„Nein, voriges Jahr zu Weihnachten, da war's amüsant! Da war der junge Paasche hier. Erinnerst du dich an Herrn Paasche?"

Ruth wird etwas verlegen und bejaht: Gewiß, sie erinnere sich. Der mit der Perle im Schlips sei es doch gewesen?

Und Elinor sagt mit deutlicher Spitze:

„Er war auch aus dem Norden, aber er kam aus Spanien, denk einmal! Das war ein vollkommener Herr. Eines Tages hab ich ihm eine Nelke gegeben. Aber er benahm sich so ungeschickt mit ihr, da habe ich sie ihm ins Knopfloch gesteckt, so daß er meinen Atem fühlen konnte."

Ruth rückt herzu:

„Gott — hast du an ihm herumgebastelt?"

„An ihm herumgebastelt?" fragt Elinor, wie aus den Wolken gefallen. „Nein, ich bastle nicht an Herren herum!" Und nun ist Elinor wieder ein bißchen gekränkt. Dann überwältigt eine Erinnerung sie, ein reiner Roman, den sie in sich trägt: „Eines Tages saßen Herr Paasche und ich vor der Konditorei. Ein fremder Herr, einer von den Badegästen, stand da und starrte mich an und wußte nicht, wer ich war. Da kam auf dem Trottoir ein armes kleines Mädchen an. Ich hatte Mitleid mit ihr und gab ihr etwas Geld. ‚Komm morgen zu mir,' sagte ich, ‚ich bin die und die und wohne im Gutshause.' Das hörte der Herr, der mich anstarrte, und nun wißt ihr wohl, was er tat."

„Nein . . ." sagt Ruth gespannt.

„Ja, denn nun hatte er doch meine Adresse erfahren."

Beide Zuhörer sind sprachlos. Elinor benutzt ihre Verwirrung, nutzt sie aus, steht auf und läßt ihr Taschentuch fallen. Frode eilt herbei, nimmt es auf und reicht es ihr.

„Ein andrer würde es behalten!" sagt Elinor und geht an ihm vorbei.

Frode sinkt in die Erde, er lächelt, steht da, über und über rot, und der Weg bis zum nächsten Stuhl erscheint ihm eine Meile weit. Er getraut sich nicht aufzublicken, denn Ruth beobachtet ihn natürlich; doch schließlich bringt er es fertig, das Taschentuch in seiner großen Knabenhand zu verstecken. Und wieder ist Ruth ihm behilflich und sagt:

„Aber mit Paasche hast du dich doch auch entzweit?"

Digitized by Google

„Natürlich," gesteht Elinor ein, „es entstanden Reibereien zwischen uns. Das kommt überall vor. Ha — und was für Reibereien! Es ging so weit, daß er mich immer wieder bat, ohne daß ich ihn erhörte. Und erst als er es dreimal gesagt hatte, nahm ich seinen Arm."

Das ist zu viel, Ruth schöpft Verdacht, sie glaubt Elinor nicht.

„O, du schneidest sicher auf," sagt sie.

„Ich schneide auf? Frag nur Paasche selbst, wenn er wiederkommt! Leider schneide ich nicht auf. Es war bittrer Ernst, als er mit gesenktem Kopfe von mir ging und sagte, nie mehr werde er auf das Wort eines Weibes bauen."

Ruth glaubt nicht recht zu hören. Sie sieht Elinor an, sieht Frode an. . . . Nein, sie hört nicht recht.

„Das war damals, als ich ihm den Ring zurückgab," fährt Elinor fort, indem sie zu Boden blickt und an einer Kleiderfalte zupft.

Da erhebt Ruth sich auf einmal und ist ihrer Sache ganz sicher:

„Was faselst du denn! Du hast ja gar keinen Ring gekriegt. Mir hat er ihn gegeben."

Auch Elinor steht auf, und ihre Augen sind sogar feucht von ihrer eigenen Erzählung.

Als alle drei auf den Hof kommen und in die Laube gehen wollen, zieht Elinor den Knaben Frode beiseite und sagt:

„Aber das ist jedenfalls wahr, daß er eine Nelke von mir bekommen hat und sie bis zu seinem Tode aufbewahrt."

* * *

Es ist Weihnachten und Ball auf dem Herrenhof, viele Halberwachsene und Kinder sind da, und Elinor und Ruth sind rosa gekleidet. Der junge Paasche ist im Frack; er kommt diesmal zusammen mit seinem Vater aus London; aber der junge Frode kommt von Hause und ist bloß im Joppenanzug.

Und doch wird dem Knaben Frode auf dem Gut am meisten Achtung erwiesen — mag es nun liegen, woran es will. Nur Elinor erweist ihm vielleicht nicht so viel Achtung, sie tanzt jedenfalls meistens mit Mr. Paasche aus London.

Digitized by Google

Der Walzer — —

Sie hat ihn Frode zugesagt. Hemmt ihn nur nicht, helft ihm lieber ein bißchen zurecht durch den langen Raum! Er zögert noch eine Weile ... Säße sie doch bloß nicht ganz da drüben! Da, nun hat Paasche sie geholt, und die beiden tanzen Walzer.

Frode grämt sich den ganzen Abend; er ist nicht imstande, um einen neuen Tanz zu bitten, und versteckt sich. Ruth findet ihn auf, Ruth ist so gut, so unvergleichlich in solchen Dingen, sie engagiert ihn, und sie tanzen. O, wie sie tanzen!

Aber mag es sein, wie es wolle, Mr. Paasche aus London will auch am liebsten mit Ruth tanzen, obwohl sie nicht Tochter vom Herrenhof ist. Und Ruth wiederum will mit ihm tanzen. Sie verstehen einander so gut.

Elinor verläßt ihren Stuhl und geht durchs Zimmer auf die Tür zu, wo Frode steht. Sie will ihm eine neue Gelegenheit bieten. Allerdings ist er nicht zum Walzer erschienen, sondern hat mit Ruth tanzen wollen, auch er. Und doch ist Elinor dem Knaben Frode zugetan und keinem andern. Alle seine Sommersprossen sind jetzt verschwunden, und im letzten Winter ist er so groß geworden. Denkt sie nicht daran, wie er sich vor ein paar Abenden auf der Eisbahn ausnahm? Da ist Frode von allen bewundert worden ... ja, er warf seinen geschmeidigen Körper wie eine Peitsche über das stählerne Eis hin. Paasche aber machte da gar nichts aus, der stand bloß fröstelnd da in seinem Pelz!

„Du betrachtest Ruth?" sagt Elinor zu Frode.

„Ja," erwidert er und lächelt; denn es ist ja nur ein Scherz von ihr.

Frode ist so dumm und unbeholfen und verlegen, er steht noch eine Weile da und schaut eifrig nach einer Wand hin und lächelt.

„Niemand will mit mir tanzen!" sagt Elinor dann und eilt hinaus.

Aber da eilt ihr Frode nach. Ja, auf den Gang und auf die Treppe hinab, wo es nicht so hell ist. Dort kann er besser Rede und Antwort stehn.

Elinor hält inne und sagt:

„Ich habe Paasche niemals eine Nelke gegeben, wie ich erzählte."

„Nein, nein," erwidert Frode. Und bald darauf bringt er folgendes heraus: „Ich hab dein Taschentuch vergessen. Und du sollst es natürlich wiederbekommen ..."

Digitized by Google

„Ich laß es dir gern," antwortet sie.

Da bemächtigt er sich ihrer Hand und dankt.

* * *

Viele Jahre später sagt Frode wohl an einem Weihnachtsabend zu seiner Frau:

„Kannst du verstehn, Elinor, daß unser Freund Paasche ein so tüchtiger Mensch geworden ist?"

„Dazu hat Ruth ihn gemacht," erwidert Frau Elinor. „Sie war eine ausgezeichnete Frau für ihn."

Pause.

„Aber du warst auch die rechte für mich," sagt Frode.

(Autorisierte Übertragung von Hermann Kiy)

Chinesische Geistergeschichten

Von Hermann Hesse

„Chinesische Geister- und Liebesgeschichten" hat Martin Buber in einem kleinen Bändchen bei der Literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. herausgegeben. Es handelt sich bei diesem überaus merkwürdigen Buch weder um eine poetisch-gelehrte Spielerei, noch um einen der üblichen belanglosen Beiträge zur sogenannten Folkloristik, sondern um die Erschließung einer Märchenwelt, die wir noch nicht kannten und die nach dem Schi-King und nach den Gleichnissen des Tschuang-Tse das dichterisch Wertvollste ist, was ich überhaupt aus der chinesischen Literatur kennen gelernt habe.

Der Dichter, der diesen seltsamen, uralten Geschichten ihre Form gegeben hat, war Pu Ssung-Ling, ein armer Student und erfolgloser Gelehrter im siebzehnten Jahrhundert, und es ist schade, daß wir nicht mehr von ihm haben, denn seine Geistersagen sind so einheitlich erzählt und so schön im Ton, daß man sie recht wohl mit den Märchen und noch mehr mit den Deutschen Sagen der Brüder Grimm vergleichen darf. Es sind volkstümliche Spukgeschichten, die ganz wie ihre europäischen Schwestern von Geistern Verstorbener und Dämonen, von Träumen und Visionen

Digitized by Google

handeln. Nur ist die Welt des Tages und des Menschentums zu der Welt der Nacht und des Dämonischen nicht in einen scharfen Gegensatz gestellt, die Geister gehen wie in Hoffmannschen Märchen am hellen Tage und mitten zwischen den Verrichtungen des Alltags ihre Wege, kreuzen die Wege der Menschen und treten zu ihnen beständig in enge Beziehungen, die nicht auf Furcht und Grauen, sondern auf Zuneigung und freundlichster Nachbarschaft beruhen. Wie der geliebte schöne Leib eines Mädchens geisterhaft wieder beseelt und der Liebe zurückgegeben wird, so werden Bilder, Tiere, Gegenstände, ja Träume und Gedichte zu schönen feinen Geistwesen, die überall durch das Leben der Menschen gehen und mit Anmut und Adel sich zwischen den Lebenden bewegen.

Zum unbegabten Studenten kommt der Geist eines toten Richters, gegen den sich jener höflich benommen hat, und bringt ihm Weisheit bei. Im Garten des Einsiedlers werden Blumengewächse zu schönen Frauen und verklären sein Leben. Ein Sternbild vom Himmel verliebt sich in einen Menschen und kommt zur Erde, um Glück und Leid zu kosten. Menschen werden in Vögel verwandelt und liebreiche Geister machen Speise aus Erde, Kleider aus Blättern. Dabei geht es, wie es in Spukgeschichten soll, oft etwas wirr und traumschwül zu, auch die chinesische Freude am Grotesken schlägt gelegentlich unlogische Schnörkel, alles in allem aber ist nichts Dummes dabei, es herrscht ein Zusammenhang der Dinge und eine Verschiebung des Möglichen genau wie im Traume, und der Geist des Ganzen läuft in einer für uns Fremdlinge beschämenden Weise rein auf Gerechtigkeit und Güte hinaus, nicht auf Bosheit und wilde Grausamkeit, wie so viele unsrer Geschichten.

Leider bin ich noch nie bis nach China gekommen; aber ich habe wundervolle Tage in den Chinesenstädten der hinterindischen Halbinsel und des Archipels verbracht und ich werde es nie vergessen, wie da zwischen entgleisenden Naturvölkern und zivilisierten Raubvölkern still und schön, fleißig und heiter, geschmackvoll und kultiviert die Chinesen leben. Jene lichte, doch kindliche Gescheitheit, die ich dort auf Tausenden von Gesichtern leuchten sah, jene ruhige Heiterkeit und betriebsame Genügsamkeit, die dort auf Gassen und in Tempeln mir hundertmal entgegentrat, die weht und lächelt auch in diesen feinen phantastischen Dichtungen, die so gleichmäßig und

Digitized by Google

dabei so voll wirrer Fülle sind wie ein alter chinesischer Seidenteppich, auf dem Hunderte von Vögeln, Drachen, Blumen, Menschen, Bäumen und Wolken in feiner geduldiger Stickerei nebeneinanderstehen und, ohne daß man wüßte, wie sie zusammengehören, eine stille frohe Welt bilden, deren Schönheit wir Abendländer nur eben noch begreifen, doch weder erklären noch nachbilden können.

Es geht da so zart und anmutig zu: „Er bemerkte eine junge Dame mit ihrer Dienerin. Sie hatte eben einen Pflaumenblütenzweig gebrochen, und ihr lächelndes Gesicht war unwiderstehlich. Er starrte sie an, ohne den Anstand zu beachten; und als sie vorbeigegangen war, sagte sie zu ihrer Dienerin: ‚Dieser junge Mensch hat glühende Augen wie ein Dieb.‘ Als sie lachelnd und schwatzend weiterging, ließ sie die Blüte fallen; Wang hob sie auf und stand trostlos da, als wäre seine Seele von ihm gegangen. Dann kehrte er in einer sehr schwermütigen Verfassung heim; und nachdem er die Blüte unter sein Kissen getan hatte, legte er sich nieder.“ — Wer sollte denken, daß dies hübsche Mädchen ein Geist, ja eine „Füchsin“ sei! Sie ist es aber und sie wird später von Wang gewonnen und versilbert sein Leben mit ihrem heiteren Lachen.

„Der Ärmel des Priesters“ handelt von einem magischen Priester, und seit ich in Singapore den berühmten chinesischen Zauberer Han Peng Chien lächelnd seine Kunst üben sah, kann ich mir diesen Priester ganz genau vorstellen, der die Leute in seinen Ärmel steigen läßt, wo sie in einem großen Hause zu sein glauben und wo sie Liebesverse an die Wand schreiben, die sie nachher, wenn sie, aus dem Traum erwacht, wieder im täglichen Leben wandeln, mit Befremdung in winzig kleinen, doch deutlichen Lettern im Innern des Rockärmels angeschrieben finden. Noch schöner, vielleicht das Schönste aber ist „Der Traum“. Da legt ein Mann sich am Nachmittag ein wenig nieder, und plötzlich steht vor ihm ein Herr in honigfarbenem Kleide und richtet ihm eine Einladung von seinem Fürsten aus. Der Mann geht mit, er kommt an den Hof des Fürsten, er trinkt dort Wein, hört Musik und genießt Speise, er sieht und liebt die Tochter des Fürsten, er wird ihr Mann und ist eben im vollen Glück, als ein furchtbares Ungeheuer den ganzen Hofstaat zu vernichten droht. Alles flieht, er aber will bei seiner Liebsten bleiben, und über dem Getümmel und Todesschreck wacht er auf

Digitized by Google

und liegt wieder auf der Bank, wo er vor unvordenklicher Zeit sich zur Ruhe gelegt hat. Er hat aber im Ohr ein Summen, dessen Ton ihm vom Traume her seltsam vertraut ist, und als er nachsieht, sind es Bienen, die sich um ihn drängen, und als er weiter forscht, ist ein ganzer Bienenschwarm auf der Flucht vor einer Schlange, die in seinen Korb drang, flehend zu ihm gekommen. Er nimmt ihn auf und tut damit nichts als seinen Dank für all das Schöne abstatten, was er bei den Bienen erlebt hat, denn ihr Hofstaat war der seines Traumes, ihr König war sein Gastfreund, und das Ungeheuer war die Schlange. — In dieser Erzählung ist Traum und Realität so zart und geschmeidig und sinnbildhaft ineinandergewoben, wie auf einer Tempelstickerei magische Bilder und Schriftzeichen ineinandergeschlungen sind.

Martin Buber hat schon manches interessante Buch herausgegeben, aber nichts Schöneres als diese Geistergeschichten, von denen ich gerne noch viele Bände voll lesen möchte.

Pool / Von Carnifex

Die Hapag zahlt 10 Prozent. Die Börse hatte 12 erhofft. Begründung: „Die Verwaltung hat sich ebenso wie in den letzten Jahren von der Erwägung leiten lassen, daß den Aktionären der Gesellschaft mehr mit einer möglichst stabilen Bemessung der Dividende gedient ist als mit einer spontanen Erhöhung. Die Verwaltung durfte ferner nicht außer acht lassen, daß die Beunruhigung des Geschäftslebens durch die politischen Ereignisse noch immer nicht geschwunden ist, sowie daß neuerdings hervorgetretene Konkurrenzbestrebungen es wünschenswert erscheinen lassen, die zur Bekämpfung solcher Konkurrenzen geschaffenen Reserven und andere Rücklagen erheblich zu verstärken." Akzeptiert. Aber fehlt nicht noch etwas? Ist Ballin ganz ohne Konjunkturangst? Oder wittert er das kommende Debacle? Zwei Prozent Dividendenersparnis ist ein hübscher Batzen. Über einige Sturmwochen hilft es schon weg. Und die Aktionäre können sich auch mit dem Gewährten zufrieden geben, haben sie doch seit 1905 den Satz nicht mehr gesehen. Von 1906 bis 1911 ging die Kurve so: 6, 0, 6, 8 9 Prozent. Wer im Niedergangsjahr 1908 Hapag-Aktien kaufte, hat ein gutes Geschäft gemacht. Jene Zeiten mögen den „Imperator" der größten deutschen Schiffahrtsgesellschaft geschreckt haben. Trübe Konjunkturperspektiven und viele tausend Tonnen im Bau. Da heißt es frühzeitig rüsten. Sonst fegt das Krisendonnerwetter durch leere Schatzkammern. Die Politik hat Ballin wohl nicht mehr viel Sorge gemacht. Um so mehr die Konkurrenz. Schon rütteln die Wettbewerber an der Pooltür.

1908 hat man ihn errichtet, den nordatlantischen Zwischendeckspool. Mit internationalem Friedenstamtam wurde er begrüßt. „Einigung in der westlichen

Digitized by Google

Fahrt, ewiger Handschlag usw." Lange dauerte die Freude nicht. 1910 schon kam Unbehagen in die Sache. Konferenz auf Konferenz. Die Kanadabahn, jüngster Überseefeind, wollte gleich alle Taschen voll. Die andern wehrten sich krampfhaft. Schließlich ein Provisorium und dann, nach langem Feilschen, Verlängerung auf fünf Jahre unter Einbeziehung der Mittelmeerfahrt. Daß der Ring nicht halten würde, konnte man damals schon wissen. Und kaum sind dreizehn, vierzehn Monate übers Meer gewandert, da wird die Sache wieder mulmig. Die Kanadaverwaltung hat von der österreichischen Regierung eine Auswandererkonzession Triest-Kanada erhalten. Über den Kopf der eingesessenen Austro-Americana hinweg. Die Amerikaner haben es verstanden. Stellten entzückende Touristenwagen in die österreichischen Züge, unterstützten den Luftsport und haben nun die volle Freude an ihren kleinen Liebesgaben. Kaum hatten sie die Konzession im Sack, wurde ihre Konkurrenzgeste drohend. Die anderen gingen an die Prophylaxe und setzten die Raten herunter. Das meint Ballin, wenn er von „Konkurrenzbestrebungen" spricht.

Man hat gesagt: Der Januar ist der Gewohnheitsmonat für Ratenermäßigungen. Möglich. Aber diesmal sieht es doch ernst aus. Demnächst soll in Berlin der Riß gekittet werden. Die Poolmitglieder wollen sich wieder die Bekräftigungshand reichen. Vielleicht haben sie es schon getan, wenn diese Zeilen aus der Maschine kommen. Aber die Dauergarantie fehlt. Mit Pools ist das so eine Sache. Das Wort klingt weltwirtschaftlich. Noch gewaltiger als „Trust". Aber es ist nicht viel dahinter. Wie hinter allen internationalen Vereinigungen. Von der Genfer Konvention bis zum Schienenkartell. Wenn die Parteien nicht wollen, hilft kein Notariatssiegel. Die Amerikaner streben nach rule the waves. Die Regierung unterstützt sie dabei kräftig. Siehe Panamakanal, Einwandererchikanen und dergleichen Lieblichkeiten. Sie fangen's schlau an. Die Antitrustbill muß herhalten. Damit wird der Pool bekämpft. Das sieht aus wie blinde Gerechtigkeit, ist aber vielleicht ein feiner Schachzug für die Position der Kanada-Gesellschaft.

Wir haben nicht zu lachen. In der Pooltabelle stehen heute noch Hapag und Loyd mit respektablen Ziffern. Aber Feinde überall: Englands Schiffahrtskonzentration bedroht uns, die Vereinigten Staaten gönnen uns nicht die Butter auf dem Brot. Was tut unsere Regierung? Sie schweigt mit der bekannten internationalen Politesse. Aber die anderen halten das Schwert „geschliffen". Es geht um Deutschlands Handelsstellung! Eine verdammt ernste Sache! Die deutschen Gesellschaften bauen sich in Grund und Boden, um gegen die Wut erfolgreich zu sein. Die Regierung sollte nicht zusehen, sondern auch etwas tun. Aber nicht so was wie Handelsprovisorien und derlei Waschlappigkeiten. Sie sieht: Die schönsten Pools nützen nichts. Die deutsche Schiffahrt hat dem Staat soviel gebracht, daß der Staat sich revanchieren darf. Jetzt gibt die Hapag noch 10 Prozent. Kommen einmal Mißkonjunktur und gefräßige Wölfe, so könnte der Turm leicht umklappen. Wäre das dem Staate lieb?

Digitized by Google

Herr Wetterlé / Von Ulrich Rauscher

Ich sprach einmal in der Entrüstung des politischen Jünglings mit Wetterlé über die mehr als seltsame Art, in der ein sehr hoher elsässischer Beamter seinem Sohn ein Pöstchen verschafft hatte. „Aber ja," sagte Wetterlé, „denken Sie, es ist eben ein Vater."

Ein anderes Mal sprach er im Landtag über die lächerlichen Ausartungen der Jagd nach Trikoloren. Rings um seine Schreibmappe waren Zigarettenkasten, Ansichtskarten, Zigarrenkisten, Studentenbänder, Bierzipfel aufgebaut. Er sprach gut, witzig, eindrucksvoll, bis ihn die Heiterkeit der Kammer verführte. Da zog er das blau-weiß-rote Couleurband über die Soutane und hängte den Bierzipfel in seine Schärpe. Und alles war unangenehme Spaßmacherei.

Das sind die zwei Pole seiner Persönlichkeit: leben und leben lassen, und Aufopferung einer Aktion dem lockenden Augenblickserfolg zuliebe, schärfer: Verständnis und Gaminerie. Aus dem Verständnis und seinen warmen, menschlichen Untergründen holt er den Elan seines Kampfes, die Gaminerie bringt ihn um dessen Früchte.

Wetterlé steht in der Soutane, den breiten Hut in der Hand, auf dem Weißenburger Kirchhof, vor dem Grab eines französischen Kriegshelden. Morgens waren wir bei der Totenmesse in der rötlich leuchtenden Kathedrale, nur leise Schritte, viel Kerzen, Frage und Antwort durch das sakrale Dämmer. In den ersten Bänken lehnten die Pariserinnen, ganz diesem frühen Morgen und dem wehen Schlachtengedenken hingegeben. Jetzt ist es hoher Mittag über dem Kirchhof und Wetterlé spricht von Ehrfurcht vor den Helden des 6. Augusts, von stetem Gedenken, vom Elsaß und seiner glorreichen Vergangenheit, von seinem Wein, seinem Korn, seinen Marschällen, seinen Ebenen und Bergen. „Alsace garde préciseusement la mémoire de bienfaits reçus et ne permettra jamais qu'on déchire, qu'on efface ou qu'on rature une des pages où sont écrits les fastes glorieux de son passé!" Seine französischen Sätze klirren kriegerisch und beherrscht durch diesen heißen Mittag. Der gallische Kopf sitzt stark und soldatisch über dem schwarzen Kleid. Alles sah auf ihn, wie auf den kleinen Feldherrn eines hart bedrängten Heeres.

Aber wenn er Kirchturmpolitik macht, regt sich das elsässische Bauernblut. Verschmitzt und launisch. Halbe Frechheiten, angedeutete Absagen. Und zwischendurch ein fast unfreiwilliges Bekenntnis, aus Temperament oder um eine Phrase zu pointieren. Er berechnet so klug die Resonnanz, um mit einem Male ganz auf sie zu vergessen. Sein „Nouvelliste" macht vierzehn Tage lang Politik, um am fünfzehnten eine unpolitische Gemeinheit zu begehen. Man hat das Gefühl, Wetterlé müsse in jeder Äußerung krampfhaft an sich halten, um nicht zu sagen, zu verraten, auszubrechen . . .

Wetterlé ist in jedem Gedanken Elsässer und in jeder Gedankenfolge Franzose. Ihm den Rat geben, darum auszuwandern, heißt jemandem die Haut

Digitized by Google

abziehen, wenn er vielleicht das Hemd wechseln will. Seinen Einfluß im Elsaß zu paralysieren, ist Recht und Pflicht der deutschen Regierung. Nur sollte sie ihm durch wahrhafte Klugheit dabei die Möglichkeiten seines heutigen Einflusses entziehen, statt sie zu vermehren. Man nehme ihm seine Argumente, die Gründe seines guten Kampfes: seine Gaminerie wird ihm dann den Rest geben. Auf Grund abrupter Wolff-Meldungen läßt kein Volk seine Wortführer fahren und wegen Übereilungen auch nicht. Man mache dies Volk so satt, daß es die Fanfare Wetterlé in seiner Verdauungsruhe störend empfindet. Dann ruft es selber ihn zur Ordnung.

Aber Wetterlé, in seiner Ehrlichkeit und seiner Unehrlichkeit, hat seine Sache nicht auf Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des deutschen Volkes gestellt, sondern auf die eherne Basis der Unfähigkeit der deutschen Regierung im Elsaß und das heißt auf keinen Sand bauen.

Ein bayrisches Stück Unglück oder Die Tragik einer Staatszeitung / Von Wilhelm Herzog

Opus 1—18

Es gibt in Deutschland viele schlechtgemachte Zeitungen; die meisten sind reizlos, langweilig, unübersichtlich (vom Niveau gar nicht zu reden) und — wie es scheint — ohne Freude am Metier von geplagten Subalternbeamten zusammengestellt. Man spürt keinen Elan, keine Aktivität. In England, in Frankreich fühlt sich der Journalist als Pionier, als einer, der aufpeitscht, der organisiert, neue Verhältnisse schafft, kurz: als ein Kämpfer.

Bei uns ist der Journalist — von sich mehrenden Ausnahmen abgesehen — der sich gehetzt fühlende Angestellte eines Zeitungsunternehmens, ein oft fleißiger und tüchtiger Arbeiter, dessen Ehrgeiz bestenfalls jedoch dahingeht, geschickt zu lavieren, die richtige Temperatur zwischen den konträren Strömungen, denen er ausgesetzt ist, zu finden. Aber auch diese immerhin schon geistig Tätigen gehören zu den Tapferen, die Sehnsucht nach höheren Zielen haben. Allzu viele sind noch Lohn- und Akkordarbeiter, meist durch die Not des Lebens zurückgebliebene Handlanger ellenbogentüchtiger Unternehmer, deren Interesse sich auf ihre Annoncenplantage konzentriert und die deshalb das von ihnen herausgegebene Insertionsorgan (mit etwas Text) nicht von vorn nach hinten, sondern von hinten nach vorn zu lesen pflegen. Was kann bei solcher Gesinnung und solchen Tendenzen anderes herauskommen als Langeweile, Indifferenz, Stumpfsinn, Liebedienerei, Byzantinismus nach oben und nach unten?

Die französischen Zeitungen leben nicht von den Inseraten, deren sie nicht ein Zehntel soviel haben wie die großen deutschen Blätter. Ich weiß, auch die französischen Unternehmer sind keine Asketen, und die Bestechlichkeit findet dort andere ertragreichere Wege als bei uns. Aber das Zeitungsgeschäft lebt vom Verkauf der einzelnen Nummern.

Digitized by Google

.Bei uns werden Zeitungen, Zeitschriften gegründet, nachdem sich ein Inseratenpächter gefunden hat, für eine bestimmte Summe zu garantieren. So wie man in Berlin Theaterdirektor wird, sofern man die Fähigkeit hat, sich von Schiebern aller Art die Unterpachten (Garderoben, Restaurationsbetrieb, Toiletten) besorgen zu lassen.

Die Konjunktur der Zeit erkennend, hat sich das Königlich bayrische Staatsministerium mit der rührigsten Annoncenfirma, hat sich der bayrische Ministerpräsident, Freiherr Georg v. Hertling, Präsident der Görres-Gesellschaft, nach Kürschner Philosoph und Sozialpolitiker, Dr. phil. et (h. c.) rer. polit., o. Universitätsprofessor, Geheimer Regierungsrat, lebenslänglicher Reichsrat, Mitglied des Reichstages und Exzellenz — uff. —, also der verantwortliche Leiter des bayrischen Staates hat sich dem Besitzer der Annoncenexpedition Rudolf Mosse hingegeben zwecks Erzeugung eines Staatsanzeigers.

Die Prämissen müssen etwa die folgenden gewesen sein. Herr v. Hertling sagte sich: Preußen hat einen offiziellen Staatsanzeiger, Württemberg, Sachsen, Baden hat einen. Warum soll gerade Bayern, das ihn unter den schwierigen Verhältnissen am nötigsten braucht, staatszeitungslos weiterleben? Langweilig sind die nachbarlichen auch, und was die Preußen können, das können wir schon lange. Das wichtigste ist, die ganze Sache auf eine andere fruchtbarere Basis zu stellen. Und was den Herren in der Wilhelmstraße nie ins Gehirn gegangen wäre, was, wenn es gegangen wäre, sie für unmöglich, indiskutabel und absurd erklärt hätten, das fand am Promenadenplatz in München nicht nur wohlwollende Aufnahme, das saubere Plänchen wurde gehegt und gepflegt, bis daraus mit Mosses Hilfe der Königlich bayrische Staatsanzeiger entstand.

Die Geburt der Tragödie Staatszeitung aus dem Geiste eines Jesuitenschülers und eines anschlägigen jüdischen Kopfes.

Das mußte etwas Besonderes geben. Vorne: die amtlich beglaubigten Weisheiten der bayrischen Staatsmänner, Erlasse, Verordnungen, „Erläuterungen zu Maßnahmen" einer königlichen Regierung; hinten: Mosses Plantagen.

Und allein dieses Neuartige an der Finanzierung eines Unternehmens, das sich „Königlich bayrische Staatszeitung" gesetzlich erlaubterweise nennen darf, macht das langweiligste, fadeste, abgestandenste Organ zu einem nicht uninteressanten Produkt unserer Zeit.

Hat der „Deutsche Reichsanzeiger" oder die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich mit dem findigsten Annoncenakquisiteur liiert, sind an ihrem gewiß mageren Geschäft etwa als Kompagnons Mosse oder Hasenstein & Vogler beteiligt?

Nein; und was dem Verleger des „Berliner Tageblatts" nie bei Bethmann-Hollweg gelungen wäre, das vollzog sich unauffällig und mühelos binnen kurzer Zeit zwischen den Vertretern des Herrn v. Hertling und denen des Herrn Mosse.

Aber Geschäftssinn, skrupellose Ausübung der durch Geld oder Fürstengunst verliehenen Gewalt und chronischer Ideenmangel reichen noch nicht aus, um eine Zeitung zu machen, die Leser findet. Man muß zu Zwangsmaßregeln

Digitized by Google

greifen. Man muß alle Behörden, alle Beamten, alle abhängigen Staatsangehörigen zwingen, diese Zeitung zu abonnieren, dann bekommen sie dadurch allein — so rechneten die schlauen Projektenmacher — 16000 feste Abonnenten. —

Mosse lachte sich ins Fäustchen. Wenn ich meinen Kunden sagen kann: Königlich bayrisches Regierungsorgan und von der ersten Nummer an: 16000 feste Abonnenten, dann kriege ich soviel Inseratenseiten zusammen wie, unberufen, für mein Tageblatt. Für zwanzig Seiten garantiere ich im voraus.

Der gewiegte Geschäftsmann aber wird sich irren, und so, wie sein Kollege Scherl kein Glück gehabt hat, als ihn sein Ehrgeiz nach München trieb, so wird auch Hertlings vorsichtigerer Bundesgenosse nach der Jerusalemerstraße bußfertig zurückkehren.

Denn: die ersten achtzehn Nummern des Hertlingschen Regierungsorgans (mit Mosseschen Inseraten) sind erschienen. Vor mir liegen sie auf dem Schreibtisch.

* * *

Wir wollen Christi Worten folgen und unsere Feinde lieben: der Eindruck ist mitleiderregend.

Sie beginnt mit einer unrichtigen Angabe: „Die Bayrische Staatszeitung (mit Kgl. bayrischem Staatsanzeiger) erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage" Aber diese erste Nummer ist vom 1. Januar. Ist Neujahr kein Feiertag? Sie konnte jedoch das geheimnisvolle Dunkel nicht mehr ertragen und deshalb die Frühgeburt.

Unter dem Titel: „Bayrische Staatszeitung, Kgl. Bayrischer Staatsanzeiger" steht zwar Bayerns Wappen und brüllen die bayrischen Löwen, darunter aber predigt in einem Leitartikel syrupsüß jesuitische Sanftmut ein langes und breites über die Einerseits-Andrerseits-Aufgaben einer richtig gehenden Staatszeitung.

Wir wollen milde sein und selten Kritik üben, nur das Wesentliche, das Besondere, das uns reizte oder auffiel, aus jeder Nummer herausholen und hierher stellen. Ganz sachlich. Nur Zitate. Und nur zuweilen ein Wort zur Erläuterung hinzufügen. Wir wollen ein Archiv anlegen für die Leistungen des Mosse-Hertlingschen Geistes, und wir rechnen dabei nur auf den Dank der Nachwelt. Wenn Schiller und Goethe, Castor und Pollux schon so getreue Historiographen gehabt hätten, es stünde besser um unsere Geschichtsschreibung. Das Dioskurenpaar Mosse-Hertling soll vor einem solchen Schicksal durch uns bewahrt werden.

Eins bleibt immerhin festzustellen: das Blatt trägt seinen Namen zu Unrecht. Mit dieser Staatszeitung ist wahrhaftig kein Staat zu machen. Und ihre Erzeuger — sowohl der Philosoph wie der tüchtige Manager — bekämen ohne weiteres mildernde Umstände zugebilligt, wenn sie die Vaterschaft dieses faden, stumpfsinnigen, faulen und renitenten Kindes abschütteln wollten. So etwas an weiterverbreitender Öde, ansteckenden Gähnkrämpfen, aufreizender Idiotie

Digitized by Google

ist — trotz vielen glücklichen Versuchen — für zehn Pfennig doch noch nicht geboten worden. Diese Entwickelung von Blamage zu Blamage, von Entgleisung zu Entgleisung konnten auch — wie wir zugeben müssen — die bedauernswerten, in ihrem Fach wackeren Väter nicht voraussehen.

Opus 1

Nachdem es dem ersten Angestellten der Firma Mosse, Hertling & Cie., dem ultramontanen Zettelkastenfaktotum, gelungen ist, für die journalistische Tätigkeit, die man von den bayrischen Gesandten im Ausland zu fordern die feste Absicht hatte, die ordinärste und banalste Formel zu finden, nämlich die, daß man „den Ereignissen im Auslande ein sorgfältiges Augenmerk zuwenden" werde, — erklärt er entschieden: „Es sei eben so selbstverständlich, daß die Aufgabe der Staatszeitung hier nur darin bestehen kann, die Politik der Reichsleitung nach Kräften zu unterstützen, und ihre Richtlinien, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, zu popularisieren." (Frick, Philippus, Chef des kgl. bayrischen Staatsanzeigers, dieser Ausdruck ist Ihnen nicht nur erlaubt, weil er undeutsch und Ihrem Stil gemäß ist, sondern der Gedanke, daß Sie den Bayern die bethmännischen Richtlinien zwangsweise popularisieren wollen, ist zu verführerisch, als daß man Ihnen dieses — wie gesagt — schlechte Deutsch verwehren dürfte.)

Der Herr Chefredakteur schließt seinen ersten Artikel würdig und schwungvoll: „So reich und ausgedehnt ist das Programm, das sich von selbst aus der Masse der unsere Zeit erfüllenden kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Probleme für eine Staatszeitung herauslöst, daß es unmöglich ist, seiner Ausführung einen in allen Einzelheiten bestimmten Weg vorzuzeichnen." Nur nicht bescheiden sein, dreigestirnter Löwe! Sie haben doch der Ausführung des Programms „einen in allen Einzelheiten bestimmten Weg" vorgezeichnet. Warum sein Licht unter den Scheffel stellen? Sie sind begabter, als Sie scheinen dürfen. Und Diskretsein nutzt jetzt nichts mehr, nachdem die autoritätlose „Münchner Post" den verhängnisvollen Reichtum Ihres Programms verraten hat: die gesetzwidrige Organisation, den Notzuchtversuch an allen der Regierung Untergebenen, hilflosen Bürgermeistern, armen Rektoren, gehorsamen Lehrerinnen.

Auf Seite 2 steht — gesperrt und fettgedruckt — das folgende Orakel:

Deutsches Reich

München, den 31. Dezember 1912.

*** Für den gesamten Inhalt der Bayerischen Staatszeitung und des mit ihm verbundenen Kgl. Bayer. Staatsanzeigers ist der Oeffentlichkeit gegenüber die Redaktion im vollen Umfange des Preßgesetzes verantwortlich.

Amtliche Bekanntmachungen und Veröffentlichungen, Erlasse und Verordnungen werden im ersten Teile der Staatszeitung unter der Überschrift „Amtlicher Teil" erscheinen.

Erläuterungen zu Maßnahmen der Kgl. Bayer. Staatsregierung, Nachrichten und Verlautbarungen, die im „Nichtamtlichen Teil"

Digitized by Google

der Staatszeitung erscheinen, tragen, soweit sie mit dem Zeichen *** eingeführt sind, halbamtlichen Charakter.

Sie, Herr Frick von Mosses Gnaden, sind also der amtliche, der halbamtliche und der nichtamtliche Chefredakteur des Kgl. bayrischen Staatsanzeigers, sofern ich die drei Sternchen richtig deute, die Sie Ihrem nichtamtlichen oder halbamtlichen ersten Artikel vorangestellt haben. Auf Seite 2 sind Sie schon ganz halbamtlich. Ich sage Ihnen, man wird sich bald — trotz Ihren Sternen — nicht auskennen; und weshalb fügen Sie nicht halbamtlich hinzu: die verantwortliche Redaktion frißt keine schwarze Seife, sie wird sich aber bemühen, allen an sie gestellten und berechtigten Wünschen gerecht zu werden."

Was jedoch Ihre direkte Charakteristik betrifft, daß Sie halbamtlich sind, — das müssen Sie von Sudermann gelernt haben. Eine Kokotte, die sich rühmen würde, sie sei halbamtlich, müßte man bedauern; ein Publizist dagegen sonnt sich fettgedruckt als halbamtlicher Charakter.

Opus 2

„Graf Wallwitz, der bis vor zwei Jahren das Deutsche Reich in Brüssel vertrat, war ein weltfremder, zurückgezogen lebender Mann, der auf den wichtigen Brüsseler Posten wahrscheinlich nicht berufen worden wäre, wenn er nicht in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zum Fürsten Bülow gestanden hätte."

Wegen dieser Entgleisung sehen Sie, Leser, die bußfertige Entschuldigung unter Opus 17.

In einem sehr instruktiven Artikel derselben „Neuen preußischen Korrespondenz" (nprc.) über „Die Leiter der internationalen Politik" wird der russische Minister des Auswärtigen, Sassonow, so gekennzeichnet:

„Nach dem Abgange Iswolskis übernahm er die selbständige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, wobei seine Verwandtschaft mit dem Ministerpräsidenten Stolypin, dessen Schwester er heiratete, ihm zugute gekommen zu sein scheint.

Wegen dieser Entgleisung liegt noch keine Entschuldigung vor.

Opus 3

Schon anno **18** war es, als nebenstehende Schutz für Apotheker Schweizerpillen (Abführ- vor Nachahmungen. — Richard Brandt,

Anstatt Schutzmarke

77 Marke unter gesetzlichen Richard Brandts pillen) kam. Wir warnen A.-G. vorm. Apotheker Schaffhausen (Schweiz)

Digitized by Google

Ein unmittelbar unter dem Text gedrucktes Inserat, das durch bayrische Ministerialverordnung (Gesetz- und Verordnungsblatt 1907) allen anderen Blättern verboten ist.

Opus 4

Aus einem „dem Regenten" gewidmeten Geburtstagsartikel:

> Und in dieser Treue der Trauer liegt für den Fürsten, in dessen Händen die Vorsehung die Geschicke des Landes gelegt hat, die sichere Gewähr für die Dauerhaftigkeit der Treue, in der er sich das bayerische Volk verbunden weiß. . . . . .
>
> Wie sein Denken und Fühlen sich allzeit als im Volke wurzelnd erwiesen hat, so wird er auch als Herrscher — seine ersten Fürstenworte haben dies gezeigt — die Stütze seines Thrones da suchen und finden, wo er seit langen Jahrhunderten und von keinem Sturm zu erschüttern, verankert ist: in den Herzen des bayerischen Volkes.

Ein Schiff kann man verankern. Daß aber der bayerische Thron bereits „seit langen Jahrhunderten" verankert sei, ist weder wahr noch schön. Throne lassen sich kaum verankern. Und ein Jahrhundert ist so lang, wie das andere.

* * *

Unter der Überschrift: „Das Befinden Paul Heyses. Aus München wird der „Neuen Freien Presse" gemeldet . . ."

Die Redaktion des Kgl. Bayerischen Staatsanzeigers befindet sich München, Frauenstr. 7. Paul Heyse wohnt: München, Luisenstraße 22. Deshalb ein Telegramm aus Wien.

Opus 6

Die Protestresolution der Bayerischen Zeitungsverleger gegen den „Staatsanzeiger" als gegen „ein zum großen Teil privatkapitalistischen Zwecken dienendes Unternehmen" wird mit einem Sternchen — also amtlich, halbamtlich oder nichtamtlich?, jedenfalls bemerkenswert talentlos — zu widerlegen gestrebt in einem Aufsatz: Die Angriffe auf die bayerische Staatszeitung."

> „Irrig ist hier vor allem die Annahme, daß lediglich in Bayern Staatsanzeiger und Staatszeitung zu einem Blatt verbunden seien. Vielmehr besteht sowohl das ‚Dresdener Journal' wie der ‚Staatsanzeiger für Württemberg' aus einem amtlichen Teil, der dazu bestimmt ist, Verordnungen und Bekanntmachungen amtlichen Charakters aufzunehmen, und aus einem nichtamtlichen Teil, der völlig im Rahmen einer Tageszeitung gehalten, sich mit allen wichtigeren politischen Ereignissen und öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt und nach Bedarf dazu dient, halbamtliche Kundgebungen der Staatsregierung wiederzugeben. Irrig ist des weiteren die Meinung, lediglich in Bayern sei das Halten des amtlichen Organs den Gemeinden und Kirchenstiftungen zur Pflicht gemacht . . .

Digitized by Google

Was in diesen Bundesstaaten sich längst eingelebt hat, führt bei uns zu Schwierigkeiten, auf die man gefaßt sein mußte."

Aber, Freunde, wo bleibt die Widerlegung: „Irrig ist, daß wir mit Mosse . . ." In keinen Staatsanzeiger der Bundesstaaten hat sich Mosse eingelebt. So erfinderisch und so vorurteilslos kann nur eine bayerische Exzellenz sein.

* * *

Aus einer Kritik über Sudermanns „Guten Ruf":

„Max, der Jüngling, kümmert sich um Karla gar nicht, um Dorrit wenig, sein Vater ist ihm in letzter Beziehung geistes- oder besser gesagt seelenverwandt.

Wir müssen das Stück ablehnen, welches uns nicht, wie wir es vom Schauspiel ersehnen, durch die letzten Tiefen innersten Menschseins hindurch zu notwendigen, wenn auch erschütternden Lösungen führt. Die Unterlagen sind unseres Erachtens nicht gesund. Es fehlt aber dem Schauspiel nicht an schönen Einzelszenen noch an erquickenden Bühnenfiguren."

Der Kritiker heißt H. v. Zobel. Er scheint in letzter Beziehung grade nicht G. Ephraim Lessing geistes- oder seelenverwandt. Immerhin: Sudermanns Unterlagen sind seines Erachtens nicht gesund. Aber erquicken tun sie ihn, den Zobel, doch.

Opus 7

Auf Seite 2 — halbamtlich — ein Bericht — mit sämtlichen Satz- und Druckfehlern — über eine Sprachlehrerinnenprüfung:

„Im Französischen erhielten eine Kandidatin die Note I, liche Hoheit Prinz Ludwig, des Königreichs Bayern, Verweser zwei die Note II und eine die Note III; im Englischen bestanden zwei Kandidatinnen mit Note I und eine mit Note III."

Opus 8

bringt ein Gedicht:

Der Bayern Kriegsruhm

(Unberechtigter Abdruck verboten)

1. Stimmt an mit hellem hohen Klang das Lied der Bajuvaren, german'scher Sippen reinsten Stamm's vor sechzehnhundert Jahren!

2. Vernehmt wie sie der Römer Macht dort an der Donau brachen, um deren letzten Überrest dem Alpfirst zuzujagen!

3. Seht Bayerland, ein mächtig Glied im Deutschen Reich geworden, jahrhundertlang ein Schutzwall sein 'gen hunn'sche Völkerhorden.

4. Sein Adel folgt' dem Ruf zum Kreuz, im Deutschherrnritterorden half gründen er ein Christenreich am Ostseestrand im Norden.

5. An Kaisers Seit' sein Fußvolk focht in Kämpfen ohne Pause. Gedenkt des Wittelsbachers Tat, der Veroneser Klause!

6. Unsäglich litt das Vaterland im Dreißigjähr'gen Kriege, wenn auch des „Tyllis" Feldherrnblick erbrachte dreißig Siege.

Digitized by Google

7. Im Türkenkrieg trug Bayerns Heer viel Ruhm und Ehr' von hinnen, „Emanuel" pflanzt sein Banner auf an Belgrads festen Zinnen.
8. Gedenket auch der Bauern Treu', dem Fürstenhaus ergeben! Zu Sendling in der Mordweihnacht, da galt's um Kopf und Leben.
9. Dem Schwesterlande „Pfalz" zu Lieb' an Frankreich angekettet, hat Bayerns Heer Napoleon aus mancher Not gerettet.
10. Zu Polozk mußt' der Russen Macht dem Sturm der Bayern weichen, als Nachhut führte „Wrede" sie zur Rückzugsstraß' voll Leichen.
11. Der Grenzfluß staut der Trümmer Rest. gelöst sind alle Bande; geschlossen nur der Bayerntrupp zu letztem Widerstande.
12. Bei Weißenburg und auch bei Wörth die schwarzen Turkosscharen durch „blauer Teufel" Tapferkeit bald aufgerieben waren.

In diesem Rhythmus geht es noch sechs Versnummern weiter. Und drüber steht: „Abdruck verboten".

Opus 10

Im Feuilleton, unter „Kunst und Wissenschaft":

Christusausstellung im Hotel Union. Der Kunstmaler Hermann Anton Bantle hat im Beratungszimmer des Münchener Hotels Union ein Christusgemälde ausgestellt, das noch bis inklusive Dienstag, den 14. Januar von 9 bis 12 Uhr und von 2 bis 4 Uhr zu sehen ist. Bantle hat sich eine sehr schwere Aufgabe gestellt, nämlich die: aus einem Kopfe, der ohne jedes symbolische heilige Beiwerk gegeben ist, eine Christusstimmung glaubhaft sprechen zu lassen. Die sehr längliche, schmale Kopfform, in traditioneller Weise von langen, blonden Locken und einem blonden Spitzbarte umrankt, geben dem Kopfe, trotz der ausgeprägten Realität der Züge, etwas Geisterhaftes, Überirdisches. Die blauen Augen blicken ernst und milde zugleich. Man gewinnt vor dem Bilde den schönen Eindruck von dem ernsten Wollen eines gemütvollen Künstlers. Dr. R.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Ein Hofkaplan in München hat den dem Franziskaner-Orden angehörigen Hofpater der Herzogin Carl Theodor und den Provinzial des Ordens wegen Beleidigung verklagt. Die Verhandlung sollte am 20. Januar stattfinden, nachdem sie vorher wiederholt vertagt worden war. Im Hintergrunde der Affäre stand außer dem merkwürdigen Treiben einer pietistisch verklatschten Hofclique ein dubioser Verlagshandel, an dem eine Trierer Firma und ein Trierer Kommerzienrat und Husarenrittmeister der Reserve mit brenzlichen Bilanzierungskünsten beteiligt waren. Verhinderter Ehrgeiz nach bischöflichen Pfründen, getäuschte und betrogene hocharistokratische Dividendengier spielten ihre Rolle dabei. Ein früherer Landtagsabgeordneter aus dem katholischen Adel und der bayerische Ministerpräsident haben sich nun bemüht, der Öffentlichkeit die Einsicht in diese Zustände vorzuenthalten und in letzter Stunde einen Vergleich herbeizuführen. Das Opfer dieser Rettung der Autorität dürfte der Kläger sein, der, obwohl er in jeder Beziehung im Rechte ist, einer feudal-klerikal-höfischen Clique allein gegenübersteht, die zur Erhaltung ihrer gefährdeten Reputation nicht zum ersten Male über Leichen geht. —

* * *

Der Vorsitzende der Zentrumspartei, Herr Senatspräsident Lerno, hat in einer Versammlung in Amberg das Verhalten seiner Fraktion zur Regentschaftsfrage verteidigt und dabei als angebliche Ansicht seiner Fraktion den Entschluß bekannt gemacht, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen, das heißt, zu Lebzeiten des irren Königs Otto eine Änderung der Thronfolge zu bekämpfen. Der Herr Fraktionsvorstand, ein in keiner Weise überragender Kopf, bezichtigte in seiner Rede auch die liberale Fraktion des Landtags, sie hätte ihre Zustimmung zu einer Aufhebung der Regentschaft an parteipolitische Profitbedingungen geknüpft. Die offiziellen Stellen der liberalen Partei wiesen diese Behauptung zurück und forderten die Regierung, insbesondere den Parteifreund des Amberger Redners, Herrn von Hertling, auf, zu bestätigen, daß Herr Lerno die Unwahrheit behauptet habe. Herr von Hertling, der die Verhandlungen mit den liberalen Parteiführern geleitet hatte, zog es aber vor, zu kneifen und sehr bestimmte Feststellungen der Liberalen einfach zu ignorieren. Es ist zu erwarten, daß dieses Sichtotstellen des Herrn Ministerpräsidenten angesichts weiterer Erweckungsversuche eine nutzlose Übung bleiben wird. —

Inzwischen scheint sich in der Haltung der Zentrumsfraktion, wohl infolge kräftiger Nachhilfe von oben, ein Umfall vorzubereiten. Rechtsstehende Organe des Zentrums erörtern nämlich vom Standpunkt des kanonischen und des bürgerlichen Rechts aus jetzt wieder die Notwendigkeit einer Aufhebung der Regentschaft.

Ein politisches Wochenblatt, dessen Herausgeber ein ehemaliger Waschzettelfabrikant für die Zentrumspresse ist, versieht seine staatsrechtlich belanglose Erörterung mit dem Motto: „Es lebe der König, es lebe die Königin." —

* * *

Digitized by Google

In Protestversammlungen der klerikalen Partei gegen das Jesuitengesetz und in der klerikalen Presse Bayerns tritt die Behauptung auf, die Reichsregierung sei vielleicht für eine Suspension des Jesuitengeses zu haben. Bis jetzt ist nur ein lahmes Dementi dieser Behauptung erfolgt, das sie als einen irrelevanten Fühler bezeichnet. Es bestehen indessen Anhaltspunkte dafür, daß diese Behauptung bereits das Ergebnis einer engeren Fühlungnahme ist. Man braucht daher über einen Umschwung in der Haltung des Bundesrates nicht erstaunt zu sein. —

* * *

Der bayerische Hofadel ist wütend über einen Erlaß des Regenten, wonach die respektiven Gattinnen der bayerischen Minister in der Rangklasse ihrer Eheherrn hoffähig geworden sind. Das privilegierte Blaublut befürchtet bei dem Massenverbrauch von Ministern und dem Mangel an geeigneten altadeligen Subjekten ein Eindringen der Roture in die geheiligte Residenz. —

* * *

Eine Selbstzüchtigung hat mit den für diese Prozedur erforderlichen Verrenkungen die Bayerische Staatszeitung an sich vollziehen müssen. Sie nahm, drei Wochen nach dem Delikt, den Vorwurf zurück, daß der frühere Botschafter in Brüssel, Graf Wallwitz, niemals auf diesen Posten berufen worden wäre, wenn er nicht in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zum Fürsten Bülow gestanden hätte. Der Widerruf erfolgte auf einen energischen Wink aus Berlin. Die Behauptung selbst entstammte der Neuen Preußischen Korrespondenz, mit deren Material die zweite Nummer der Staatszeitung mehrere Spalten lang vollgestopft war. In jenen Tagen mußten infolge der bekannten Enthüllungen des Münchener sozialdemokratischen Organs ganze Stöße vorbereiteten Manuskripts in den Papierkorb wandern, so daß die verwirrte Redaktion der Staatszeitung in letzter Stunde auf das Material von vervielfältigten Korrespondenzen angewiesen war, das sie unkorrigiert in Satz gab. So kam sie vom Regen in die Traufe.

Balthasar

Von den Jesuiten

Sie verdienen alles, nur kein Mitleid!

Sie sind alles, nur keine Unterdrückten und Verfolgten des Herrn.

Man kann ihnen alles nachsagen, nur nicht, daß man vielen von ihnen eine Heimat oder gar ein Vaterland verschließt.

Sie sind wehrhafter, als alle Logen und Geheimbünde der Welt zusammengenommen, und sie brauchen nirgendwo zuhause zu sein. Sie sind die Freischärler Christi.

Ein Raufbold hat ihren Orden geschaffen, der seine Energie zum Himmlischen wandte.

Das Wappen der Loyola zeigt zwei Wölfe, die in einen Kessel blicken. Es war ein kampf- und raubsüchtiges Geschlecht. Die ritterliche Laufbahn des Ignatius wurde durch eine feindliche Kugel unterbrochen. Er vertauschte den Panzer mit dem Büßerhemd, aber darin erwies er sich als nicht weniger wehrhaft, denn er organisierte seinen Orden, der zuerst nur aus einem Kartell von Studentenverbindungen bestand, ganz nach militärischen Gesichtspunkten. Er teilte seine Anhänger in Bataillone und Divisionen ein, und nie hat es eine absolutere Kommandogewalt gegeben. Was Loyola bei seinen langen und oft gefahrvollen Versuchen, Selbst-

Digitized by Google

disziplin zu erwerben, gelernt hatte, das wandte er mit raffinierter Psychologie bei der Erziehung seiner Rekruten an.

Er schrieb die „Geistlichen Übungen" als ein Exerzierreglement und wollte sie nicht anders verwendet sehn. Als erste und wichtigste Tugend forderte er Selbstbeherrschung. Sogar himmlische Erleuchtungen mußte man bekämpfen können, wenn sie sich zur ungelegenen Zeit einstellten. Später schloß Loyola alle aus dem Orden aus, die so sehr zu frommen Empfindungen neigten, daß diese sich der Beherrschung entzogen. Und um der Verfassung der Ordensbrüder ganz sicher zu sein, verlangte er, daß „jeder, der sich ihm anschließen wolle, sich der selben geistigen Disziplin unterwerfe, die er selbst durchgemacht, daß er mit Bewußtsein und in bestimmter Reihenfolge alle jenen Seelenzustände in sich hervorrufe, nicht um bei ihnen zu verweilen, sondern um nach ihrem Ablauf gekräftigt zum Handeln daraus hervorzugehn."

So knetete er die Mannschaft und formte die „Armee Christi" nach seinem Ebenbild. Er unterwarf sie sich bis ins letzte. Er gab ihnen seine Erlebnisse und sogar die Form seiner Gedanken. Zugleich unterhielt er sorgsam den wilden kriegerischen Geist in diesem Heer, das er gegen Heiden und Empörer ausrüstete. Er lehrte, daß Äußerlichkeiten keinen Wert haben, und daß es besser ist, sich der Umgebung anzupassen, um die Eroberung in aller Ruhe vorzubereiten und erst loszuschlagen, wann und wie es den größten Erfolg verspricht. Als der Jesuitenorden noch erst eine Barzelonaer Studentenverbindung war, wurde Ignatius und seinen Anhängern verboten, sich in eine auffallende Tracht zu kleiden. Er fügte sich nicht nur, sondern sah auch gleich den Vorteil ein, nicht an äußeren Zeichen erkannt zu werden. Später befahl er in den Konstitutionen des Ordens, daß der Jesuit überall die ortsübliche Kleidung zu tragen habe, in wohlanständiger Weise, aber ohne Prunk.

Der Jesuitenorden ist wohl die großartigste Organisation des Guerillakriegs, den die Welt je gesehen hat.

Könige und Päpste haben die Macht dieser Halbmaske in gleicher Weise zu spüren bekommen.

Auf Loyolas Grab schrieben seine Schüler die Worte:

„Wer du auch seist, der du von Pompejus oder Cäsar oder Alexander geträumt hast, öffne deine Augen der Wahrheit und lerne von diesem Marmor, ein wie weit größerer Eroberer denn sie Ignatius war."

Aber sie legten keinen Wert darauf, ob er nun Wunder getan habe oder nicht. Sein erster Biograph Ribadaneira verschmäht alles Wunderbare und bekämpft allerhand Legenden, die sich bereits um seinen Meister gebildet hatten. Er preist die Energie und die Klugheit.

Schwärmer haben im Jesuitenorden nie etwas gegolten.

Franz Xaver Schmitt

Tod und Geschäft

Einen Tag nach dem Tode eines alten angesehenen Herrn erhielt der einzige Sohn des Verstorbenen vom anderen Sarghändler der kleinen Stadt folgenden Brief:

Ew. Hochwohlgeboren!

Wir gestatten uns, Ihnen zu dem Ableben Ihres hochgeschätzten Herrn

Digitized by Google

Vaters unsere aufrichtige Teilnahme auszusprechen! Gleichzeitig erlauben wir uns ergebenst zu bemerken, daß Ihre werte Familie schon seit Generationen den Bedarf an Särgen bei uns gedeckt hat. Da Sie es vorgezogen haben, in diesem Falle eine Ausnahme zu machen, beehren wir uns, die ergebene Bitte auszusprechen, uns fernerhin mit Ihren geschätzten Aufträgen zu erfreuen!

In ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren ergebenster
X. Y. Z.

Es gibt schwerlich ein zweites Beispiel, das die vollkommene Vergeschäftlichung des ganzen Daseins in ähnlich widerlicher Weise zeigt, denn in Kürze hieß dieser höfliche Geschäftsbrief nichts anderes als: „Bestelle gefälligst wenigstens deinen eigenen Sarg bei mir und bezahle ihn möglichst pränumerando.

Stelle ihn auf den Speicher oder verfüge letztwillig, daß deine Hinterbliebenen die 100 Mark mir und nicht meinem Konkurrenten — den Gott strafen möge — bezahlen."

Dieser Einzelfall ist komisch und widerlich zugleich, er belästigt die Menschheit nicht weiter. Was aber geschieht unverhüllt und würdelos, wenn ein Großer — etwa ein Fürst — stirbt?

Zeitungen bringen Nekrologe, die schon vor Jahren geschrieben und gesetzt wurden. Textfehler beweisen das einwandfrei!

Um der scheinbar, ach! so tiefen Trauer auf dem Papier Ausdruck zu geben, rinnen die Nachrufsworte in einem schauerlichen Strom von Schmalz und sentimentaler Brühe dahin — der dem ehrsamen Bürger so lange — Forte! — Fortissimo! — ins Gehirn rauscht, bis ihm Krokodilstränen in den Morgenkaffee fließen. Stürbe der liebe Gott selbst — es wäre unmöglich, den Schmalzstrom zu verstärken oder auch nur einen einzigen Superlativbrocken — aussagend über höchste und allerhöchste Tugenden — hinzuzufügen.

Daß echte Trauer meist stumm ist, daß sie sich zum mindesten nicht in würdelosen Gebärden und Worten ausspricht, das weiß man auch auf Redaktionsstuben ganz genau. Da man aber auch ganz genau weiß, daß der dümmste Gemeindetroddel sein Abonnement nicht erneuert, wenn er nicht „ordentlich" bedient wird, so öffnet man eben die Schmalzstromschleusen, ohne zu bedenken, wie wenig dieses Tun der Würde des Verstorbenen und der eigenen Würde entspricht.

Spätestens fünf Stunden nach dem ersten Extrablatt verunzieren Millionen der abscheulichsten Ansichtskarten alle Schaufenster der Stadt; Karten, die mit dem Trauerrand Wochen und Monate vorher mit Schnellpressen gedruckt wurden. An allen Ecken und Postämtern stehen Männer und alte Weiber, die gröhlend die Gedächtniskarten und Extrablätter in gute Groschen umwandeln.

In den Schaufenstern der Bäcker, Friseure, Kunsthandlungen und Photographen, in Tuch-, Schuh- und anderen Läden stehen umflorte fürchterliche Gipsbüsten und Bilder des Heimgegangenen.

Daß am Beisetzungstage Fenster vermietet werden, ist nur natürlich — gibt „MAN" ein Schauspiel, so hat „man" das Recht, zuzuschauen! Aber „man" tut viel mehr! Das kleine „man" erscheint auf den Straßen mit Handwagen, Stehleitern und Eierkisten, um diese Gegenstände als Sockel für zahlungslustige Zeitgenossen zu vermieten. An den bevorzugtesten Plätzen stehen große Gerüste und Gestelle für photographische Apparate —

Digitized by Google

andernfalls fehlen im nächsten Monate 20 Abonnenten — kurzum: ist man nicht gerade ein Armenhäusler, so kann man so anständig leben und sterben wie man will — man ist sogar als Leiche schutzlos vor den unzählbaren Fangarmen und Saugrüsseln, die Groschen grapsen und Pfennige schlürfen.

Daß auch bei Todesfällen geleistete Arbeit bezahlt wird, ist freilich nur in der Ordnung: kein Tischler ist verpflichtet, Särge kostenlos zu liefern, jeder Träger hat ein Anrecht auf Bezahlung — so gut wie ein Pfarrer, der, wenn er schon mal dabei sein muß — Zeit und Gehirnkraft opfert, um eine schöne Rede zu halten. Aber das elende Drum und Dran, die versuchte Übervorteilung Hinterbliebener, mit deren Stimmung gerechnet wird, das lächerliche Verteuern einer Bestattung durch angeblich prunkvollen Firlefanz, das eiskalte, geschäftliche Ausnutzen eines Todesfalles, — alles das ist so widerlich wie bezeichnend für unser herrliches „Heute".

Durchdenkt man die hier noch ruhenden Möglichkeiten, so wundert man sich schier, daß es noch keine: Menschenleichenverwertungs-Gesellschaft m. b. H. gibt, die etwa aus den Knochen einen schönen Leim kocht. Mit Börsen aus gegerbter Menschenhaut ließen sich zweifelsohne gute Geschäfte machen, und daß in Verbrennungsöfen schönes Frauenhaar und gutes Fett unverwertet mit Sauerstoff verbunden wird, das ist sicherlich der geheime Kummer tüchtiger Geschäftsleute.

Hermann Konsbrück

Herr von Hülsen feiert sich

Der Spielplan des Theaters, das zu leiten er allerhöchst vor zehn Jahren berufen wurde, sah im Jubiläumsmonat so aus:

Mittwoch, den 1. Januar: „Der große König". Drei Bilder aus seinem Leben. Von Joseph Lauff.

Donnerstag, den 2. Januar: Der Austauschleutnant. Militärschwank in drei Aufzügen von Richard Wilde und E. G. v. Negelein.

Sonntag, den 5. Januar: Der Austauschleutnant. Militärschwank in drei Aufzügen von Richard Wilde und E. G. v. Negelein.

Montag, den 6. Januar: Ein Waffengang. Lustspiel in drei Akten von Oskar Blumenthal.

Dienstag, den 7. Januar: Der Austauschleutnant.

Donnerstag, den 9. Januar: Der große König.

Freitag, den 10. Januar: Der Austauschleutnant.

Sonntag, den 12. Januar: 1812. Schauspiel in fünf Aufügen von Otto v. d. Pfordten.

Montag, den 13. Januar: Der Austauschleutnant.

Mittwoch, den 15. Januar: Der große König.

Freitag, den 17. Januar: Der Austauschleutnant.

Sonnabend, den 18. Januar: Der große König.

Sonntag, den 19. Januar: Die glückliche Hand. Lustspiel in drei Aufzügen von Hugo Lubliner.

Montag, den 20. Januar: Der Austauschleutnant.

Mittwoch, den 22. Januar: 1812.

Donnerstag, den 23. Januar: Der Austauschleutnant.

Digitized by Google

Freitag, den 24. Januar: Der große König.

Sonnabend, den 25. Januar: Première! Deutsche Uraufführung! Wieselchen. Lustspiel in drei Aufzügen von Leo Lenz.

Sonntag, den 26. Januar: Der Austauschleutnant.

Montag, den 27. Januar: Wieselchen.

Halt. Brr. Ich kann nicht weiter. Der Austauschleutnant soll sich mit dem Wieselchen verloben und der große König mag die glückliche Hand des Herrn v. Hülsen bewundern.

Der Ehrgeiz des Berliner Generalintendanten strebt — wie man weiß — zum Höchsten. Seine Natur hat etwas Titanisches, Gigantenhaftes. Er haßt die Niederungen dieser Welt. So wollte er zu seinem Jubiläum ein weithin sichtbares Symbol seines Kunstideals aufrichten.

Und so entstand das Programm des mörderischen Waffenganges zwischen den Klassikern Lubliner, Lenz, Pfordten, Lauff und Blumenthal. Ein olympisches Wettspiel lahmgewordener Pferdchen. Da Exzellenz Hülsen alle Orden und Ehren bereits besitzt, blieb dem allerhöchsten Herrn nichts übrig, als ihm den Namen William — zum Andenken an Shakespeare — huldvollst zu verleihen.

H.

Lieber März

(Ein wahres Geschichtchen)

Partenkirchen. Rodelbahn. Kronprinzensöhne. Schneejuden. Eine alte Schneejüdin zu ihrem Sprößling: „Geh, Siegfried, zum kleinen Prinzen, sag: Königliche Hoheit, wie alt bist du?"

Siegfried geht. „Königliche Hoheit, ich soll fragen, wie alt du bist."

„Sechs Jahre, du frecher Judenjunge."

Im Namen des Königs

Vor dem Breslauer Schwurgericht hat — wie der „Vorwärts" berichtet — in einem Prozesse, in dem ein von der Polizei bezahlter Vigilant wegen Totschlags zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, ein Arbeiter als Zeuge zu erscheinen.

Der Vorsitzende der Strafkammer fragt ihn nach seinem Religionsbekenntnis.

Antwort des Arbeiters: „Ich bin freireligiös."

Der Vorsitzende: „So, Sie sind freireligiös, Sie glauben also nicht an Gott und auch nicht an die ewige Verdammnis? Da werde ich Ihnen mal was sagen: dann glauben Sie wenigstens an den Staatsanwalt! Denn wenn Sie an den nicht glauben und sagen unter Ihrem Eide etwas Falsches aus, dann sperrt er Sie zehn Jahre ins Zuchthaus."

Nach dieser Rechtsbelehrung schwur der Zeuge den Eid im Namen Gottes, des Allmächtigen und Allwissenden. Das Wort Strafkammer bedeutet: es ist eine Strafe, vor dieser Kammer als Zeuge zu erscheinen.

Peter

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. und die Demokratie

Von Lothar Engelbert Schücking

In seinem energetischen Imperativ weist Ostwald nach, wie allmählich die Weltmacht Königtum durch die Weltmacht Kapital ersetzt worden ist. Jeder linksstehende politische Versammlungsredner pflegt von der Demokratisierung Deutschlands zu sprechen und doch, wer die Zeichen der Zeit genau verfolgt und in Fühlung mit allen Erwerbsständen lebt, der weiß, daß wenigstens in Preußen der monarchische Gedanke noch immer ganz unzeitgemäß stark ist, daß der überwiegende Teil des Volkes monarchisch gesinnt ist und daß diese Gesinnung vor allem der Demokratisierung die größten Hindernisse bereitet. Es wird dabei viel zu sehr verkannt, welchen gewaltigen Anteil der gegenwärtige Kaiser an dieser Befestigung des monarchischen Gedankens hat. Das ganze Leben Wilhelms II. ist eigentlich eine fortgesetzte Stabilisierung seiner Souveränität. Wer weiß denn bei uns überhaupt, daß das Deutsche Reich eigentlich, nämlich staatsrechtlich, eine Republik und der Kaiser nur Zentralbeamter derselben ist. Wer im preußischen Volke denkt daran, daß seit mehr als 60 Jahren die Rechte des Monarchen durch die Rechte der Staatsbürger und die Rechte der Volksvertretung gekürzt sind. Im preußischen Gerichtsassessor-Examen wurde früher eine einzige staatsrechtliche Frage immer wieder gestellt, so daß jeder Gerichtsreferendar darauf „eingepaukt" war. Die Frage ging nach den Rechten des Königs von Preußen. Und die Antwort mußte lauten, der König von Preußen habe alle Rechte, die ihm durch die Verfassung nicht ausdrücklich genommen seien. Wehe dem preußischen Referendar, der Herrn Stölzel, dem Examenspräses, eine andere Antwort gegeben hätte. Die Antwort war vielleicht staatsrechtlich nicht ganz richtig. Aber die preußischen Justizbehörden legen Wert auf diese Antwort, wahrscheinlich, auch jetzt noch und keiner derjenigen, der sie gab, dachte dabei daran, was er den Rechten des Volkes damit absprach. Vor vielen Jahren hat der jetzt verstorbene

Digitized by Google

berühmte Staatsrechtslehrer Jellineck in Heidelberg ein Lehrbuch geschrieben über die subjektiven öffentlichen Rechte des Staatsbürgers. In den Kreisen der praktischen Juristen ist das Buch vollständig unbekannt. Bei Handhabung des Gesetzes über die Haftung des Staates für Schädigungen von Staatsbürgern, die Beamte bei Ausübung der öffentlichen Gewalt bereiten, tritt immer wieder zutage, daß Rechte dieser Staatsbürger durch unsere Gerichte glatt verneint werden. Rechte hat nur der König und die in seinem Namen handelnde Bürokratie. Daß sie zum Wohle des Staatsbürgers von diesem Rechte Gebrauch macht, ist eine Gnade, die die Untertanenschaft nicht dankbar genug empfinden kann. Das ist ungefähr die preußische Auffassung noch heute in den Zeiten des Aroplans.

Was ist der Eid auf die Verfassung gegenüber dem Eid, der dem König geleistet wird. Daß der dem König geleistete Eid bei Konflikten vorgehen würde, erscheint den meisten selbstverständlich.

Diese Verstärkung des monarchischen Gedankens ist zweifellos im Zunehmen begriffen. Eine wichtige Ursache dafür ist der fortschreitende Militarismus. Eine andere ebenso starke ist aber zweifellos die Persönlichkeit und die Berufsauffassung Kaiser Wilhelms II.

Die Monarchie ist etwas Konkretes. Die Republik ist etwas Farbloses, Konstruiertes ohne Fleisch und Bein, eine Abstraktion. Der monarchische Gedanke hat etwas Märchenhaftes, nicht nur auf die Sinne, sondern auch auf das Gemüt Wirkendes, die Republik ist etwas Ausgeklügeltes, Grundgesetze, Verfassungen, Wahlrechte usw. Voraussetzendes. Der monarchische Gedanke wirkt auf die Phantasie. Der schwere Druck, unter dem die beherrschte Klasse lebt, die weder Börsenspekulationen noch Rivierareisen kennt, wird heutzutage durch allzuviel Gottvertrauen und Jenseitshoffnungen nicht mehr erleichtert. Da tritt der monarchische Gedanke als eine Art Surrogat des schwindenden Gottesglaubens für gedrückte und mit Sorgen gequälte Untertanen ein.

Wieviel Leute schreiben nicht an den Kaiser. Kleine Beamte, die eine Versetzung rückgängig machen, Schneiderinnen, die eine neue Nähmaschine kaufen, Landleute, die ein Kind in eine bessere Schule bringen wollen. Es scheint für die staatsbürgerlich zurückgebliebene Auffassung der meisten Leute geradezu eine Notwendigkeit zu sein, eine Person zu wissen, die imstande

Digitized by Google

ist, ihre Sorgen zu erleichtern und ihnen im Kampf des Lebens beizustehen. Es liegt oft unendlich viel Rührendes in diesem kindlichen Vertrauen auf die Allgüte und Allgegenwart des Monarchen, andererseits aber auch eine unglaublich primitive Auffassung vom Staate, wegen deren wir uns eigentlich genieren müßten, daß sie noch so weit verbreitet ist. Diese Leute, die den Monarchen als eine Art Gottheit ansehen, an die sie glauben, könnten diese Auffassung nicht haben, wenn sie nicht gleichzeitig sich selbst als rechtlose Untertanen betrachteten, die Bürokratie als eine Einrichtung, die nur nach dem Wink des Monarchen und nicht aus eigenem Pflichtbewußtsein arbeitet, die Volksvertretung als eine Art Unrecht, mit dem man sich nicht näher befaßt.

Aber diese Stärkung und Überspannung des monarchischen Gedankens ist eine direkte Folge der Regierungstätigkeit des Kaisers. Seine Reisen, Einzüge, Städtebesuche, Eröffnungen, Truppenparaden, Rekrutenvereidigungen, Theaterbesuche zeigen fortgesetzt den Kaiser den größeren Massen seines Reiches als den Herrscher, der sich mit der selbstverständlich erscheinenden Macht des Imperators umgibt. Er geht selten zu Fuß, ist immer glänzend beritten oder in stattlichen Autos, umgeben von großen, aristokratisch aussehenden Männern. Anfahrt und Abfahrt geschieht zuweilen mit Fanfarenblasen und Kürassierschwadronen. Alles das weckt dauernd die Aufmerksamkeit, erzeugt und verstärkt die Auffassung von der göttlichen Sendung des Monarchentums. Die dauernde Suggestion dieses Gedankens wird schließlich erreicht und unterhalten. Vom Parlament sieht der Provinziale wenig außer einigen Abbildungen der Abgeordneten. Staatsbürgerrechte sind etwas Abstraktes, nicht in die Augen Fallendes. Das Gegenteil gilt von der immer zahlreicher werdenden und teilweise uniformiert im Namen des Königs handelnden Bürokratie und von dem allein auf den Herrscher vereideten Kriegsheer. So steht das ganze Volk immer unter der Suggestion der Selbstverständlichkeit der Monarchie.

Der Gedanke, daß die Republik mindestens gleichberechtigt ist und unendlich viele Vorzüge vor der Monarchie haben kann, kommt gar nicht auf. In den Republiken des Deutschen Reiches, den Hansastädten ist es oft, als wenn man sich des Mangels des Monarchen schämte. Das Auftreten Kaiser Wilhelms in Hamburg wirkt so suggestiv, daß er nicht selten von

Digitized by Google

Hamburgern mit dem Liede: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", als mit einem spontanen Huldigungsgruß begrüßt worden ist. Es hat in der Neuzeit kaum einen Herrscher gegeben, der den monarchischen Gedanken so illustrierte und den breiten Massen die Monarchie als etwas so Selbstverständliches und einzig Denkbares vor Augen führte. Von Wirkung sind auch die Konzessionen Wilhelms II. an die Kulturentwicklung, die vielfach im Volksmunde sehr übertrieben werden, die Freundschaft mit Ballin und den Größen des Erwerbslebens auch im Auslande. Daß der Kaiser Bürgerlichen, die er in richtiger Erkenntnis des intellektuellen Tiefstandes des Adels zu persönlichem Umgange heranzieht, sehr häufig den Adel zu verleihen pflegt, empfindet das Bürgertum, dem jedes Klassenbewußtsein fehlt, nicht kränkend. Daß bei Empfängen der Adel der Provinz dieselbe Rolle, wie vor hundertfünfzig Jahren spielt, und am Hof das urälteste Zeremoniell aus den fossilsten Zeiten der Autokratie gilt, wundert dies Bürgertum gar nicht, dem jeder bürgerliche Stolz längst abhanden gekommen ist. „Ein Nationalliberaler," pflegt der Vorsitzende des konservativen Wahlvereins in X. zu sagen, „ist ein Mann, der sich ärgert, daß er nicht adelig ist." Diese Charakterisierung des Nationalliberalismus von konservativer Seite enthält viel Richtiges. Kränkungen von oben empfindet der deutsche Bourgeois nicht als solche. Ein Kommerzienrat erzählte kürzlich, daß er bei einem Hofempfange von einem Hofbeamten auf die Tribüne komplimentiert worden war. Angeblich konnte er dort die Musik besser hören. Der Kommerzienrat empfand das nicht als Kränkung, daß er überhaupt im Saal bleiben durfte, war ihm alles. Diese ganze durchaus fossile Unterscheidung zwischen bei Hofe vorgestellten und nicht vorgestellten Personen könnte doch als Aufsehen erregende Kränkung des Bürgertums empfunden werden, wenn nicht durch die suggestive Erscheinung des Monarchen im Gegensatz zu allen Demokratisierungsbestrebungen die Gottesgnadenauffassung des Monarchentums sich immer wieder befestigte. Schon die Tatsache, daß der Kaiser sich persönlich um so viel kümmert, hebt seinen Einfluß in tausend Dingen, in denen sonst der verantwortliche Minister die letzte und einzige Instanz sein würde. Gegen den Minister gibt es im Parlament eine Interpellation, eine Anfrage, Resolutionen. Gegen den Monarchen wagt niemand Resolutionen. Die Zeiten sind vorüber, daß die klevischen Landstände eine Reso-

Digitized by Google

lution gegen den Großen Kurfürsten faßten, er möge weitere Feldzüge gegen die Schweden unterlassen, die vielen Kriege fielen dem Lande beschwerlich. Alles für das Volk und durch das Volk, will der Demokrat. Alles für das Land und durch den Herrscher, ist die Parole des Monarchen. Es gibt keine klaffenderen Gegensätze. Und wenn man dereinst die Geschichte der Regierungszeit Kaiser Wilhems II. schreiben wird, dann werden die Geschichtschreiber von ihm sagen, daß er den monarchischen Gedanken durch seine Persönlichkeit auf Jahrzehnte befestigt und daß er die demokratische Entwicklung auf lange Zeit außerordentlich erfolgreich aufgehalten hat.

Briand

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

Albert Thomas äußert sich hier über seinen ehemaligen Redaktionskollegen von der „Humanité". Thomas selbst gehört zu den kenntnisreichsten und gefestigtsten Persönlichkeiten der jungen Generation des französischen Parlaments. In der Zeit der Dreyfuskrise war er einer der feurigsten Mitstreiter Jaurès. Seine größte wissenschaftliche Arbeit ist eine Geschichte des zweiten Kaiserreichs (in der von Jaurès herausgegebenen „Histoire socialiste"). Er gehörte dem Redaktionsstab der „Humanité" seit ihrer Gründung an und leitet jetzt die „Revue Socialiste". Seinem Studiengang nach ist er Mittelschullehrer. Thomas hat einen längeren Aufenthalt in Deutschland besonders der deutschen Sozialpolitik und Gewerkschaftsbewegung gewidmet. Seither ist er ein eifriger Verfechter der Annäherung zwischen den Kulturen Frankreichs und Deutschlands.

Während Poincaré Präsident der Republik geworden ist, wurde Briand Ministerpräsident. Dem Wortlaut der Verfassung nach hätte Poincaré bis zum 18. Februar Präsident des Ministeriums bleiben können, bis zu dem Tag, an dem er sein neues Amt antritt. Und an diesem Tage hätte er sich selbst sein Demissionsgesuch überreichen und einen seiner Mitarbeiter auffordern müssen, sein Nachfolger zu werden. Aber da durch die Demission des Kriegsministers die Nachfolge zweifelhaft geworden war und, da der neue Präsident

Digitized by Google

— „bereits über den Parteien stehend" — nicht riskieren konnte, etwas von seiner Autorität zu verlieren, indem er noch an den täglichen Kämpfen eben dieser Parteien teilnahm, hat Poincaré seine Demission Fallières überreicht und dieser letztere hat Briand ersucht, das neue Ministerium zu bilden. Mit einem Schlag waren die Formen gewahrt und die Neigungen befriedigt.

Glücklicher Briand! Von Fallières ernannt, wird er Poincaré am 18. Februar nur ein formelles Demissionsgesuch überreichen. Er wird von beiden Präsidenten geliebt, von dem, der geht, von dem, der kommt. Er war der Lieblingsminister des alten Papa Fallières. Er deckte mit seiner Verantwortlichkeit die unbedeutenden Beschlüsse, die durch die Güte des Herzens oder die veralteten Vorurteile des Greises diktiert waren. Und erreichte von ihm als Dank — gleich Gaben, die der väterlichen Nachsicht erpreßt sind, gleich immer neuem Verzeihen dem verlorenen Sohn, der lange in dem düstern Wald der revolutionären Irrlehren herumgeirrt ist — die Unterschrift auf Dekreten und Gnadengesuchen, die kühn schienen. Während der heißen Nachmittage des nächsten Sommers — im Schatten der Buchen, und während die Sonne die Trauben auf dem Gute Loupillon reifen wird — wird Fallières von dem Minister träumen, der es verstand, ihm sein politisches Leben ruhig, friedlich und erfüllt von Zufriedenheit zu machen. Und unterdessen wird Poincaré das Elysée bewohnen. Er wird regieren und vielleicht, — gepeitscht durch seinen Dämon, durch diesen heftigen treibenden Dämon — wird es ihn reizen zu herrschen. Der Präsident regiert, herrscht aber nicht, heißt es in der alten Verfassung von 1875.

Aber Briand versteht es den Wortlaut mit den Verhältnissen und Menschen in Einklang zu bringen. Mit ihm zur Seite wird Poincaré das Gefühl haben, seine kleine Ministerschar noch zu beherrschen, sie noch zu führen, so wie gestern. Als er sein Ministerium bildete, äußerte er: „Ich habe darauf bestanden, Briand neben mir zu haben. Da ich die Abgeordnetenkammer nicht mehr so kenne, wie früher, muß ich einen Mann neben mir haben, der sie ausgezeichnet kennt, der sie überzeugen und leiten kann. Monsieur Briand, dieser parlamentarische Taktiker ohnegleichen, wird unsere Politik verteidigen. Als Justizminister wird er gleichsam Vizepräsident des Ministerrates sein." Aber während der ganzen Zeit seiner Ministerschaft hat Poincaré niemals andern die Sorge, seine Politik zu verteidigen, überlassen. Er liebte es, mit seiner

Digitized by Google

herausfordernden Miene und mit seinem beißenden Witz in der Kammer den Intriganten der Couloirs oder den Repäsentanten der Macht stand zu halten. Und heute, da ihm die Verfassung ausdrücklich verbietet, die Kammer zu betreten, muß er Briand seine Hauptrolle als Sprechminister spielen lassen.

Das ist das einzige Amt, das Briand wirklich ausfüllen kann. Aber er füllt es in einer unvergleichlichen Weise aus. Er ist der ideale Sprecher, den der Franzose, ein Enthusiast der Rede, gern vor sich sieht. Verlangen sie nicht von ihm, daß er eine Frage wissenschaftlich oder methodisch bearbeite. Er ist dessen nicht fähig. Sein großer Bericht über die Trennung war von wenig kultivierten Skribenten verfaßt, und er hatte ihn nicht einmal durchgelesen. Man lacht in Rom noch über den Lapsus, der darin vorkommt: vom berühmten „Concile des Trente" (der Dreißig statt de Trente, von Trient). Verlangen Sie nicht einmal von ihm, daß er eine Zeitung lese. Alles, was gedruckt oder geschrieben ist, ist ihm entsetzlich. Und vor allem fordern sie nichts Geschriebenes von ihm. Zu der Zeit, zu der lang vergangenen Zeit, bald zehn Jahre, wo wir beide Mitarbeiter der Humanité waren, war der Tag, da er an die Reihe kam, einen Artikel zu schreiben, ein Tag der Qual für ihn. Er schloß sich ein, er isolierte sich, er rauchte eine Zigarette nach der andern, er ging auf und ab, er schwitzte, er verlor die Geduld und wenn die Zeit um war, mußte ihm der Redaktionssekretär die Blätter entreißen, die ungenügend, voll durchgestrichener Stellen, kaum einige mühsame Sätze enthielten. Selbst eine Unterschrift kostet ihn Überwindung. Auf seinem Ministertisch warten Berichte, Briefe, Dekrete unendliche Zeit. Ein geistreicher Radikaler sagte neulich: „Wir haben einen Ministerpräsidenten, der weder lesen noch schreiben kann."

Aber er kann sprechen! Er besitzt eine wunderbare Stimme, mit reinem Ton, bald ernst, tief, süß, bald klingend und schmetternd ohne eine falsche Note. Und er versteht es, mit dieser Stimme alle Wirkungen zu erzielen. Seine Sätze sind inkorrekt, seine Worte unpassend, seine Metaphern mühsam, erzwungen, wenig gelungen. Beim Lesen sind seine Reden geschmacklos, manchmal einfach schlecht. Aber dieser unvergleichlich geschickte Schauspieler blendet die Zuhörer. Von den ersten Worten an ist die Kammer entzückt. Das Zuhören ist für sie ein Vergnügen, besonders wenn er iro-

Digitized by Google

nisiert, wenn er der äußersten Linken wegen ihrer Vorurteile, wegen ihres Grolles schmeichelt, wenn er, nachdem er eine Mehrheit für sich gewonnen hat, verwegen, hochmütig, spöttisch gegen die Minorität wird, die ihm widerspricht, wenn er ihr so gegenübersteht, wie einst den Widersachern bei den Volksversammlungen, die der Redner — durch die Begeisterung der Menge fortgerissen — in seiner Verachtung und in seinem Zorn niederschmetterte.

Um seine persönliche Politik zu stützen, konnte Poincaré keinen bessern Künstler finden.

Aber das Parlament ist mitleidslos. Die alten Vereinigungen der abendländischen Reiche, die mit Mühe um die Freiheit kämpfen, können sich kurze Zeit irre führen oder täuschen lassen. Aber durch ihren sichern Instinkt und ihre hundertjährige Erfahrung geleitet, sind sie unbarmherzig streng, wenn sie bemerken, daß ein Mensch sie soweit mißachtet, daß er sie zu täuschen oder mit ihnen zu spielen versucht. Vor ihnen genügt es nicht, ein Schauspieler zu sein. Man muß ein Geist, ein politischer Geist sein. Man muß ehrlich und ernst an ihrem Leben teilnehmen.

Am Freitag, den 24. Januar war das ganze parlamentarische Ansehen Briands untergraben. Vor dieser Kammer, wo er riesige Majoritäten für sich hatte, enthusiastische, bewundernde, hat er während zweier Stunden gesprochen, hat alle seine Mittel angewendet, Vorwürfe, Ironieen, Rügen, Appell an die Freundschaft und Nachsicht. Etwa zehn zögernd Beifallklatschende haben ihn, als er von der Tribüne herunterstieg, begrüßt. Er konnte kein spontanes Mitgehen einer Majorität erringen.

Denn diesmal konnte sich Briand nicht in seine Rolle hineinfinden. Ein Staatsmann faßt seine Entschlüsse unter allen Umständen, in jeder Lage. Das kennzeichnet ihn. Es gibt Rollen, die einem Schauspieler nicht liegen, und hätte er das hervorragendste Talent. Dieser Unterschied hat sich in grausamer Weise bei Briand gezeigt. Ermüdet, matt, niedergeschlagen erlitt er einen Ohnmachtsanfall, als er von der Tribüne herabstieg. Und auch diese nervöse Reaktion zeigt das Schauspielertemperament. Die echten Politiker bewahren mehr Haltung.

Digitized by Google

Der Sieger / Von René Schickele

Läutet die Glocken, schlagt Becken und Zinken,
löst die Geschütze und öffnet das Tor,
hebt mich in Jubel, in Siegesgesänge,
zeigt mich dem Abgrund, dem Sturme, der Menge,
hebt mich, bevor die Flammen versinken,
auf euern Schultern zum Himmel empor!

Laßt meinen Blick, die Schöpfung umfassend
von den höheren Schauern umweht,
die vom Tritt meines Fußes geklungen,
sehen die Erde, dem Dunkel entrungen,
ihre Geschwister weit hinter sich lassend,
pflügen den Himmel, ein wilder Planet.

Schweigen gebiet ich, ihr könnt euch entfernen.
Denn meine Demut ist riesengroß.
Schließt auch die Tore, den Sieg zu beenden,
heb ich mich selbst auf meinen Händen
wie das Sakrament zu den Sternen —

Werft mich Frauen in den Schoß!

Der Ansprecher / Von Ernst Szép

Ein Mann redete mich heute abend am Boulevard des Capucines an; ich drehte mich um, ging dann weiter. Ich hätte mich gar nicht umdrehen müssen, an seiner Stimme erkannte ich ihn sofort. Es war der Ansprecher, der mich ansprach. Der Ansprecher, der von abends neun bis nachts zwei auf dem großen Boulevard vom Café Americain bis zum Hotel Scribe und zurück spaziert und Fremde anredet, welche ratlos in der Pariser Nacht herumlungern. Er invitiert sie auf phantastische Plätze, wo man sich außerordentlich gut unterhalten kann. Mit gelangweilter Stimme beginnt er seine Rede, von welcher ich

Digitized by Google

nur die ersten paar Worte kenne, vor den übrigen floh ich und glaube, daß er die Geschichte zumindest tausendmal beginnt, ehe er sie einmal zu Ende murmeln darf. Vor fünf Jahren etwa, als ich zum ersten Male hier war, saß ich auch vor dem Café der Fremden, dem Café de la Paix, und beobachtete jede gottgegebene Nacht das schwere Leben des Ansprechers. Katerschnurrbart, in düsterem schwarzen Anzuge, mit unglücklich geformten, steifem Hute, den Schirm in der Hand, spazierte er alle fünf Minuten vor dem Paix vorbei, und neigte sich von Zeit zu Zeit zu den Ohren der fremd aussehenden Wesen. Die Fremden aber nickten alle verneinend mit den Köpfen und ließen ihn in der Mitte seines Satzes stehen. Niemals sah ich, daß irgend jemand an diese geheimnisvolle Stätte der Freuden gegangen wäre, um sich jene herzlosen und langweiligen Vorführungen anzusehen, mit welchen Paris seine nach Abenteuer dürstenden Fremden traktiert. Ich bedauerte damals sehr jene unglückliche Figur von Paris, dessen Leben eine ewige Enttäuschung ist; jeder Schritt ein Mißerfolg; jedes Wort umsonst; die aufsteigenden Hoffnungen einer jeden Minute brechen in Beschämung zusammen. In seinem Äußeren lag der Fehler, in seinem düsteren, mißtrauenerregenden Aussehen; er hätte besser getan, damit Geistlicher oder Raubmörder zu werden. Wenn man in sein Gesicht sah, fuhr man erschreckt von den Höhlen der versprochenen Herrlichkeiten zurück. Gott weiß es, wie dieser unmögliche Mann sich in die Ansprecher-Karriere verirrte. Heute abend, als er auch mich mit seiner Ansprache auszeichnete, sah ich ihn an und merkte, daß sein Haar grau geworden war. Vor zwei Jahren war es noch ganz schwarz. Es machte den Eindruck, als ob man seinen Kopf gepudert hätte. Auf jeden Tag seines Lebens fallen Hunderte von Mißerfolgen, davon alterte er so rasch, der arme, brave Ansprecher. Jetzt ist es bereits für den Ansprecher zu spät, um sein Brot auf andere Weise zu verdienen. So jagt er weiter mit seinem grauen Kopfe nachts auf dem Boulevard. Mit einem Bein wird er schon im Grabe sein und mit dem anderen wird er noch immer Japaner und Deutsche zu diesen Unterhaltungen locken.

Die große Türkenhetze / Von Hans Barth

„Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, den einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist . . ."

Nietzsche (Antichrist).

War Friedrich Nietzsche mit Seherkräften begabt? Hat er vorausgeahnt, was sich in den Novembertagen des Jahres 1912 in den Straßen der Handelsstadt Salonich abspielen sollte, unter den Augen Europas, — trotz der Augen Europas? Jesus Christus, der Stifter unserer Religion, der beste, der edelste,

Digitized by Google

selbstloseste der Menschen, hätte er mit angesehen, sähe er noch heute mit an, was im Orient, der Wiege seiner Lehre so nahe, aus seinem Evangelium geworden! Wie die Priester geartet sind, die es predigen und auslegen! Er hätte weinend den Staub des Landes von den Füßen geschüttelt. ... So grauenvoll, so über alle Maßen empörend sind die Dinge, die christliche Priester, die christliche Könige, christliche Völker dort unten vollbringen ... Noch krampft sich mir das Herz zusammen, wenn ich an jenen Novemberabend in Salonich denke. Der Kai von griechischen und bulgarischen Soldaten und Komitatschis wimmelnd, dazwischen festtäglich gekleidete Hellenen, den Revolver bereit, um jeden Augenblick scharfe Freudenschüsse abzufeuern .... Plötzlich staut sich die Menge. Eine blauweiße Riesenfahne in der Hand, kommt ein untersetzter griechischer „Papás" herangeschritten, den randlosen Zylinderhut auf dem Haupt mit dem Weichselzopfe von Haaren, und in dem aufgeschwemmten roten Gesichte ein Paar boshaft flimmernde kleine Augen. So schreitet er langsam und feierlich einher, immer seine Fahne schwingend. Aber hinter ihm, wie auf der Via Crucis alter Meister, zwei armselige Menschen, gefesselt, in der braunen Uniform türkischer Militärtelegraphisten, mißhandelt, geschlagen, gestoßen von einer johlenden Menge, die die Ärmsten zum Richtplatze treibt ...

Nie ist mir und sicher jedem europäischen Christen (notabene nicht „Balkanchristen") die furchtbare Kluft zwischen christlicher Lehre und ihrer Befolgung so zum Bewußtsein gekommen wie in diesem Kriege. Kein Cesar Borgia, kein Torquemada, kein Tilly hat in seinem ganzen Leben so teuflisch gehaust, wie der Balkanklerus, der wahre Urheber dieser Greuel, in ein paar Monaten ... Selbst der rasendste spanische Fanatiker tritt vor den Pfaffen zurück, die im Türkenkriege im Namen Christi „wirken" und würgen ... Schaut sie nur an, diese biederen Pfaffen mit dem höhnisch satten Kalchasgesichte! Auf der Brust ein riesengroßes Kruzifix in Gold oder Silber, im Gurt ein paar Pistolen und womöglich noch einen Jatagan ... Ad majorem Dei gloriam! Draußen häufen sich Berge von Toten, der Leichengestank verfolgt uns bis in unser Hotel ... Was kümmert das diese Prediger der Liebe? Sie sitzen mit roten Köpfen im Kaffeehaus, leeren ein Likörglas nach dem anderen, politisieren, bramarbasieren und leiden, daß die Soldaten und Banditen sich zu ihrem Tische herandrängen und die haarige Popenhand küssen ... Um mit dem Segen des „Papás" sofort zu neuem Morden zu gehen.

Der „Papás", der Pfaffe, ist es, der die Schuld an dem großen Morden trägt ... Denn die Aufstachelung des religiösen Hasses ist es ja, die dem Balkanklerus einzig und allein seine allbeherrschende Stellung verschafft. In demselben Augenblicke, wo die Völker anfangen würden, an der Allweisheit und Gottähnlichkeit des Popen zu zweifeln, wäre es um seine Herrschaft geschehen, und weder der „Gebildete" noch der Ungebildete würde dem Kalchas mehr die Hand küssen ... Aber diese Zeit ist ferne. Erst recht ferne gerückt durch das große Schlachten für Gott und Humanität. Doch richtig, ich habe dem griechischen Klerus unrecht getan. Auch unter ihm gab es einen weißen Raben. Das ist der Bischof von Cavalla, von dem man später hören soll ... Sonst aber ging und geht der Klerus, der griechische wie der bulgarische (vermutlich auch der serbische, den ich nicht beobachten konnte) Hand in Hand mit den Würgeengeln, die Ferdinand und Georgios ausgesandt ... Wie sie im Palace Hotel von Salonich, in den Freistunden nach der Schlächterarbeit, am Biertisch saßen zusammen

Digitized by Google

mit den Helden vom Stamme des Athanas ... Mit den glorreichen Entführern Richters, die von den Bergen stiegen, um für Christentum und Kultur zu morden, so daß es heute sogar möglich ist, das Tempetal zu durchreiten, ohne auf den Olymp geschleppt zu werden ... Wie der große Räuberhauptmann Jani heute in samtenem Dandykostüm mit seinen hundert Mann durch Salonich reitet, um „nach dem rechten zu sehen" und Taschen und Häuser von Türken und Juden zu leeren ... Denn auch der edle Jani schwört zu dem herrlichen Wahlspruch: La Bourse ... et la Patrie ..."

In und um Salonich wird noch heute gewütet, daß es eine Freude ist. Ein Konsul schreibt mir, daß seinen Quellen zufolge (ich nehme dem Briefe nach an, daß der Konsul nur von Mazedonien spricht) mindestens 240000 Türken hingemordet worden sind. Und als Pendant dazu hörte ich beim Frühstück auf einer Botschaft in Konstantinopel, daß — es klingt fürchterlich, aber durchaus wahrheitsgetreu — nicht weniger als 34000 türkische Frauen und Kinder allein von den Bulgaren gewürgt wurden ... 34000 Frauen und Kinder, deren einziges Verbrechen darin bestand, nicht „Christen" zu sein. Und weder bei ihnen noch bei den 240000 in Mazedonien hat der das „Christenheer" begleitende zahllose Klerus auch nur einen Finger gerührt, die Unglücklichen zu retten ... Wie sagt doch Nietzsche: „Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch ..."

Und wie schön, die modernen Kreuzritter anzuschauen! Die zwanzigtausend Kleften mit schmalztriefenden Locken, halb im Banditen-, halb im Theaterkostüm und den Dolch im Gewande ... Zwanzigtausend warme Brüder in Christo, denen nicht über die Straße zu trauen ist ... Zumal die Kreter, Burschen, den wildesten Bestien aller Zeiten vergleichbar, die bis vor ein paar Jahren unter der Führung griechischer Offiziere die Dörfer ihrer heutigen Alliierten in Brand steckten und die Einwohner pfählten und spießten ... Aber was sind die griechischen Mörder gegen die bulgarischen Komitatschis? Wandelnde Waffenläden, aus denen oben nur der Kopf eines Raubtiers mit borstigem Stachelhaar ohne Kopfbedeckung hervorschaut ... Ungeheuer, bei deren Anblick ich eine Hyäne umarmen möchte. Ach, und auch diese Super-Hyänen, wie mild und sanft und gefügig sind sie, wenn der Pfaffe naht! Wie beeilen sie sich, die Popenhand zu belecken. Aber der Pope, der Diener Christi und der Lehre von der Vergebung, wo und wann hatte er auch nur einmal diese Hand erhoben, zu verzeihen, zu versöhnen?

Und darum behaupte ich, daß das Christentum niemals einen größeren Bankerott erlebt hat, als durch die Balkanchristen ... Freilich, ist die Firma daran schuldig, wenn die Filiale von Kanaillen betrieben wird?

Aber wohlverstanden, durchaus nicht nur die „Banditen", die „nicht militärischen Elemente", wie die Balkanregierungen beschönigend sagen, haben die großen Greuel verübt. Die Regulären nicht minder. Wo ist der neue Zola, der den Balkanstaaten sein „J'accuse" zuschleudert? Was die edlen Serben taten, ist bekannt. Was die Bulgaren taten, wird auch einmal ans Tageslicht kommen. Sie haben in ihrem Bereiche nicht minder umfassend „gewürgt" als ihre serbischen Verbündeten. Und die Griechen? Geht nach Salonich und fragt die Konsuln, fragt die Kolonien, z. B. die deutsche, die österreichische, französische, italienische ... Nicht einer der Befragten, der nicht Dinge erzählen wird, daß sich Euch die Haare sträuben —

Digitized by Google

Aber die Balkanregierungen „dementieren". Die Agence d'Athenes schreibt: Nicht die Griechen, sondern die Türken hätten den Schrecken nach Salonich getragen. Der griechische Metropolit mit dem Augurengesicht hält eine Ansprache an den Basileus und deklamiert: „Dies ist die glorreichste Epoche Ihrer Regierung, und auch die glücklichste, denn Sie haben auf den Bajonettspitzen der hellenischen Soldaten die Freiheit nach Salonich gebracht und das Land von dem verhaßten Joche befreit ..." Während der fromme Lügner also sprach, lagen in den türkischen Cafés der Vardarstraße ganze Hügel massakrierter Türken, die reguläres griechisches Militär aus purem Fanatismus und Übermut zusammengeschossen ... Wenn ich mir das entsetzliche Bild ins Gedächtnis rufe, droht mir übel zu werden, wie beim ersten Anblick ... Doch nein, die Balkanchristen sind die Streiter der Zivilisation. Denn der serbische (ausgerechnet der serbische) Delegierte Novakovich erklärt in London mit verbindlicher Verbeugung vor dem Lord Mayor: „Wir Serben sind die Schüler Ihrer großen Weisheit und Ihrer alten Kultur", und der Diadochos, der schlaue griechische Kronprinz, dessen Heldentaten von 1897 glücklich vergessen sind, feiert in bewegten Worten die Griechenfreundlichkeit der Vorsehung und den heiligen Glauben seines Volkes an Jesum Christum. Als dritter im erlauchten Bunde aber gibt endlich der Fürst von Monako seinen Segen zur christlichen Sache und wettert gegen das barbarische türkische System. Das an Barbarei weder an die christliche Barbarei der Balkanmörder noch an die teuflische Barbarei der Spielhölle Sr. Hoheit heranreicht ...!

Ich wiederhole: Jeder ehrliche Mensch, der den Orient auch nur ein klein wenig kennt, wird das Urteil des Prof. Alfred Körte von der Universität Gießen unterschreiben, der den prägnanten Satz geprägt, daß die christliche Bevölkerung im Orient moralisch tief unter der türkischen stehe und daß man den Türken achten und lieben, den Christen aber geringschätzen, ja verachten müsse ...

Um diese allmählich in immer weitere Kreise gedrungene Wahrheit zu verwischen, hieß es Europa belügen. Und dies haben die Würgeengel durch eine **unerhörte Beeinflussung der Presse** versucht. Es galt also zunächst „türkische Massakers" erfinden. Und wie erfand man sie? und wie lancierte man das Erfundene in die Welt? Indem man die aus Europa nach den Balkanresidenzen geeilten Spezialkorrespondenten einfach mit Gewalt an Erfüllung ihrer Pflicht hinderte, ihnen gleichfalls mit sanfter Gewalt die Lügen eingab, deren Verbreitung im Auslande den Interessen der Verbündeten entsprach. So die famose Lüge von den Cholerabazillen, die von türkischen Militärärzten gegen das arme Christenheer losgelassen würden! Der im Lande selbst lebenden, insbesondere der englischen nnd französischen Berichterstatter war man ja sicher. Et pour cause. Ich kenne eine Balkanresidenz, wo die Pariser und Londoner Presse durch ... Commis voyageurs und Sektagenten vertreten war und ist. Natürlich sind diese „Vertreter der öffentlichen Meinung" glücklich, jede Schwindelnachricht der betreffenden Regierung an ihre Blätter zu telegraphieren ... Denn es ist unter Umständen sehr lohnend, sich eine Regierung, und wäre es nur eine Balkanregierung, zu verpflichten. Und die Spezialberichterstatter, die aus Europa gekommen, um den Operationen des betreffenden Christenheeres zu folgen? Die betreffende Zensur hatte die Stirn, uns Tag für Tag systematisch Alarmberichte über angebliche türkische Greuel in die

Digitized by Google

Feder zu diktieren ... Und wer sich nicht zu dem schönen Handwerke hergab, wurde schikaniert. Wer aber folgsam war, dem winkten allerlei angenehme Perspektiven ... Ganz abgesehen davon, daß die gewissenlose anglofranzösische Presse um jeden Preis Sensationsnachrichten haben wollte. Ein mir bekannter Herr, den man telegraphisch wegen seiner „dürftigen Depeschen" gerüffelt, beeilte sich, seinem Blatte tausend Worte über türkische Greuel zu drahten, die er zwischen einem und dem andern Whisky aus den Fingern sog. Und ein kleiner Franzose, der eine sehr bekannte Agentur bedient und der ebenfalls eine Rüge erhielt, log in aller Hast ein Dutzend Telegrammformulare über angebliche „türkische Greuel" zusammen, wobei er (wie er mir lachend erzählte) sogar Namen, Alter, Herkunft usw der ... gar nicht existierenden Opfer erfand ... Und auf solche empörende Art wurde dann die öffentliche Meinung Frankreichs, Englands und Amerikas, die Hydra mit den tausend ... Dummköpfen, gegen die arme Türkei mobil gemacht.

Die Greuel aber wurden tatsächlich begangen. Die fürchterlichsten Greuel, die die Weltgeschichte je gesehen. Und sie wurden und werden just von denen begangen, die in der Religion der Liebe erzogen sind, deren Heere von tausend christlichen Pfaffen in Schlacht und Schlachten begleitet werden. Greuel wie kein Teufelsgehirn sie scheußlicher aushecken könnte. Zwei europäische Großkaufleute aus Cavalla, zwei Notable, deren Namen ich nicht nennen kann, um sie nicht der Vendetta der Mörderbande auszuliefern, haben mir folgendes Wort für Wort in die Feder diktiert. Es ist die

Chronik eines Massakers,

wie Europa es seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht wieder erlebt. Erzählt von zwei Augenzeugen, die noch heute seelisch und physisch unter den fürchterlichen Eindrücken stehen.

Freitag, den 8. November, erscheinen in Cavalla zwei bulgarische Komitatschis zu Pferde, reiten nach dem Konak und fordern (das Militär ist abgezogen) den Bürgermeister zur Übergabe auf. Alsdann — die Sache wird ganz modern — gehen die beiden Komitatschis zum Telephon und setzen ihre in Batem-Tschiflik zurückgebliebene Bande von dem „Sieg" in Kenntnis. Und schon um drei Uhr nachmittags zieht die berittene Bande, zwölf Mann hoch, in Cavalla ein, an der Spitze drei Räuberhauptleute, Tschernevieff, Tschakoff und ein dritter, dessen Namen meinen Gewährsmännern entfallen ist. Die Burschen machen den Eindruck der allerrohesten Banditen, haben keine Kopfbedeckung, tragen erbeutete türkische Soldatenmäntel und sind bis an die Zähne bewaffnet. In den Händen (o Ironie!) halten sie Lorbeerzweige. Unter dem Zito und Ziviorufen der überwiegend griechischen Bevölkerung begibt sich die Schar nach Konak, von dem sie Besitz ergreift. Die türkische Bevölkerung, 3—4000 Menschen, hat sich in einer Seitengasse versammelt und verharrt dort (wie der eine Gewährsmann sich ausdrückt) „so still und bewegungslos wie Statuen". Jetzt erscheint einer der Häuptlinge, ein total verwildertes, tierisches Individuum, auf dem Balkon des Regierungsgebäudes und hält in bulgarischer Sprache einen Speech, in dem fortgesetzt die schönen Worte „Christianski" wiederkehren und der darin gipfelt, daß die Jünger des Kreuzes nunmehr den ungläubigen Türkensultan unter ihren Füßen zertreten ... Dabei deutet der Redner mit der Hand in der Richtung nach Konstantinopel und löst bei seinem

Digitized by Google

Griechenpublikum, obschon dasselbe nicht bulgarisch versteht, einen endlosen Beifallssturm aus. — Nun geht die Okkupation der Stadt Cavalla nach allen Regeln der balkanischen Kriegskunst vor sich. Vor allem wird der griechische Bischof beauftragt, eine christliche „Miliz" zu organisieren. Er wählt sechs griechische Gentlemen, denen sich aus freien Stücken (und aus Beutelust) drei- bis vierhundert andere Strauchdiebe anschließen, um . . . „die Ordnung aufrecht zu erhalten". Alle sind mit Flinten, Jatagans, Pistolen, Dolchen und Revolvern gespickt.

Mittlerweile hat der Bandit Tschernevieff die „Diktatur" übernommen und läßt am zweiten Tage nach der Einnahme der Stadt sämtliche Türken verhaften und in den Kerker werfen, die ihm von den griechischen Mitbürgern als „staatsgefährlich" denunziert worden sind. Darunter nicht nur Beamte, Advokaten, reiche Leute, sondern auch arme Teufel, deren einziges Vergehen darin besteht, daß sie nicht . . . Christen sind. Ferner eine Anzahl Juden, weil diese als Freunde der religiös und politisch toleranten Türken bei den Griechen ganz besonders schlecht angeschrieben. Das bekannteste unter den Opfern ist der in Europa wohlbekannte kluge Edib Bey, ein Mann, der mehrere Jahre seines Lebens in Deutschland zugebracht.

Allabendlich um neun Uhr werden nun einige Dutzend Verhafteter (das erste Mal 39) aus dem Kerker geholt und im Zuge durch die Stadt transportiert. In Kalamitza, hundert Meter vom Meeresstrand, werden die Leute ihrer Oberkleidung erledigt, je drei und drei aneinander gebunden und in ein ausgetrocknetes Flußbett gestellt. Und nun beginnt ein entsetzliches, ein scheußliches Schlachten. Mit Bajonetten, Dolchen, Jatagans wird auf den Menschenknäuel eingestochen und gehauen, bis er schließlich nur mehr einen ungeheuren blutigen Fleischhaufen bildet. Die noch zuckenden Körper läßt man liegen, um am Abend darauf neue Dutzende zu ihnen zu gesellen. Zehn Tage — so lange dauert der Terror — bleiben die Leichen unbeerdigt und verpesten die Luft. Die ganze Bevölkerung geht hinaus, die Schlächterstätte anzusehen und meine europäischen Augenzeugen stellen fest, daß viele der Unglücklichen von Kopf zu Fuß, ja zur Fußsohle, durch Dutzende von Bajonett- und Jataganstichen zerfetzt sind. „Hätte man sie wenigstens erschossen!" meinen die Herren. „Aber die Art und Weise dieses Gemetzels war so grausig, daß die Phantasie es gar nicht ausmalen kann. Ja die Leichen wurden obendrein noch an den Genitalien verstümmelt. Und dies alles nur, weil sie . . . Türken oder Juden waren."

Die Rollen bei den Massakers waren so verteilt: Die Griechen denunzierten ihre türkischen Mitbürger und plünderten, während diese zur Polizei geführt wurden, deren Häuser. Die eigentlichen Schlächter aber waren die Bulgaren. Schließlich wurde das Massaker so furchtbar, daß der griechische Bischof, soviel uns bekannt, der einzige weiße Rabe im Balkanklerus, den Diktator bat, die noch überlebenden Türken zu schonen. Er hielt dabei das Evangelienbuch in der Hand und weinte. Aber Tschernevieff fuhr ihn an: „Steck' dein Evangelienbuch noch ein paar Tage ein — die Türkenhunde müssen alle erschlagen werden." Plünderte die griechische Miliz sozusagen im kleinen, so betrieben die herrschenden Komitatschis das Geschäft im großen und jeder der Bulgaren raubte sich ein Vermögen an Gold und Juwelen zusammen.

Das merkwürdigste war, daß wenige Tage nach Beginn der Dauermorde

Digitized by Google

die regulären bulgarischen Truppen in Cavalla einrückten. Die europäischen Konsuln, die in ihrer jammervollen Schlappheit sich vor den Komitatschis verkrochen, wandten sich nunmehr an den bulgarischen Militärkommandanten mit der Bitte, die Greuel zu beendigen. Aber hatten die bulgarischen Komitatschis zuvor die Konsuln bedeutet, sich mäuschenstill zu verhalten, da ja keinem Ausländer ein Haar gekrümmt worden und das übrige sie nichts angehe — so erklärte der bulgarische Militärkommandant zynisch: „Bedauere, ich kann nichts tun. Die Stadt untersteht nicht uns, sondern den Komitatschis . . ."

Die bulgarischen Militärbehörden ließen also ruhig morden, die Schlappschwänze von Konsuln desgleichen und dabei lagen zwei fremde Kriegsschiffe im Hafen! Warum lassen Sie Ihre Truppen nicht landen? fragte man die beiden Kommandanten. Und sie antworteten, ihren Instruktionen entsprechend: „Wir dürfen nicht landen lassen, so lange nicht das Leben der Ausländer bedroht ist."

Aber hätten die Konsuln nicht Mittel und Wege gehabt, eventuell durch drahtlose Telegraphie ihre Regierungen von den Metzeleien zu unterrichten, sie im Namen der Menschlichkeit um die Erlaubnis zu militärischen Notmaßregeln zu ersuchen? Welches Kabinett, welcher Staat hätte es abzulehnen gewagt, den gräßlichsten Schlächtern der modernen Geschichte in den Arm zu fallen, auch wenn diese Schlächter Mitbrüder in Christo? Aber nein — es geschah nichts, nichts, absolut nichts und Kultur-Europa hat sich wieder einmal mit Schimpf und Schande bedeckt. Übrigens ist das Benehmen der Konsuln begreiflich. Es sind nicht Berufskonsuln, sondern Handelsleute, die es mit niemanden verderben wollen, die sich die Hände waschen, wie Pilatus, und sich höchstens zu einer platonischen Beschwerde aufraffen.

Nach drei Wochen des Schreckensregiments hatten die Herren Bulgaren endlich die Gewogenheit, die sogenannte „Ordnung" wiederherzustellen. Die lieben Landsleute und Mitchristen, die Komitatschis, waren mit ihrer Beute abgezogen zu neuen Heldentaten im Zeichen des Kreuzes und es blieb die von den Bulgaren so aufrichtig verachtete griechische Miliz. Von dieser wurden, um „ein Exempel zu statuieren", bezw. um Europa Sand in die Augen zu streuen, ein paar erschossen und vier andere öffentlich mit Ruten gestrichen. Die Hunderte und Aberhunderte wehrloser Türken aber, die man im Namen der christlichen Humanität abgeschlachtet, die ärmsten weckt niemand mehr auf . . .

Schande! Schande über dich, Europa!

Digitized by Google

Ein falscher Schritt

Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses

Vor einigen Wochen lief eine Nachricht durch die österreichischen Zeitungen, die vorerst wenig beachtet wurde, aber doch hier und da ein publizistisches Echo erweckt hat. Es war gelegentlich der letzten Delegationstagung in Budapest plötzlich gemeldet worden, daß unter der Führung eines angesehenen Reichsratsabgeordneten, des Mitgliedes des Nationalverbandes und gewesenen Präsidenten der österreichischen Delegation, Dobernig, von deutschösterreichischen Politikern der Versuch gemacht worden sei, in nähere Verbindung mit jenem Teile der Madjaren zu treten, die heute in Ungarn regieren. Die Begeisterung für eine solche Kooperation scheint auf madjarischer Seite mäßig gewesen zu sein. Die Madjaren mochten sich denken: „Was kannst du armer Teufel geben?" Somit wäre vielleicht, könnte mancher denken, von der Sache weiter nichts mehr zu reden. Aber ab und zu taucht derselbe Gedanke wieder auf und bei der ernsthaften Bedeutung des Abgeordneten Dobernig ist nicht anzunehmen, daß sein Gedanke ein bloßer Einfall war, den er wieder fallen läßt. Es ist vielmehr zu vermuten, daß er ihn weiter verfolgen wird.

Aber sollte er auch abgetan sein, so muß doch von ihm geredet werden. Er kann wieder plötzlich auftauchen und es gibt ohne allen Zweifel viele deutschbürgerliche Abgeordnete in Österreich, die diesem Gedanken sympathisch gegenüberstehen. Außerdem ist er ein Schulbeispiel für die richtungslose Politik der Deutschen in Österreich, denen alles politische Augenmaß fehlt. Er ist ein Angstprodukt. Dieselben Deutschen, die die Annexion von Bosnien und Herzegowina begeistert gutgeheißen haben, die nach dem Ausspruche eines von ihnen, plötzlich „die Leibgarde der Habsburger" sein wollen und wohl auch dynastischen Bestrebungen nach weiterer (slavischer) Gebietsausdehnung zustimmen würden, haben große Furcht vor dem Slavismus. Es ist charakteristisch, daß die neueste Anregung einer Art von Schutz- und Trutzbündnis mit den Madjaren von einem Abgeordneten ausgeht, der wiederholt als die größte Gefahr für Österreich den Trialismus bezeichnet hat, d. h. die Bestrebungen der österreichischen Südslaven, sich zusammenzuschließen. Er selber ist Kärntner, von dessen Hauptstadt Klagenfurt in den Reichsrat entsandt und er hat die gefürchteten Südslaven vor den Toren. Der Trialismus würde einen wenn auch kleinen Teil von Kärnten, Südsteiermark, die Länder Krain, Küstenland, Istrien, Dalmatien ganz in Anspruch nehmen. Es sind also ostalpendeutsche Interessen, die hier in Frage stehen. Politische und politischnationale Sorge ist in Ordnung, aber die politische Furcht ist ein ebenso schlechter politischer Ratgeber als der Zorn.

Wie könnte ein Bündnis der Deutschösterreicher mit dem heute herrschenden Klüngel in Ungarn den deutschen Interessen nützen? Die Madjaren sind schlaue Politiker. Sie tun nichts umsonst. Was können ihnen die Deutschen in Österreich bieten? Etwa noch mehr Nachgiebigkeit beim kommendenden Ausgleich im Jahre 1917? Das können die Deutschbürgerlichen nicht versprechen, ohne in Österreich alles gegen sich aufzubringen. In allem, was die madjarische

Digitized by Google

Herrschaftsklique will, können ihnen die Deutschösterreicher auch nicht im geringsten helfen. Sie will ihre Oligarchie aufrechterhalten und in ihrer brutalen Madjarisierungspolitik nicht gehindert werden. Nach diesen beiden Richtungen ist sie durchaus auf sich selbst gestellt. Könnten die Deutschösterreicher etwas geben, so müßten sie doch auch etwas zu fordern haben. Allerdings, ein solches Objekt wäre vorhanden. Sie müßten verlangen, daß die Deutschen in Ungarn (immerhin 2 Millionen) ein größeres nationales Recht bekämen. Nur ein Tor kann glauben, daß die Madjaren von heute den Deutschen in Ungarn nationale Zugeständnisse machen würden, auf die sich doch sofort die Rumänen (3½ Millionen), die Slovaken (2 Millionen) berufen würden. Gewährt doch die madjarische Regierung nicht einmal dem halbselbständigen Königreich Kroatien so viel Atem, daß sich das Land national entwickeln könnte.

Doch halt — hier ist der Punkt, aus dem heraus die neueste deutschmadjarische Anbiederungspolitik vielleicht zu erklären ist. Ungarn treibt eine antislavische Politik. Die Deutschösterreicher *möchten* gern eine solche Politik treiben. Es ist nur ein kleiner Unterschied. Ungarn geht darauf aus, nicht nur der madjarischen „Staatsnation" gegenüber den Nationalitäten dauernd die Herrschaft zu sichern, sondern auch die Nationalitäten durch Verweigerung vom Staat bezahlter Schulen auf tiefer kulturellen Stufe zu halten und langsam zu madjarisieren. Ja selbst in dem rein slavischen Kroatien will sie den madjarischen Gedanken zur Herrschaft bringen.

Sollte wirklich die Unterdrückungspolitik, mit der Ungarn seine Slaven niederhält (aber auch die Deutschen und Rumänen), ein so verlockendes Beispiel für die Deutschösterreicher sein? Gibt es denn im Ernste einen deutschen Politiker in Österreich, der auch nur zu *träumen* wagt, daß sich die österreichischen Slaven die Behandlung auch nur eine Woche gefallen ließen, unter der die ungarischen Slaven leiden. Die Tschechen sind keine Rumänen und die Polen keine Slovaken. Tschechen und Polen sind Kulturnationen. Ja selbst unsere noch wenig entwickelten Slovenen sind durch keine Unterdrückungspolitik zu bewältigen.

Aber so sinnlos ein Bündnis der Deutschösterreicher mit den Madjaren wäre, es wäre selbstmörderisch. Es hat dem deutschen Namen in Österreich wenig Ehre eingebracht, daß man ihm zuschrieb, was in den Zeiten des Absolutismus durch deutsche und noch mehr durch deutschsprechende Beamte anderer Nationen an allen Völkern dieses Reiches gesündigt worden ist. Ein Blatt der nationalen Schande wäre es geradezu, wenn die Deutschösterreicher sich mit dem herrschenden Madjarenklüngel verbänden, der mit einem dreifachen Makel befleckt ist, mit dem Makel der gehässigsten Feindschaft gegen die Deutschen des eigenen Landes, mit dem Makel der Geringschätzung und des Vernichtungswunsches aller nicht madjarischen Nationalitäten des Landes, mit dem Makel der Unterdrückung der unteren Schichten seines eigenen Volkes.

Das eigene Volk und die anderen Nationalitäten Ungarns fangen an, sich auf ihre Aufgabe zu besinnen, der herrschenden Oligarchie in Ungarn ein Ende zu machen und es gibt deutsche Politiker in Österreich, die in diesem Augenblicke sich mit dieser Oligarchie verbünden wollen!

Digitized by Google

„Der Kathedersozialismus am Pranger"

Von Philipp Loewenfeld

I.

Die Organisationen der deutschen Arbeitgeberschaft stehen heute in völliger Geschlossenheit da. Sie umfassen Angehörige der verschiedensten politischen Richtungen und Bekenner aller Konfessionen. Outsider sind selten.

Anders die Arbeiterbewegung. Sie ist mit drei Gebresten geschlagen.

Einmal untersteht sie einem Ausnahmerecht, das Handlungen, die in allen anderen Gesellschaftsklassen straflos geübt werden können, ja deren Übung in anderen Kreisen unter Umständen ein Gebot der Standesehre ist, mit schweren Freiheitsstrafen bedroht, wenn sie von Lohnarbeitern im Interesse einer Arbeiterkoalition geübt werden.

Sie wird zweitens häufig durch eine Verwaltungsnadelstichpolitik Puttkammerschen Rezepts an der Ausübung gesetzlich erlaubter Handlungen, z. B. des Streikpostenstehens, verhindert.

Sie ist endlich drittens politisch und konfessionell gespalten und dadurch in ihrer gewerkschaftlichen Schlagfertigkeit gehemmt. Selbst Untergruppen, wie die christlichen Gewerkschaften, zerfallen wieder in die von Rom „gebilligten" Berliner und die nur „geduldeten" Kölner. Wie diese Zersplitterung in der Praxis wirkt, hat der Ausgang des Ruhrstreiks vom Jahre 1912 und vor ganz kurzer Zeit der Zusammenbruch der von den „Kölnern" verbereiteten Lohnbewegung im Saarbergbau gezeigt.

Trotz alledem ist die Arbeiterbewegung den Vertretern des Herrenstandpunkts in der Großindustrie zu mächtig, zu geschlossen, zu erfolgreich. Man hat daher nach weiteren Mitteln gesonnen, um sie lahm zu legen. Man fand sie einmal in den sogenannten gelben Gewerkschaften, d. h. Vereinigungen von Arbeiterminderheiten, die gegen Vorteilsgewährungen finanzieller und sonstiger Natur auf die Ausübung des Koalitionsrechts verzichten und dadurch das gewerkschaftliche Streben der Arbeitermehrheit nach höherem Lohne und kürzerer Arbeitszeit erschweren. Ferner aber in Kampfmitteln, die man euphemistisch „Wohlfahrtseinrichtungen" nannte. Auch deren Ziel ist Schaffung einer auf die Koalitionsfreiheit verzichtenden Arbeiterminderheit auf Kosten der Mehrheit. Die Methoden der „Wohlfahrtspolitik" habe ich den Lesern dieser Zeitschrift in der Nummer vom 10. August 1912 vorgeführt.

Seitdem nun eine Reihe von Männern der Wissenschaft diesen „Wohlfahrtseinrichtungen" kritisch nähergetreten ist und ihren Charakter als Kampfmittel der Arbeitgeber gegen die Gewerkschaften auf Grund eines umfangreichen Materiales dargetan hat, insbesondere seit der Mannheimer Tagung des „Vereins für Sozialpolitik" vom Jahre 1905, haben die Angriffe der Großindustrie gegen die wissenschaftlichen Vertreter der Sozialpolitik auffallend zugenommen. Man bezeichnete diejenigen, die über die von den Unternehmern aus egoistischen Gründen vorgenommene Zwangsbeglückung der Arbeiter wahrheitsgetreu berichteten, als die ideologischen „Bundesgenossen" der Arbeiter, oder, wie man

Digitized by Google

in solchen Fällen zu sagen pflegt, des „Umsturzes". Die Methode der heutigen Wirtschaftswissenschaft sei nicht „exakt" genug, sie berücksichtige vor allem nicht hinreichend die Bedeutung der Privatwirtschaft, d. i. des privaten Unternehmertums, für Staat und Gesellschaft, ja sie habe von ihr infolge ihrer „Weltfremdheit" gar keine Vorstellung.

Daß es nun den Führern in diesem Kampfe gegen die Wissenschaft nicht darum zu tun war, aus wissenschaftlichen Gründen an die Stelle einer vermeintlich unrichtigen Methode eine andere zu setzen, geht aus ihrem Verhalten hervor. Denn beschimpft und verhöhnt wurden immer nur diejenigen Männer der Wissenschaft, die daran erinnerten, daß es außer der Privatwirtschaft der Unternehmer auch eine solche der Arbeiter und neben beiden eine Volkswirtschaft gäbe. Diejenigen dagegen, die umfielen, wurden als Heroen gefeiert. Als z. B. Adolf Wagner voriges Jahr den Antrag des preußischen Herrenhauses auf Schaffung neuen Zuchthausrechtes gegen die Arbeiterbewegung unterschrieb, war das gesamte Scharfmachertum voll der Bewunderung. Und erst in jüngster Zeit hat der Generalsekretär Dr. Beumer, der Herausgeber von „Stahl und Eisen" die neue Schmähschrift des Berliner Professors Bernhard gegen die deutsche Arbeiterversicherung als eine „Tat" bezeichnet.

Der ganze Haß der Rufer im Streite galt vielmehr den Männern, die ihre wissenschaftliche Überzeugung nicht geändert haben, da keinerlei Tatsachen vorliegen, die dies veranlassen könnten. Vor allem Lujo Brentano. Gegen ihn ist denn auch aus Arbeitgeberkreisen heraus die „Gesellschaft für exakte Wirtschaftsforschung" nach der Versicherung ihres Mitbegründers, des bayerischen Ministers des Innern Freiherrn von Soden, gegründet worden. Gegen ihn ist vor allem im letzten Jahre ein Kampf geführt worden, der der Zähigkeit gewisser Arbeitgeberkreise und ihrer Berufsvertreter — aber auch nur dieser Eigenschaft! — ein gutes Zeugnis ausstellt. Eine kurze Darstellung dieses Kampfes lohnt sich nicht nur wegen der angegriffenen Persönlichkeit, sondern vor allem wegen seiner symptomatischen Bedeutung.

II.

Am 28. Februar 1912 hielt Professor Lujo Brentano einen Vortrag „Der Schutz der Arbeitswilligen", im wesentlichen eine Neuauflage seines vor dreizehn Jahren in der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft gehaltenen Vortrags gleichen Titels. Er teilte die sogenannten Arbeitswilligen in verschiedene Kategorien ein und nannte unter ihnen auch diejenigen, „welche jeden Gemeingefühls für die Interessen und Ehre ihres Standes bar, lediglich ihren momentanen persönlichen Vorteil verfolgen." „Abenteurer" hat sie das Urteil des Berliner Landgerichts in dem bekannten Moabiter Prozeß genannt, und unter dem Namen „Hintzegardisten" sind sie weiteren Kreisen bekannt. Es sind das Arbeiter, die sich von eigenen Unternehmungen zur Besorgung von Streikbrechern an bestreikte Betriebe für die Dauer des Streiks bald hierhin, bald dorthin „liefern" lassen.

Irrige Preßberichte waren die Ursache der Legende, Brentano habe alle Arbeitswilligen als ehrlos bezeichnet. Nun war die Bahn frei für eine wohlorganisierte Entrüstungsaktion. Man vergewisserte sich nicht erst lange, ob jene Preßberichte mit der tatsächlichen Äußerung Brentanos übereinstimmten, was von vornherein jeder ruhig Denkende bezweifeln mußte, sondern zog sofort

Digitized by Google

in den gröbsten Tönen los. So schrieb Dr. Kuhlo, der Syndikus des Bayerischen Industriellen-Verbandes:

> Brentanos Vortrag habe „an Weltfremdheit und Verhetzung alles bisher Dagewesene überboten", er habe „bewiesen, daß ein brauchbarer sozialistischer Agitator an ihm verloren gegangen sei", wenn das, was Brentano dort von sich gegeben, Wissenschaft sei, dann „müßten Bebel und Liebknecht auf Grund ihrer Brandreden im Reichstag schon längst Ehrendoktoren der philosophischen Fakultät in München sein." „Revolverschießen, Messerstiche, schwere Drohungen usw." seien nach Brentanos Meinung „wohl nur durchaus berechtigte harmlose Aufklärungen" ... „Das eigentliche Scheusal sei immer der Unternehmer, der gemütsroh genug sei, nicht jede Forderung übermütiger Agitatoren ohne weiteres zu bewilligen." Brentano habe es „gewagt, ungestraft hunderttausenden ehrlichen, braven Arbeitern eine gröbliche Beschimpfung ins Gesicht zu schleudern. Es müsse weit gekommen sein im deutschen Vaterlande, wenn die Inhaber der Lehrstühle der Universitäten solche wüste Hetzereien, die mit Wissenschaft nicht das mindeste zu tun haben, öffentlich betreiben dürfen." Und zum Schluß hieß es wörtlich: „Was sagt die Industrie dazu? Will sie ruhig zusehen, wie die Agitation gegen ihre Lebensinteressen immer wüster wird und die Sozialisten Arm in Arm mit den Kathedersozialisten die Massen zu maßloser Erbitterung aufreizen. Will sie geduldig alljährlich hunderte von jungen Leuten in ihre Betriebe und ihre wirtschaftlichen Organisationen aufnehmen, die mit dem Gifte Brentanoscher Hetzereien herangebildet sind? Es wäre wohl Zeit, daß die geschmähten Industriellen[1]) diesen Zuständen ein Ende machen und dafür sorgen, daß diese Schulen mehr und mehr isoliert werden."

Auch zwei Redakteure von Organen gelber Werkvereine nahmen die irrigen Preßberichte zum Anlaß gröblicher Ausfälle gegen Brentano. Der Artikel von Dr. Kuhlo fand in 133 deutschen Tageszeitungen Aufnahme.

Brentano trat diesen Angriffen, sobald sie zu seiner Kenntnis kamen, mit vollstem Eifer auf Grund des § 11 des Preßgesetzes entgegen, aber gegen diese Massenverbreitung von Unwahrheit war nicht aufzukommen. Waren die Berichtigungen kurz, wie z. B. die am 10. März 1912 an gelbe Gewerkvereinsorgane gesandten, so wurden sie als „nichtssagend", als „nicht gentlemanlike", als „Kneiferei" bezeichnet, waren sie ausführlich oder gaben sogar den Text der fraglichen Stellen im Wortlaut wieder, wie z. B. die der Deutschen Arbeitgeberzeitung Mitte April 1912 gesandte Berichtigung, so wurde ein Schwanz darangefügt, des Inhalts, Brentano beweise mit seiner „Berichtigung" lediglich, daß er den ihm gemachten Vorwurf ganz und gar verdient habe. Die Wormser Zeitung meinte sogar liebenswürdig, Brentanos Auffassung von der Arbeitswilligkeit sei eine „niedrige, aber echt Brentanosche Auffassung". Und der Geschäftsführer des „Zentralverbandes Deutscher Industrieller", Dr. Schweighofer, sagte mit Bezug auf diese Vorgänge, „etwas Stärkeres an blindem Vor-

[1]) Wer sich für die wahren Ansichten Brentanos über den Unternehmer interessiert, sei auf folgende Stellen in seinen Schriften hingewiesen: „Arbeitergilden der Gegenwart". 1872. Bd. II, S. 335; Soziale Praxis 1899, Bd. VIII, S. 1211 ff.; „Reaktion oder Reform?" 1899, S. 18; „Der Unternehmer" (Heft 225 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen) 1907, insbesondere Seite 21 bis 29.

Digitized by Google

urteil und Unkenntnis der Verhältnisse", als die Brentanosche Theorie, die „mit Wissenschaft nicht das Geringste mehr zu tun habe" gäbe es nicht, und auch hier „bewahrheite es sich wieder, daß in sozialistischen Ideen noch jederzeit der verwegenste Idealismus mit dem begehrlichsten Materialismus zusammengetroffen sei."

Als Brentano sah, daß die Unwahrheit trotz seines guten Willens nicht aus der Welt zu bringen war, mußte er, dessen persönlicher Ehre in 68 Jahren seines Lebens noch niemand zu nahe getreten war, den Strafrichter anrufen, um auf diesem Wege eine authentische Feststellung dessen, was er gesagt hatte, zu erlangen. Die Auswahl unter den zu Verklagenden war groß. Man wählte die Haupturheber des Feldzugs, die Redakteure Ossenbrunner und Heitz und den Syndikus Dr. Kuhlo als Redakteure des „Bund", der „Wehr" und der „Bayerischen Industrie". Die gelben Gewerkschaften beantworteten die Klagestellung mit einer in der ganzen rechtsstehenden Presse angekündigten „Massenklage" von elf gelben Arbeitern, da Brentano diese ehrlos genannt habe. Am 4. Juni 1912 wurden die zwei Redakteure gelber Organe wegen Beleidigung Brentanos zu je 100 Mark Geldstrafe verurteilt. Am 8. Juni 1912 wurde durch Beschluß des Amtsgerichts München die „Massenklage" gegen Brentano kostenfällig als unbegründet zurückgewiesen. Am 25. Juni 1912 wurde Dr. Kuhlo vom Amtsgericht München wegen Beleidigung Brentanos zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. In sämtlichen Erkenntnissen wurde gerichtlich festgestellt, daß das infamierende Urteil über die sogen. Arbeitswilligen, das man Brentano zugeschrieben hatte, von ihm nicht ausgesprochen worden ist.

Zwei Wochen nach dem Urteile des Amtsgerichts gegen Dr. Kuhlo wiederholte der frühere bayerische Ministerpräsident Graf Crailsheim die Behauptung, Brentano habe die Arbeitswilligen beschimpft, in öffentlicher Reichsratssitzung, wenn auch nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach und stellte sie erst auf eine Zuschrift Brentanos richtig.

Die verurteilten Angreifer Brentanos gingen in die Berufungsinstanz. Die Berufung der Redakteure der Gelben wurde kostenfällig verworfen. Das Urteil der III. Strafkammer des Landgerichts München I spricht aus, die Angreifer Brentanos hätten sich „absichtlich der Erkenntnis der Wahrheit verschlossen, um nicht in die unbequeme Notwendigkeit versetzt zu werden, die Unbegründetheit des früheren Angriffs eingestehen und den grundlos Angegriffenen um Entschuldigung bitten zu müssen." Das landgerichtliche Urteil gegen Dr. Kuhlo setzte zwar die Strafe von 300 Mark auf 250 Mark herab, weil es in einem zweiten Artikel Kuhlos in der Wormser Zeitung vom 7. Mai 1912 eine Beleidigung nicht erblickte. Allein auch in diesem von der IV. Ferienstrafkammer am 11. September 1912 erlassenen Urteil ist die Konstatierung enthalten, daß die Brentano nachgesagte Beschimpfung der Arbeitswilligen weder dem Wortlaute noch dem Sinne nach von ihm geäußert worden sei.

Wer nun aber meinte, daß sich Brentanos Angreifer durch fünf richterliche Erkenntnisse, in denen sieben Berufsrichter und vier Laienrichter mitgewirkt hatten, in der Weiterverbreitung der von den Gerichten als falsch bezeichneten üblen Nachrede beirren ließen, war auf dem Holzweg. Schon nach den Erkenntnissen des Schöffengerichts hatte die „Nationalliberale Korrespondenz" die Behauptung wieder aufgenommen und als Brentano unter Berufung auf die Schöffengerichtsurteile preßgesetzlich berichtigte, fügte sie seiner Berichtigung hinzu:

Digitized by Google

„Herr Lujo Brentano hat den Sinn unserer ihm unbequemen Untersuchung in sein Gegenteil verkehrt, um seine alte Rolle als unverstandener Professor weiterspielen zu können."

Die Redakteure der Gelben legten gegen das Urteil des Landgerichts Revision ein, die vom Obersten Landesgericht kürzlich als unbegründet kostenfällig verworfen wurde. Der Vorstand des „Bayerischen Industriellenverbandes" aber hatte die Kühnheit, in offenkundiger Verhöhnung der Rechtspflege einen Beschluß zu fassen und sowohl in seinem Verbandsorgan wie in seinem offiziellen Jahresbericht zu publizieren, dahingehend, daß dem Dr. Kuhlo die gesamten Unkosten des gegen ihn durchgeführten Strafverfahrens durch den Verband abgenommen werden und er aufgefordert werde, den Kampf „entsprechend" fortzusetzen. In zahlreichen Fällen ist gegen sozialdemokratische Redakteure und Gewerkschaftsführer von den Gerichten bei Beleidigungsprozessen auf Freiheitsstrafe erkannt worden, lediglich mit der Begründung, daß den Täter eine etwaige Geldstrafe persönlich nicht treffen würde, da sie erfahrungsgemäß der Verband trage. Eine erkannte Geldstrafe nebst den Prozeßkosten durch publizierten Beschluß auf die Verbandskasse zu übernehmen, hat noch kein Arbeiterverband gewagt. (Schluß folgt)

Die Tragik einer Staatszeitung / Von Wilhelm Herzog

(Schluß)

Es ist schmerzhaft zu sagen: das bayrische Stück Unglück, das sich Königl. Bayrischer Staatsanzeiger nennt, hat sein Erscheinen noch immer nicht eingestellt, sondern fährt fort, fortzeugend Stumpfsinn zu gebären.

Die Tragik dieses Amtsorgans nimmt immer grauenvollere Formen an. Vor Opus 1—10 (sehen Sie, Leser, bitte das Archiv in „März", Heft 5) konnte man noch sein Mitleid äußern. Aus dem elendesten und dürftigsten Wickelkind ist schon oft eine kräftig-keifende, energische, solide Tante geworden. Aber wir müssen — scheint es — alle Hoffnungen auf dieses Staatskind begraben. Entsetzlich abgemagert (selbst Mosse weint), zusammengeschrumpft, atmet es kaum noch und nur manchmal gibt es sich einen halbamtlichen Ruck. Dann dementiert es oder spricht irgend etwas Zusammenhangloses, von dem die bösen Menschen annehmen, es sei unwahr oder taktlos oder nicht wohlriechend. Einige Tage darauf stottert es wieder wehmütige Entschuldigungen, die jeden gefühlvollen Menschen ergreifen müssen.

Opus 11

Unter der Überschrift „Nichtamtlicher Teil" steht gesperrt und fett gedruckt, an der Spitze drei Sternchen (also doch mit halbamtlichem Charakter) das folgende Pronunziamento:

Nichtamtlicher Teil.

*** In einem Teil der Presse wurden die letzten Neujahrsauszeichnungen mit der Regentschaftsfrage in einen gewissen Zusammenhang gebracht.

Digitized by Google

Dies ist schon deshalb hinfällig, weil die Vorschläge für diese Auszeichnungen bereits im Ministerrat am 9. Dezember, sohin noch zu Lebzeiten weiland Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold festgestellt worden sind und späterhin eine Änderung nicht erfahren haben.

1. Wie kann sich ein Halbamtlicher nur so herablassen, etwas im nichtamtlichen Teil zu erklären? Erkläret mir, Graf Örindur, diesen Zwiespalt der Amtnatur. Drüber: nichtamtlich und dann drei Sterne. Hat der leitende Chef hamletische Gefühle: „Sein oder Nichtsein . . ." Wird er angesichts seines kummervollen Blättchens zum Melancholiker?

2. Das Dementi betont: Die Vorschläge für die Auszeichnungen seien bereits im Ministerrat am 9. Dezember festgestellt worden, „sohin" noch zu Lebzeiten weiland Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold.

Sohin sollte man nie sagen. Sohin klingt falsch. Nicht aufrichtig, nicht fanatisch wahrheitsliebend. In „sohin" steckt der redliche, aber unzulängliche Versuch, über unangenehme Tatsachen möglichst schnell hinwegzukommen. Ministerrat am 9. Dezember. Am 12.: Tod des Prinzregenten. Wir wissen alle, daß dem alten Herrn drei Tage vor seinem Tode, die Vorschläge für diese Auszeichnungen zu überlegen oder zu bestätigen, nicht gegönnt war. Wir wissen, daß der Ministerrat, unter dem Vorsitze des Ministers des Kgl. Hauses und des Äußern D. Freiherrn v. Hertling, diese Auszeichnungen festsetzte.

„Sohin" haben sich dekoriert:

Herr v. Hertling mit dem Großkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael,

die Herren v. Knilling, v. Breunig, v. Seidlein mit dem Verdienstorden vom heiligen Michael.

Diese Selbstansteckungen sind sohin — nach einem ordentlichen Ministerrat — zu Recht erfolgt, zumal sie „späterhin" eine Änderung nicht erfahren haben. Das heißt: der Prinzregent Ludwig hat sie am Neujahrstage nicht herabgerissen, „sohin" wurden sie huldreichst verliehen.

* * *

Unter:

Deutsches Reich.

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten Ludwig wurde, so berichtet die „Landshuter Ztg." beim Empfange der Vorstandschaft des Bayer. Städtetages u. a. auch unser Stadtoberhaupt in die Unterhaltung gezogen, wobei sich Seine Königliche Hoheit eingehend über die hiesigen Einrichtungen usw. erkundigte und zum Schlusse dem Herrn Oberbürgermeister auftrug: „Grüßen Sie mir meine liebe Stadt Landshut!"

Im Feuilleton — eine Theaterkritik:

„Gute Romanschriftsteller sind aber, wie man weiß, noch lange keine guten Bühnenautoren. Im Gegenteil: die epische Breite, die ihnen

Digitized by Google

im Blute sitzt, spielt nur zu oft in ihre Dramen hinüber, und so sind ihre Stücke nicht zu selten von des Gedankens Bläſſe angekränkelt, und ihre Handlungen verlieren an Mark und Nachdruck. Es ist schon ein Lob, wenn man dem Dichter des dreiaktigen Schauspiels „Eisen" nachsagen kann, daß er diesem habituellen Stockschnupfen der Romanciers nicht zum Opfer gefallen ist."

Eine epische Breite, die gewissen Dichtern im Blute sitzt, und die außerdem noch spielen kann, ist aller Anerkennung wert. Nur dem habituellen Stockschnupfen, den sie im Gefolge zu haben scheint, sollte sie nicht auch noch Opfer bringen müssen.

Opus 12

Unter der Rubrik „Welt und Wissen":

Die königliche Dichterin der Rheinlieder über — Mäßigkeit. Das rumänische Königspaar ist in Bayern und München nicht wenig bekannt. Die rumänischen Königsschlösser sind geradezu zu Museen Münchener gewerblichen Fleißes geworden. Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, eine geborene Prinzessin von Wied, schrieb bekanntlich vor Jahren einen Band „Rheinweinlieder". Aber nun hält sie es ebenso für nötig, an die Mäßigkeit zu erinnern, die (nach ihr) namentlich bei Hitze im Sommer geboten ist. Erinnert die Hitze an diejenige in den warmen Ländern, dann trinke man, so erörtert die Königin, am besten gar keinen Wein oder sonst etwas Alkoholisches, man trinke nur Limonade ohne Zucker oder kalten Tee oder kalten Kaffee, womöglich auch dies ohne Zucker, und schließlich Wasser, ein „recht schönes, kaltes Wasser vom Brunnen", oder eins, das auf Eis gestanden hat! Beileibe aber nehme man keinen Wein oder Bier in den Hundstagen zu sich. Die Königin weist weiter auf das Beispiel der rumänischen Bauern hin. Sie empfiehlt auch bei Hitze kein Fleisch zu essen und beim Trinken nicht einen ganzen Krug Flüssigkeiten in den Magen zu gießen, sondern nur schluckweise zu trinken. Damit seien die Lippen, der Gaumen befeuchtet, aber der Magen sei nicht gefüllt. Dann esse man viel Obst oder Früchte, besonders esse man Wassermelonen. (Die Erfahrungen der Königin gemahnen vielfach an Pfarrer Kneipp!) Carmen Sylva ist bei großer Hitze überhaupt für Mäßigkeit. Manches von dem Veröffentlichten der königlichen Dichterin und Mäßigkeitsfreundin mag sinngemäß für die Winterszeit angewandt ebenso zweckdienlich sein. Scheinbar ist es eine Lücke, daß sich die Königin als geborene Rheinländerin nicht auch zum Biere eingehend äußert. Wie sie es dieserwegen allgemein meint, — wir glauben aber, es sei in ihrem Rate mit ausgedrückt. Überdies wissen wir alle, daß übermäßiger Biergenuß weder bei Hitze noch bei Kälte frommt; daß viel Bier im Sommer trinken nur mehr Durst macht. Große Quantitäten Flüssigkeiten irgendwelcher Art in den Magen zu gießen, ist immer ungesund und nicht einmal die Wirte haben Vorteile davon, wenn ihre Gäste im Genusse übertreiben. Denn entweder verlieren die Gastgeber den trunklüsternen Gast überhaupt durch Krankheit,

Digitized by Google

Siechtum und Tod vorzeitig, oder sie müssen sehen, wie auf lange Trinkgelage entsprechend viele Pausen folgen.

Von diesen Argumenten überzeugt, sollen sämtliche Wirte Münchens in geheimer Sitzung beschlossen haben, auch dem trunklüsternsten Gast nicht mehr als eine halbe Maß Bier täglich zu verabfolgen. Was den Vorkämpfern der Abstinenzbewegung nie gelungen wäre, das hat der Antialkoholiker Savonarola Frick nicht ohne Grazie erreicht, indem er den Münchnern die königliche Dichterin der Rheinlieder als hohes Vorbild der Mäßigkeit ins bierehrliche Gedächtnis rief.

Opus 13

bringt im Feuilleton eine Kritik, einen Hymnus auf Zuloaga. Der Kunstkenner setzt ihn neben Greco, Velasquez, Murillo. Ja, er schätzt ihn — er muß es sagen — höher als Velasquez (in mancher Hinsicht). Das wird in dem Kgl. bayerischen Unglücksblatt so ausgedrückt:

„Als Porträtist erscheint sogar Zuloaga entschieden um eine Note realistischer als weiland Velasquez, der als K. Hofmaler nicht selten der Grandezza, dem Realismus gegenüber, Zugeständnisse machte. Wenn Zuloaga porträtiert, dann reizt ihn an erster Stelle das Temperament des Modells. Darum können die Augen der von ihm festgehaltenen Spanierinnen dem Beschauer so gefährlich werden.

Das ist alles schön und gut, daß die Augen der von dem Maler festgehaltenen Spanierinnen dem Beschauer so gefährlich werden können. Dagegen habe ich nichts. Nur daß sie den von den schönen Augen festgehaltenen Beschauer so schnell loslassen, daß er hingehen kann und — ganz ohne Gefahr — Kunstreferate verfaßt, dieses scheint mir nicht für die Spanierinnen zu sprechen.

Was ist Zuloaga? — „Eine großzügige und reiche Künstlerindividualität". Was sollte er anders sein. „Farbenfreudig" ist er natürlich. Aber: „er verzichtet durch schreiende Farben aufdringlich zu werden, wie z. B. sein Kollege Angada". Der Herr Kunstkritiker des Kgl. Bayerischen Unglücks ist zwar kein „Kollege" von mir, trotzdem könnte er darauf verzichten, durch den schreienden Humor seines Amtes aufdringlich zu werden.

Opus 15

Unter Hof- und Personalnachrichten:

* Dr. S. Meyer, Distriktsrabbiner in Regensburg, hat am allerhöchsten Geburtsfeste Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Ludwig am 7. Januar in der Synagoge zu Regensburg eine Festpredigt gehalten, die dann im Druck erschien. Herr Distriktsrabbiner Dr. S. Meyer erhielt vom Kabinett Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten folgendes Schreiben: „München, den 10. Januar 1913. Seine Königliche Hoheit der Prinzregent haben die von Euerer Hochwohlgeboren gehaltene und in Nr. 2 der Deutschen Israelitischen Zeitung vom 9. l. Mts. veröffentlichte Festpredigt mit Interesse gelesen. Im allerhöchsten Auftrage beehre ich mich Euer Hochwohl-

Digitized by Google

geboren den besten Dank Seiner Königlichen Hoheit für die bekundete Aufmerksamkeit und für die tiefempfundenen Segenswünsche zu übermitteln. v. Dandl, K. Staatsrat im ao. D."

Wie viele Distriktsrabbiner werden am allerhöchsten Geburtstage Festpredigten gehalten haben? Meyer aber hat sie alle übertroffen. Er hat die seine drucken lassen, dem armen Prinzregenten geschickt, der hat sie gelesen und ein K. Staatsrat im ao. D. hat Herrn Meyer sogar gedankt. Damit nicht genug. Der findigen K. bayer. Staatszeitung bleibt keine Neuigkeit, um wieviel weniger ein Verdienst verborgen, zumal wenn ein betriebsamer Rabbiner weiß, wo er sich hinzuwenden hat. Und so läßt sich gegen die Verbindung Hertling-Mosse auch nicht mehr das Geringste einwenden. Noch nie hat ein Bromberger Rabbiner im „Reichsanzeiger" eine Notiz über das Schicksal seiner Festpredigten veröffentlicht.

Opus 16

Diese Nummer bietet dem Archiv kaum zu bewältigendes Material. Stichproben müssen genügen.

Aus einem Leitartikel „Kaiser und Reich":

„Sehr bemerkenswert ist, ein ernstes Schlaglicht auf unsere politischen Beziehungen zu England werfend, die Tatsache . . ."

Keine Tatsache scheint mir mehr wert, bemerkt zu werden, wenn mich ein ernstes Schlaglicht treffen kann.

* * *

Im Feuilleton eine Theaterkritik des von Sudermann erquickten Herrn v. Zobel. Sie richtet sich gegen Anatole Frances erschütterndes Drama „Crainquebille", das in einer sehenswerten Aufführung der Münchener Kammerspiele kürzlich Herr Direktor Robert — mit dem in Berlin vernachlässigten Menschendarsteller Carl Goetz in der Titelrolle — herausbrachte. Also Zobel kämpft gegen France. Er wirft ihm Zwiespältigkeit vor, Mangel an Einheit des Grundgedankens. Und das drückt er so aus:

„Der alte Crainquebille fristet sein kümmerliches Leben ungeschickt, aber ehrlich und brav durch Obst- und Gemüseverkauf. Er ist gerecht und menschen- und besonders kinderfreundlich und gewinnt dadurch im 1. Akt unsere Sympathien. Da wird er — durch Mißgeschick — unschuldig verurteilt (wegen angeblicher Beleidigung eines rohen Schutzmannes diktiert ihm ein bornierter, weltfremder Buchstabenrichter eine Gefängnisstrafe zu), und wir sind nahe daran, die Tragik des Justizmordes für die führende Idee des Stückes zu halten. Da erfahren wir aber, daß der Dichter in Crainquebille einen erblich belasteten und auch selbst dem Trunk stark und gewohnheitsmäßig ergebenen Halbkretin gesehen wissen will, und dadurch muß unser Mitleid mit dem Alten stark erkalten. Im dritten Akt sehen wir den nach Verbüßung seiner Strafe fast völlig verkommenen Crainquebille im Elend. Nun die Zwiespältigkeit der Idee: Ist er für uns der mitleidverlangende

Digitized by Google

Schillersche „Verbrecher aus verlorener Ehre", der Mann, welcher verkam, weil er seine äußere Ehre durch unschuldige erlittene Freiheitsstrafe verlor? Wozu stellt man ihn uns sodann als erblich belastet und als Alkoholiker vor! Als letzteren würden wir ihn ja nur in dem Falle bedauern, wenn er es ausschließlich aus Gram über die Strafe geworden wäre. Und dazu wäre wiederum eine vierzehntätige Arreststrafe wegen Beleidigung keine ausreichende Begründung.

Oder aber sollen wir in ihm ausschließlich ein nach Zolas Art dargestelltes Opfer der erblichen Belastung und des Alkohols sehen, — wozu dann die ganze Persiflage der Rechtshandhabung? Dann war es viel gerader, wenn ihn der Dichter wegen wirklicher Schuld von einem ernst zu nehmenden Gerichte verurteilen ließ."

O, wenn es ernst zu nehmende Gerichte (in aestheticis) gäbe, Herr Rezensent vom Kgl. bayerischen Staatsunglück, dann schrieben sie vielleicht keine Theaterkritiken.

Aber er redet immer weiter:

„Die Unstimmigkeiten schwächen die Einheitlichkeit und Wucht des Stückes beträchtlich. Wie es vor uns steht, so ist es nichts Tieferes, als ein nicht einmal besonders glücklich gewähltes und nicht durchweg wahrscheinliches Bild aus dem Leben eines Menschen, der uns vom dramatischen Standpunkt aus wenig interessieren kann, weil er ja von vornherein erblich belastet ist und somit niemals in die Lage kommen könnte, zum Herrn seines Schicksals zu werden; was er sich mithin auch nicht durch dramatische Schuld verscherzen kann."

Es ist kein Zweifel: dieser Kritiker ist in keiner Weise erblich belastet. Er kommt nur — der Zentrumsherrgott mag wissen wie — in die Lage, über einen lebenden Dichter, dessen Werke von den besten Geistern der zivilisierten Welt verehrt werden, zu Gericht zu sitzen und macht sich für fünf Minuten zum Herrn seines Schicksals. Bei einem Europäer von der Bedeutung Frances glaubt ein deutscher Zobel seine Bedenken nicht unterdrücken zu müssen. Sudermann erquickt ihn; die ergreifende Menschlichkeit des Crainquebilleschöpfers interessiert ihn zu wenig. Und Zobels „Mitleid für den Halbkretin erkaltet stark".

* * *

Unter „Deutsches Reich", mit drei Sternen, also halbamtlich:

München, 20. Januar.

*** Seine Königliche Hoheit Prinzregent Ludwig haben Sich Allergnädigst bewogen gefunden, den Gemahlinnen der aktiven Staatsminister die Hoffähigkeit mit dem ihren Gatten zukommenden Range zu verleihen, wenn sie um Vorstellung beim Königlichen Hofe nachsuchen.

Das erste positive Ereignis. Und zugleich die erste Sensation. Der kgl. bayrische Staatsanzeiger ist doch nicht umsonst gegründet worden. Den Feinden

Digitized by Google

der Staatstante wird geraten, in sich zu gehen und zerknirscht die von ihnen einst angezweifelte Notwendigkeit des Mosseschen Amtsblattes zu bejahen.

„Bewogen gefunden" hat sich der Prinzregent. Diese Treffsicherheit im Ausdruck ringt mir Bewunderung ab. Den Gattinnen der Minister wird die Hoffähigkeit verliehen. Das heißt, wenn sie um Vorstellung beim königlichen Hofe nachsuchen. Gattinnen der Herren Knilling, Breunig und Seidlein, — die melde sich, die nicht nachsucht. Da werden sich aber die Frau Unterstaatssekretärinstellvertreter und Frau Eisenbahnvizepräsidentin giften. Wo lassen Frau Finanzminister Ihre Toilette arbeiten? — Aber, Frau Eisenbahnminister, natürlich bei Schober in der Maximilianstraße.

Opus 17

Unter der Rubrik: „Deutsches Reich", aber nur mit einem Sternchen, also nicht ganz-, nicht halb-, sondern ganz unamtlich:

> * Zur Klarstellung. Wie wir verschiedenen kritischen Bemerkungen der Presse entnehmen zu können glauben, herrscht, was bei der Kürze des Bestehens der Zeitung vollständig begreiflich ist, nicht überall die nötige Klarheit darüber, welche Artikel und Auslassungen der „Bayerischen Staatszeitung" als offiziöse zu gelten haben, und welche unter die einzige und ausschließliche Verantwortlichkeit der Redaktion fallen. Wir stellen demnach, nachdem dies bereits in Nr. 1 in einer halbamtlichen Notiz geschehen ist, neuerdings fest, daß als halbamtlich nur jene Erläuterungen zu Maßnahmen der Regierung, sowie jene Nachrichten und Verlautbarungen zu gelten haben, die mit dem Zeichen *** eingeführt sind. Alle übrigen Nachrichten und Artikel, welche die „Staatszeitung" bringt, erscheinen lediglich unter Verantwortlichkeit der Redaktion, die zwar an gewisse allgemeine, in der Natur der „Staatszeitung" begründete Direktiven gebunden ist, die jedoch das für eine Zeitung anfallende publizistische Tagespensum selbständig erledigt. Unter dieses Tagespensum fällt auch die Bearbeitung des Nachrichtenmaterials, das die Redaktion, bei aller pflichtgemäßen Behutsamkeit, nicht jederzeit auf seine absolute Richtigkeit und Zuverlässigkeit prüfen kann. Infolgedessen ist die „Staatszeitung" denselben Irrtumsmöglichkeiten ausgesetzt, mit denen beim heutigen, großenteils durch Telegraph und Telephon vermittelten Betriebe die Berichterstattung aller Blätter, wie jeder Fachmann bestätigen wird, zu kämpfen hat. Irrtümer auf diesem Gebiet können daher höchstens der Redaktion angerechnet werden, stehen aber außerhalb der Verantwortung der Staatsregierung. Das gleiche gilt, wenn gelegentlich die Aufnahme einer Notiz unterläuft, die, wie eine in Nr. 2, sich über Verwandtschaftsverhältnisse eines früheren deutschen Gesandten in einem Zusammenhang äußert, der, wie selbstverständlich zuzugeben ist, in den Rahmen der „Staatszeitung" nicht paßte. Da aber diese von verschiedenen Blättern gerügte Stelle sich in Nr. 2 der „Staatszeitung" findet, bedarf es für Fachleute wohl lediglich des Hinweises auf die technischen Schwierigkeiten, mit denen das Erscheinen der ersten Nummern einer

Digitized by Google

neuen Zeitung verbunden ist, um glaubhaft zu machen, daß die Wiedergabe dieser Notiz ein mit den Umständen zu entschuldigendes Versehen, keinesfalls aber eine irgendwie geartete Absicht darstellt.

Ohne Ranküne sei es festgestellt: eine Absicht ist immer irgendwie geartet. Aber davon abgesehen, akzeptieren wir die Entschuldigung des Versehens, das noch einmal auch nur zu nennen die Unglückstante zu schamhaft geworden ist. Die Verwandtschaftsverhältnisse, die nun nicht mehr in den Rahmen einer Staatszeitung passen, finden Sie, Leser, in unserm Archiv unter Opus 2.

Opus 18

Im Feuilleton ein — wie es scheint — von einem Quartaner nicht sehr talentvoll zusammengestellter Artikel über

Europas regierende Fürsten, Regenten und Staatsoberhäupter

Nach dem Regierungsantritte ist der Senior zu Anfang 1913 Kaiser Franz Josef von Österreich, König von Ungarn, welcher am 2. Dezember 1848 sukzedierte. Ihm folgen bis zu König Otto von Bayern: Fürst Johann von Liechtenstein 1858, Nikolaus, König von Montenegro, Fürst seit 1860, Georg, König von Griechenland, der diesjährig sein 50jähriges Regierungsjubiläum begeht, König Karl von Rumänien, Fürst seit 1866, Fürst Heinrich XIV. Reuß j. L. 1867 (unter Regentschaft), König Alfonso XIII. von Spanien 1886, bis 1902 unter Vormundschaft, König Otto von Bayern, 1886, unter Regentschaft. Nach dem König Ferdinand von Bulgarien (1887) folgt dann als nächster Silberregierungsjubilar Kaiser Wilhelm, König von Preußen, seit 15. Juni 1888. Im Nächstjahre ist das 25jährige Regierungsjubiläum des Fürsten Albert von Monaco (10. September).

Alles sukzediert, keiner folgt. In jedem Almanach sind diese fesselnden Tatsachen zu finden. Aber man muß für die Bildung der Zwangsabonnenten etwas Außergewöhnliches tun. Man muß sie beispielsweise über das Religionsbekenntnis der regierenden Fürsten unterrichten.

Also: „Der Großsultan der Türkei ist nach mohammedanischen Gesetzen verehelicht." Nach orthodox protestantischen, glaubten wir. Und Pfarrer Jatho hätte ihn eingesegnet.

„Von den nichtdeutschen Fürsten sind römisch-katholisch selbstverständlich der Papst, Rumäniens, Sachsen-König und Spanien." Wir glaubten: der Papst gehörte der israelitischen Kultusgemeinde in Rom an und wäre ein Glaubensgenosse des Bürgermeisters Nathan. Wir haben der K. bayerischen Staatszeitung zu danken, daß sie in diese dunklen Geburtsaffären mit ihrem Licht schonungslos hineingeleuchtet hat.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

In Altenplos, einer oberfränkischen Dorfgemeinde im Bezirksamt Bayreuth ist vom Ministerium des Innern, das dem Freiherrn von Soden anvertraut wurde, ein Sozialdemokrat als Beigeordneter bestätigt worden. Der Fall erregte Aufsehen, weil er einen Bruch des Regierungsprogramms darstellt, das vom Ministerium Hertling laut und ostentativ verkündet wurde. Die Bayer. Staatszeitung versuchte, die deswegen in der ultramontanen Presse mit geziemender Bescheidenheit geäußerten Bedenken mit der Bemerkung zu beschwichtigen, der Bestätigte habe auf dem Bezirksamt befriedigende Erklärungen abgegeben. Demgegenüber stellten die sozialdemokratischen Blätter fest, daß der Bezirksamtmann am Wohnorte des sozialdemokratischen Beigeordneten eine Unterhaltung mit diesem hatte, in der der Gewählte seine Zugehörigkeit zur roten Partei bekannte und die selbstverständliche Versicherung abgab, daß er in einem Kriegsfalle die von der Landesverteidigung gebotenen Pflichten erfüllen werde. Auf diese Feststellung schwieg die Staatszeitung, während die klerikale Presse mit betrübtem Kopfschütteln ihrer Hoffnung Ausdruck verlieh, daß das Ministerium im nächsten Landtage (Herbst 1913) sein Material produzieren werde. Woraus sich ergibt, daß der zur Beseitigung des früheren Ministeriums inszenierte Umsturzrummel vom Ministerium Hertling nun zu den Theaterrequisiten geworfen ist, die, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, bis auf weiteres in der Rumpelkammer der neubayerischen Staatskomödie ruhen können. —

Das Bayerische Vaterland, ein Zentrumsorgan bäuerlich-scheindemokratischer Couleur, regt in zwei bemerkenswerten Aufsätzen eine Reorganisation der bayerischen Kammer der Reichsräte an, die mit ihren 17 Kgl. Hoheiten, 21 Durch und Erlauchtigen, 17 gewöhnlichen Grafen und 19 Freiherren zur Sterilität verurteilt sei. Mehrere diesbezügliche Anträge sind bis jetzt von der Zentrumsfraktion des Landtags abgelehnt worden. Das scheint dem Bayer. Vaterland entfallen zu sein, ebenso wie der Umstand, daß die Vorstände der beiden willigsten Ministerialressorts, der Minister des Äußern v. Hertling und der Minister des Innern v. Soden, trotz ihrer Ernennung zu diesen Ämtern immer noch vollberechtigte Mitglieder der Reichsratskammer sind und also über ihre eignen Maßnahmen als Gesetzgeber mitbefinden können. Ein Faktum, das die staatsrechtliche Bedeutung der Fossilienkammer noch besser beleuchtet, als die Anwesenheit der 17 Hoheiten. —

Der Bayerische Episkopat scheint gegen die klerikale Regierung mobil machen zu wollen. Er erläßt einen Aschermittwochs-Hirtenbrief, in dem mit saftigen Redewendungen die Anhänger, Befürworter und Tolerierer der Feuerbestattung zu den Ketzern geworfen werden. Die Zulässigkeit der Feuerbestattung ist im Verwaltungsgerichtsverfahren für Bayern bestätigt und von der Regierung durch Vollzugsvorschriften geregelt worden. Die Herren v. Soden und v. Hertling sind über den Vorstoß der Bischöfe ebenso außer sich wie über das Verhalten ihrer Landtagsfraktion in der Königsfrage. Sie finden mit Recht, daß die Bischöfe angesichts der in der Jesuitenfrage geleisteten Dienste die Schwierigkeiten, in denen das Ministerium Hertling seit dem Regentschaftswechsel zittert, nicht hätten vermehren sollen. —

Digitized by Google

Prinz Ludwig Ferdinand, ein aus verschiedenen amoureusen Affären bekannter Neffe des verstorbenen Prinzregenten, hat zur Ausübung seiner besonderen medizinischen Liebhabereien in dem der medizinischen Fakultät gehörigen Reisingerianum zwei Zimmer eingeräumt erhalten. Vom Kultusminister Dr. Knilling auf Befürwortung des Ministerpräsidenten Dr. v. Hertling. Die medizinische Fakultät hat gegen diese Verletzung ihres Hausrechts protestiert. Die Regierung hat diesen Protest unbeachtet gelassen. Warum sollen die Kompagnons des Herrn Mosse sich auch vor einem neuen Skandal fürchten?

Balthasar

Sie veredeln den Kino

Es ist noch nicht lange her, da wollte sich der Schauspieler Albert Bassermann um keinen Preis der Welt photographieren lassen.

Jetzt spielt er, mit Leidenschaft, vor dem Objektiv Theater. Er hat sogar, wie er in einem Zeitungsartikel berichtet, zu diesem Behuf umgelernt. Zuerst, erzählt er, habe er eine Szene aus Othello gespielt, und zwar genau so wie im Theater, ohne Rücksicht auf das Objektiv. Aber er beichtet: „Das fand ich scheußlich und meine Frau auch: wir wußten nicht, was die zwei Leute auf der weißen Fläche da wollten. Denn —" Ja, und dann lernte er, es richtig machen.

Es ist noch nicht lange her, da schrieb Bassermann eine ganz eigene Orthographie, die selbst seine persönlichen Verehrer nur mühevoll entziffern konnten. Auch ist mir nicht erinnerlich, daß er sich in jener Zeit über Probleme der Gegenwart geäußert hätte.

Er schreibt jetzt in der „B. Z. am Mittag."

Und zwar so: „Wir müssen auf eine gewisse Ruhe der Bewegungen achten, und gerade deshalb werden die deutschen Schauspieler sich ganz besonders gut für das Kino eignen, wenn sie erst einmal etwas Anständiges zu spielen kriegen. Die nordischen sind uns im Kino noch ein Stück voraus; ebenso gewisse Franzosen, weil sie schon langjährige Übung haben. Schade, daß sie fast ausnahmslos Schauersensationsdramen spielen, die ich — zu meiner Schande muß ich gestehen! — am liebsten sehe, die eben aber ganz entschieden den Geschmack der Allgemeinheit, den wir auf der Bühne Gott sei Dank einigermaßen gehoben haben, wieder herunterbringen."

Warum, meint Ihr also, will Bassermann den Kino veredeln? Weil er die „Schauersensationsdramen" am liebsten sieht. Erstens. Zweitens, weil diese Bilder „ganz entschieden den Geschmack der Allgemeinheit", den Herr Bassermann teilt, „herunterbringen." „Wieder" herunterbringen! Denn Bassermann und seinesgleichen hatten besagten Geschmack bereits „auf der Bühne Gott sei Dank einigermaßen gehoben."

Deshalb will Bassermann den Kino veredeln ... Als er noch seine eigene Orthographie hatte, schrieb er leserlicher.

Solche Wandlungen hat der Kino in einem bedeutenden und vornehmen Schauspieler bewirkt! In so kurzer Zeit!

Allerdings muß gesagt werden, daß Bassermann vorher bereits von Brahm zu Reinhardt gegangen war.

Am Schluß seines Artikels stellt er unbarmherzig die Erfindung eines Apparats in Aussicht, „der einfach während der Generalprobe im Zuschauerraum des Theaters aufgestellt wird und die ganze Vorstellung bildlich und tonlich festhält."

Digitized by Google

Der Kino hat auf die Welt der dramatischen Kunst revolutionärer gewirkt, als sonst eine Wehrvorlage auf die Zentrumspartei. Bühnenschriftsteller und Schauspieler sind mit Krach umgefallen. Gestern schworen sie dem kunstfeindlichen Kino Feindschaft auf Tod und Leben. Die einen verboten sich und den andern, für den Teufelskasten zu arbeiten, und die Schauspieler stellten mit der Feierlichkeit eines Konzilbeschlusses fest, daß „filmen" unter der Würde ihres Standes sei. Und schon ramschen sie Stücke und Darstellungen im Viertel-, halben und im ganzen Dutzend. Gerhart Hauptmann an der Spitze. Arthur Schnitzler hinterdrein. Daraufhin braucht sich keiner mehr zu genieren. Wir werden den ethischen Eifer für diesen Kreuzzug noch eine Weile um sich greifen und wachsen sehen. Das Unternehmen ist gut finanziert. Sie werden den Kino veredeln, bis der Kino genug hat.

Er wird bald genug haben. Nein, nein, liebe Freunde, dazu kommt es nämlich nicht, soweit kommt es ganz gewiß nicht, daß wir guten alten Kinobesucher uns nicht mehr vor die abenteuerlich belebte Leinwand trauen, aus Angst, daß nach „Moritzchen als Ehemann" die Engel zum sterbenden Hannele herabsteigen, während ein brüchiger Klavierautomat den Trauermarsch von Chopin hämmert. Die Kinobesitzer stehen, wohl nicht mit Unrecht, im starken Geruch der Geschäftstüchtigkeit. Darauf läßt sich fester bauen, als auf die Verachtung zeitgenössischer Geistesfürsten für leichverdientes Geld.

Franz Xaver Schmitt

Eugen Dühring der Achtzigjährige

Die Kaltgestellten leben lang. Ihre nie ermattende Erwartung der großen Genugtuung wirkt als Lebensreiz und schenkt ihnen eine lange Fruchtbarkeit. So geschah es mit Eugen Dühring, der in erstaunlicher Schaffenskraft sein achtzigstes Jahr soeben vollendet. Wie ging es nur zu, daß dieser Denker nicht populärer geworden ist, der die zwei größten Talismane der Popularität sein eigen nennt: die Moral und den Nationalismus? Der wie kein zweiter die Wirklichkeit der Dinge verkündete, der naiven Weltbetrachtung eine fulminante Beredsamkeit lieh, und mit seiner leidenschaftlichen Bekämpfung der Metaphysik allen Erfolgreichen des Lebens so aus der Seele spricht? Dessen Denken der herrschenden Richtung unserer Zeit, dem Positivismus, wie angegossen sitzt? Der in stupender Produktivität so ziemlich alle Interessenkreise beschritten und eigentlich die ganze Peripherie der exakten Wissenschaften durchmessen hat? Der schon wegen der Quantität seiner Leistung nicht umgangen werden kann und jedem geistigen Menschen irgendeinmal begegnet? Alles nur Intrige? Achtzig Jahre durchbrechen schließlich auch den ehernen Ring des Vorurteils und der Verschwörung — sollte man meinen. Seltsame Tatsache ist, daß die Deutschnationalen ihren fruchtbarsten Kopf, den Mann, der den Kanon des Antisemitismus geschrieben hat, nicht zu feiern und zu ehren wissen, es nicht vermocht haben, aus ihm einen Heros zu machen, wie etwa die Sozialdemokraten aus Marx und Lassalle. Daß es mit einiger Bemühung möglich gewesen wäre, liegt auf der Hand; den Eugen Dühring ist bedeutend genug, daß seine Pflege dem, der sich ihr widmet, geistig und politisch rentiert. — Persönliche Momente reichen zur Erklärung dieser Tatsache nicht aus und sachliche wür-

Digitized by Google

den Entgegengesetztes erwarten lassen. — Wenn ich bei mir selber Rats erhole, so fesselt mich an Dühring die klassische Durchsichtigkeit seiner Darstellung, die Exaktheit seines Denkens, der Fluß seiner Rede, die aus dem Vollen strömt. Er ist der Antiparadoxist par excellence, aber darum doch niemals flach oder langweilig. Er hat etwas Zuverlässiges, dem ich mich gerne hingebe, er stählt und strafft das Gehirn und gibt immer solide, nahrhafte Kost. Was mich stört, ist eine gewisse Enge des Gemüts und ein befremdlicher Mangel an Humor, Anmut, Grazie. Ich fühle etwas wie Gebundenheit, die mir bange macht. Seine Trockenheit ist nicht die mattgoldene vom großen Stil, sondern bürgerlich, lehrhaft. Man vermißt die Attitude des innerlich freien Märtyrers, die durch ihr Lächeln uns mit seinen Bitternissen versöhnt. Dühring lächelt nie. Es ist aber nicht anzunehmen, daß eben dieser Mangel ihm beim großen Publikum so sehr geschadet hat. Dühring müßte von Deutschen so gelesen werden wie Schopenhauer und Nietzsche[1]).

Robert Scheu

[1]) Einige der wichtigsten Werke Dührings seien hier genannt: Philosophische: „Der Wert des Lebens" (6. Aufl. 1902); „Kritische Geschichte der Philosophie" (4. Aufl. 1894); „Wirklichkeitsphilosophie" (1895); „Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres" (3. Aufl. 1906). — Ökonomische und soziale: „Kursus der National- und Sozialökonomie" (3. Aufl. 1892); „Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus" (4. Aufl. 1900); „Soziale Rettung" (1907); „Waffen, Kapital, Arbeit" (2. Aufl. 1906); „Die Judenfrage" (5. Aufl. 1901). — Literaturgeschichtliche: Die Größen der modernen Literatur" (2 Bde., 2. Aufl. 1904); „Die Überschätzung Lessings" (2. Aufl. 1906). — Mathematische und naturwissenschaftliche: „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik" (von der Universität Göttingen, die den Namen des Verfassers nicht wußte, preisgekrönt, 3. Aufl. 1887); „Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Funktionsrechnung und zugehörigen Geometrie" (1884 u. 1903); „Robert Mayer der Galilei des 19. Jahrh." (2. Aufl. 1904). — Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämtlichen Schriften: „Sache, Leben, Feinde" (2. Aufl. 1903). — Wichtig endlich die Dühringsche Zeitschrift, fast durchweg von ihm und seinem Sohn Ulrich geschrieben: „Personalist und Emanzipator" (Nowawes bei Berlin).

Flammen

„Flammen" heißt ein Novellenband des jungen Tschechen Fráňa Šrámek, der vor kurzem bei Rowohlt in Leipzig erschienen ist, ausgezeichnet übersetzt von Otto Pick und von Hermann Bahr klug eingeleitet. Die heutigen Slawen, sagt Hermann Bahr, wissen sich vor Kultureifer nicht zu lassen; wenn er zum Beispiel in Spalato im Café Troccoli sitze und auf die jungen Künstler am Nebentisch horche, so glaube er sich förmlich auf den Montmartre versetzt, und serbische Maler kenne er, die überhaupt gleich mit dem Expressionismus angefangen haben. Bahr spricht von diesem hastigen Nachklimmen der slawischen Intellektuellen mit Kopfschütteln; die ärgsten aller Epigonen, meint er hübsch und richtig, seien überall die Epigonen der Modernität. Aber die Tschechen nimmt er aus; ihrer Eigenart traut er die produktive Widerstandskraft zu, die vor dem Epigonentum schützt. Nach der Lektüre dieser sechs Novellen von Šrámek hat man ein Gefühl, als könnte Bahr wohl im Rechte sein.

Einzig die erste Novelle, „Elis auf Gröding" mit Titel, scheint mir für das, was sie ausdrückt, ein wenig überinstrumentiert zu sein, von einer ge-

Digitized by Google

wissen Geschwollenheit in der Art eines ungeklärten Pantheismus. In Schnitzlers letztem Novellenband liest man ein paar ähnliche Sachen — mit Befremden, denn bis jetzt gehörte es zu seinen schönsten Tugenden, daß er nie und nirgends den Mund zu voll nahm. Und ach, es ist ja mit Allseele, Alleinheit und Allleben so bitterwenig getan! Wenn in dem Roman „Die Jagd nach Liebe" sich der Satz findet: „Auf der Fahrt nach München sah Claude gelbe Blätter und Zugvögel," so verlockt dieser sachliche und nur ganz heimlich von Weltgefühl geschwellte Kapitelanfang unser Herz ganz anders zu sehnsüchtigem Hinsinken, als alle großen Worte.

Aber von dieser ersten Erzählung abgesehen, auf die, als auf einen gefährlichen Irrtum, der Autor hinzuweisen war, verdient sein Buch ernsthafte Zustimmung. Šrámek ist radikal, ja mehrfach brutal im Stofflichen, doch er bändigt und erhellt die dunkle Triebwelt, die er aufrief, durch Güte und durch Stil. Die Titelerzählung „Flammen" ist nicht weniger gut erzählt als im hohen Sinne christlich; es darf fast wunderbar heißen, wie hier ein Mann, ein junger Mensch, die schlimmste und unzugänglichste Tragödie des Weibes aufgedeckt hat in seinem furchtbaren Bericht von der alten Jungfer, die an ihrer Jungfernschaft stirbt. Überhaupt scheint mir Šrámek bis heute dort am stärksten, wo ihm das Erotische im engen Begriff zum Anlaß wird: die Erzählung „Treue Liebe", mit Erkenntnis und Schmerz überlastet und durch zarte Ironie in der Würde erhalten, ist das zweite Meisterstück der Sammlung. Ein paar Mal ist es hier freilich, als hörte man Hamsuns norwegische Stimme, und zweifellos hat Šrámek ihn eindringlich gelesen. Aber zu nehmen wissen, was man organisch gebrauchen kann, darf bei einem Autor, der im Beginn steht, eher als ein Zeichen von Begabung gelten, und so scheint es mir für diesen jungen Tschechen auch nur ehrenvoll, wenn aus einigen seiner Novellen etwa ein Echo von Thomas Manns epischem Werk heraustönt.

Er hätte ja ganz andere Stimmen auffangen können. Er hätte gewiß Gelegenheit gehabt sich von der frech analytischen Manier verführen zu lassen, von der kinderleicht zu handhabenden, breitspurig psychologischen Art des Erzählens, die an so vielen Ecken von Europa wieder einmal für Kunst gilt. Doch er stellt dar und legt nicht bloß auseinander. Sein Tempo ist rasch und kräftig, auch wenn es sich um innere Vorgänge handelt, die zur Redseligkeit verführen könnten, er ruft sich selber zu: pensez à votre affaire! Wo seine Darstellung lyrisch wird, da wird sie es mit jener Scham und Zurückhaltung, die zur Ehre des Epikers gehört, und so finden sich eindrucksvoll gehobene Zeilen in seiner Prosa.

Die Idee, in einem kleinen Volk, dessen Literatur schwer zugänglich ist könnte eines Tages ein Shakespeare oder ein Balzac aufstehen und wir könnten nicht mehr am Leben sein, wenn Europa ihn entdeckt, ist niederdrückend. Wir haben Grund den Leuten dankbar zu sein, die für uns die Augen offen halten, umsomehr, als es einen gewissen Opfermut voraussetzt, ein modernes Buch, das zur Dichtung gehört und das also vermutlich nicht populär werden wird, treu und schön zu übertragen. Bruno Frank

Digitized by Google

Lieber März

In der Prima einer rheinischen Großstadtschule unterbrach ein Geschichtslehrer den zu anderen Zeiten immer mannhaften, ja wissenschaftlichen Tonfall seines Vortrages, mit dessen Hilfe er alle kritisch unruhigen oder sonstwie schweifenden Geister zu stabilisieren wohl verstand, bei Erzählung eines berühmten Attentats aus den achtziger Jahren durch die Zwischenschiebung folgender vorbildlichen Reminiszenz: Ich versuchte zu Anfang dieser Stunde, deren Besonderes gewiß, nicht wahr, meine lieben Herren, Ihnen zum Bewußtsein kommt, die unvergeßliche Stimmung, welche die jungen Herzen nach den Taten dieses großen Kaisers, während seiner ganzen übrigen Regierungszeit, erfüllte, für Sie zurückzurufen. Es gab für uns Studenten zu dieser Zeit kein Ding der Welt, an dem nicht die Atmosphäre eines neuen und allgegenwärtigen Deutschtums gehaftet hätte. Diese nun seit langem unserem Volke, Gott sei es geklagt, verlorene Kraft der Verwandlung teilte sich damals wie durch Berührung der Luft mit. Wir waren heiß und opfermutig und manchmal noch dabei, es zu beweisen. — Menschenkinder! Diese Zeit war einig und groß und wurde es nur mehr, als jener unkluge und verbrecherische Schuß fiel, der dem deutschen Reiche fast seinen achten Kaiser geraubt hätte. Wir saßen an dem verhängnisvollen Tage zu Tübingen in Schulzes Bierkeller, da stürzte mit bleichem Gesichte der Wirt herein und legte dem Präses das Extrablatt unter die Augen. Ohne daß er es vorlas, wußten wir im Gedränge fast zugleich die Nachricht, und um die Tische wurde es still wie der Tod. Bis sich feierlich der erste Chargierte erhob, und über die Köpfe rief er: „Kerls, heut wird kein Bier mehr gesoffen!" Hoch! schrien wir ihm zu — o, er liebte seinen Kaiser —, zogen nach Müllers Weinstube, und ... Kerls, ihr könnt glauben, da taten wir unsere Schuldigkeit.

Fritz Lindscheidt

Herr von Hülsen feiert sich weiter

Der Spielplan des Berliner Königlichen Schauspielhauses setzt die Klassikerserie fort, die im vorigen „März" — zu Ehren des Herrn v. Hülsen — hier vermerkt wurde. Wir fahren deshalb fort, Herrn v. Hülsen zu feiern:

Dienstag, den 28. Januar 1913: Die glückliche Hand. Lustspiel in drei Aufzügen von Hugo Lubliner.

Mittwoch, den 29. Januar 1913: Wieselchen. Lustspiel in drei Aufzügen von Leo Lenz.

Freitag, den 31. Januar 1913: Wieselchen.

Sonntag, den 2. Februar 1913: Wieselchen.

Dienstag, den 4. Februar 1913: Wieselchen.

Mittwoch, den 5. Februar 1913: Der Austauschleutnant.

Donnerstag, den 6. Februar 1913: Die glückliche Hand.

Freitag, den 7. Februar 1913: Colberg.

Sonntag, den 9. Februar 1913: Der große König. Drei Bilder aus seinem Leben von Joseph Lauff.

Montag, den 10. Februar 1913: Wieselchen.

Dazwischen gibt es einmal den „Prinzen von Homburg". Nicht etwa den Kleistischen, den hat Iffland schon vor hundert Jahren nicht auf die Berliner Hofbühne gelassen, sondern eine wie von Theodor Körner für den Kientopp geschriebene große patriotische Galapantomime; am Schluß: Apotheose aller Hohenzollern. Und mittendurch läuft fünfmal ein Wieselchen.

H.

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Ein Militärprogramm der Linken

Von * * *

Das Zentrum rüstet eine Revolution der inneren deutschen Politik. Die letzten Wahlen haben es aus seiner Machtstellung gedrängt. Es konnte nicht mehr wie vordem sowohl mit der Linken wie mit der Rechten Mehrheiten bilden. Die Mehrheit der Rechten war gesprengt. Dagegen war zum erstenmal die Möglichkeit gegeben, daß die durch die Entwicklungen der letzten Jahre in den schroffsten Gegensatz gedrängten beiden Parteien, die Klerikalen und Sozialdemokraten, miteinander allein die Beschlüsse des Reichstag entscheiden.

Diese Möglichkeit will das Zentrum jetzt ausnutzen, um den Reichstag selbst zu sprengen und die früheren Mehrheitsverhältnisse wieder herzustellen.

Das Ziel der klerikalen Partei ist weitergesteckt, als etwa nur die Beseitigung des Herrn v. Bethmann, des aus erblicher Familienbelastung und durch die gegenwärtigen Stimmungen seines kaiserlichen Herrn klerikal Unzuverlässigen. Die scheinbar sehr geschickte politische Intrige, die das Zentrum vorbereitet, gilt über den Sturz eines mißliebigen Kanzlers hinweg der Rettung der gemeinsamen konservativen Sache, die in den ruhigen Lauf der Dinge unentrinnbar dem Zusammenbruch entgegentreiben mußte.

Es scheint in der Tat fast wie eine geniale Teufelei, daß das Zentrum die programmatische Gebundenheit seines verhaßtesten, weil mächtigsten Gegners zu benutzen sucht, um durch Verbindung mit den Sozialisten und durch Hilfeleistung für sie in der Bundesgenossenschaft selbst die Verbündeten zu erdrücken.

Was das Zentrum am meisten fürchtet ist die Bildung eines „Rotblocks" im Reich und in Preußen. Wo in den Einzelstaaten solche wahltaktische, auch in die parlamentarische Tätigkeit hinüberwirkende Interessengemeinschaft sich durchgesetzt hat, unterließ das Zentrum kein Mittel, um die Sozialdemokratie und die bürgerliche Linke wieder auseinanderzutreiben. Soll sich endlich auch in Deutschland die Demokratie ent-

Digitized by Google

wickeln und zur herrschenden Macht werden, so kann das, wie sich bei uns die Parteiverhältnisse gestaltet haben, zunächst nur durch die gemeinsame Aktion des sozialistischen Proletariats und des wahrhaft liberalen Bürgertums erreicht werden. Die Widerstände, die aus beiden Lagern einem solchen Bündnis entgegenwirken, sind im Reich und in Preußen bisher so stark, daß es vielfach nur für den Traum utopischer Schwärmer gehalten wird. Aber das Zentrum ist politisch genug geschult, und es hat die feine Witterung regierender Parteien für die ihrer Herrschaft drohenden Gefahren, um sich darüber klar geworden zu sein, daß unter der Gewalt der Tatsachen und unter der Parteigruppierung, wie sie die letzten Reichstagswahlen gestaltet haben, dennoch die Demokratie vorwärts schreitet. Und auch dessen ist das Zentrum sich bewußt, daß jede Gemeinschaftspolitik der Sozialdemokratie und der Liberalen der klerikal-konservativen Herrschaft für immer ein Ende macht.

Das explosive Mittel, um jene Annäherung und jenes Zusammenwachsen demokratisch gerichteter Bevölkerungsklassen zu vereiteln, glaubt das Zentrum nun in der großen Militärvorlage gefunden zu haben, deren Einbringung die Politik der nächsten Zeit beherrschen wird. Das Zentrum wird diese Vorlage zum Konflikt treiben. Es läßt sich das leicht ermöglichen, ohne den Vorwurf des Vaterlandsverrats gerade in einer ernsten internationalen Lage auf sich zu laden. Es kann einige Abstriche vornehmen, oder auch an der Deckungsmethode Anstoß nehmen. Es kann zum Beispiel erklären, daß die zur Deckung vorgeschlagenen Steuern seinem Bedürfnis, die Besitzenden zu den Lasten kräftig heranzuziehen, nicht genügen. Ein ebenso bequemes wie demagogisch erprobtes Mittel, die Leidenschaft für Besitzsteuern zu befriedigen, steht dem Zentrum jederzeit zur Verfügung; es braucht nur neue Börsensteuern zu fordern. Diese Taktik, demagogische Scheinbesitzsteuern zu fordern, verfolgt auch die Absicht, jede wirkliche Belastung des Besitzes zu verhindern. Nicht zuletzt dient die jetzige Wendung der Zentrumspolitik auch dem Zweck, die unausweichliche Einführung direkter Reichssteuern im Interesse des steuerscheuen Feudaladels beider Konfessionen zu hintertreiben.

Verfolgt man die Äußerungen der Presse, so hat man bereits den Eindruck, als ob man den Erfolg der listigen Zentrumsmanöver fatalistisch als

Digitized by Google

unvermeidlich hinnimmt. Niemand zweifelt, daß das Zentrum durch den Übergang zur Opposition, durch seinen Scheinkampf gegen ausschweifende militärische Forderungen und für Schonung der Besitzenden in seinen Wahldomänen nicht verlieren, sondern gewinnen wird; es bedarf nicht einmal der Mitwirkung des Jesuitengeschreis. Ebenso sicher glaubt man zu sein, daß die Sozialdemokratie es sein wird, die, wenn nicht in der Stimmenzahl so in den Mandaten die Zeche bezahlt. Die bürgerliche Linke wird für die Militärvorlage stimmen, gegen die niemand heftiger sich zur Wehr setzen wird als die Sozialdemokratie. Die Liberalen verlassen mit den Konservativen, so rechnet man, als Regierungspartei den aufgelösten Reichstag. *Jedes Zusammengehen zwischen der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Linken wird dadurch undenkbar.* Die politische Lage der Wahlen von 1907 wiederholt sich, die Sozialdemokratie wird an die Seite des Zentrums gedrängt.

In der Tat hat das Zentrum bereits mit jener Unbefangenheit, die es auszeichnet, den Weg zu dem eben erst auf Tod und Leben gehetzten Umsturz gesucht.

Die Jesuitenschlauheit verführt zur Unterschätzung der Klugheit der Gegner. Der verflucht gescheite Plan, die Sozialdemokratie in ihrem eigenen Programm zu fangen und sie dann in zärtlicher klerikaler Umarmung liebevoll helfend zu erwürgen, beruht nicht nur auf einer Täuschung über die politische Intelligenz der größten Partei des Deutschen Reiches, sondern verrät auch eine völlige Unkenntnis der aus dem sozialdemokratischen Programm sich ergebenden politischen Praxis der Partei. So paradox es auch auf den ersten Anschein aussehen mag, so ist doch gerade die *Sozialdemokratie programmatisch am wenigsten gehindert, an einer positiven Militärreform mitzuwirken, die von der bürgerlichen Linken und ohne die Hilfe des Zentrums*, also auch ohne Reichstagsauflösung, durchgesetzt werden könnte. Die Schwierigkeiten eines solchen *Militärprogramms der Linken* liegen gar nicht bei der Sozialdemokratie, sondern vielmehr bei den Liberalen und bei der Regierung.

Gerade die Sozialdemokratie hat sich immer dadurch von der früheren bürgerlichen Opposition gegen die Militärvorlagen unterschieden, daß sie nicht das Gewicht auf die *Vermehrung* des Heeres, als Motiv ihrer

Digitized by Google

Gegnerschaft, gelegt hat. Die Sozialdemokratie ist nicht „antimilitaristisch". Sie kennt und würdigt die Schwierigkeiten der internationalen Lage. Und da sie natürlich weiß, daß die schwerste Gefahr für den Frieden Europas gegenwärtig von der russischen Expansion droht, ist sie am allerwenigsten geneigt, ihre leidenschaftliche und nicht erfolglose Propaganda für den Weltfrieden durch eine Entwaffnung Deutschlands zu schwächen.

Die Sozialdemokratie ist Anhängerin der Miliz, der Volkswehr, für die ja wohl seit seinen Schweizer Erlebnissen auch der allerhöchste Kriegsherr nicht ohne Interesse sein dürfte. Es wird behauptet, daß die Militärverwaltung in ihrer zu erwartenden Vorlage diesmal „aufs Ganze" gehen werde. Das heißt: sie wird der wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht aller Diensttauglichen sich soweit wie möglich zu nähern suchen. Damit nähert sich die Militärverwaltung aber auch ganz von selbst den militärischen Anschauungen der Sozialdemokratie, die auf die Demokratisierung der Armee drängt, und die nach ihrer grundsätzlichen Haltung Militärvorlagen gerade dann annehmen muß, wenn sie auf dem Wege zur Demokratisierung liegen. Volkswehr bedeutet ja die allerstrengste und allerradikalste Durchführung der Wehrhaftmachung des ganzen Volkes bis zum letzten Diensttauglichen.

Die Sozialdemokratie dürfte also jeder Militärvorlage zustimmen, die sowohl hinsichtlich der Organisation wie der Deckung ihren demokratischen Forderungen entgegenkommt. Es sind die folgenden drei Bedingungen, die man als Voraussetzung einer demokratischen Verstärkung der deutschen Wehrkraft aufstellen kann:

1. Einführung der einjährigen Dienstzeit für die Fußtruppen.
2. Deckung der Kosten durch direkte Steuern auf hohe Einkommen, Vermögen und Erbschaften.
3. Beseitigung des Offiziermonopols; Aufrücken der Offiziere aus den Gemeinen und Unteroffizieren.

Das wäre der gründliche Anfang einer wirklichen Demokratisierung des deutschen Heerwesens. Es gibt nichts was, weit über die Grenzen des Proletariats hinaus, volkstümlicher wäre als diese drei Forderungen. Und wenn die Militärverwaltung sich gegenwärtig entschließt, gleich aufs Ganze zu gehen, das heißt eine Reform an Haupt und Gliedern vorzunehmen, so ent-

Digitized by Google

fällt auch der Einwand gegen die demokratische Umgestaltung, daß man jetzt nicht so radikale Änderungen vornehmen dürfe.

Jene drei Forderungen aber decken sich auch mit den Auffassungen, die in seinem Ursprung der demokratische Liberalismus propagiert hat. Es würde geradezu eine Verjüngung und gewaltige Erstarkung des Liberalismus herbeiführen, wenn er sich jetzt wieder auf diese Auffassungen besänne, die nicht den Verdacht erwecken können, daß aus krämerhafter Beschränktheit oder aus unpatriotischer Selbstsucht die deutsche Wehrmacht verkümmert werden sollte. Damit wäre dann auch das positive Militärprogramm der Linken gegeben, das die Wiederkehr der konservativ-klerikalen Mehrheit verhindern würde.

Wir wissen freilich, daß der deutsche Liberalismus nicht durchweg und sofort für diese Politik zu gewinnen ist. Es scheint uns sicher, daß die klerikal-konservativ gefesselte Regierung sich jeder Demokratisierung des Heerwesens, durch die die allgemeine Wehrpflicht erst Realität wird, widersetzen wird. Dann aber wird eben die Ernte der Wahlen der Sozialdemokratie zufallen. Scheitert die Militärvorlage daran, daß die zu positiven Anträgen verdichteten drei Forderungen der Sozialdemokratie abgelehnt werden, und zieht die Sozialdemokratie mit diesem schöpferischen Militärprogramm in den Wahlkampf, so kann sie verächtlich die verführenden Aufdringlichkeiten des Zentrums ablehnen, ohne befürchten zu müssen, eine Schwächung, auch nicht in ihren Mandaten, zu erleben; sie wird dann der Günstling der allgemeinen Volksstimmung werden und das Opfer wird der Liberalismus tragen.

Wehrhaftmachung des Volks ohne steuerliche Erdrückung der besitzlosen Klassen und ohne Mißbrauch der Armee für die politisch-wirtschaftlichen Interessen der feudal-rudimentären Kaste ist das Militärprogramm, das bei den Wahlen durch eine überwältigende Mehrheit gefordert werden wird. Daß die einjährige Dienstzeit für die Fußtruppen möglich, ja notwendig ist, haben auch militärische Sachverständige des Zentrums wiederholt nachgewiesen. Daß die steuerliche Schonung der breiten Masse des Volkes auch die physische Volkskraft verstärkt, bedarf ebensowenig eines Beweises wie die andere Behauptung, daß erst durch ein Aufsteigen der militärischen Führer von unten

Digitized by Google

auf, nach Fähigkeit und Verdienst, jenes militärische Feuer entflammt wird, das das Vaterland gegen jeden feindlichen Einbruch schützt.

Das Militärprogramm der Linken — — das ist die politisch-nationale Frage der Gegenwart.

Ein bayrischer Gedenktag / Von Palatinus

. . ., Anfang Februar 1913.

I.

Am 12. Februar jährt es sich, daß im Königreiche Bayern, unter der Regentschaft des Prinzen Luitpold, das Ministerium Podewils durch das Ministerium Hertling ersetzt wurde. Diese Maßnahme des Regenten und seiner Ratgeber — unter den damaligen Verhältnissen mehr eine Maßnahme der letzteren als des ersteren — sollte den Wirrnissen ein Ende machen, die, nach langjährigen Reibungen und Kämpfen in den politischen und den Verwaltungskörpern des Landes, in der Landtagsauflösung vom 14. November 1911 und der sich daran schließenden überaus erbitterten Wahlschlacht ihren Höhepunkt erreicht hatten. So wenigstens wurde die Absicht der radikalen Beseitigung des früheren Kabinetts in einem Teile der Presse, zwischen den Zeilen der Thronrede bei Eröffnung des neuen Landtags, und in jenen Kreisen, welche an der Aktion mehr oder weniger direkt beteiligt waren, erläutert.

Ob und inwieweit diese Absicht ihr Ziel erreicht hat, mag später erörtert werden. Daß sie, dem Regenten in der entsprechenden Aufmachung suggeriert, in der bekannten Güte des hohen Greises und seinem natürlichen Ruhebedürfnisse einen guten Boden finden konnte, ist einleuchtend. In allen übrigen, die wahren Ursachen der Katastrophe und ihre näheren Umstände betreffenden Fragen waltet aber heute noch ein ebenso dichtes Dunkel wie vor einem Jahre. Die neuen Erwählten der Krone haben es fast ängstlich vermieden, irgendeinen Aufschluß über die näheren Gründe ihrer Ernennung zu geben, sie sind auch in den Debatten des Landtags aus dieser Reserve nicht herausgetreten. Die von der Entlassung Betroffenen haben

Digitized by Google

bis heute, eine wiederholt auf die härteste Probe gestellte, vornehme Zurückhaltung geübt. Und die Presse, selbst die der Zentrumspartei, war sohin auf mehr oder weniger haltbare Kombinationen angewiesen. Auch der Verfasser dieser Betrachtungen will sich nicht anmaßen, die Wurzeln der Februarereignisse des vergangenen Jahres bloß zu legen. Er glaubt aber imstande zu sein, durch eine leidenschaftslose Durchsicht der vorliegenden Fakten wenigstens einen bis zu einem gewissen Grade brauchbaren Leitfaden der Vorgänge geben zu können, an der Hand dessen das eine oder andere der Begebnisse in seinem Zusammenhange zum Ganzen doch klarer in die Erscheinung tritt als bisher.

Das Woher und Wohin des neuen Kurses, in den Bayern seit dem Februar 1912 getrieben worden ist, ergibt sich auch für die nicht mit innerbayerischen Verhältnissen Vertrauten durch den Hinweis auf eine jener Kontroversen führender Zentrumspolitiker über das eigentliche Kampfobjekt zwischen der liberalen und der ultramontanen Partei, über die Personalien. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre war in Zeitungen und Zeitschriften der klerikalen Partei die Klage über mangelhafte Parität in der Besetzung der höheren Staatsstellen wieder besonders laut geworden. Darauf antwortete ein Artikel in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland, wo auf das ungenügende Angebot von Katholiken für diese Stellen und das Zurückbleiben der deutschen Katholiken in den gebildeten Berufen hingewiesen wurde, ein Zurückbleiben, „das in der konfessionellen Statistik der für diese Berufe vorbereitenden Schulen seine ebenso unbestrittene als erschreckende Bestätigung" finde. Gegen diese Motivierung wandte sich ein Aufsatz in der Augsburger Postzeitung, dem maßgebenden Organ der ultramontanen Kammerfraktion, der, wie sich später ergab, den bayerischen Zentrumsführer Dr. v. Daller zum Verfasser hatte. Er bestritt den Nutzen einer bloß numerischen Gleichstellung gegenüber den Protestanten, „wenn eine solche überwiegend durch Taufschein- und Auchkatholiken zustande käme". „Das Ministerium," fuhr Dr. Daller dann fort, „ist eben anerkannt liberal oder wenigstens liberalisierend, der Liberalismus aber kann nirgends aus der Haut fahren, am wenigsten in den Personalien; denn eine Hauptrolle spielt ja von jeher bei dieser politischen Richtung der exklusive Egoismus." Dann weiter: „Das

Digitized by Google

Zentrum, das Organ vor allem des katholischen Volkes, mag den Gegnern und Staatslenkern noch manche wertvolle Konzession abnötigen; aber so lange die Regierung und der durch alle Erfahrungen unverbesserliche Liberalismus in jedem Mehr von Religion eine Vergiftung des Volkes zu fürchten scheint . . . so lange hoffe niemand eine Besserung . . ."

Diesem Pessimismus trat wieder der Verfasser der oben angezogenen Abhandlung in den Historisch-politischen Blättern entgegen, und sagte (Seite 271 des 118. Bandes, 1896) u. a.: „Kein Zweifel, daß bei uns in Bayern das Ziel aller politischen Aktion ein Systemwechsel bleibt, durch welchen das Ministerium nach Herkunft und leitenden Grundsätzen mit der überwiegenden Majorität des Volkes in Übereinstimmung gebracht würde, während es seit einem Menschenalter nur die Krönung der liberalen Beamtenschaft bildet. Aber zurzeit besteht aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, keine Aussicht, daß ein solcher Systemwechsel eintreten werde. Und darum wird man sich einstweilen weiter helfen müssen, wie man sich bisher geholfen hat. Man wird fortfahren müssen, das liberale Ministerium zu Konzessionen zu nötigen, welche den berechtigten Interessen und Wünschen der katholisch-konservativen Mehrheit entsprechen. Das ist in den letzten Jahren mit gutem Erfolg auf dem wirschaftlichen Gebiete geschehen, ein verständig geleitetes, ebenso kluges als nachhaltiges Vorgehen wird auch auf anderen Gebieten zu gleich günstigen Resultaten führen."

Nun, dieses „Ziel aller politischen Aktion", dieser „Systemwechsel" ist erreicht worden, gründlich erreicht worden, denn kein anderer als der gelehrte Verfasser jener Epistel gegen den Quietismus regiert heute, soweit seine immer noch regen schriftstellerischen Neigungen ihm dazu Zeit lassen, als Ministerpräsident in Bayern. Das „nach Herkunft und leitenden Grundsätzen" mit ihm wenn auch nicht völlig übereinstimmende so doch ihm sich fügende Ministerium bietet nach seinem bisherigen Verhalten die Gewähr, daß, um in den Wendungen der ehemaligen ultramontanen Kritik zu sprechen, in absehbarer Zeit, der exklusive Egoismus der politischen Richtung des Zentrums gestillt wird. Insofern allerdings ist dieser Systemwechsel zu spät erfolgt, als er sich mit der überwiegenden Majorität des Volkes nicht mehr in Übereinstimmung bringen läßt, denn das amtliche

Digitized by Google

Ergebnis der letzten Landtagswahlen weist für das Zentrum und seine Verbündeten, den Bund der Landwirte, die Konservativen und die Reichspartei 466,631 gleich 48 Prozent der abgegebenen Stimmen auf, denen gegenüber stehen 489,746 gleich 50,8 Prozent der Stimmen für die Liberalen, den Deutschen Bauernbund, den Bayerischen Bauernbund und die Sozialdemokraten. Doch das nur nebenbei, denn es ist nicht beabsichtigt, hier politische Konjekturen zu stellen, viel mehr, vom Boden der Tatsachen und Verhältnisse aus, den Versuch einer Erklärung bestimmter Geschehnisse zu unternehmen.

Halten wir daher fest, daß der Streit um die Personalien die Haupt triebfeder der Kämpfe zwischen der liberalen und der ultramontanen Partei war, obgleich dieses Streitobjekt selten in der offenen Fehde genannt wurde und namentlich bei Wahlen, ebenso in den generellen Debatten des Parlaments, mit einem Nebel prinzipieller Redensarten verhüllt wurde. Dabei ist zuzugeben, daß die Liberalen sich bis in die letzten Jahre stärker im Besitz befanden, als es, wenn man einmal die Lage vom Standpunkt der ultramontanen Ansprüche aus betrachtet, den natürlichen Verhältnis entsprach und ihnen — als Partei — zuträglich war. Denn in diesem Besitze waren sie behäbig und schläfrig geworden und hatten die faustische Mahnung vergessen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Wenn nun, so könnte hier eingewendet werden, die Personalienfrage, der Drang zur Staatskrippe, das Hauptmotiv des geheimen und offenen Krieges der Zentrumspartei gegen die Staatsregierung war, wie kam es dann, daß die stärksten Angriffe gegen den Verkehrsminister gerichtet wurden unter dem Schlachtruf, er begünstige die sozialdemokratische Partei, das heißt eine Gruppe, die bei Besetzung der höheren und mittleren Beamtenstellen gar nicht, bei den unteren nur im verschwindendsten Maße und auch dort niemals durch ausgesprochene oder eingeschriebene Mitglieder in Betracht fiel? In der Tat, mit der Erörterung dieses Einwurfs nähern wir uns der Lösung des gestellten Problems.

Weder unter dem Ministerium Podewils noch unter einem früheren Ministerium ist der sozialdemokratischen Partei irgendein Entgegenkommen erwiesen worden. Das Sozialistengesetz wurde in Bayern mit voller

Digitized by Google

Schärfe gehandhabt und der den Verwaltungsorganen anvertraute Vollzug wirkte über die Aufhebung dieses Gesetzes nach, so daß es infolge des Anwachsens der sozialistischen Bewegung und des Eindringens ihrer Vertreter in die sozialen Verwaltungskörper, in die kommunalen Körperschaften und die Kammer der Abgeordneten zu Unzuträglichkeiten kam, die im Einverständnis von Krone und Ministerrat teilweise abgestellt wurden, als die Kritik nicht mehr unberücksichtigt bleiben konnte. Die bis zum Jahre 1899 in ihrer Schroffheit nicht gegen die Praxis in irgendeinem Bundesstaate zurückstehende Gegnerschaft verlor von da an auf zwei Gebieten an Schärfe, ohne daß jedoch in der prinzipiellen Behandlung eine Änderung eintrat. Zunächst auf rein wirtschaftlichem Gebiete in der Erwägung, daß die Mitwirkung der Mitglieder der Gewerkschaften gleichviel ob diese nun der sozialdemokratischen Partei oder der Zentrumspartei politisch angegliedert seien, bei Durchführung der Gewerbeaufsicht, bei Erhaltung des Friedens in der Industrie (Tarifverträge, Verhandlungen bei Arbeitseinstellungen usw.) nicht mehr zu entbehren war. Des ferneren, in der von Fall zu Fall zu regelnden Bestätigung von zu Bürgermeistern, Adjunkten (Pfalz) oder Beigeordneten gewählten Anhängern der sozialdemokratischen Partei. Diese Fragen wurden akut, als neben den Kompromissen der Zentrumspartei mit der Sozialdemokratie für Landtags- und Reichstagswahlen auch Kompromisse bei den Kommunalwahlen und der Wahl von Bürgermeistern und Adjunkten zu verzeichnen waren. Hier war das Verhalten der Zentrumspartei bestimmend für die Haltung der Regierung neben dem ausdrücklichen Wunsche des Regenten, der über diese Vorgänge genauen Bericht einforderte und erhielt und, was weiteren Kreisen niemals verschwiegen wurde, jedesmal der Ansicht Ausdruck verlieh, es sei alles zu vermeiden, was die ohnedies wachsende Unzufriedenheit der unteren Schichten noch vermehren könnte. Nach diesen Gesichtspunkten wurde dann auch verfahren, als der in der Eisenbahnhauptwerkstatt München beschäftigte Lackierer Roßhaupter im Jahre 1907 in München als sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter gewählt wurde. Er erhielt für die Zeit der Tagung der Kammer der Abgeordneten Fortzahlung seiner Lohnbezüge. Diese Anordnung fand sowohl den Beifall des Regenten wie den der Zentrumsfraktion des Landtags und wurde, als Angriffe, namentlich in der rechtsstehenden liberalen Presse

Digitized by Google

Bayerns und in nationalliberalen und konservativen Organen jenseits der bayerischen Grenze, erfolgten, von bayerischen Zentrumsblättern in anerkennenswerter Weise mit trefflichen Gründen verteidigt. Dem ist beizufügen: auch in den Kreisen der Kammer der Reichsräte äußerte sich zu jener Zeit eine aktive Opposition gegen das oben skizzierte Verfahren in gar keiner Weise. Demnach entfällt also der Vorwurf, das Ministerium Podewils oder eines seiner Mitglieder habe in der Behandlung der sozialdemokratischen Partei persönlichen Neigungen stattgegeben oder sich in Widerspruch mit den Wünschen der Krone gesetzt, vollständig. Den führenden Personen der Zentrumspartei, insonderheit dem der Verkehrsverwaltung als Referent für die Etats der Verkehrsanstalten nahestehenden Abgeordneten Dr. Pichler, war diese Sachlage infolge häufiger mündlicher und, wenn wir nicht irren, auch brieflicher Auseinandersetzung in allen ihren Einzelheiten bekannt. Sonach kann es dem Leser überlassen bleiben, sich ein Urteil über das Verhalten dieser Partei zu bilden, welche mit Bezichtigungen gegen die Regierung und insbesondere gegen einzelne Mitglieder der Regierung operierte, von deren Unstichhaltigkeit sie genau unterrichtet war. Man hatte es eben mit einem — vergleiche die oben angezogene Abhandlung des Dr. Freiherrn von Hertling — „verständig geleiteten ebenso klugen als nachhaltigen Vorgehen", zu tun, das indessen in Anbetracht des zu erreichenden Zwecks auf alle sonst unter gebildeten, gesitteten und ehrenhaften Menschen gültigen Voraussetzungen absoluten Verzicht leistete.

Mit den Ministern, welche am Tage der Landtagswahl 1912 auf eine ihnen als Ausdruck des bestimmten Willens des Prinzregenten übermittelte Order hin ihr Demissionsgesuch einreichten — hierüber ist weiter unten noch zu reden — wurde das Dutzend der unter der Regentschaft pensionierten Mitglieder der Staatsregierung voll. (Crailsheim, Landmann, Feilitzsch, Riedel, Asch, Podewils, Miltner, Wehner, Pfaff, Brettreich, Frauendorfer, Horn.) Die von den fünf Erstgenannten noch überlebenden drei sowohl wie die letztgenannten sieben müßten, wenn sie bei irgend einer Gelegenheit ihre Ansicht über die sozialdemokratischen Mitglieder der Kammer der Abgeordneten unter Eid zu äußern hätten, dem Sinne nach etwa folgendes bekunden: Die Sozialdemokraten haben bei

Digitized by Google

Beratung der Etats, der Gesetzesvorlagen und in den Kommissionen eifrig und zumeist sachlich mitgearbeitet. Bei dieser Arbeit kamen die letzten Ziele der sozialdemokratischen Partei nicht in Betracht, konnten nicht in Betracht kommen, da es sich hier lediglich um Aufgaben praktischer Art für gegenwärtige oder naheliegende Zeitpunkte handelte. Wo die Anträge der Sozialdemokraten über Erreichbares hinausgingen, fand sich die Regierung in ihrer ablehnenden Haltung an der Seite der bürgerlichen Parteien, ebenso bei Zurückweisung einer über das Ziel hinausschießenden Kritik. Nicht zu leugnen ist es, daß der Eifer der sozialdemokratischen Fraktion das im allgemeinen auf die Landtagszeit entfallende erhebliche Quantum von Arbeit der Staatsministerien bedeutend steigerte. Dagegen entfiel bei den Sozialdemokraten die bis zum schreienden Mißstand gesteigerte persönliche Inanspruchnahme der Minister und ihrer Referenten für private Personalienzwecke. Diese Inanspruchnahme, insonderheit durch Mitglieder der Zentrumspartei und der Freien — konservativen — Vereinigung, war unter dem Ministerium Podewils zur Kalamität ausgeartet. Neben noch begreiflichen Wünschen für den Wahlkreis des Mandatinhabers spielten Ansinnen für Versorgung, Titelverleihung, Beförderung für die nähere und entferntere Verwandtschaft oder für die Freunde der Petenten eine Rolle, keine Eisenbahnrestauration so klein, für die nicht ein Herr Abgeordneter einen ihm tauglich erscheinenden Protegé hatte. Wie da schon in den meist überfüllten Vorzimmern der Minister der eben noch in der Kammer zur Schau getragene oder derb geäußerte Volksvertreterstolz dem demütigen Gefühle des Bittstellers gewichen war! Und der Minister mußte, ob auch der Ekel ihm bis in die Kehle gestiegen war, doch der Wirkung seines Verhaltens sich bewußt sein — eine abgeschlagene Bitte — ein nicht selten tückischer Feind mehr.

Gewisse führende Parteigrößen hatten, je mehr der leitende Minister sich den unwürdigen Verhältnissen fügsam zeigte, es sich angewöhnt, Direktiven zu erteilen, nicht erbetenen Rat zu spenden und, wenn höfliche Einwände gemacht werden mußten, mit nur wenig verhüllten Drohungen zu operieren. An diesem Treiben hatten, der Natur ihrer politischen Auffassungen nach, die Sozialdemokraten keinen Anteil. Da mag es vorgekommen sein, daß der eine oder der andere gehetzte Minister einmal aufseufzte: „Wenn uns

Digitized by Google

nur alle Abgeordneten so wenig persönliche Scherereien machen würden wie die Sozialdemokraten!" Und es ist ferner nicht von der Hand zu weisen, daß dieser oder ein ähnlicher Ausdruck infolge eines von gewisser Seite eingerichteten Spähdienstes denen hinterbracht wurde, für die er nicht berechnet war. Auch das muß mit in Betracht gezogen werden, um die Güte des Giftes zu beurteilen, in das die Waffen für das — siehe oben — „ebenso kluge als nachhaltige Vorgehen" getaucht waren.

Noch eins in Sachen Umsturz, ehe die höhere Kategorie der am Systemwechsel Beteiligten zum Handkuß gelangt: Verkehrsminister und Sozialdemokratie in den Werkstätten der Verkehrsverwaltung recte: Süddeutscher Eisenbahnerverband! Dieses Kapitel ist seit nun drei Jahren bis zur letzten Hülse ausgedroschen, soweit es den scheinbaren Angelpunkt eines Teiles der Konflikte bildete. Darum an dieser Stelle nur eine praktische Erwägung. Wo ist heute der große, auf Qualitätsarbeit angewiesene Betrieb, der in der Lage wäre, auf intelligente Arbeiter deswegen zu verzichten, weil sie Anhänger der Sozialdemokratie sind? Daß Arbeiterorganisationen, ob sie nun schwarz oder rot sind, der Betriebsleitung ebenso große Beschwerden verursachen, wie Beamtenorganisationen einer staatlichen Verwaltung, ist eine Binsenwahrheit, deren Erkenntnis die Schwierigkeiten nicht beseitigt. Die der bayerischen Staatsverwaltung als taugliches Remedium vom bayerischen Zentrum dringend anempfohlene preußische Praxis hat nicht einmal in ihrem Ursprungslande befriedigende Erfolge gezeitigt, nicht einmal dort, wo eine großartig entwickelte Industrie mit ihrem Arbeiterheere für den Fall größerer Entlassungen leichtere Ersatzgelegenheit bietet. Dieses System rigoros auf die bayerischen Staatswerkstätten anwenden, hieße, sie in absehbarer Zeit von ihren brauchbarsten Arbeitern entvölkern.

Selbst das sehr mäßige Verwaltungstalent, das zurzeit an der Spitze der bayerischen Verkehrsanstalten steht, wird es sich dreifach überlegen, ehe es von seinen, in den Kammern der Abgeordneten und der Reichsräte geäußerten, schneidigen Worten zu durchgreifenden Taten schreitet.

Drohungen aber, die nicht ausgeführt werden können, sind unseres unmaßgeblichen Erachtens noch weniger ein Mittel, die Autorität zu stärken als eine Praxis, welche, kühl und besonnen abwägend, mit vorhandenen Verhältnissen rechnet und mit gegebenen Tatsachen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Kleriker und Angeber / Von Ludwig Thoma

ie bayerische Akademie der Wissenschaften ist zu einer Erklärung gezwungen, daß sie nur streng wissenschaftliche Gesichtspunkte bei der Sammlung des bayerischen Wortschatzes gelten lassen könne und wolle. Diese sonderbare Flucht in die Öffentlichkeit ist notwendig geworden durch die unglaublich gemeinen Angriffe, Verdächtigungen und Lügen der ultramontanen Presse, die das beabsichtigte große Werk der Akademie gefährden möchte, indem sie in den Schweineställen ihrer Phantasie Schmutz sammelt und mit ihm verdiente Gelehrte bewirft. Wie kommen die schwarzen Mistamseln dazu, ihr Geschrei gegen ein Werk zu erheben, dessen Bedeutung einem Ultramontanen niemals klar werden kann?

Vor einigen Wochen wurde vor dem Landgerichte München darüber verhandelt, ob die von Georg Queri in verdienstvoller Weise zusammengestellte Sammlung altbayerischer Kraftworte eingezogen oder vernichtet werden solle.

Das Verfahren war durch einen schäbigen ultramontanen Denunzianten veranlaßt worden; der Staatsanwalt und die Verteidiger ließen Sachverständige laden.

Alle acht Sachverständige erklärten übereinstimmend, daß sie das Buch Queris nicht für „unsittlich" hielten; gerade die vom Staatsanwalt geladenen Herren betonten ausdrücklich, daß ihr sittliches Empfinden durch das Buch nicht verletzt worden sei. Sie brachten das eine und andere gegen den wissenschaftlichen Wert des Buches vor, besonders unter Hinweis auf Schmellers Wörterbuch, allein der in dieser Frage maßgebende sachverständige Hilfsarbeiter der Wörterbuchkommission bewies mit Zahlen und Belegen, daß Queris „Kraftbayerisch" in vielen eine Ergänzung zu Schmellers Lexikon bildet.

Dieses Gutachten, welches der verdiente Dialektforscher auf Eid abgeben mußte, veranlaßte die ultramontane Presse, gegen die Akademie der Wissenschaften und die Wörterbuchkommission eine Hetze zu inszenieren.

Digitized by Google

Der schwarze Klüngel hat nicht den geringsten Respekt vor der Gewissenhaftigkeit, die zu einer streng sachlichen und wahren Aussage verpflichtet, er läßt nicht gelten, daß die Ladung vor ein Gericht zum Erscheinen verpflichtet, er fälscht einfach den ganzen Sachverhalt um und behandelt die Sachverständigen als Interessenten.

Da den dummen Teufeln alle geistigen Waffen fehlen, sprechen sie blöde Drohungen gegen die Wörterbuchkommission aus und fordern die Landpfarrer auf, die Mitarbeit an der Beischaffung des Materials zu verweigern.

Natürlich muß dann ein Lump und Denunziant den Angriff noch steigern und eine Entrüstung vorlügen, die höheren Ortes wirken soll.

Zum Schlusse ist die Akademie gezwungen, die wissenschaftlich-vaterländischen Ziele der Wörterbuchkommission zu betonen und ihre Gelehrten gegen die Insinuation zu schützen, als wollten sie irgendwie pornographisch sich betätigen.

Soweit ist die Frechheit der Terroristen gediehen, daß sie gegen wissenschaftliche, im Interesse des Landes unternommene Arbeit mobil machen, nur weil ein Mann sich strenge an die Pflicht hielt, welche ihm der Eid auferlegt hatte. Es gäbe doch eine schönere Aufgabe für ultramontane Denunzianten. Wenn sie dem Staatsanwalt unter die Arme greifen wollen, müßten sie ihm endlich gestehen, in welchem österreichischen Kloster der Meineidpfarrer von Kolbermoor oder der Dieb von Pandorf sich versteckt hält.

Ein Lebens Lied / Von Franz Werfel

Feindschaft ist unzulänglich.
Der Wille und die Taten,
Ein erdbewußtes Leben,
In sich, was sind sie, Welt!?
Es schwebt in jedem Schicksal,
Im Schritt der Lust und Schmerzen,
Im Morden und Umarmen,
Anmut des Menschlichen!
Nur das ist unvergänglich!
Sahst du die wilden Augen
Buckliger Bauernmädchen?
Sahst du, wie sie sich langsam
Weltdamenhaft verschleiern,
Sahst du in ihnen blinken,
Das Grün von Fest-Estraden,
Musik und Lampennacht?

Digitized by Google

Sahst du den Bart von Kranken,
/ Ihr Wolken über Pappeln /
Wie er an Gott erinnert,
Getaucht in einen Sturm?
Sahst du die große Güte
Im Sterben eines Kindes,
Wie uns der holde Körper
Mit Zärtlichkeit entglitt?

Sahst du das Traurigwerden
Von Mägden an, am Abend?
Wie sie die Küchen ordnen
Und fern, wie Heilige sind.
Sahst du die schönen Hände
Durchfurchter Nacht-Gendarme,
Wenn sie den Hund liebkosen
Mit grobem Liebeswort?

Wer handelnd sind empörte,
Bedenke doch!! Unsagbar
Mit Reden und Gestalten
Sind wir uns fern und nah!
Daß wir hier stehn und sitzen,
Wer kann's beklommen fassen?!
Doch über allen Worten
Verkünd ich, Mensch, Wir sind!!

Geschwister / Von Curt Moreck

Das junge Mädchen stand noch am Flügel, wo es Isoldens Liebestod gesungen hatte. Andreas lehnte mit übergeschlagenen Beinen neben einem Pfeilerspiegel an der Wand gegenüber. Jetzt ließ er sie einen Atemzug lang sanft aus seinem Blick gleiten und schaute an sich hinab auf den Teppich. Und wieder fing er sie auf, als sie die helle Gestalt von dem schwarzen Instrument losriß und durch die Gesellschaft auf ihn zukam.

Mit klatschenden Schlägen flatterten die Hände gegen sie an. Sie lächelte über das lebhafte Geflatter hinweg und sann, mit festgeschlossenen Lippen, berauscht vorwärtsschreitend gegen das Überhelle, Lichte, in des Bruders samtgesäumte, dunkle Augen. Die letzten zwei Schritte kam er ihr entgegen. Er faßte nach ihren schmalen Händen und hob sie an seinen Mund. Seine Augen glühten sie an.

„Ich danke dir, Nina."

Sie zuckte die schlanken Schultern, die von den Seidenrüschen des Kleiderausschnitts leicht gestreichelt wurden und ließ ihre Finger in seiner heißen Hand hängen.

Digitized by Google

An jungen Frauen, die sich umwandten, und Männern, die die Stimmen dämpften, vorbei, führte Andreas die Schwester zu der Dame, deren Sessel zwischen zwei mächtig zweigenden Fächerpalmen unter einer Kopie von Tizians „Himmlischer und irdischer Liebe" stand. Er schob dem jungen Mädchen ein Taburett hin und stellte sich hinter ihm auf, den Blick auf sein Haar gesenkt, das kastanienbraun über der Blässe von Stirn und Schläfen lag. Über die Armlehne vorgebeugt, näherte die Dame ihr Gesicht Nina. Ein Perlengehänge wippte, vom rötlichen Haar herunterreihend, über ihr Ohr.

„Wie Sie das singen! Wie Sie sich beneidet fühlen müssen! Woher nehmen Sie das Gefühl, Sie Kind! Sie verklären sich in Ihrem Gesang."

Nina lächelte. Sie fühlte den Blick des Bruders ihr Haar streicheln. Es näherte sich ihnen ein junger Mann, der vorhin in einer Herrengruppe mit lebhaften Handbewegungen gesprochen hatte. Er ließ sich Nina vorstellen. Andreas grüßte knapp und kalt. Da er ihm gegenüber stand, konnte er ungehindert diese Stirn betrachten, die gelb, steil hinaufsprang unter das schwarze Haar. Carlo Rocco war für Ninas Stimme der Bewunderung voll. Er kam aus einem Lande, wo er seit Jahren keine Frau hatte singen hören. Dort sangen sich die berauschten Minenarbeiter heiser in den Schlaf und nachts brach der Schrei der Affen aus der dunklen Kehle des Urwalds. Roccos Rede taumelte ganz sehnsüchtig um Ninas verklungenen Gesang.

„Als wir das Meer wiedersahen, — nach fünf Jahren wiedersahen —, mein Freund und ich, da hatte ich dasselbe Gefühl, als eben, da sie sangen." Er schaute von unten in ihr helles Gesicht. Andreas wechselte seine Stellung. Nina grub die Fingerspitzen in den Federschaum ihres Fächers. Der Diener reichte den Tee.

„Horvar," rief die Dame Andreas an und reichte ihm mit Lächeln eine Schale. Er berührte Ninas Schulter, als er sich beugte. — Rocco schaute unwillkürlich auf Andreas' ausgestreckte Hand, die schwer, wurzelig aus dem Gelenk kam.

„Sie sind der Bildhauer Horvar?"

Andreas nickte. Rocco sprach von Ausstellungen, auf denen er Horvars Werken begegnet war. In eine Frauengestalt, die er kurz vor seiner Überfahrt, damals in Wien gesehen hatte, war er verliebt gewesen. Noch drüben hatte er oft an sie denken müssen, wenn die heißen Nächte ihn nicht zu Schlaf kommen ließen oder die Sumpfmücken seine Haut peinigten. Er bat Andreas, in sein Atelier kommen zu dürfen. Er wurde höflichst geladen. — Sie gingen heim, Nina und Andreas. Er lehnte den Wagen ab. Die Luft der Herbstnacht war mild. Ninas Arm lag weich in dem seinen.

„Wie er dich bewundert!" sagte sie und suchte ihn zum Sprechen zu bewegen.

„Wunder! Bin ich doch dein Bruder."

Digitized by Google

Sie schaute hinüber auf sein Gesicht. „Nein, nicht so, Andreas!"

„Doch. Fühlen sie nicht alle, daß mein Werk voll ist von dir?! — Er ist verliebt gewesen in meine ‚Helena'. Aber ist ‚Helena' nicht du?! — Er liebt dich!"

Sie zitterte. Er preßte ihren Arm fester. Sie drückte das Kinn in den knisternden Halspelz. Er grub eine Faust in die Tasche.

Er brachte sie in ihr Zimmer hinauf. Die Korridore waren dunkel und still. Er hob ihr den Mantel von den Schultern. Eine heftige Armbewegung brachte sie zum Husten. Das Taschentuch vor den Mund geknäuelt, lehnte sie mit der Schulter an einem großen Schrank. Andreas sprang neben sie. Er umfaßte ihren geschüttelten Körper und hielt sie an sich gedrückt, eine Hand an ihrer Stirn. Nina schloß die Augen. Der Husten ging vorüber. Er starrte angstvoll auf das Taschentuch. Sie setzte sich, einen Arm über die Tülldecke ihres Bettes gelegt.

Andreas, an der Türe, kam noch einmal zurück. Er nahm ihren Kopf in seine Hände, hob ihr Gesicht zu sich auf. Er beugte sich hastig, um sie zu küssen. Sie wehrte ihm. „Nicht doch, Andreas, ich bin krank."

„Ich fürchte mich nicht."

„Es steckt an. Schone dich. Du mußt leben, für deine Werke . . ."

Er preßte sich die Schläfen mit den Händen. „Andere können auch Götter formen aus Dreck. Elend ist das . . ., elend alles! Wenn wir das da innen nicht hätten . . .! — Leben — leben . . .; lohnt es sich? Wenn ich dich nicht hätte Nina . . . Jetzt, wenn ich nach drüben komme, drüben überm dunklen Gang, da ist alles weiß, weiß . . . weiß bis unter die Decke . . . Kein Winkel, wo ein Schatten ungestört nisten könnte . . . Alles mein Werk . . . meine Geschöpfe . . . Aber es überfällt mich kalt, kalt wie auf einem Eisfeld . . . Es ist qualvoll, Nina . . ."

„Bruder . . ." Sie legte ihm zart den Arm um die Schulter. „Es macht dich ja doch glücklich das . . ."

„Glücklich? — Glücklich könnte ich vielleicht sein, wenn ich einen kleinen Laden hätte, wenn ich keine Wünsche, keine Begehren, keine Sehnsüchte kennte, wenn ich satt wäre und ein wenig Liebe hätte . . . Glücklich, dann vielleicht. Aber niemals so, — nein, so nie . . . Und auch dich macht es nicht zufrieden. Ich binde dich an mich. Wo mich irgendwie an dir etwas entzückt, forme ich einen Stein danach. Jedes neue Gesicht, das sich an dir mir entschleiert, reiße ich aus dem Block. Dein Leben brauche ich für mich, — dein Leben und deine Seele . . . Gibt es ein Verbrechen, so beging ich das schwerste."

„Wir sind ja füreinander da, Andreas . . ."

„Füreinander da . . .? — Langsam, leise . . . Ich muß mir das noch einmal vorsagen: — Wir sind füreinander da . . . Du für mich . . . ich für dich . . . — O nein, so ist das nicht . . . Nicht ich für dich! Hast du dir dein

Digitized by Google

Opfer mit diesem Gedanken geheiligt? — Du irrtest dich. Könnte ich für dich da sein, dann gliche es sich ja aus. Aber kann ich das?! Ich bin ja nur für mich da ... Alles ist für mich da ... Alles brauche ich, — mißbrauche ich — und gebe nichts dagegen."

„Was gebe denn ich dir, Bruder?"

„O viel, viel. Du singst, weil ich deinen Gesang liebe. Er hat für mich das Entflammende, Begeisternde, — den Rausch. Wenn ich bis ganz in mich hinein erkaltet bin von Kunst, schmelze ich an ihm, fließt mein Blut wieder, habe ich wieder Wärme, — Wärme und Liebe. Ja, Liebe ...: Liebe für das Leben, das Licht — und dich."

„Dann laß mich singen ... immer singen ..."

„Nein, nein ... Du darfst nicht; es tötet dich."

„Laß es nur! Wenn es doch dich beglückt!" Sie lächelte. „Und sterben kann ich ja doch nicht — ganz niemals. Überall im deinen Werken bin ja ich — und lebe."

„Ja; im Stein. Aber der Stein ist kalt."

„Brauchst du meine Wärme?"

Er barg die Augen unter seiner Hand. „Als ich damals die ‚Helena' vollendet hatte — es war in der letzten Nacht, ehe sie verpackt und fortgeschickt wurde ... Ich konnte vor Unruhe und Erregung nicht schlafen. Endlich kleidete ich mich an und ging ins Atelier, im Dunkeln. Die Tücher hob ich von dem Bilde ab. Der Mond machte alles weiß. Eine Weile saß ich ruhig. Aber plötzlich, im Ansehen, ward ich wieder bewegt und sehnsüchtig. Ich dachte an dich, die mit mir in diesem dunklen Hause war und schlief. Wach träumte ich von dir. Aus der Nacht, traumtönend, sang mir deine Stimme. Ich breitete meine Arme nach dir aus, ich umarmte dich, — dich in ‚Helena'. Ich küßte den Mund, den ich selbst geformt, die Augen, die Stirn. Aber der Stein blieb Stein, kalt und unnahbar, meiner Sehnsucht feindlich ... Bis an den Morgen lag ich da und weinte."

Er ging leise zur Türe. In Ninas Gesicht lagen die Augen tief und geschlossen. Sie wagte nicht, sich zu rühren, wie in Angst vor wilden Tieren.

„Gute Nacht, Nina." Andreas wandte sich auf der Schwelle nach ihr um. Sie starrte geschreckt auf sein weißes Gesicht. „Andreas ..." — Er zog die Türe hinter sich zu ...

Carlo Rocco besuchte Andreas in seinem Atelier. Er bewegte sich mit der unverhüllten Bewunderung eines vor der Kunst Ehrfürchtigen zwischen den Bildwerken. Einen Bund Rosen, den er brachte, legte er auf dem Sockel eines badenden Mädchens nieder. Vor einem Torso aus Lehm blieb er stehen und fragte plötzlich nach Nina. Andreas drückte seine Finger in einen feuchten

Digitized by Google

Klumpen Ton. „Meine Schwester ist krank. Sie darf das Bett nicht verlassen."

„Krank?" — Sie gingen weiter. Carlo war mit einem Male unruhig, nervös.

„Ihre Schwester ist leidend?" sagte er, den Blick auf einen Mädchenkopf gerichtet. Andreas spannte die Hand um einen Stein. „Sie wird nicht lange leben.... Sie siecht hin..." Der andere erbleichte. Er riß die Augen auf gegen Andreas und starrte ihm ins Gesicht. Seine Lippen zitterten. Er murmelte: „Verzeihen Sie..." — Sie sprachen kaum noch zusammen. Neben dem Bildhauer schritt Carlo dem Ausgang zu. Er ergriff die Rosen, strich langsam einmal mit der Hand darüber. „Darf ich Sie bitten, diese Blumen Ihrer Schwester mit meinem Gruße zu überreichen?"

Andreas nahm das Bukett blutigen Rots. Um seinen Mund zuckte es. Carlo grüßte und ging.

Andreas strich mit der Hand über die Stirn. Er schleuderte die Rosen in einen Winkel zu Tonabfällen und Steinscherben. Er begann zu modellieren. Aber seinen erkalteten Händen gelang keine Form. Er deckte das nasse Tuch über die Arbeit und ging zu Nina.

„Carlo Rocco war da."

Nina stützte den Kopf auf ihren Arm. „Hat er deine Werke bewundert?"

„Er fragte nach dir."

„Hast du ihm die Kopie deiner ‚Helena' gezeigt, Andreas?"

„Er hat manches gesehen. Aber er schien das nicht zu finden, was er bei mir suchte..."

„Hat er etwas über dich gesagt?"

„Er schien enttäuscht..."

„Enttäuscht?"

„Ja, — und befremdet. Du warst nicht da, Nina."

Sie legte den Kopf auf das offene Haar zurück, in die Kissen. Andreas griff nach ihrer Hand auf der Decke, so saßen sie stumm...

Nach ein paar Tagen kam Carlo Rocco wieder. Er trat zu Andreas, der mit aufgestreiften Ärmeln Tonbrei bereitete. Ein Fenster stand offen in einen tiefen Hof. Andreas plätscherte eben im Wasser, um sich die Hand für Carlo zu waschen, als unten jemand sang.

„Ihre Schwester?"

„Ja... Nina. Andreas lächelte. „Sie singt für mich. — Gehen wir zu ihr."

„Hier bringe ich dir unsern Freund," sagte er. Nina hatte sich wieder auf den Divan gebettet. Carlo und Andreas saßen bei ihr hin auf niedrigen Stühlen.

„Daß Sie nicht auch für andere so singen, wie für ihn..."

Digitized by Google

Nina lächelte aus den bunten Kissen zu Andreas hinüber. „Wenn ich dürfte!"

Andreas warf die Knie übereinander. „Man hat nichts davon. Selbst wird man immer leerer."

Carlo saß und hing mit dunklen Augen an Nina. Er vergaß manchmal, den Blick nach einer Weile von ihr zu lösen. So ganz verlor er sich. Er sann und träumte. Und immer stiller wurde es zwischen den dreien, daß sie zuletzt keinen Ausweg fanden, als sich zu trennen. Carlo ging mit einem Gefühl des Hasses gegen Andreas. Er wußte nun, daß dieser Bruder alles zwischen ihm und Nina unmöglich machte. Er dachte daran, nicht wiederzukommen. Wenn er sich auch zutraute, dem Tode das Mädchen abzuringen, dann doch nicht jenem . . .

Andreas saß bei Nina. — Er hatte ihr seine Hände unter den Kopf geschoben.

„Er wird dir ein treuer Freund werden," sagte Nina.

„Ich verstehe ihn nicht ganz. Und doch ist sein Gefühl so einfach."

„Er hat lange auf alles verzichten müssen . . . in seiner Einsamkeit; — auf alles, auf Schönheit, Frauen, Liebe . . ."

„Dann wird es ihm weniger schmerzlich sein, daß er dich liebt. Aber es quält ihn sehr."

„Daß er leiden muß an mir, der Arme . . .! Bin ich zu nichts anderem nütze, als Schmerz zu erdulden und Qual zu schaffen?!"

Nina legte die heißen Augen in ihre durchsichtigen Hände. Ihr Körper bebte; eine Welle, dem Tode zu . . .

Von Carlo Rocco kam ein Brief mit ein paar Rosen. Er grüßte die Geschwister, denn er ging in eine andere Stadt; später vielleicht wieder hinüber, für immer dann.

Nina ließ die Rosen, dunkelrote, in ihren Schoß sinken. Sie ruhte in ihrem Zimmer, in der mittaglichen Wintersonne.

„Wer das kann: in eine andere Stadt gehen und vor sich selbst gerettet sein . . . Eine starke, glückliche Natur . . . Wie einfach doch diese Menschen sind, wie lebensselig! — Wir müssen aushalten und bluten."

„Wer weiß, wie es ihn quälen mag . . ."

„Ihn? — Sein Lebensgesetz verbietet es ihm, sich mit Dingen zu befassen, die fruchtlos und aussichtslos sind. Und er war danach eingerichtet. — Aber ich?! Ich bin wie ein Segel ausgehangen, jeden Wind aufzufangen, von jedem Sturm durchschüttert und zerrissen zu werden."

Nina wandte das Gesicht auf dem Kissen. „Ich möchte sterben . . ."

„Nina!" —

„Ja. Denn du wirst leiden, so lange ich lebe. Mit der Erinnerung würdest du getrösteter leben können — und ruhiger."

Digitized by Google

Andreas setzte sich auf den Bettrand. Mit leisen Händen drehte er Ninas Kopf sich zu; seine Finger versanken im aufgelösten Haar. Sonderbar starrte er in Ninas Gesicht, daß sich ihre Augen erschrocken schlossen. Er schob den Arm unter ihren Nacken und hob sie ein wenig vom Kissen. Ein heißer Schmerz stach ihm ins Hirn. Mit der freien, feuchten Hand strich er das Gelock von den bläulichen Schläfen fort.

„Daß du meine Schwester bist! Warum?" flüsterte er.

Nina preßte ihm wehrend ihre zitternden Hände gegen die Brust, gegen das schlagende Herz. „Andreas ... Nicht so ... Sei still ..."

Er drückte sein Gesicht, schluchzend, in die Decke, — in die Decke, die über Ninas Körper lag, glühend durchströmt, gepeinigt, verzweifelt, sehnsüchtig und hoffnungslos ..."

Dann, als Nina nach einigen Wochen starb, saß er wieder auf diesem Bettrande; stundenlang, starrend; erst neugierig aufhorchend, ob nichts in ihm klang, was eine neue Melodie zu werden versprach; dann gepeinigt, verzweifelt, sehnsüchtig, hoffnungslos.

Endlich, als es Nacht geworden, stand er auf. Er ging hinüber ins andre Zimmer und trat an den Flügel, legte den schwarzen Deckel über die wachsfahlen Tasten und schob den Schlüssel in die Tasche. Tastend, die Blicke an die kalten Mauern des Dunkels starr angeschraubt, suchte er sich zu seinem Werkraum hin. Dann kehrte er um. In den verquollenen Händen schleppte er den Eimer mit nassem Gips.

Noch einmal stand er vor der toten Gottheit seines Lebens, seines Liebeslebens. Endlich einmal, nach Sehnsuchtsjahren, nach Angstzeiten, nach einer Unendlichkeit von sinnlosen Nächten enthüllte er sich zitternd die Schönheit. Er stand und sah die Erfüllung, den Sinn. Ewigkeit hämmerte ihm an die Schläfe. Diesseits und Jenseits entgrenzten sich in dieser Minute.

Die Kerzen verflackerten lichtgelb. Verronnenes Wachs knotete perlenhaft blaß auf den Messingtellern.

Nach einer Atemlosigkeit verlorenen Schauens griff Andreas mit blinden Händen nach seinem Werkzeug. Der Augenblick des Gottgefühls war vorbei. Er faßte das öltriefende Seidenpapier; er beklebte die Mädchenleiche mit den langen flattrigen Fetzen; sorgfältig, vorsichtig und doch so gewohnt. Dann strichen seine Hände den nassen Gips über die Glieder, die steinern ruhenden; formten die jungen Hemigloben der Brüste nach; fingen dem Tode die harmonische Maske der Schönheit ab ...

Digitized by Google

„Der Kathedersozialismus am Pranger"

Von Philipp Loewenfeld (Schluß)

III.

Doch es kam noch besser. Die Redakteure der Gelben hatten als Zeugen für die Schöffengerichtsverhandlung vom 4. Juni 1912 Dr. Alexander Tille aus Saarbrücken, den bekannten Führer der extrem scharfmacherischen Richtung des deutschen Arbeitgebertums laden lassen. Tilles literarische Leistungen auf dem Gebiete der Arbeiterfrage hatten schon längst, auch in Arbeitgeberkreisen, Kopfschütteln hervorgerufen.

In der schöffengerichtlichen Verhandlung behauptete Tille nun, Brentano habe in dem Bemühen, „die Augenblickserfolge einer Erpresserpolitik und einer Erpressertaktik zu dauernden zu machen", den „Klassenlohntarif" erfunden, „habe aber die vermögensrechtlichen Konsequenzen daraus nicht gezogen, namentlich die Arbeiter nicht haftbar machen wollen für die Einhaltung des Vertrages", unbekümmert darum, daß Brentano seit mehr denn 40 Jahren das genaue Gegenteil[1]) lehrt. Brentano wies diese Behauptung erregt zurück. Im Anschluß daran entspann sich zwischen Brentano und Tille eine Preßfehde in der „Frankfurter Zeitung", in der die Haltlosigkeit der Tilleschen Behauptung neuerdings schlagend dargetan wurde. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß auch dieser Anlaß zu einer neuen Preßhetze gegen Brentano von einer ganzen Anzahl von Blättern, z. B. der freikonservativen „Post", der „Leipziger Zeitung" usw. benutzt wurde, gegen die wieder ein ausgiebiger Berichtigungsapparat funktionieren mußte.

Was nun Tille in der Schöffengerichtsverhandlung und in der „Frankfurter Zeitung" nicht fertig gebracht hatte, glaubte er monographisch nachholen zu müssen. Mit Riesenannoncen und Waschzetteln, die das Buchhändlerbörsenblatt nur teilweise abdrucken konnte, um sich nicht strafbar zu machen, mit knallroten Umschlagsbändern mit der Aufschrift „Lujo Brentano und der

---

[1]) Vgl. „Arbeitergilden der Gegenwart". 1872. Bd. II, S. 305/306.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 1874. Bd. V, S. 152.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 1890. Bd. XLV, S. 67.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 1890. Bd. XLVII, S. 129.
Schönbergs Handbuch der politischen Oekonomie. Bd. I, S. 966.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 1. Aufl. 1891. Art. „Gewerkvereine", S. 7.
„Der Schutz der Arbeitswilligen." (Heft 159 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen.) 1899. Seite 17.
„Reaktion oder Reform?" 1899. S. 58.
Soziale Praxis. 1899. Bd. VIII, S. 1368.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 1900. Art. „Gewerkvereine", S. 622.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik 1905. Bd. CXVI, S. 146, 231.
Handwörterbuch für Staatswissenschaften. 3. Aufl. 1909. Art. „Gewerkvereine". S. 1118.
„Der Schutz der Arbeitswilligen." (Heft 265 der Volkswirtschaftlichen Zeitfragen.) 1912. S. 27, Anm. 8, S. 29/30, 32.
Neue Freie Presse Nr. 17112 vom 14. April 1912. Art. „Das Ende des individuellen Arbeitsvertrags".

Digitized by Google

akademische Klassenmoralismus", „Der Kathedersozialismus am Pranger", „Ein literarisches Strafgericht", erblickte eine Broschüre von Dr. Alexander Tille das Licht der Welt, in der wohl sämtliche Beschimpfungen, die man mit Ausnahme eines Abdrucks des Tierlexikons überhaupt über einen Menschen erfinden kann, auf Brentano gehäuft wurden, sämtliche strafbaren Beleidigungen aller übrigen Angreifer wiederholt und verstärkt wurden. U. a. ist der Vorwurf der Herabsetzung und Verdächtigung der „wirtschaftsfriedlichen Lohnarbeiter" an zehn Stellen, der Vorwurf der Herabsetzung und Verdächtigung der Gesamtheit der deutschen Unternehmerschaft oder ihrer „stolzesten Beispiele" aus niedrigen Motiven an dreizehn Stellen, der Vorwurf der „Aufreizung zum Klassenhaß" an achtundzwanzig Stellen, der Vorwurf der sittlichen Minderwertigkeit und der Begünstigung von Erpresserhandlungen, von Sachbeschädigung und Körperverletzung an achtundzwanzig Stellen, der Vorwurf des „Unterschiebens", „Vertauschens", „Ableugnens", „Vorspiegelns von Tatsachen und Begriffen", der „Frivolität", des „Gaukelspiels", der „Taschenspielerei", kurz der Vorwurf der Verlogenheit nach einer auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden Zählung an hundert Stellen wiederholt. Mit dem Vorwurf der Verlogenheit alterniert der der Unwissenheit, Unwissenschaftlichkeit, Denkunfähigkeit und völligen Verrücktheit.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser Broschüre druckte die Wochenschrift „Handel und Industrie", die sich schon zur Zeit der ersten Schöffengerichtsprozesse an Brentano reiben zu müssen glaubte, indem sie „mit Revolver und Knüttel" exzedierende Arbeiter als „Dr. Lujos süße Bählämmchen" bezeichnete und ihn aufforderte, „das Oberkommando über die Streikposten am Rhein persönlich zu übernehmen", ihren Inhalt abschnittweise wörtlich ab. Und Eduard Ossenbrunner, einer der verurteilten Redakteure der Gelben machte sich die Tillesche Behauptung, Brentano habe seine früheren Ansichten abgeleugnet, zu eigen. Das Tillesche Elaborat aber wurde in dem offiziellen Organ des Bayerischen Industriellenverbandes als eine „hervorragende Aufklärung über die Wirksamkeit Professor Brentanos" bezeichnet. Für den Fall, daß Brentano diese „scharfsinnigen" Ausführungen nicht außerhalb des Gerichtssaales „widerlege", sei seine Wissenschaft „gerichtet". Um die „Hinrichtung" Brentanos recht gründlich zu besorgen, kaufte der Vorstand des Bayerischen Industriellenverbandes eine größere Anzahl von Exemplaren der Schrift an und kündigte an, daß er sie jedem Interessenten unentgeltlich zur Verfügung stellen werde. Dieselben üblen Nachreden führten wieder zahlreiche Preßorgane, welche die Waschzettel, die ihnen seitens des Verlegers der Schrift zugegangen waren, abdruckten.

Nun stellte Brentano neuerdings gegen Dr. Tille und die Hauptverbreiter seiner Broschüre, Kuhlo, Wolff und Ossenbrunner, sowie die Geschäftsführer der Verlagsgesellschaft Otto Elsner Klage. Dr. Tille ist gestorben, ehe der Prozeß zum Austrag kam. Gegen die übrigen Beklagten wurde er durchgeführt. Noch am ersten Verhandlungstage erklärte Dr. Kuhlo, er halte seine sämtlichen Vorwürfe aufrecht und hinter ihm stehe die ganze Industrie. Tille sei an Logik und Geistesschärfe turmhoch über Brentano gestanden. Am zweiten Verhandlungstage aber, nachdem die Tillesche Broschüre von vier beeidigten Zeugen, sämtlich gereifte Männer und genaue Kenner der Bretanoschen Lehren, als ein „von Entstellungen wimmelndes Machwerk", als eine „öde Schimpferei" gekenn-

Digitized by Google

zeichnet worden war, krochen die Beklagten durch das kaudinische Joch und schlossen folgenden Vergleich:

I. Syndikus Dr. Kuhlo erklärt, daß er den Vorwurf, Geheimrat Dr. Brentano habe in seinen Schriften und Vorträgen die Arbeitswilligen beschimpft, als unbegründet und unter dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehme. Den Vorwurf, Geheimrat Dr. Brentano habe das Unternehmertum beschimpft, wolle er nicht erheben. Auch wolle er sich jene Vorwürfe gegen Geheimrat Dr. Brentano, die von Dr. Alexander Tille in seiner Broschüre „Lujo Brentano und der akademische Klassenmoralismus" erhoben worden sind, in keiner Weise aneignen und verpflichtet sich, diese Broschüre und die darin niedergelegten Vorwürfe nicht mehr zu verbreiten.

II. Die Verlagsgesellschaft Otto Elsner verpflichtet sich, die Broschüre „Lujo Brentano und der akademische Klassenmoralismus" aus dem Handel zu ziehen und alle noch in ihrer Verfügungsgewalt stehenden Exemplare dem Privatkläger zu übergeben.

III. Redakteur Wolff erklärt, daß er sich die in der vorbezeichneten Broschüre gegen Geheimrat Dr. Brentano erhobenen Vorwürfe nicht aneignen wolle und es bedauere, soferne solche Vorwürfe durch die Veröffentlichung dieser Arbeit oder anderer Aufsätze in seiner Zeitschrift „Handel und Industrie" doch geltend gemacht worden sein sollten.

IV. Redakteur Ossenbrunner erklärt, er habe sich durch die gepflogene Beweiserhebung überzeugt, der von ihm in Nr. 25 seiner Zeitschrift „Die Wehr" erhobene Vorwurf, Geheimrat Dr. Brentano habe in der Hauptverhandlung vor dem Schöffengericht vom 4. Juni 1912 eine früher von ihm vertretene Anschauung abgeleugnet, sei unbegründet, weshalb er ihn unter dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehme.

V. Die Beklagten tragen sämtliche Kosten.

VI. Dr. Kuhlo, Wolff und Ossenbrunner verpflichten sich, diesen Vergleich binnen 14 Tagen in den von ihnen redigierten Blättern in der für amtliche Bekanntmachungen üblichen Form im Inseratenteil zu veröffentlichen.

Sämtliche Beklagte ermächtigen außerdem den Privatkläger zur Veröffentlichung des Vergleichs in der nämlichen Form auf ihre Kosten in den „Münchener Neuesten Nachrichten", der „München-Augsburger Abendzeitung", der „Frankfurter Zeitung", im „Tag" und in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung".

An demselben Tage aber, an dem dieser Vergleich geschlossen wurde, sprach „Herr Dr. Hugo Boettger, Mitglied des Deutschen Reichstages, im „Tag" von dem „Votum" Brentanos, daß die Arbeitswilligen des Gemeingefühls für die Interessen und die Ehre ihres Standes bar seien"! Nicht ein einziges der 133 Preßorgane, die sich an dem Feldzug gegen einen angesehenen Gelehrten beteiligt haben, fand selbst nach diesem Ausgang der Sache ein Wort des Bedauerns über die Grundlosigkeit der zum Teil äußerst gehässigen Angriffe. Eine rühmliche Ausnahme bildet die „München-Augsburger Abendzeitung".

Digitized by Google

IV.

Als Brentano den Strafrichter anrief, sprach man auf Seite der Beklagten von „mimosenhafter Empfindlichkeit" und Kurt Wolff schrieb unter dem Titel: Dr. Lujos gerettete Ehre": „Dr. Lujochen eilte zum Kadi, den er nicht versteht, wenn er die friedliche Verständigung Arbeitswilliger durch streikende Genossen mittels Knüppel, Pflasterstein und Revolver als Bruch des Rechtsschutzes nach dem gemeinen Strafgesetz der Schärfe der Friedmittel entsprechend beahndet und forderte von diesem unverstandenen Kadi gründliche Reparatur seiner Ehre."

Wie aber verhalten sich dieselben Kreise, wenn es sich um die Ehre der sogenannten „Arbeitswilligen" handelt? Als neulich der Staatssekretär Delbrück im Reichstag rühmte, daß man aus Anlaß des letzten Ruhrstreikes 2000 Anklagen gegen streikende Arbeiter erhoben habe und leicht noch mehr hätte erheben können, da ging ein Murren durch die gutgesinnte Presse: Es war ihnen nicht genug. Dabei hat es sich fast durchwegs um Exzesse rein verbaler Natur seitens ungebildeter und in begreiflicher Erregung befindlicher Lohnarbeiter gehandelt. Die wenigen Gewalttätigkeiten, die vorkamen, wurden exemplarisch bestraft. Kein Fall von Totschlag kam zur Aburteilung. Fünf Menschen wurden allerdings während des Streiks getötet, aber nicht von streikenden Arbeitern, sondern gelegentlich des Einschreitens der Polizei gegen Exzedenten. Und wie hat sich die Justiz gegenüber den Beleidigungen verhalten? Vor mir liegt ein Urteil des Schöffengerichts Buer, das eine völlig unbescholtene Bergarbeitersfrau wegen des einzigen Wortes „Pfui!", das bekanntlich auch der spätere Reichstagspräsident Graf Ballestrem dem Fürsten Bismarck im Reichstag zugerufen hat, auf sechs Wochen ins Gefängnis schickt. Selbst dem konservativen „Reichsboten" ging die Höhe der erkannten Strafen zu weit. Er schrieb am 29. März 1912:

> „Die Strafen sind außerordentlich hoch. Selten wird weniger als ein Monat Gefängnis verhängt, oft mehr als sechs Monate. Das Schimpfwort ‚Streikbrecher' brachte einem Angeklagten vier Wochen Gefängnis ein. Einem anderen wurden für die Ausdrücke ‚Streikbrecher', ‚Hungerleider', ‚Zuchthäusler' nicht weniger als drei Monate aufgebrummt .... Ob die Strafen nicht etwas grausam sind?"

Und dieselben Leute, die angesichts solcher Strafen die Behauptung wagen, die Ehre der „Arbeitswilligen" sei nicht genügend gegen den „Terrorismus" der Streikenden geschützt, dieselben Leute, die schon in der der Wahrheit entsprechenden Konstatierung eines unbeteiligten Gelehrten, daß einzelne Arbeitswillige des Gemeingefühls für Interessen und Ehre ihres Standes bar sind, eine unerhörte Kollektivbeleidigung aller sogenannten Arbeitswilligen erblicken wollen, wissen auf einmal nichts mehr von ihrem Sinn für Vornehmheit und Mäßigung des Ausdrucks und ihrer Besorgtheit für die Ehre Anderer, wenn es sich darum handelt, eine ihnen sachlich unbequeme Lehre durch Verdächtigungen in der öffentlichen Meinung in Verruf zu bringen.

Welch seltsamer Widerspruch!

Daß das, was gegen ihren Manchesterstandpunkt sachlich zu sagen ist, von Brentano bereits vor 40 Jahren in seiner Schrift „Die wissenschaftliche Leistung des Herrn Ludwig Bamberger" Punkt für Punkt behandelt ist, wissen

Digitized by Google

seine Angreifer dabei anscheinend ebensowenig, wie ihnen bekannt ist, daß Ludwig Bamberger seine eigene Polemik, die zu der Antwort Brentanos Anlaß gab, später bereut und daher nicht in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat. Überhaupt ist es für die Stellung dieser Herren gegenüber den Lehren des von ihnen angefeindeten „Kathedersozialismus" bezeichnend, daß sie ihn zwar mißbilligen, von einer auch nur flüchtigen Bekanntschaft mit dem Inhalte seiner Lehren bisher aber anscheinend Abstand genommen haben.

Man könnte an dieser Erscheinung als einem Symptom des Tiefstandes öffentlicher Diskussion bedauernd vorübergehen, wären nicht dieselben Herren durch die Macht ihrer politischen Vertreter zugleich das größte Hemmnis des sozialen Fortschritts. Aus diesem Grunde ist es Brentano zu danken, daß er, unbekümmert um alle Injurien, für die Allgemeinheit das Opfer gebracht hat, den Kampf durchzufechten. Hätte er ihn allerdings nach den Methoden durchgefochten, wie sie von Seite der Staatsanwaltschaften gegen streikende Arbeiter beliebt werden, so hätte er Hunderte von Leuten wegen Beleidigung auf die Anklagebank bringen müssen und bringen können. Der Fall Brentano wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf den ausnahmerechtlichen Charakter des § 153 der Reichsgewerbeordnung. Denn wäre Brentano nicht ein angesehener Mann der Wissenschaft, sondern ein arbeitswilliger Maurergeselle, so hätte die Staatsanwaltschaft, die in diesem Fall von Amtswegen gegen seine Angreifer hätte vorgehen müssen, nicht einmal die Möglichkeit gehabt, die Angeklagten mit einem Vergleich davonkommen zu lassen. Auch hätte die Handlung, die der Syndikus Dr. Kuhlo mit 250 Mark Geldstrafe, wenn auch nicht aus eigener Tasche, gebüßt hat, mit Freiheitsstrafe geahndet werden müssen, da der § 153, welcher die sonst straflose Verrufserklärung pönalisiert, wenn sie zu dem Zwecke der Förderung einer Arbeiterkoalition dient, nur Freiheitsstrafe kennt. Daran wird man die Scharfmacher zu erinnern haben, falls sie es sich in absehbarer Zeit wieder herausnehmen sollten, über „Terrorismus" gegen fremde Ehre zu klagen. Denn daß es nicht das Rechtsgut der Ehre als solches ist, dessen strafrechtlichen Schutz sie ungenügend finden, haben sie nun wieder einmal gründlich gezeigt. Man kann sich also leicht den Text darauf machen, warum sie gerade diejenigen im Preiskourant der Ehre am höchsten gestellt wissen wollen, die ihrer Meinung nach dazu tauglich sind, der Mehrheit der Arbeiter die Erlangung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erschweren.

Digitized by Google

Die Gier nach Osten / Von Carnifex

Das sogenannte „Sechsmächtesyndikat" oder „Die Bank der sechs Nationen" übernimmt, wenn die Sache nicht nochmals schief geht, eine $5^1/_2$prozentige chinesische Goldanleihe im Betrage von 25 Millionen Pfund Sterling zu 94 Prozent und begibt die Parischeine für $96^1/_2$ bis $97^1/_2$ Prozent je nach Wahl der Märkte. Garantien und Modalitäten scheinen für Schuldner und Gläubiger nicht zu hart oder zu ungünstig. Der erste Teil der großen Pumpaktion ist damit erledigt. Nicht lange — und neuer Segen wird uns kommen. Die Geschichte des Darlehens wird einstens vielleicht als ein wichtiges Stück Weltgeschichte behandelt werden. Europas, Amerikas, Japans Gier nach dem gelben Reich zeigte sich in einer Syndizierung, die in Wirklichkeit verstecktes Gegeneinanderwüten war.

Ende 1911 ging in China das große Stürzen vor sich. Die Arbeit war gefährlich, aber nicht langwierig. Nun hieß es konsolidieren. Auf Revolutionen folgt die Geldangst. Das ist eine alte Erfahrung. Jüan-schi-kai dachte der alten Freunde. Das waren Frankreich, England, Deutschland, Rußland, die Vereinigten Staaten, Japan. Ein milliardenschwangeres Konsortium. Antwort: „Geld sollst du haben, aber komm unters Joch, ohne Kuratel gibt es nichts." Entrüstung der „neuen Männer". Sie glaubten, die unendliche Herde aufgerüttelt zu haben, gelbe Heilande zu sein und nun der Zaum. Also brüske Abweisung. Nie waren die Syndizierten so syndiziert gewesen. Die Eifersüchte waren vergessen, gegen China blickte ein drohender Rücken. „Krauchst du nicht unter, dann laß es bleiben. Aber komm uns nicht wieder." Doch das Geschäftchen war so verlockend, so zwischengewinnbringend, so hochprozentig. Und es begann das Hintenrum. Wer natürlich? England, wer denn sonst?

Die Londoner haben nicht umsonst Herrn Doktor Morrison als politischen Ratgeber in China stationiert. Bald spürte man die Fingerchen dieses Herrn. Erst ein kleines Kostpröbchen: Belgisch-englisches Bankensyndikat als Pumphelfer für China. Lautes Protestgeschrei der anderen. Dann kam es dicker. Herr Crisp, von der weltunbekannten Firma C. Birch, Crisp & Cie, London, äußerte, er wolle den ganzen Ramsch allein machen. Rings Erstaunen. „Wer ist Crisp, was ist Crisp?" Crisp ist ein Finanzpionier des tüchtigen Herrn Kokowzow, Chairman der Anglo-Russian-Bank. Das also war des Pudels Kern. Daher pfiff der Wind. Dieser Herr hatte Jüan-schi-kai kleine Extrakonzessiönchen gemacht. Solche, die mit der nach außen verfochtenen Kuratelabsicht arg kollidierten. Die Morrison-Crisp-Kokowzowereien sind ein Muster englisch-russischer Gesinnungstreue. Aber in der Politik ist das Profitchen die Hauptsache. Nach der Privatexkursion wieder die Einheitswürde. Nunmehr scheint die Sechsmächteanleihe perfekt und alles in Butter. Es sei denn, daß Frankreichs Extrawurst den Brei verdirbt. Englische Liebe aber ist in Peking Favorit. Londons Wege haben System, so krumm sie auch sein mögen. Ägypten, Kleinasien, Indien und dann weiter und weiter nach Osten. Noch hat sich jede größerbritannische Kalkulation realisiert. Durch englisches Gold und anderer Blut. Seht nur auf den Balkan. —

Digitized by Google

Merken wir nichts? Die Allianz Belgien-England wirkt noch an anderer Stelle. Der Jahresbericht der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin erzählt folgendes: „Wir müssen sehen, wie die Belgier in ein Wirtschaftsgebiet eindringen, das der deutsche Handel einst von Tsingtau aus sich nutzbar machen wollte. Die deutsche Regierung hatte vor einigen Jahren auf die ihr kraft des deutsch-chinesischen Staatsvertrages zustehende Gerechtsame zum Bau einer Bahn von Kaumi, das an der Schantung-Eisenbahn liegt, südlich nach Itschoufu verzichtet und es der chinesischen Regierung überlassen, bis zum Jahre 1915 den Bahnbau selbst fertigzustellen; andernfalls solle die Gerechtsame wieder an Deutschland zurückfallen. Diese Zuvorkommenheit, die die Chinesen als Schwäche auslegten, hat dem deutschen Handel in Schantung sehr geschadet, denn wenn die Bahn beizeiten von Deutschland gebaut worden wäre, hätte der deutsche Handel die Gebiete in Südschantung und der angrenzenden Provinz Kiangsu als Absatz- und Ausfuhrgebiet gewonnen und eng mit dem Hafen Tsingtau verknüpft. Im wesentlichen wird die von den Belgiern zu bauende Strecke von Haitschou aus nach Westen ins Land geführt werden. Sie wird bei Hüchoufu die Tientsin-Pukouer Bahn und bei Tschengtschoufu die Peking-Hankouer Bahn schneiden. Der Hauptanteil an den wirtschaftlichen Erträgnissen der neuen Bahn wird voraussichtlich den Handeltreibenden in Pukou zufallen, wo die Tientsin-Pukouer Bahn mündet. Da Pukou für große Seedampfer zugänglich ist, so wird es ein Ausfuhrhafen für die Provinzen Honan, Südschantung, Anhui und Kiangsu. Der Platz, wo sich die Erzeugnisse sammeln, wird Hüchoufu, der stärkste Wettbewerber für Tsingtau sein. Auf diese Weise kann die wirtschaftliche Ausdehnungsfähigkeit des Tsingtauer Handels immer mehr begrenzt werden und ihm schließlich als Absatzgebiet nur noch Mittelschantung übrig bleiben." Merkt ihr was? Das ist die leise Hand, die von der nordischen Insel so weit und unsichtbar reicht.

Rußland spielt nicht weniger ehrlich. Wirft dem noch immer machtlosen Nachbar Goldklumpen in den Schoß und nimmt ihm die Mongolei. Schlau hat es den Urgaer Caesaropapisten Cheptun Dampa Chutuktu eingefangen. Macht die alte Sache mit der „Autonomie" zwecks späterer Angliederung. Jetzt hat es eine Bank in der Mongolei errichtet. Im November zogen seine Truppen nach Kobdo. „Kulturelle Mission". Ausgerechnet Rußland. Wenn der „autonom" Gemachte nicht pariert, bekommt er einen Tritt in den Bauch. Rußlands Kolonisationsmethoden kennen wir. Lena-Goldfelder! Wenn der Balkankessel enthitzt ist, werden die Fäuste wieder frei sein. Und wir?

Prunken mit Liliputzahlen. Deutscher Export nach China 72 Millionen Mark im Jahre 1911, Einfuhr von dort 103 Millionen Mark und noch einiges, was nicht sichtbar wird. Das ist verflucht wenig. Bis jetzt machen England, Amerika, Japan das Rennen. Wir halten Vorträge über Handels„möglichkeiten". Die Amerikaner pürschen sich in die kleinsten Dörfer. Die Standard-Bil-Company mit Gratispetroleumlampen, der Tobaccotrust mit Gratiszigaretten. Der blaue Dunst verdeckt dann die Bewucherungsabsicht. Riesenschätze liegen drüben. Kohle, Eisen, Gold und mehr. Wollen wir nur unser Geld reinwerfen? Unsere Kreditpolitiker kriegen es jedesmal mit den Auftragsrenommieren, wenn ein Exote pumpt. Bis jetzt ist es so ziemlich bei dem Renommieren geblieben. Alles giert nach Osten? Wollen wir nicht mitfressen?

Digitized by Google

Der Zahlmeister von Straßburg / Von Wilhelm Herzog

Ausgezahlt hat er ihnen: am Aschermittwoch. 20000 Mann hat er alarmiert. Deshalb soll er nicht verherrlicht werden. Immerhin: vor Jahren hat man ihn für unzurechnungsfähig erklärt. Das Gegenteil zu beweisen, kann einem vernunftbegabten Menschen nur durch eine ungeheuere Tat gelingen.

Viele Pläne wird dieser brave Zahlmeister gehabt und wieder verworfen haben. Visionen stiegen ihm auf, um wie Seifenblasen zu zerplatzen. Gut, es gab Vorbilder: den Schuster Vogt, der erst Köpenick zittern und dann die Welt lachen ließ. Aber der begnügte sich mit der Verhaftung eines Bürgermeisters, wozu er nur eine Wache von acht Mann benötigte.

Wenn die Straßburger Garnison ausrückt, müssen alle Offiziere, die gesamte Generalität, der Stadtkommandant, ja ein richtiger kaiserlicher Prinz mit.

Der wegen Geistesgestörtheit pensionierte Zahlmeisteraspirant August Wolter scheint — dies fordert die Gerechtigkeit festzustellen — eine Menschenkenntnis zu haben, die der nichtnärrischen überlegen ist: er konnte dieses Stückchen nur wagen, wenn ihm bekannt war, daß kein Mensch der Straßburger Garnison Zeitungen zu lesen pflegt. Weder die Regimentskommandeure, noch Se. Exzellenz der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Herr von Wedel, noch der leibliche Sohn Wilhelms II. wußte, was wir alle wußten, die wir doch nur flüchtige Beziehungen zum deutschen Herrscherhaus unterhalten, daß Seine Majestät, der deutsche Kaiser, sich Dienstag, den 4. Februar 1913, abends, vom Bahnhof Friedrichstraße nach Königsberg in Ostpreußen begeben hatte.

Wir in München hatten am Morgen des 5. Februar 1913 zumindest in den „Münchener Neuesten Nachrichten" das Priattelegramm gelesen:

Reise des Kaisers nach Königsberg.

Berlin, 4. Febr. (Privattel.) Der Kaiser reiste heute nacht 12 Uhr 40 Min. nach Beendigung des Hofballes vom Bahnhof Friedrichstraße in Begleitung der Kronprinzessin, die die Kaiserin bei der Feier in Königsberg vertritt, im Sonderzug nach Königsberg ab.

Ich nehme zu gunsten der königstreuen Presse Straßburgs an, daß sie am selben Mittwoch morgen ein gleichlautendes oder ein ähnliches Telegramm ihren Lesern zur Kenntnis brachte. Und dennoch: am Vormittag gegen 10 klingelt ein Telegraphenbote an der Hauptwache auf dem Kleberplatz und übergibt dem wachthabenden Offizier ein Telegramm. Der öffnet es und liest: „An das Kaiserliche Generalgouvernement, Garnison-Hauptwache Straßburg. Die gesamte Garnison ist von der Hauptwache aus sofort zu alarmieren. Ich treffe im Kraftwagen um 12 Uhr auf dem Exerzierplatz Polygon ein. Wilhelm I. R."

Auf dem Gouvernement, wohin das Telegramm gebracht wird, zweifelt niemand an der Echtheit des kaiserlichen Befehls. Ein Skeptiker äußert vielleicht zaghaft sein Bedenken; er habe so etwas gehört, daß Majestät da oben in Ostpreußen heute, am 5. Februar, eine Jahrhundertfeier abhalte. Ein älterer widerlegt ihn sofort: „Sie könnten die Impulsivität unseres allerhöchsten Herrn auch schon besser kennen. Und überhaupt, was die Zeitungsschreiber schmieren: Königsberg. Erinnerungsfeier. Blech. Hier, sehen Sie — das Telegramm, warten Sie

Digitized by Google

mal, aus Weißenburg datiert, in einer Stunde muß S. M. hier sein. Vorwärts! Telephonieren Sie Seiner Exzellenz, dem Herrn Statthalter, und ordnen Sie an, daß alle öffentlichen Gebäude die Fahnen rausstecken. Alles andere besorge ich."

Fahnen flattern von den Bürgerhäusern. Bereits: Hohenzollernwetter. Alles stimmt. Die Soldaten marschieren im Stechschritt, die Straßenbahn muß Sonderzüge einlegen. Mutig allen voran: der Herr Polizeipräsident. Er erscheint — hoch zu Roß — in Galauniform und läßt absperren.

Der Narr in militaribus, August Wolter, aber setzte sich um 12 in ein Automobil, fuhr hinaus nach dem Exerzierplatz am Polygon und nahm — als ein heimlicher Kaiser — über die von ihm versammelten Truppen Parade ab.

Vom alten Münster selbst wehen die Fahnen schwarz-weiß-rot.

Die Journalisten laufen auf die Telegraphenämter. Und am Mittag des 5. Februar erhalten alle Redaktionen statt aus Königsberg Straßburger Depeschen, die des Kaisers Eintreffen melden oder bereits mit Schmockdetails ausmalen.

Ein besonders flinker Korrespondent drahtete den „M. N. N.": „Eben wird hier die ganze Garnison alarmiert, da der Kaiser heute mittag hier eintreffen wird. Während der Reise von Berlin hatte er telegraphisch Befehl gegeben, daß die ganze Garnison um 12 Uhr in feldmarschmäßiger Ausrüstung auf dem Exerzierplatz am Polygon stehen soll. Der kaiserliche Statthalter hat selbst erst um 11 Uhr die Ankunft des Kaisers erfahren und ist soeben nach dem Polygon gefahren."

Ein noch flinkerer hatte bereits Halluzinationen:

G. Straßburg, 5. Februar. (Privattelegr.) Soeben wird hier die gesamte Garnison alarmiert und rückt auf den Exerzierplatz am Polygon aus. Seit den Nachtstunden manöveriert der in Baden-Oos stationierte Marine-Zeppelin über der Stadt und der Umgebung. Veranlassung zu dem ungewöhnlichen Bilde hat die plötzliche Ansage eines Kaiserbesuches in Straßburg gegeben. Die Ankunft des Kaisers soll um 1 Uhr erfolgen.

Die Leitung der „M. N. N." war klug oder vorsichtig genug, diese Telegramme erst nach dem Unglück — am nächsten Morgen zu veröffentlichen.

Französische Zeitungen dagegen meldeten bereits den Einzug des Kaisers in Straßburg. Der „Intransigeant" konnte seinen Lesern schon ausführlich erzählen, daß der Kaiser um 12 Uhr 45 Minuten in Straßburg eingetroffen sei: er habe die Front der mobilisierten Regimenter abgeritten und dann die Truppen Revue passieren lassen.

So sehen wir alles in bester Ordnung: einträchtiglich Hand in Hand arbeitet der rauhe Krieger mit dem flinken Schreiber. Offiziere, Generäle, Stadtkommandant, Polizeipräsident, Statthalter, Journalisten gehorchen dem Dienst des Tages. Armee und Presse funktionieren tadellos. Der Zahlmeister, der daran zu zweifeln schien, wird zum zweiten Male für unzurechnungsfähig erklärt.

Und jeder Besitzer eines normalen Menschenverstands lächelt über den armen Narren. Der aber kann nicht länger auf Antwort warten, und mobilisiert am nächsten Aschermittwoch — wie er's auch schon diesmal vorgehabt (nur das Reisegeld fehlte ihm) — von Wilhelmshaven aus die deutsche Flotte. Zu gleicher Zeit gehen — mittels eines Fünfzigpfennig-Telegramms — zwei Armeekorps über die französische Grenze.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Prinz Ludwig Ferdinand hat auf die beiden ihm vom Kultusministerium eingeräumten Zimmer verzichtet. Die deutliche Kennzeichnung des Vorgangs in der linksstehenden Presse hat also den „prinzlichen Arzt" davon überzeugt, daß er besser tut, seine Praxis an einem weniger offiziellen Platze auszuüben. Bemerkenswert ist aber bei der Affäre außer dem unvorsichtigen Entgegenkommen der Regierung noch der Umstand, daß dieses Entgegenkommen auf einer persönlichen Empfehlung des Direktors der Hebammenschule, des Professors Döderlein, beruhte, der sich damit nicht zum ersten Male in Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der medizinischen Fakultät setzte. Die Bayerische Staatszeitung, die den medizinischen Prinzenfall halbamtlich unter die Angelegenheiten des Deutschen Reiches rubrizierte, war so freundlich, diesen auffälligen Zusammenhang des Ereignisses mit geheimrätlicher Hofgynäkologie zu erhellen. —

Auch der Staatsrechtslehrer Stengel, Ordinarius an der Münchener Universität, hat nun seinen Beitrag zur Regentschaftsfrage gestiftet. Er ist ein Gegner der Autoproklamation des Regenten zum König — im Gegensatz zu Bindings leichtfertigem: „Selbst ist der Mann!" — und hält den Weg einer Absetzung des geisteskranken Königs trotz des Regentschaftseides durch Verfassungsänderung für gangbar. Im übrigen sei der Grundsatz: Quieta non movere ernster Erwägung wert und demgemäß sei es zu begrüßen, daß man davon abgekommen sei, die Regentschaft zu beseitigen. Diese Auffassung Stengels wurde in dem Bayerischen Kurier veröffentlicht, dem Münchener Zentrumsorgan, das merkwürdigerweise dieser Publikation die Bemerkung anfügt, die nämlichen Erwägungen seien auch für die Mehrheit der Zentrumsfraktion maßgebend gewesen. Diese Bemerkung zeugt von einer gut entwickelten Keckheit. Denn die Mehrheit der Zentrumsfraktion, die für eine Durchkreuzung der Absichten des Regenten und des Ministeriums Hertling war, stellte sich prinzipiell auf den sowohl von Stengel — wie im Gutachten, das die Staatsregierung sich angeeignet hatte — abgelehnten Proklamationsstandpunkt. Im übrigen irrt Stengel mit seiner Auffassung, daß der Plan einer Verfassungsänderung endgültig gefallen sei. Er ist nur „zurzeit" ad acta gelegt. Inzwischen bemüht sich namentlich die kleine, aber einflußreiche Zentrumspresse, zu beweisen, wie sehr das bayerische Volk nach einem König und einer Königin dürste. Man muß deshalb mit einem Umschwung in der Stimmung der Zentrumsfraktion rechnen. Ob dieser Umschwung „zurzeit" des Ministeriums Hertling genügt, die Sache ins reine zu bringen, das allerdings ist die Geschichte von der Kehrseite der Medaille. —

Am 6. März wird Prinzregent Ludwig mit seiner Frau, dem üblichen Hofgefolge und dem Ministerpräsidenten Hertling nach Berlin reisen, um am 7. März dem deutschen Kaiser seinen offiziellen Antrittsbesuch zu machen. Die Staatszeitung verkündet dieses Projekt ihren Zwangsabonnenten in einem schauderhaften Kauderwelsch, darunter auch dieser Satz sich befindet: „Die aufrichtigsten Wünsche des bayerischen Volkes werden die Berliner Tage geleiten (!), die erneutes Zeugnis für die Innigkeit des Verhältnisses ablegen werden, das die im Deutschen Reich verbündeten Fürsten und Stämme umschließen."

Die Erziehungsversuche am Baye-

Digitized by Google

rischen Stück Unglück sind, wie man sieht, vorbeigeglückt. Daß das Unglück dieser ungrammatikalischen Staatszeitung aber gar noch einem schriftstellernden Ministerpräsidenten begegnen muß, der sich auf seinen eleganten Stil etwas einbildet, das ist mehr als Pech!

Balthasar

Videant, Consules . . .

Nämlich wo ihrer welche sind. In Albanien haben wir keinen. Das wird sich jetzt schwerlich lohnen. Das Land der Albanesen wird nun sein eigener Staat. Eine eigene Firma, die ihre Geschäfte auf eigene Rechnung macht, die Aufträge und Lieferungen zu vergeben hat, so daß sich's empfiehlt, rechtzeitig ihre Geschäftsverbindung gesucht zu haben. Die Russen, die Engländer, die Franzosen waren so klug, Italien und Österreich auch. Nur wir Deutschen haben nicht die geringste Fühlung zu den Albanesen. Was sie an Geschäften zu machen haben, werden sie mit den anderen machen. Wir haben nicht einmal einen Konsul in Albanien, der jetzt noch unserm Handel retten könnte, was in zwölfter Stunde zu retten ist: der uns Fingerzeige über die Bedürfnisse des neuen Staates gäbe, Pionierdienste unseres Exports übernähme. Daß ein deutscher Konsul in Albanien von Nutzen wäre, ist dadurch bewiesen, daß unser Auswärtiges Amt ein albanisches Konsulat schon einmal für notwendig gehalten hat. Es war zu Janina stationiert. Herr de Posson hat es verwaltet. Ein geschickter Belgier, der Beamter der türkischen Tabakregie war und das deutsche Konsulat im Nebenamt, aber höchst verdienstvoll ausübte. Er hatte dann unter den Türken Neider; sie schwärzten ihn bei der Hauptverwaltung der Tabakregie in Konstantinopel an, daß er für einen fremden Staat tätig sei. Und obschon er für seine Konsulatstätigkeit von Deutschland nicht den Schatten eines Entgelts bezog, ward von Konstantinopel seine Versetzung verfügt. Und das mächtige Deutsche Reich? Das nahm die seltsame Maßregelung seines Vertreters duldsamst hin — und seitdem ist das deutsche Konsulat in Albanien nie wieder besetzt worden. Unsere Interessen in diesem Lande sind verwaist. Gelegentlich hat der österreichische Konsul in Albanien, der in Durazzo stationiert ist, die Freundlichkeit, sich deutscher Interessen anzunehmen — in diesen kritischen Zeiten aber machen ihm die eigenen Landsleute genug Arbeit. Und für das, worauf es unserm Handel jetzt vor allem ankäme: auf wertvolle Konsulatsberichte, die unserm Export in Albanien die Wege ebnen — dafür hat er erst recht nicht Zeit, noch Mandat . . .

Es wäre das Thema einer „kurzen Anfrage" im Berliner Wallothaus: „Wann gedenkt das Auswärtige Amt uns in Albanien wieder den Prokuristen zu bestellen, der uns bei der neuen Firma vertritt?"

Kurt Weiße

Klerikale Korruptionspraktiken

Wenn ab und zu wieder einmal ein Stück politischer Korruption der Öffentlichkeit bekannt wird, ist die Aufregung nicht übermäßig. Man registriert die Sache, spricht seine Entrüstung aus und wartet auf die nächste Enthüllung. Man weiß eben, daß finanzielle Korruptionsfälle zu dem eisernen Bestande unserer Wirtschaft gehören.

Was aber jüngst in Österreich aufgedeckt wurde, ist von ganz besonderer Art und wert, festgehalten und gekennzeichnet zu werden. Denn es tritt hier zweierlei zutage: die tiefe Verlotterung

Digitized by Google

einer ganzen Partei und die verbrecherische Schwäche der politischen Verwaltung gegenüber einer ganzen Partei. Was man vom römischen Klerikalismus überall, wo er herrscht, zu halten hat, weiß man. In Österreich hat er sein verwüstendes Treiben jahrhundertelang entfaltet und ist jetzt fast mehr als je in seiner „christlichsozialen" Form Trumpf. Man weiß auch, wenigstens in Österreich (im Auslande ist das in den Einzelheiten nicht so bekannt), daß die politischen Behörden der christlichsozialen Partei in allen Dingen der Verwaltung zu Willen ist, wo immer es sich um die Sicherung der Herrschaft dieser Partei handelt. Man hat ihr zuliebe Gesetze umgangen, ja geradezu verletzt. Was man aber bisher nicht gewußt hat und was man sich auch trotz alledem kaum vorauszusetzen traute, das hat mit erschrecklicher Deutlichkeit der aufgedeckte Tabakskandal gezeigt.

Der Sachverhalt ist kurz folgender: Man erfuhr schon vor zwei Jahren, daß die österreichische Tabakverwaltung (wir haben Tabakmonopol) bei ihren Tabakeinkäufen in Holland zu einem neuen System übergegangen sei. Während sie bisher ihre Tabakeinkäufe bei mehreren holländischen Firmen gemacht hatte, wurde nunmehr eine einzige Firma mit der Lieferung des gesamten Bedarfes betraut. Dabei hatte ein gewesener christlichsozialer Abgeordneter die Hand im Spiele. Darüber wurde viel in den Kreisen der Abgeordneten gesprochen und manch einer mochte denken, daß der betreffende Abgeordnete sich in diese Dinge wohl nicht ausschließlich aus finanz-patriotischen Gründen mischt. Doch ging die allgemeine Meinung mehr dahin, daß er einem angeborenen Drange zur Geschäftelhuberei fröne. Nach und nach sickerte mehr und mehr über die sonderbare Art des neuen Systems durch. Man brachte selbst die Amtsniederlegung des Generaldirektors der Tabakregie mit dieser Sache in Verbindung. Es konnte auch nicht verhindert werden, daß im Budgetausschusse gefragt wurde. Die amtlichen Auskünfte führten zur Niedersetzung eines Untersuchungsausschusses, der vor kurzem seine Arbeit beendet hat.

Das Ergebnis war verblüffend. Es stellte sich heraus, daß ein gewiegter Geschäftsmann aus Holland, ein Herr Koeleman, es verstanden hatte, sich mit der christlichsozialen Partei in Verbindung zu setzen, und diese zu bewegen, bei der politischen Verwaltung das neue System durchzusetzen. Überflüssig beizufügen, daß er dieses Geschäft sehr rentabel für sich zu gestalten wußte. Was aber nun das Interessanteste an der Sache war: in den Vertragsbriefen der holländischen Lieferungsfirma war eine Summe von 100000 holl. Gulden für eine Parteikasse versprochen, falls der Vertrag zustande käme.

Für welche Parteikasse?

Daß die christlichsoziale Partei korrupt ist und für ihre Zwecke vor nichts zurückschreckt, weiß man auch ohne diesen neuen Beweis. Er entdeckt nur etwas, was man denn doch bisher nicht für möglich gehalten hätte: daß das Finanzministerium entgegen allen Gutachten der Beamten der k. k. Tabakregie den Willen der christlichsozialen Partei zum Schaden des Staates ausführte. Der römisch-katholische Klerikalismus vergiftet Völker und Staaten. Dieser neueste Korruptionsfall ist ein abermaliger Beleg für diese alte Wahrheit.

Engelbert Pernerstorfer

Das Ereignis eines Buches

Ich könnte mir sehr gut einen denken, dem dieses Buch in die Hand fällt („Betrachtung" von Franz Kafka, Verlag Ernst Rowohlt) und der von Stund an sein ganzes Leben ändert, ein neuer

Digitized by Google

Mensch wird. Eine solche Unbedingtheit und süße Kraft dringt aus diesen wenigen kurzen Prosastücken. Man kann sie zunächst nicht fassen, nicht zergliedern. Ich wüßte keinen modernen oder alten Autor, mit dem Franz Kafka Erkleckliches gemein hätte. An Altenberg oder Robert Walser erinnert nichts als die Größenproportion der Stücke, das Zeilenquantum, nichts anderes. — So ist man versucht, das ganze Buch und seinen Effekt mit lauter negativen Eigenschaften zu umschreiben. Es ist lückenlos, fehlerlos, unverletzlich wie eine gute Panzerplatte. Dann findet man aber doch, daß diese Fehlerlosigkeit mehr ist als ein bloßes Negativum, und alle, die Franz Kafka persönlich kennen, den zurückhaltenden, ins Allerfeinste durchgearbeiteten Menschen, werden bestätigen, was ich hier schreibe: Sein Charakteristikum ist, daß er lieber gar nichts will als das Bedingte oder Mangelhafte. Dieser äußerste herzerhebende ungewollte Rigorosismus beeinflußt jede seiner Lebenstätigkeiten. Wo er nicht die Vollkommenheit, das ekstatischeste Glück erreichen kann, verzichtet er ganz. So hat er sich eine Lebensweise und Denkart gebildet, die, ganz geoffenbart, den Ungläubigsten erschüttern müßte. In unserer Zeit der Kompromisse wirkt da im stillen, im tiefen eine Macht von mittelalterlicher Innigkeit, von einer neuen Moral und Religiosität... Man lese nur etwa das Stück „Entschlüsse". Es ist leicht, sagt Kafka, sich aus einem Zustand natürlichen Unglücks gewaltsam herauszureißen. „Aber selbst wenn es so geht, wird mit jedem Fehler, der nicht ausbleiben kann, das Ganze, das Leichte und das Schwere, stocken, und ich werde mich im Kreise zurückdrehn müssen. Deshalb bleibt doch der beste Rat, alles hinzunehmen, als schwere Masse sich verhalten und fühle man sich selbst fortgeblasen, keinen unnötigen Schritt sich ablocken lassen..." Mit einem solchen Credo der Unbeirrbarkeit und Festigkeit betritt ein neuer Mann die Bühne der Literatur.

Es verbietet sich von selbst, die Maßstäbe anzulegen, die man sonst vor Erstlingsbüchern in Bewegung setzt. Schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil Kafka, ein Dreißigjähriger, seit seiner Jugend als einer der fleißigsten schreibt. Aber seine Strenge und Unbedingtheit wendet sich zunächst gegen seine eigene literarische Produktion und, als seine Freunde nach jahrelangen Bitten ihn zur Herausgabe eines Buches bewogen, wählte er aus seinen Manuskriptstößen nur diese wenigen Prosastücke, die der Verlag Rowohlt ihrem Wert angemessen in erlesenem Druck, in einer einmaligen Ausgabe von 800 numerierten Exemplaren herausgab. Selbst die vertrautesten Freunde jedoch merken nicht den Vorzug dieser ausgewählten Stücke vor den Schätzen, die vorläufig nach dem Wunsch des Dichters im Verborgenen bleiben. Im Detail mag also der Unterschied nicht liegen, wohl aber in der Reinheit des Gefühls, über das der Dichter mit Flaubertscher Unerschütterlichkeit wacht. Es ist die Liebe zum Göttlichen, zum Absoluten, die aus jeder Zeile spricht. Und mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß an diese grundlegende Moral gar kein Wort mehr verschwendet wird: worin sich dieses Buch mit bedeutsamem Ernst von der Masse essaistischer oder erbaulicher Marktschriften abhebt. Nein, hier ist die mystische Versunkenheit in das Ideal endlich einmal erlebt, daher unausgesprochen, und auf ihrer Hochfläche baut sich nun mit scheinbar spielender Leichtigkeit ein neues Pathos, ein neuer Humor, eine neue Melancholie auf. Phantastische Bilder: Ein Ausflug von lauter „Niemand" ins Gebirge. Oder dialektische Tänze von

Digitized by Google

zarteſter, beinahe ſchon unauffälliger Paradoxie: „Denn wir ſind wie Baumſtämme im Schnee. Scheinbar liegen ſie glatt auf und mit kleinem Anſtoß ſollte man ſie wegſchieben können. Nein, das kann man nicht, denn ſie ſind feſt mit dem Boden verbunden. Aber ſieh, ſogar das iſt nur ſcheinbar.“ — —

Bibliographiſch ſei bemerkt, daß in Bleis „Hyperion“ einiges von Kafka ſtand. Das Jahrbuch „Arkadia“ (Verlag Rowohlt) wird eine größere Novelle „Das Urteil“ von ihm veröffentlichen.

Max Brod

Der angeblich geisteskranke Michael Kohlhaas

von Straßburg, Auguſt Wolter, ehemaliger Zahlmeiſteraſpirant, äußert ſich in der Straßburger „Freien Preſſe“ ausführlich über ſeinen Fall.

Es dürfte intereſſieren zu wiſſen, ſchreibt er, „auf Grund welcher eigenen Beobachtungsmomente die Unterſuchungskommiſſion zu ihrem Ergebnis über mich gekommen iſt“. (Die Kommiſſion hatte das Urteil gefällt, daß Wolter „ſeit Jahren an chroniſcher halluzinatoriſcher Paranoia leide“. Hiernach wäre er alſo, argumentiert der Geiſteskranke treffend, ſchon geiſteskrank geweſen in den Jahren, in denen er bei der Truppe noch aktiven Dienſt tat, und es ſei immerhin merkwürdig, daß kein Vorgeſetzter davon eine Ahnung hatte.)

Man höre den um ſein Recht Kämpfenden weiter — wenn heute ein Ihering lebte, er hörte ihn —: „Zur Prüfung meines Geiſteszuſtandes bediente ſich die Kommiſſion des Sommerſchen Schemas (Zuruf eines Wortes, wonach das erſte auftauchende Wort beantwortet wird) und gibt im Gutachten an, ich hätte ſehr niedrigſtehende Antworten hervorgebracht. Als Beiſpiel führte die Kommiſſion an, ich hätte auf den Zuruf ‚ſtinkend‘ mit ‚Zentrum‘ geantwortet. Dies war nach Anſicht der Kommiſſion abſurd. Seinerzeit als ich dieſe Antwort gab, fragte mich der Kommiſſionsarzt ſofort, wie ich zu dieſer Antwort käme. Ich gab die ſofortige Erklärung dahin, daß ich kurz vor dieſer ärztlichen Unterſuchungsſitzung einen Zeitungsartikel geleſen hätte, worin die Rede war, daß das Zentrum durch die Durchpeitſchung der Reichsfinanzreform im Reichstag ſich volksfeindlich verhalten und ſich daher beim Volk ſtinkend gemacht habe. Da ich das erſtauftauchende Wort nach Weiſung der Kommiſſion ausſprechen ſollte, habe ich demgemäß gehandelt.“

Die neue Unterſuchung wird ergeben müſſen, ob der witzige Kopf wirklich durch ſolche grotes-komiſchen Diagnoſen für geiſteskrank erklärt worden iſt. Trotz allem, was wir ſchon erlebt haben, ſcheint es kaum glaublich.

Wollte eine Unterſuchungskommiſſion jeden, der — zufällig (und was ja nicht gerade fein iſt) — bei dem Worte „ſtinkend“ an das „Zentrum“ denkt, als Geiſtesgeſtörten anſehen, ſo müßten einige neue Irrenhäuſer im Deutſchen Reich errichtet werden.

Peter

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachſtr. 91. — Druck von Heſſe & Becker, Leipzig

Digitized by Google

„Nur Literatur"

Von Woodrow Wilson, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika

in wunderlicher Ausdruck, dies „nur Literatur". Er ist Kind und Erfindung eines wissenschaftlichen Zeitalters. Das Spottwort ward, in aller Ehrlichkeit, vom wissenschaftlichen Gemüt geprägt, das alle Dinge belächelt, die nicht in die Kategorie beweisbarer Erkenntnis fallen. Der Gelehrte, dessen Hirn mit wißbaren Dingen erfüllt ist, lüftet den Hut nur vor dem menschlichen Wissen. Die Schöpfungen des menschlichen Geistes gelten von seinem Standpunkte aus leicht als unberechenbare Grillen und als Phänomene, die nur als ein Spiel betrachtet werden können und allein der Erholung dienen. Sie mögen helfen, die Anstrengung einer Eisenbahnfahrt vergessen zu machen und können in Zeiten der Ruhe oder Genesung ihren Zweck erfüllen. Aber inmitten dieses wissenschaftlichen und positivistischen Zeitgeistes ereignen sich launische Dinge; und das Studium der Literatur gerät in das Arbeitsprogramm unserer Bildungsanstalten. Die zarteren und tieferen Zwecke des Studiums werden vergessen und die Literatur soll den Methoden der Wissenschaft gehorchen. Es wäre sehr schmerzlich, wenn es sich herausstellen sollte, daß Schulen und Universitäten Agenturen des Philistertums sind; aber es fehlt nicht an Anzeichen, die uns auf eine ähnliche Entdeckung vorbereiten. Unsere Absicht jeden zu lehren bringt unvermeidlich gewisse unerfreuliche Folgewirkungen mit sich. Eine Lehrtätigkeit, die sich auf alle erstrecken will, wird sich auf das beschränken müssen, das allen verständlich bleibt, die „Universitätsmethoden" können nicht den Tausenden zugänglich gemacht und „Forscher" scharenweise herangezüchtet werden, solange man die Universitätserziehung nicht auf Dinge beschränkt, die auch trägere Geister erforschen können. Aber wenn das geschieht und der Lehrstoff nivelliert wird, treiben wir Einsicht und Tiefe der

Digitized by Google

Auffassung aus den Schulen, stellen das Leichtverständliche und Nützliche über jene Dinge, die sich allein der Phantasie und dem Geiste erschließen, und erniedrigen, Lehren und Lernen zu einer Pflicht, zu tasten, zu kosten und zu riechen. Dann ersteht Philistien, das Land, in dem man sagt: „Nur Literatur."

Die Befürchtung, daß derlei eintreten kann, drängt zu bangen Betrachtungen über die Art, in der in Schulen und Lehranstalten Literatur gelehrt wird. Wie sollen wir die klassische Literatur den Söhnen des allgemeinen Publikums erschließen? „Zum Teufel mit dem allgemeinen Publikum," ruft Herr Birrell, „was hat das allgemeine Publikum mit der Literatur zu schaffen!" Aber leider hat es sehr viel mit ihr zu schaffen; locken wir nicht selbst das allgemeine Publikum in die Universitäten und erziehen wir nicht die Söhne dazu, dereinst die Feder zu führen und Literatur zu beurteilen? Du brauchst heute, so scheint es, nur die Vorschriften der Pädagogen zu befolgen, um zu wissen, wie du Burke oder Browning, wie du Dryden oder Swift zu betrachten hast. Noch bleiben freilich einige praktische Schwierigkeiten, aber sie lassen sich überwinden. Zwar mußt du Kraft besitzen, wenn du das starke Wesen dieser Männer erfassen willst; du mußt ein Herz haben, um ihre Wärme zu fühlen, ein Auge, um zu sehen, was sie sehen, du mußt Phantasie haben, um ihnen Gesellschaft zu leisten, und Weite des Sinns, um ihre Freude zu teilen. Aber wenn dir das alles fehlt, dann kannst du versuchen, auch ohne das auszukommen. Du kannst die Worte zählen, die jene Männer sprachen, du kannst die Veränderungen des Ausdrucks in den verschiedenen Ausgaben verfolgen, du kannst ihren Rhythmus aufzeichnen, kannst ihren Anspielungen nachspüren und ihre Quellen erforschen. Und wenn dir das alles nicht zusagt und die großen Schriftsteller dir vielleicht langweilig erscheinen, dann beleuchte die kleineren Schriftsteller jener Zeiten, dann widme dich jenen, die leichter zu verstehen sind. Und wenn du für diese Methoden vorbildlich wirst, leistest du in mancher Richtung erhebliche Dienste. Du öffnest die höheren Stellen unserer Universitäten der großen Zahl jener würdigen Männer, die fleißig zählen, messen und suchen können: und das kann allerlei bedeuten. Du lenkst die Aufmerksamkeit vom Denken ab, was zu erreichen nicht immer leicht ist, und du lenkst die Blicke auf jenen seltsamen Mechanismus, der mit dem körperlichen Auge wahrgenommen werden

Digitized by Google

kann: auf die Sprache. Sie kann um ihrer selbst willen erforscht werden, unbeschadet des Zieles, dem ihre Worte zustreben. Damit ermutigst du zur Durchforschung der grammatischen und metrischen Formen, die ganz genau festgestellt und völlig erschöpfend katalogisiert werden können. Alle sichtbaren Symptome des Schreibens rückst du ins Licht und ordnest sie zu einem System. Du gehst weiter und lehrst, wie man mit Sorgfalt Geschichten indentifizieren kann, die von diesem und jenen Schriftsteller vielleicht schlecht und kunstlos erzählt wurden: und bei der Wiedererzählung durch den Meister jene seltsamen Veränderungen erlebten, die vielleicht ein Zeichen von Genie sind. Damit erweiterst du das Reich der Wissenschaft; denn du rettest die konkreten Phänomene des Gedankenausdrucks aus der Vermengung mit jenen Erzeugnissen, die auf diesem Wege nicht klassifizierbar sind und die man vielleicht, ohne kritische Prüfung, unter dem Sammelbegriff der „Literatur" zusammenfaßt.

Doch eine lehrreiche Unterscheidung drängt sich auf. Im Gegensatz zu dem geordneten Phänomen der Sprache und der Schrift, das dem wissenschaftlichen Verfahren der Erforschung und Klassifizierung zugänglich ist, gibt es noch etwas, das in Ermangelung eines anderen Ausdruckes „nur Literatur" genannt werden mag. Das ist eine Eigenschaft, die nicht Ausdruck einer Form ist, sondern ein Ausdruck des Geistes. Das ist etwas Flüchtiges und Beschwerliches, das vielleicht nicht in die wohlabgewogenen Lehrpläne der akademischen Bildung gehörte, denn es bereitet der Methodik mancherlei Verlegenheiten. Es entzieht sich allen wissenschaftlichen Kategorien. Es ist der Forschung nicht zugänglich. Es ist zu flüchtig und zu launenhaft, um unter die Disziplin der Beweisbarkeit gestellt zu werden. Es ist ein Attribut so vieler verschiedenartiger Substanzen, daß der strenge Mann der Wissenschaft es aus seiner Gesellschaft verbannen muß: als ein Ding ohne faßbare Zusammenhänge. Unter „nur Literatur" versteht er nur eine verlöschende Farbe, fröhliche Wortspiele, eine sinnwidrige Abweichung von einer kategorischen Behauptung, kurz Erzeugnisse jenes Stoffes, aus denen auch Träume entstehen.

Aber wir dürfen uns von dieser müßigen Tochter der Phantasie nicht ungeduldig machen lassen. Wenn die Schulen ihr die Tür weisen, wird sie des freundlichen Beistandes bedürfen und unseren Sinn müssen wir darauf

Digitized by Google

vorbereiten. Wir müssen leichtherzig werden, um sie glücklich machen zu können, denn sie pflegt keine Unterhaltung mit einem nüchternen klugen Gesellen, der ihr rät, sich zu bessern. Sie hat es mit Sorgen nie ernst genommen und hat noch keinen geliebt und keinem gehorcht, der nicht ihres Geistes gewesen. Sie lächelt nur jenen, die ihren Übermut ertragen, ihren Gedankensprüngen folgten, ihre Launen gelten lassen, und sich ihrer Armut freuen. Wie alle bezaubernden, launenhaften Herrinnen hat sie ein kleines Gefolge von Getreuen. Und es gibt sogar manche, die noch immer glauben, sie zu kennen sei besser als eine sehr reichliche Bildung.

Aber es gibt nur einen Weg, auf dem die Literatur dir zum Erzieher werden kann; der gerade Weg zu ihr selbst. Kein Vermittler führt dich zum Ziele. Der beschreibende Katalog einer Gemäldesammlung ist kein Ersatz für die kleinen Farbenflächen. Von einer schönen Frau willst du nicht nur hören, willst nicht wissen, welches Kleid sie trug, wie sie sich bewegte, wie ihre Augen leuchteten und wie ihre Stimme in den Ohren derer widerklang, die sie hören durften. Wenn du je eine Frau sahst, werden dich alle Schilderungen quälen oder verletzen, solange du nicht selbst sehen darfst. Du wirst in ihrer Gegenwart weilen wollen, und du weißt: nur dein eigenes Auge kann dir sagen, wie sie ist. Nur ihre Gegenwart ist Leben. So ergeht es dir mit den echten Werken der Literatur. Nie wirst du aus zweiter Hand ihre Schönheiten empfangen und nie ihre Macht verspüren können, wenn du nicht selbst unmittelbare Berührung mit ihr findest.

Auf welchem Wege künstlerische Elemente in dieses Buch eindringen und an jenem vorübergehen, bleibt ein seltsames Geheimnis, aber kein Mensch, der sie einmal empfand, wird sie verkennen. Ich las kürzlich ein Buch über Kanada. Es war, wie die Rezensenten versicherten, in einem „prächtigen geistreichen Stil" geschrieben. Ich nehme an, daß sie damit die grammatische Ordnung und den Reichtum starker Beiwörter meinten. Aber jene Rezensenten würden vielleicht mehr über den Stil dieses Buches nachgedacht haben, wenn sie bemerkt hätten, was sich auf Seite 84 ereignet. Dort steht im Texte ein Zitat Burkes. „Es gibt", sagt Burke, „nur ein heilsames allgemeines Prinzip der Toleranz, das in diesem Hause verteidigt werden sollte. Nicht nur in unseren Kolonien tut es not, sondern auch hier. Die dürstende Erde unseres eigenen Landes sehnt sich, verlangt und stöhnt nach diesem

Digitized by Google

Himmelsregen. Der edle Lord sprach von vertragsmäßigen Rechten jener Leute; ich aber achte das Recht des Eroberers so gering und das Recht der Menschennatur so hoch, daß das erste für mich nur sehr bescheidene Bedeutung hat. Ich betrachte das Volk Kanadas als durch den Ratschluß Gottes der britischen Regierung unterstellt. Und ich möchte, daß wir es so lenken, wie die allweise Absicht der Vorsehung es tun würde. Wir wissen, daß sie die Sonne über die Gerechten und Ungerechten scheinen läßt; und wir müssen allen das gleiche Recht gewähren, ihren Gott so zu verehren, wie die Erleuchtung, die er ihnen schenkte, es ihnen eingibt." Die Eigentümlichkeit eines solchen Passus ist, daß er keines Zusatzes bedarf. Seine Schönheit scheint von dem Gegenstand beinahe unabhängig. Diese Worte verirren sich in die 84. Seite jenes Buches wie Musik in ein alltägliches Gespräch, wie ein Ton süßer Harmonie in ein Gerassel von Sätzen. Das milde Geräusch, das voraufging, war nicht störend, ehe die Musik kam. In jenen paar Sätzen Burkes aber weht ein Atem und eine Wallung von Leben, wie man sie in jenem Buche an keiner Stelle wiederfindet. Deine Pulse gehen von diesem Augenblick an schneller, und deutlicher und stärker als vorher fühlst du ihre Schläge.

Das ist das Wahrzeichen wirklicher Literatur. Sie hat die Kraft, dich zu bewegen und wenn in deinen Adern Blut fließt, kannst du sie nimmer verkennen. Sie hat auch die Kraft, dich zu lehren, was ist, und sie lehrt mit einer Gewalt und einer Zartheit, in der keine Forschung und keine systematische Methode ihr gleichkommen können. Es ist ein Jammer, daß diese Kraft im Klassenzimmer nicht lebendig gemacht werden kann. Denn sie erfrischt nicht nur dein Denken, bereichert deine Phantasie mit Gesichten der besten Geister der Rasse, und führt dich vor das Angesicht der größten und höchstgesinnten Männer. Sie tut mehr als das. Sie bringt dein Gemüt in unmittelbare Berührung mit den Kräften, die von Generation zu Generation fortwährend wirklich die Welt regieren und verwandeln. Aus den Dichtungen des Volkes erschließt sich dir mehr von dem Streben und der Politik einer Nation als alle systematischen Berichte über politische Ereignisse oder Verfassungsfragen dir sagen können. Epen sind bessere Sittenspiegel als Chroniken, ein Drama führt dich tiefer in die Geheimnisse der Gesetze und des Volksempfindens als der Bericht über ein tat-

Digitized by Google

sächliches Ereignis. Von einem tiefen Gefühl der Entschlossenheit beseelte Reden, leidenschaftliche Pamphlete, die durch die unmittelbare Wirkung ihres Stils und die ewigen Linien ihrer Gedanken ihren Zweck überleben, enthalten mehr Geschichte als alle Parlamentsprotokolle. Denn nicht das Wissen bewegt die Welt fort, sondern die Ideale, die Überzeugungen, die Meinungen oder Vorstellungen, die vertreten und befolgt wurden. Wer die Menschheit erkennen will, muß sie am Leben studieren. Und er muß Vivisektion treiben, indem er Literatur liest.

Ein Wort von Thibaut, dem großen Rechtsgelehrten, scheint mir tief in die Geheimnisse geistigen Lebens einzudringen. Er erzählt von einem Gespräch mit Niebuhr: „Ich sagte ihm, ich verdankte meinen Frohmut und meine Rüstigkeit nicht zum wenigsten meiner Liebe zu den Klassikern aller Zeitalter, auch zu jenen, die außerhalb der Erscheinungen der Rechtswissenschaft liegen." Er verdankte ihnen nicht nur die Frische und die Kraft seines Greisenalters, sondern sicherlich auch seine Einsicht in den Sinn und den Zweck der Gesetze und der Institutionen. Der Jurist, der nicht die Klassiker aller Zeiten liest, gleicht einem Totenbeschauer, der Geburtshilfe leistet, gleicht einem Puppenfabrikanten, der Heilmittel wegen Blutarmut verschreibt, gleicht einem Maskenforscher, der sich als Kenner in Küssen aufspielt. Wenn du Geschichte schreibst, sprichst du von dem, was Menschen vollbrachten; wenn du Gesetze erörterst, suchst du zu zeigen, welche Handlungsweise Menschen in ihrem gegenseitigen Verhalten erwählten. Du kannst weder Geschichte erzählen, noch Gesetze verstehen, ehe du nicht weißt, wie die Menschen, von denen du sprichst, sich selbst und einander betrachten; und dazu kenne ich keinen anderen Weg als die Märchen und Geschichten, die sie sich selbst erzählten, die Lieder, die sie sangen und die Taten, die sie bewunderten. Ich muß wissen, ob und was sie verehrten; ich muß ihren Tadel, ihren Spott und ihren Hohn hören; ich muß sehen, mit welchem Tonfall sie im Kreise ihrer Familie von Liebe sprechen; ich muß wissen, in welcher guten Haltung sie ihren Vorgesetzten gehorchten, was ihnen als ein weises Leben und ein seliger Tod galt, wie sie Eigentum betrachteten und Privilegien ansahen, wie sie ihre Feiertage begingen und was sie feierten; ich muß wissen, ob sie Unterdrückung duldeten und warum — und ich muß dies alles mit ihren Augen sehen, ehe ich ihre Gesetzbücher verstehen kann. Ihre rechtli-

Digitized by Google

chen Beziehungen sind nicht unabhängig von ihrer Lebensweise und ihre Denkweise ist der Spiegel ihrer Lebensweise.

Der wissenschaftliche Geist unseres Zeitalters ist schuldig daran, daß diese urewigen Wahrheiten in Gefahr geraten, verschleiert und verdunkelt zu werden.

(Schluß folgt)

(Autorisierte Übertragung von Hans Winand)

Die Seelenwanderung

Von Maurice Maeterlinck

I

einige Spiritisten versuchen, die Wiedergeburt und die Seelenwanderung wissenschaftlich zu beweisen. Ich übergehe ihre rein moralischen und gefühlsmäßigen Beweisgründe und solche, die sich auf vorgeburtliche Rückerinnerungen berühmter oder unberühmter Männer stützen. Diese Rückerinnerungen sind oft verwirrend, aber doch zu selten, zu sporadisch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, auch wurden sie nicht immer hinreichend kontrolliert, so daß es nicht klug wäre, viel Aufhebens davon zu machen. Ebenso wenig halte ich mich bei den Beweisen auf, die aus den angeborenen Fähigkeiten von Genies und Wunderkindern gezogen werden. Sie sind zwar ziemlich unerklärbar, lassen sich aber doch auf unbekannte Gesetze der Vererbung zurückführen. Ich begnüge mich damit, kurz auf einige recht verwirrende Experimente des Obersten Rochas einzugehen.

Zunächst ist voranzuschicken, daß Oberst Rochas ein Gelehrter ist, der nur objektive Wahrheit sucht, und zwar mit einer Strenge und wissenschaftlichen Ehrlichkeit, die nie angezweifelt worden ist. Er schläfert gewisse besonders veranlagte Medien ein und läßt sie mit Hilfe von magnetischen Längsstrichen ihr ganzes Dasein noch einmal durchlaufen. Er führt sie Schritt für Schritt zur Jugend, zur Kindheit und bis an die Schwelle ihres Lebens zurück. In jeder dieser hypnotischen Phasen erlangt das Medium das Bewußtsein, den Charakter und den Geisteszustand des entsprechenden Lebensabschnitts wieder. Noch einmal durchlebt es die gleichen Ereignisse mit ihrem Glück und Ungemach. Ist es krank gewesen, so macht

Digitized by Google

es seine Krankheit, Rekonvaleszenz und Genesung abermals durch. Handelt es sich z. B. um eine Frau, die Mutter wurde, so fühlt sie sich von neuem schwanger und empfindet von neuem die Ängste und Wehen der Niederkunft. In das Alter versetzt, in dem das Medium schreiben lernte, schreibt es wie ein Kind, und man kann seine Schrift mit der seiner Schulhefte vergleichen.

Das ist schon recht seltsam, aber wie Oberst Rochas sagt: „Bisher haben wir festen Boden unter den Füßen. Wir haben eine physiologische Erscheinung beobachtet, die zwar schwer erklärlich ist, aber auf Grund zahlreicher Experimente und Feststellungen als gewiß angesehen werden darf." Jetzt betreten wir ein Gebiet, wo befremdlichere Rätsel unser harren.

Greifen wir der Deutlichkeit halber einen der einfachsten Fälle heraus. Die Versuchsperson ist ein achtzehnjähriges junges Mädchen namens Josephine. Sie wohnt in Voiron im Département Isère. Durch magnetische Längsstriche wird sie in den Zustand des Säuglings zurückversetzt. Der Hypnotiseur streicht weiter und das Märchen nimmt seinen Fortgang. Josephine kann nicht mehr sprechen. Sie versinkt in das tiefe Schweigen der Kindheit, dem ein anderes, noch geheimnisvolleres Schweigen zu folgen scheint. Josephine gibt nur noch mit Zeichen Bescheid; sie ist noch ungeboren; „sie schwimmt im Finstern". Das Streichen wird fortgesetzt, der Schlaf immer tiefer. Plötzlich erhebt sich aus der Tiefe dieses Schlummers die Stimme eines anderen Wesens, eine unverhoffte, unbekannte Stimme, die Stimme eines brummigen, mißtrauischen, unzufriedenen Greises. Man richtet Fragen an ihn. Zunächst verweigert er die Antwort. Er sei da, sagt er, denn er rede ja, sehe aber nichts und sei im Dunkeln. Die Striche werden verdoppelt, allmählich gewinnt man sein Vertrauen. Er heißt Jean Claude Bourdon, ist alt und krank und seit lange bettlägrig. Er erzählt seinen Lebenslauf. Er ist 1812 in Champvent in der Gemeinde Polliat geboren. Bis zum achtzehnten Jahre hat er die Schule besucht, dann hat er im 7. Artillerieregiment in Besançon gedient. Er erzählt seine Jugendstreiche, während das schlafende junge Mädchen einen imaginären Schnurrbart zwirbelt. In die Heimat zurückgekehrt, heiratet er nicht, sondern nimmt sich eine Geliebte. Er wird alt und vereinsamt (ich kürze ab) und stirbt mit siebzig Jahren nach langer Krankheit.

Digitized by Google

Nun führt der Tote das Wort. Seine Jenseitsoffenbarungen sind nicht eben sensationell, was indes kein hinreichender Grund ist, ihre Wirklichkeit zu bezweifeln. Er fühlt, wie er seinen Körper verläßt. Aber er bleibt noch geraume Zeit mit ihm verbunden. Sein anfangs zerflossener Astralkörper nimmt festere Gestalt an. Er lebt in lästiger Dunkelheit, leidet aber nicht. Endlich dringt ein Lichtschimmer in die ihn umgebende Finsternis. Er kommt auf den Gedanken, sich wieder zu verkörpern, und nähert sich der Frau, die seine Mutter werden soll (d. h. Josephines Mutter). Er umgibt sie, bis das Kind zur Welt kommt, und dringt dann allmählich in den Körper des Kindes ein. Bis zum siebenten Jahre war dieser Körper von einem wogenden Nebel umhüllt, in dem er viele Dinge sah, die er seither nicht mehr gesehen hat.

Nun gilt es, über Jean Claude hinauszugehen. Durch eine magnetische Behandlung von fast Dreiviertelstunden gelangt der Greis ohne Verweilen auf einer seiner Lebensstufen bis an die Schwelle seiner Geburt. Neues Schweigen, neues Zwischenstadium. Dann plötzlich eine andere Stimme und eine unverhoffte Persönlichkeit! Diesmal ist's eine sehr boshafte alte Frau; daher muß sie auch viel leiden. Augenblicklich ist sie tot, denn in dieser verkehrten Welt verläuft das Leben umgekehrt und beginnt naturgemäß mit dem Tode. Sie ist in tiefer Finsternis, von bösen Geistern umgeben. Sie spricht mit schwacher Stimme, gibt aber stets bestimmte Antworten auf die ihr gestellten Fragen, anstatt wie Jean Claude immerfort zu zanken. Sie heißt Philomène Carteron.

„Indem ich den Schlaf noch mehr vertiefe," setzt Oberst Rochas hinzu, den ich hier wörtlich zitiere, „rufe ich die Kundgebungen der lebenden Philomène hervor. Sie leidet nicht mehr, scheint ganz ruhig, antwortet stets deutlich und in trockenem Tone. Sie weiß, daß sie in der Gegend unbeliebt ist, aber dabei wird niemand etwas verlieren und bei Gelegenheit wird sie Rache nehmen. Sie ist 1702 geboren und hieß mit ihrem Mädchennamen Philomène Charpigny. Ihr Großvater mütterlicherseits nannte sich Pierre Machon und wohnte in Ozan. Sie heiratete 1732 in Chevroux einen Mann namens Carteron und gebar ihm zwei Kinder, die aber starben.

„Vor ihrer Geburt war Philomène ein früh verstorbenes Mädchen ge-

Digitized by Google

wesen, davor ein Mann, der gemordet hatte; daher hatte sie in der Finsternis viel zu leiden, ja sogar nach ihrem Leben als kleines Mädchen, wo sie doch keine Zeit gehabt hatte, Böses zu tun. Es war die Buße für das Verbrechen. Ich hielt es nicht für nützlich, den Schlaf noch mehr zu vertiefen, denn die Versuchsperson schien erschöpft und der Anblick ihrer Zustände war schrecklich.

„Andererseits habe ich eine Beobachtung gemacht, die zu beweisen scheint, daß die Offenbarungen solcher Medien auf objektiver Wirklichkeit beruhen. In Voiron pflegt meinen Experimenten ein junges Mädchen von sehr gesetztem Geiste beizuwohnen, sehr besonnen und durchaus nicht suggestionsfähig. Fräulein Louise, so heißt sie, besitzt in hohem Maße das (in geringerem Grade ziemlich verbreitete) Vermögen, die menschlichen Emanationen und somit auch die Astralkörper zu sehen. Wenn in Josephine das Gedächtnis ihrer Vergangenheit auflebt, so erblickt Louise eine leuchtende Aura rings um sie. Diese Aura wird für Louisens Augen dunkel, wenn Josephine sich im Stadium zwischen zwei Existenzen befindet. Jedenfalls reagiert Josephine heftig, wenn ich Stellen der von Louise erblickten Aura berühre, mag sie nun hell oder dunkel sein."

II

Es lag mir an fast ungekürzter Wiedergabe des Protokolls eines dieser Experimente, denn die Anhänger der Seelenwanderung sehen darin ihr einziges schätzenswertes Argument.

Oberst Rochas hat seine Versuche an verschiedenen Medien wiederholt. Unter ihnen nenne ich nur ein junges Mädchen, Marie Mayo, deren Geschichte verwickelter ist als die Josephines. Ihre verschiedenen Reïnkarnationen gehen bis ins XVII. Jahrhundert zurück und führen uns plötzlich nach Versailles mitten unter die historischen Persönlichkeiten, die den Sonnenkönig nmgaben.

Hinzugefügt sei, daß Oberst Rochas nicht der einzige Magnetiseur ist, der dergleichen Resultate erlangt hat. Man darf sie fortan unter die feststehenden Tatsachen des Hypnotismus rechnen. Ich erwähne nur die seinen, weil sie in jeder Hinsicht die sicherste Gewähr bieten.

Was beweisen sie? Zunächst muß man, wie bei allen Fragen dieser Art,

Digitized by Google

dem Medium mißtrauen. Es versteht sich, daß alle Medien, eben wegen der Natur ihrer Fähigkeiten, zu Verstellung und Betrügereien neigen. Ich weiß, daß Oberst Rochas so gut wie Dr. Richet, Lombroso und alle, die mit Medien zu tun gehabt haben, bisweilen angeführt worden sind. Solche Verrechnungen sind unvermeidlich bei den Mittelspersonen, durch die man hindurch muß, und Experimente dieser Art werden nie den gleichen wissenschaftlichen Wert haben, wie solche, die in einem physikalischen oder chemischen Laboratorium stattfinden. Das ist aber noch kein Grund, um ihnen a priori jedes Interesse abzustreiten. Sind nun Verstellung und Betrug hier überhaupt möglich? Offenbar ja, obwohl die Experimente sehr streng kontrolliert werden. So kompliziert die Mitteilungen des Mediums sein mögen, es kann seine Lektion doch auswendig gelernt haben und geschickt jede ihm gestellte Falle meiden. Die beste Gewähr ist letzten Endes seine Ehrlichkeit und Moralität, die allein die Experimentatoren prüfen und feststellen können. Man muß ihnen also in dieser Hinsicht Vertrauen schenken. Zudem ergreifen sie alle nötigen Vorsichtsmaßregeln, um die Verstellung zu erschweren. Nachdem das Medium mit Hilfe von Längsstrichen sein ganzes Leben rückwärts durchlaufen hat, zwingt man es, den selben Weg umgekehrt zurückzulegen, und die gleichen Ereignisse verlaufen nun in natürlicher Reihenfolge. Diese Proben und wiederholten Gegenproben geben stets die gleichen Resultate. Nie zaudert oder verstrickt sich das Medium in dem Labyrinth der Namen, Daten und Tatsachen.*)

Übrigens müßten diese meist wenig begabten Versuchspersonen plötzlich geniale Dichter werden, um derart eine Reihe in sich geschlossener, völlig verschiedener Charaktere zu erfinden, bei denen alles zusammenstimmt: Gebärden, Stimme, Laune, Miene, Denken, Erregbarkeit, und die stets

*) Um indes nichts zu verschweigen und alle Prozeßakten vorzulegen, sei bemerkt, daß Oberst Rochas durch Ermittelungen festgestellt hat, daß die Angaben der Medien über ihre früheren Existenzen in manchen Punkten ungenau waren. „Ferner waren ihre Erzählungen voller Anachronismen, die das Eindringen normaler Erinnerungen in Suggestionen unbekannten Ursprungs beweisen. Etwas aber steht unumstößlich fest: Daß solche Visionen sich mit den gleichen Kennzeichen bei einer großen Zahl einander unbekannter Personen einstellen".

Digitized by Google

bereit sind, ihrem innersten Wesen entsprechend auf die unverhofftesten Fragen zu antworten. Wie man gesagt hat, ist jeder Mensch in seinen Träumen ein Shakespeare. Aber sind dies nicht Träume, die durch ihren Zusammenhang der Wirklichkeit merkwürdig ähnlich sind?

Ich glaube also, man darf bis auf den Beweis des Gegenteils die Verstellung ausschalten. Aber man könnte, wie es bei den spiritistischen Phantomen geschehen ist, die Dürftigkeit ihrer Jenseitshoffnungen einwenden. Darin sehe ich jedoch eher ein Argument zugunsten ihrer Glaubwürdigkeit. Leuten, deren Phantasie reich genug ist, um die wunderbaren Personen zu schaffen, die wir in ihrem Schlummer lebendig werden sehen, fiele es gewiß nicht schwer, auch über das Jenseits einige phantastische, aber bestechende Einzelheiten zu erfinden. Nicht einem fällt es ein. Sie sind Christen, bewahren also im Herzensgrunde die atavistische Höllenfurcht, die Angst vor dem Fegefeuer und die Vorstellung von einem Paradies voller Engel und Palmen. Darauf spielen sie nie an. Obwohl ihnen die Theorien der Reïnkarnation fast stets fremd sind, passen sie sich durchaus der theosophischen oder neuspiritistischen Hypothese an und machen als deren unbewußte Anhänger keine genauen Angaben. Sie sprechen unbestimmt vom Dunkel, von der „schwarzen Nacht", die sie umgibt. Sie sagen nichts, denn sie wissen nichts. Offenbar sind sie außerstande, Rechenschaft über einen Zustand zu geben, in den noch kein Licht gedrungen ist. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich — wenn man die Hypothese der Reïnkarnation und des Lebens nach dem Tode gelten läßt — daß die Natur auch hier nicht sprungweise verfährt. Kein besonderer Grund spricht dafür, daß sie zwischen Leben und Tod einen wunderbaren, unausdenkbaren Sprung macht.

Zunächst kein Theatercoup, den man sich ohne tieferes Nachdenken ausmalt. Der Geist ist anfangs verblüfft, daß er seinen Körper und alle seine Gewohnheiten verloren hat. Nur allmählich kommt er zu sich und erlangt nach und nach das Bewußtsein wieder. Später läutert und erhebt sich dies Bewußtsein. Es dehnt sich stufenweise ins Grenzenlose aus, bis das Lebensprinzip, das es beseelt, andere Sphären erreicht, sich nicht mehr reïnkarniert und jede Verbindung mit uns verliert. Dadurch würde es sich erklären, daß wir immer nur primitive und dürftige Aufschlüße erhalten.

Alles, was diese erste Phase des Nachlebens betrifft, ist sehr annehmbar,

Digitized by Google

selbst für solche, die nicht an die Seelenwanderung glauben. Übrigens werden wir weiterhin sehen, daß die Lösungen, die man darin zu finden meint, die Frage bloß verschieben, daß sie unzureichend und vorläufig sind.

(Schluß folgt)

(Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski)

Ein bayrischer Gedenktag / Von Palatinus

. . ., Anfang Februar 1913.

II.

Die Stellung zweier Minister war unterhöhlt, ehe es zur Auflösung des Landtags im November 1911 kam. Der Verkehrsminister, der erste seines Amtes in Bayern, hat sich wohl niemals für etwas anderes angesehen, als den Platzhalter für jene der Zentrumspartei angehörende Persönlichkeit, die nun glücklich sein Nachfolger geworden ist. Er wußte, daß er einen Dornenweg zu gehen hatte und ging ihn. Die Verwaltung, die er zu übernehmen hatte, war bis dahin vom Ministerium des k. Hauses und des Äußern mit einer diesem untergeordneten Generaldirektion im Nebenamte geführt worden. Es galt, eine Neuorganisation großen Stils durchzuführen, bei der im Interesse des Gemeinwohls mit alten Sinekuren und Privilegien aufzuräumen war. Schon die Auswahl seiner Mitarbeiter im Ministerium erregte Mißfallen, er war bemüht, die Fähigsten um sich zu scharen, ohne Rücksicht darauf, daß andere sich für fähiger hielten. Der gekränkte Ehrgeiz von Leuten, die sich für übergangen glaubten, fand einen Tummelplatz in der Kammer der Abgeordneten, der mehrere Verkehrsbeamte als Mitglieder der Zentrumspartei angehörten, und soweit er sich dort nicht austoben konnte, blieb ihm die Zentrumspresse offen, die von Zeit zu Zeit Aufsätze agressiver und agressivster Natur enthielt, deren materielle Unterlagen eine genaue Kenntnis internster Verhältnisse der Verkehrsverwaltung verrieten. Es kam schließlich soweit, daß der Befund auf dem Schreibtische, an dem der Minister arbeitete und selbst der Inhalt der Schreibtischschubkästen dem Publikum der Zentrumspresse nicht unbekannt blieb. Ein zweifellos fähiger, aber seine Begabung doch sehr überschätzender mittlerer Verkehrsbeamter und Zen-

Digitized by Google

trumsabgeordneter leistete in dieser Beziehung das Menschenmögliche, er darf als die in dem Pressekampf gegen den Minister von Frauendorfer aktivste Persönlichkeit gelten und es müßte mehr über diese Tätigkeit des, überdies von anderen Personen zu ihren Zwecken weidlich ausgenutzten, Mannes gesagt werden, wenn nicht ein früher Tod ihn an dem Einbringen seiner Ernte gehindert und seinem Streben ein plötzliches Ziel gesetzt hätte. Doch: de mortuis usw.!

Diesen unerquicklichen Zuständen gesellte sich ein Mißbehagen des höchsten und der höheren Beamten im Justizressort zu, wo man über die notwendige, aber dort für zu opulent gehaltene Ausgestaltung des Verkehrsministerialetats erzürnt war. Dazu kamen Verstimmungen in Hofkreisen infolge des Einzugs gewisser gesetzlich nicht vertretbarer Privilegien freier und bevorzugter Beförderung auf den Staatsbahnen. Der Ausbau der Schienenwege für den Verkehr im alpinen Grenzgebiete hatte gewisse Kollisionen mit der Hofjagdsphäre zur Folge, welche bei der vornehmen Gesinnung des Prinzregenten Luitpold so lange unwirksam blieben, als der Minister im persönlichen Vortrag die Möglichkeit hatte, seine sachlichen Motive zu entwickeln. In den letzten Jahren aber, als diese Möglichkeit verringert und schließlich ganz entfallen war, bekam eine andere Auffassung leider die Oberhand. Die Modernisierung des Verkehrswesens in Verbindung mit einer für diesen Zweck ins Auge gefaßten staatlichen Ausnützung der Wasserkräfte machten des ferneren eine Reihe pflichtgemäßer Maßnahmen notwendig, deren Durchführung jene Interessen tangierte, die von einem Teile der in der Kammer der Reichsräte sitzenden Größen des Grundbesitzes und der Großindustrie vertreten waren.

Aus ganz ähnlichen Gründen teilte der Finanzminister von Pfaff das Schicksal der Unbeliebtheit in den nämlichen Kreisen. Seine Steuerreform, sein Eintreten für die Nachlaßsteuer bei der Finanzreform, seine Bestrebungen, die ihm unterstellten Staatsbetriebe zu erweitern und sie lukrativer zu gestalten, weckten vor allem den Widerspruch in den genannten Reichsratskreisen, welche infolge ihrer privatkapitalistischen Interessen Gegner jeder Ausdehnung des Staatsbetriebs waren. Diese Gegnerschaft machte sich teils offen geltend in den Debatten der ersten Kammer, teils in einer unablässigen privaten Kritik, die ihren Weg zum Regenten oder mindestens in

Digitized by Google

dessen nähere Umgebung zu finden wußte; wobei zu beachten ist, daß diese Umgebung, welche in früheren Jahren einer politischen Einwirkung sich peinlich enthalten hatte, in fortschreitender Progression mit der Gebrechlichkeit des hohen Greises an Entscheidungen politischer Natur sich zu beteiligen pflegte.

Zwei Faktoren paralysierten mehrere Jahre lang diese Einflüsse, obwohl sie auch in einem Teile der liberalen Presse Sukkurs fanden; das Vertrauen, das die Regierung in der Mehrheit des Landtags und deren Presse wie auch zum Teil bei der sozialdemokratischen Fraktion fand, sodann die Einmütigkeit und die volle gegenseitige Solidarität sämtlicher Zivilminister. Die Angriffe auf die Politik des Ministeriums Podewils, welche unter Beteiligung des früheren Ministerpäsidenten von Crailsheim und sogar einiger jüngerer, bis dahin zur Zentrumspartei gezählter hochadeliger Mitglieder der Kammer der Reichsräte erfolgten, wurden von der Zentrumspartei, ihrer Presse und auch von der sozialdemokratischen Partei und deren Presse stürmisch zurückgewiesen. Dieses Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1909, in welchem die Veränderung der Konstellation der Parteien des Reichstags infolge der Kämpfe um die sogenannte Reichsfinanzreform ihre Wirkung auch in der Landespolitik ausübte. Die vordem mehr in demokratischer Richtung (Gruppe Dr. Heim) orientierte Politik der Zentrumspartei unterlag immer mehr dem Einflusse der preußischen konservativen Partei, wodurch auch im Landtage unter Führung der bis dahin mehr zurückgedrängten adeligen Mitglieder der Zentrumsfraktion der Kammer der Abgeordneten sich eine Entwickelung nach rechts vollzog und Fühlung mit den vorher bekämpften Persönlichkeiten der Kammer der Reichsräte gesucht und gefunden wurde. Zu gleicher Zeit verschärften sich die Gegensätze zwischen der Zentrumspartei und der sozialdemokratischen Partei, lebhafte Kämpfe setzten ein, die, als die Agitation der Sozialdemokraten gegen die vom Zentrum beeinflußte Reichsfinanzreform mit ihren neuen indirekten Steuern unter den Arbeitern und einem Teile des Mittelstandes nicht ohne Erfolg blieb, äußerst erbitterte Formen annahmen. Die Zentrumspartei fühlte sich bedrängt und verlangte von der Regierung eine Stellungnahme in ihrem politischen Sinne. Ein Teil des Ministeriums war bereit, entgegenzukommen, ein anderer Teil hatte Bedenken, die traditionelle Haltung über den

Digitized by Google

Parteien aufzugeben, er sah zudem wohl ein, daß es mit einem halben Entgegenkommen nicht getan sei, da mit dem Appetit auf unbeschränkte politische Macht naturgemäß auch der überdies nie bescheidene Appetit auf die Personalien wachsen mußte. Nun setzte unter dem Deckmantel des Kampfes gegen den Umsturz jener bekannte Verleumdungsfeldzug in der Zentrumspresse ein, der in verstärkten Intrigen der eingangs erwähnten Reichsratskreise sein würdiges Gegenstück fand. Hieraus und in Anbetracht der sonstigen, oben geschilderten Verhältnisse läßt sich ermessen, daß die Situation des Verkehrsministers und des Finanzministers im Ministerrate nicht beneidenswert war und daß ihr Geschick besiegelt gewesen wäre auch ohne die Katastrophe der Landtagsauflösung vom 14. November 1911.

Diese Landtagsauflösung, auf deren nähere Umstände hier nicht weiter eingegangen werden soll, da sie sich aus den Akten des Landtags leicht ersehen lassen, zudem auch in der Öffentlichkeit hinreichend erörtert worden sind, hätte nur dann ihren Zweck erfüllen können, wieder einigermaßen normale Beziehungen zwischen Regierung und Parlament herzustellen, wenn hinter ihr der Wille zur unbeugsamen Konsequenz gestanden wäre. Ein Ministerium, das der Vertretung der Krone einen derartig folgenschweren Entschluß anheim gab, mußte von der Absicht der Krone, unter allen Umständen die Verfassung gegen jeden Einbruch der erlebten Art zu wahren, ebenso überzeugt sein wie von seiner eigenen Stärke, jedem kommenden Sturme Stand zu halten. Es durfte vor einer wiederholten Auflösung des Parlaments nicht zurückschrecken, wenn die ersten Neuwahlen die bisherige Majorität nicht beseitigt hätten. Dazu fehlten freilich alle Voraussetzungen. Die Krone war vertreten von einem im höchsten Maße achtenswürdigen Greise, aber eben von einem Greise, der die Neunzig bereits überschritten hatte, hinfälliger war als es zugestanden wurde, und Einflüssen unterstand, die alles eher waren als einem geordneten Verfassungsleben günstig. Das Ministerium in zwei, wenn nicht gar drei Gruppen gespalten. In der einen die mit scheelen Augen Angesehenen, die in der Umgebung des Regenten unbeliebt, seit geraumer Zeit zum Vortrage nicht mehr zugelassen und die nun auch den Zorn der mächtigsten Partei und deren Hintermänner entfesselt hatten. In der Mitte die, die am liebsten gesehen hätte, wenn der Verkehrsminister sofort auf Wunsch der Zentrumspartei davon ge-

Digitized by Google

gangen wäre und dann die über ihre eigene Tat tötlich Erschrockenen, auf die unabänderliche Gewogenheit des Regenten bauend und bereit, die andern zu opfern, um sich zu retten. Nomina sunt odiosa.

Zum Zwecke dieser Rettungsaktion war eine Vereinbarung getroffen worden, — unter welchen Modalitäten, das weiß ein außerhalb jenes engen Personenkreises stehender Autor natürlich nicht — dem Regenten zu einem geeigneten Termine vor den Neuwahlen die Demission des Gesamtministeriums zu überreichen. Herr von Podewils würde dann, diese Annahme galt als sicher, mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt werden und zu Wehner, Miltner und Brettreich die Ersatzmänner für die auszuschiffenden Pfaff und Frauendorfer schon zu finden wissen. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen müssen indessen nicht so ganz leicht gewesen sein, denn mitten in diese Vorbereitungen platzte wie eine Bombe die Versammlung von Staatsbeamten, die am 1. Februar unter dem Vorsitze eines Oberstlandesgerichtsrats im Augustinenkeller in München stattfand. In dieser Versammlung wurde das Zusammengehen der Liberalen und Sozialdemokraten bei den Wahlen frenetisch begrüßt und die Abgabe roter Stimmzettel in den Kompromiß-Wahlkreisen empfohlen. Die Zentrumspresse münzte diese Versammlung als einen Abmarsch der Staatsbeamten zum Umsturz aus, malte wieder einmal den nahen Untergang von Thron und Altar an die Wand und die geschäftigen Herren des gewissen Reichsratskreises, diesmal assistiert von einer adeligen Persönlichkeit aus der Zentrumsfraktion der Kammer der Abgeordneten, liefen, um den Regenten und seine Umgebung vor das Feuer zu setzen, in das sie ihr Eisen legen wollten. Was bisher trotz eines andauernden Intrigenspiels nicht gelungen war, nun gelang es vollständig, die Schauernachrichten vom Beamtenumsturz wirkten diesmal — sie mögen von dem Chef der Geheimkanzlei dem hilflosen hohen Herrn auch mit der nötigen Ausdauer vorgetragen worden sein! „Das Ministerium will alle Beamten und Beamtenstellen den Sozialdemokraten ausliefern, es muß weg!" So stand jetzt die Sache. Und als der Reichsrat von Auer, der aus seiner Verachtung des bisherigen Ministeriums nie ein Hehl gemacht hatte, der Berater des Prinzregenten wurde, waren jene Vereinbarungen der Podewilsschen Rettungsexpedition überflüssig geworden. Es hieß damals, Herr

Digitized by Google

von Auer hätte den Auftrag übernommen, Herrn von Podewils mitzuteilen, der Regent wünsche, daß er allein bleibe und im übrigen ein neues Ministerium bilde, in dem vor allem der allzulange mit seinen Talenten brach gelegene Herr von Hertling Aufnahme zu finden hätte. Wenn das richtig wäre, so müßten in der allerletzten Minute noch Transaktionen ganz besonderer Art erfolgt sein, bei denen der Prinzregent sowohl wie Herr von Podewils die passiven, Herr von Auer oder ein anderer und Herr von Hertling die aktiven Teile gespielt hätten. Das wird sich, wenn nicht über die Verhandlung vor dem Prinzregenten Aufzeichnungen für das Hausarchiv gemacht worden sind, nie genau feststellen lassen, es ist für die Beurteilung der Aktion an sich auch völlig belanglos. Nun Herr von Podewils, der, bei aller Veranlagung zu weitgehender Nachgiebigkeit, doch ein Mann von lauterem Charakter und ehrlichen Absichten ist, mag seinem Schöpfer für die an ihm etwa begangene Untreue danken. Mit Hertling und Soden, und Herr von Soden stand in der Liste des Herrn von Auer, wäre es ein kurzes und unrühmliches Kutschieren für ihn gewesen.

Dem Prinzregenten ist es bei dieser Ministerwahl gegangen wie Machiavelli im 23. Kapitel seines Buches vom Fürsten sagt: „Ein Fürst, der mehrere befragt, wird nie übereinstimmende Ratschläge erhalten und sie ebenso wenig selbst in Übereinstimmung bringen. Jeder seiner Ratgeber wird immer auf seine eigene Sache denken, und der Fürst wird sie weder kennen noch in Ordnung halten."

Die Ratgeber, die das Ministerium Hertling befürworteten, haben an ihre eigene Sache gedacht, die Reichsratskreise, die die neuen Herren portiert haben, können von ihren Erfolgen befriedigt sein, sie haben eine für ihre Interessen ausgezeichnete Regierung eingesetzt. Herr von Auer wird bei diesen seinen Erwählten wohl nie in die Lage kommen, so starke und unfreundliche Ausdrücke anzuwenden, wie er sie zu seiner Charakteristik von ihm nicht genehmen Mitgliedern des früheren Kabinetts freigebig verschwendet hat. Denn, nachdem die Herren von Hertling und von Soden auf dem sicheren Wege eines „verständig geleiteten ebenso klugen als nachhaltigen Vorgehens" mit falschen Vorspiegelungen an ihr lang ersehntes Ziel gelangt sind, werden sie bei aller Fürsorge für die Personalien der Ver-

Digitized by Google

lässigen ihrer Parteifreunde vom Zentrum die bislang in der Kammer der Reichsräte geübte Interessensolidarität ihren hohen Gönnern nicht aufkündigen.

Von den übrigen Wirkungen des 12. Februar 1912 ist hier nicht weiter zu reden. Die Tagespresse tönt sie verständlich genug wieder, und die Betrachtungen an Gedenktagen gelten im wesentlichen nur der Rückschau. Eines aber glauben wir bei dieser Rückschau gezeigt zu haben, wie achtungswert die Absichten des Prinzregenten Luitpold bei dem Revirement waren — immer vorausgesetzt natürlich, daß der hohe Herr damals noch im Besitze seiner Entschlußkraft gewesen ist — die von ihm gewollte Beruhigung des Landes ist nicht erreicht worden. Und sein Nachfolger, wenn anders er der ist, als welchen wir ihn zu kennen glauben, wird den Tag nicht segnen, an dem, wie man sagt mit seiner Beihilfe, dieses Ministerium der Kammer der Reichsräte und des Systemwechsels im Sinne einer ungehemmten Macht der klerikalen Partei erkürt worden ist.

Wagners Pro-domo-Theorie / Von Emil Ludwig

„Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. Die Würde des echten Künstlers (besteht darin), daß er das Kunstfach, in dem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs Möglichste zu isolieren wisse."

Goethe.

Wagner hat immer geschrieben: mit dreißig, mit fünfzig, im siebzigsten Jahre. Das bedeutet, er mußte sich mitteilen. Bedeutet es nicht mehr? Er mußte sich rechtfertigen. Nicht mehr? Er mußte Theorien pro domo bauen. Sämtliche Schriften von Wagner könnten den Untertitel tragen: „Oder das Wort-Ton-Drama", „oder Bayreuth". Aber sie tragen meist metaphysische Masken.

Man darf einen solchen Vorgang nicht so primitiv verstehen, als setzte sich Wagner hin und konstruierte ästhetische Theorien nach seinen Gaben. Er war niemals dolos, vielmehr in einem sehr tiefen Sinne naiv; wie jeder Schauspieler. Dies Herz, das nur sein eigenes Pochen hörte, fühlte wirklich, das wäre der Pulsschlag der Welt.

Schon früher hat Wagner immer wie ein Wagnerianer geschrieben, von jenem unsäglichen Lebenswillen gedrängt, der sich in den Mittelgrund schieben muß

Digitized by Google

und darum gefährlicher ist, als alle gewöhnlichen Eitelkeiten. Ein Beispiel, als Vorspiel: Seine ersten Kompositionen (das Liebesverbot, die Feen) laufen in gewohnten Bahnen. Wie findet sich Wagner damit ab? Er dekretiert: Große Dichter zeigen schon in ihren Jugendwerken das ganze Hauptthema ihres produktiven Lebens, große Musiker aber gehen zu Anfang in gewohnter Bahn. (Dahinter leuchten ungedruckt etwa die Worte: schon in seiner Jugend gab Wagner, gerade eben durch das Konventionelle seiner Leistung, die ersten untrüglichen Zeichen des Genies.) Dann führt er Mozart und Beethoven, Schiller und Goethe an, beide Paare ebenso falsch wie richtig, für beide lassen sich Beispiele für und gegen geben. Die Antithese ist Willkür, nicht Gesetz.

Ein anderes Beispiel. Seinen Hauptatem verwendet er zur Proklamierung seiner Menschen-Schöpferkraft. Nicht das „Politische" (historische), nicht das „Gesellschaftliche": das „Rein-Menschliche" will er darstellen. Da er sich als Dramatiker fühlt und im bewußten Gegensatz zum Epiker, so dekretiert er: „Das Drama gibt uns den Menschen, der Roman den Staatsbürger". (Und hinter diesem primitiven Irrtum leuchtet es, ungedruckt: Wagner gab euch den Menschen!)

Die Genesis von Wagners Theorien: aus der instinktiven Kenntnis seiner Grenzen, durchschaut man am besten im Falle des Dramas. „Ich bin und leiste nur dann etwas," hatte er gefunden, „wenn ich im Affekt alle meine Fähigkeiten zusammenfasse." Er wäre, sagt er ein anderes Mal „zunächst Dichter und erst in der vollständigen Ausführung des Gedichtes ward ich wieder Musiker. Allein ich war ein Dichter, der des musikalischen Ausdrucksvermögens seiner Dichtung sich im voraus bewußt war." Er wäre immer, heißt es ein drittes Mal, „von zwei künstlerischen Gewalten gedrängt, denen er nicht widerstehen kann und von denen er sich willig zum Selbstopfer treiben läßt."

Nehmen wir Wagners neuen Begriff der „absoluten Musik" (schwarzer Rappen, weißer Schimmel) zur Norm, so wäre er ein relativer Musiker, ein relativer Dichter. Dies nimmt er als gegeben. Wie aber, denkt er nun, und in seinem Kopfe schlagen die Enden der Kette zusammen, um einen Ring zu bilden, — wie aber, wenn gerade hier der höchste Wert, der „Gesamtwert" läge? Wie, wenn in den sonderbaren Gebilden, zu denen der Krampf meiner Begabung drängt, gerade der Höhepunkt aller Begabung zu finden wäre? Man muß es dekretieren! Verschmelzen! Man muß den Ton, die Sprache und das Drama auch begrifflich verschmelzen — und sei es nur mit der zungenschweren Bezeichnung „Wort-Ton-Drama". Wir machen aus dem Hausgesetz ein Landesgesetz. Für Wahnfried setzen wir Deutschland, ja die Welt. Dekret: „Die von vornherein anzustimmende Tonsprache ist daher das Ausdrucksorgan, durch welches der Dichter sich verständlich machen muß, der sich von dem Verstande an das Gefühl wendet und hierfür sich auf den Boden zu stellen hat, auf dem er einzig mit dem Gefühle verkehren kann." (Wie? Iphigenie? Ganz ohne Töne?) Oder, noch kürzer: das Organ der Dichter, das Sprechorgan „ist zu einer gefühlsverständigen Darstellung unfähig." (Wie intellektuell, hart und gefühlsfremd wäre nicht Tasso, Hamlet oder was ihr wollt.)

Der Dichter darf nur die Absicht ausdrücken, „ausführen" wird es dann der Musiker. Oder: „Dieses Kind (Siegfried, vor der Vertonung), das ich zwar erst erzeugt, nun aber auch gebären will . . ." Oder theoretisch: „Da, wo das vom Dichter Vorbereitete wirklich werden soll, . . . da kann er mit der schildernden,

Digitized by Google

deutenden Wortsprache nicht mehr wirken, außer ... durch den Erguß in die Tonsprache."

Absicht und Ausführung in einem Kunstwerk? Geht es um ein kleines Lustspiel, das zwei Köpfe zusammen schreiben; von denen etwa der eine die „Absicht", der andere die „Ausführung" übernimmt? Aber was stände zu fürchten? Ein neues Dekret: Im Gesamtkunstwerk „sind die einzelnen Kunstarten in der höchsten Fülle" vorhanden. Und schließlich heißt es prophetisch: Da werden denn „alle Künste zu ihrer Erlösung durch das allgemeinste Verständnis aufgehen."

Mit der journalistischen Gebärde, mit welcher Wagner immer sich (Subjekt) mit der Welt (Objekt) gleichzusetzen liebte, hat er auch das Erlösungsmotiv aus Wagners Leben auf jedes Dichters Leben projeziert und versucht es nun, ebenfalls im Futurum, den Armen gleichsam durch einen königlichen Gnadenakt mit zu erlösen: „Erst wo sich beide, Prometheus-Shakespeare und Beethoven die Hand reichen; wo die marmornen Schöpfungen des Phidias in Fleisch und Blut sich bewegen werden; wo die abgebildete Natur aus dem engen Rahmen an der Zimmerwand des Egoisten in den weiten, vom warmen Leben durchwehten Raum der Bühne der Zukunft üppig sich ausdehnen wird, erst dann wird, in der Gemeinschaft aller seiner Kunstgenossen, auch der Dichter seine Erlösung finden."

Endlich muß, was vorwärts noch nicht glaubhaft wäre, rückwärts begründet werden. Wagner hat als Kronzeugen für sein „Wort-Ton-Drama" Beethoven selbst heraufbeschworen. Er war zeitlebens bedenklich literarisch. Der Neunten Sinfonie hat er ein Faust-Programm untergeschoben, und selbst dem ehernen, unsäglich stummen Grundthema der Fünften hat er gelegentlich die Worte gegeben: „Es muß geschehn!" (Er konnte nicht anders.) Ja, er hat sogar, pro domo, um die Suprematie der Musik über die andern Künste zu erhärten, den Schlußchor des Faust folgendermaßen gedeutet: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis: als „dem Geist der bildenden Kunst dem Goethe lange und vorzüglich nachstrebte"; das ewig Weibliche zieht uns hinan: als „den Geist der Musik, der aus des Dichters tiefstem Bewußtsein sich emporschwang, nun über ihm schwebt und ihm den Weg der Erlösung bereitet."

Die Neunte Sinfonie umkreiste Wagner wie ein Planet die Sonne, aber er bemerkte es nicht: so rasend kreiste er zugleich um sich selber. Den Willen zur Menschenstimme, der einzig Beethoven zu jener Einführung des Chores am Ende treiben konnte, mißverstand dieser redende Musiker so sehr zu seinen eigenen Gunsten, daß er dafür den Willen zum Worte als Motiv einsetzte. „Für die Neunte (als Kunstwerk) ist der letzte Satz mit den Chören entschieden der schwächste Teil, er ist bloß kunstgeschichtlich wichtig, weil er uns auf sehr naive Weise die Verlegenheit eines wirklichen Tondichters aufdeckt, der nicht weiß, wie er endlich, nach Hölle und Fegefeuer das Paradies darstellen soll!" Und kurz und gut, die Neunte ist „die Erlösung der Musik aus ihrem eigensten Elemente heraus zur allgemeinsamen Kunst!" Oder: Durch das große Tor der Neunten tritt ein, o Fremdling, in die Gärten von Bayreuth!

Wagner nannte — in höchstem Egoismus — die einzelnen Künste egoistisch, und er forderte — mit völliger Tyrannis —, sie sollten sich „in Liebe dem Ganzen ergeben." (Wie Friedrich Wilhelm I., der einen Grenadier anschrie: Lieben soll Er mich, lieben!) Diese echt Wagnerische Forderung stellte ihm sein Genius

Digitized by Google

gleichsam wie ein Ultimatum; daß er dann verallgemeinert an die Menschheit weitergab.

Aus den Theorien vom Kunstwerk der Zukunft, das psychologisch genauer das Kunstwerk der Wagnerischen Gegenwart heißen müßte, tritt der Gegensatz von melodischer und dramatischer Musik hervor. Hier liegt der Schlüssel nicht bloß zum Kunstwerk der Zukunft: auch Wagners eigene Gaben und Grenzen erschließen sich plötzlich dem, der sie noch nicht kennte. Das aufwärts schwälende Feuer dieser Seele, das ruckweise Bersten dieses von Wolkenbrüchen geschreckten Vulkans, Hast und Krampf seines Wollens: dies alles, auf eine bedeutsame Weise zum Dramatischen hin-, vom Melodischen ablenkend, und doch in keinen Reiche heimisch, führte ihn zu jenen antimelodischen Dekreten, deren Unfruchtbarkeit sogleich der erste: sein eigener großer Versuch erwies. Die alten „Nummern", heißt es, sind undramatisch, weil sie vom Dramatischen auf das Musikalische „ablenken". Arien jeder Art „halten die Handlung auf".

Auf das Sonderbarste hat sich Wagner hier an beiden Begriffen zugleich vergangen. Nur einen Sprechgesang fordern, heißt, von der musikalischen Seite her das nämliche, als etwa, von der dichterischen, nur das Epigramm für das Drama fordern. In Wahrheit stellt aber das Drama für wenige Sekunden „Handlung" dar, der minutenlange antithetische Reden und Gegenreden voranzugehen pflegen. Was aber die Stunden füllt, ist im Grunde nichts als der szenisch-lyrische Anstieg und Abstieg zur und von der Handlung. Jedes Drama ist im Grunde nichts als eben dieses „Aufhalten" vor und nach einer Tat oder mehreren Taten. Diese selbst dauern nur Sekunden: ein Kuß, ein Totschlag, ein Bekenntnis, eine Entführung. Nach Lage seiner Gaben wird der Dramatiker sich mehr in epigrammatischer, mehr in lyrischer Form entströmen lassen, immer aber wird diese Seite des Dramas der Musik zu-, jene ihr abgewandt erscheinen. Der „Sprechgang" will ein Mittleres finden, weil sein Gesetzgeber mit seinen Gaben, mit seiner Natur allein auf einem Zwischenfelde gedeiht. Bemerkt er oder ahnt er nicht, daß sich das rein Epigrammatische den Tönen widersetzt, das Lyrisch-Dramatische aber eine Tonwelt will, die Mozart besaß, auch Weber, auch Bizet, nur eben Wagner nicht? Er freilich proklamierte: „Der Gesang ist eben die in höchster Leidenschaft erregte Rede: Die Musik ist die Sprache der Leidenschaft." Er meinte auch hier: *seine* Musik — und irrte sich doppelt.

Als Wagner die Oper durch das „Wort-Ton-Drama" ersetzen wollte, setzte er für die Forderungen der Oper die Forderungen des Dramas ein. Daß jenes Gebilde unter allen Umständen eine „Oper" bleiben muß, d. h. daß hier gesungen wird und nicht gesprochen, — das machte er sich nur zunutze, statt es sich auch zur Warnung zu machen. Er folgerte eine Steigerung des dramatischen Lebens, statt eine Verwirrung dramatischer Gesetze zu folgern. „Die Musik, welche nicht die in den Erscheinungen der Welt enthaltenen Ideen darstellt, dagegen selbst eine, und zwar die umfassendste der Welt ist (dieser kleine Nebensatz ist von Schopenhauer), schließt das Drama ganz von selbst in sich, *da das Drama wiederum selbst die einzige der Musik adäquate Idee der Welt ausdrückt.*" Das ist ein equilibristisches Meisterstück. Der Zusammenhang scheint dunkel, hier folgt seine Erleuchtung: „Das Drama überragt ganz in der Weise die Schranken der Dichtkunst, wie die Musik die jeder anderen Kunst, dadurch daß seine Wirkung einzig im Erhabenen liegt." (Vgl. aus verschiedenen Ge-

Digitized by Google

sichtspunkten: Molière, Michelangelo, Meistersinger.) Und nun kommt folgender, höchst vilaler Zusammenschluß: „... Daß die Idee darstellende Drama kann in Wahrheit eigentlich nur durch jene ... Motive der Musik vollkommen klar verstanden werden. Wir dürften somit nicht irren, wenn wir in der Musik die aprioristische Befähigung des Menschen zur Gestaltung des Dramas überhaupt erkennen wollen." Dies Mißverständnis Nietzsches endet mit folgendem Pro-domo: „Die vollendetste Kunstform mußte demnach von dem Grenzpunkte aus sich bilden, auf welchem jene Gesetze sich zu berühren vermöchten."

Die Pyramide ist fertig. Die Ecksteine: Äschylos, Beethoven, Schopenhauer und Shakespeare tragen den Bau, aber auf der Spitze schwingt Wagner die neuen Tafeln. Über ihm der Himmel ist entgöttert: er hat sie sich selber diktiert, er hat auch dieses verschmolzen: Prophet und Gottheit. —

Die alte Oper wußte sehr wohl, warum sie alles, was dicht an der „Handlung" stand: Entschlüsse, Boten, Verrat, Entdeckungen, — mit einem Worte: die „Intrigue" in das trockene Rezitativ schob. (Nur die Finale machten eine Art Ausnahme). Dies Rezitativ dauert nur doppelt so lange als die gesprochene Rede, Wagners Sprechgesang aber dreimal solange als das Rezitativ. Dieser also ist es, der „aufhält", — und doch fehlt ihm andererseits das Gleichmaß des Liedes, der gleiche Rhythmus einer Arie. Während er dramatisch nichts nutzt, schadet er musikalisch. Wagner hat stets übersehen, daß dieser Sprechgesang nicht typisch-dramatisch, sondern typisch-episch war; und zwar, wie etwa ein Rhapsode Geschehnisse und Taten vortragen soll.

Dies ist der Grund, warum beim späteren Wagner gerade das nicht erreicht wird, was jede Oper alten Stiles dramatisch erreicht: Geschwindigkeit der Handlung, nach und vor den lyrisch-szenischen Ergießungen. Und dies ist auch der Grund für die endlosen Erzählungen im Ringe.

Andererseits, Meyerber, Wagners direkter Vorläufer, brachte zum ersten Male die „interessante Handlung" auf die Bühne, mit Spannungen, mit Aufregungen. Wagner glaubte, an Stelle dieser Äußerlichkeiten Innerlichkeiten zu setzen. In Wahrheit setzte er nur für eine szenische Berechnung eine szenische Vision: denn er war das unvergleichbar größere Theatergenie. Er träumte selber wahrhaft theatralisch, — Meyerber befahl Scribe für ihn theatralisch zu addieren. Ist es dennoch nicht verdächtig, daß Wagner mit solcher Leidenschaft gegen Meyerbers Operndramen wütete? Sollte er sich ihm nicht nur überlegen, — auch verwandt fühlen: wie jeder, der aus innerstem Drang gegen eine Sache wütet? Welcher Weg ist näher: von Wagner zu Meyerber oder von Wagner zu Äschylos? Zu seinem Feinde oder zu seinem Vorbild?

Wagner verwarf — theoretisch — den Zusammenklang mehrerer Stimmen als „undramatisch". Sind Mozarts Finale, ist das zweite Finale des Don Juan dramatisch überhaupt zu übertreffen? Bedeutet nicht vielmehr dieser Zusammenklang mehrere Stimmen, den der Dichter niemals benutzen kann, ein Hauptmittel der Oper zur Erhöhung dramatischer Wirkungen? Tannhäuser war dramatischer als der Ring: deshalb durfte Wagner hier noch oft die Liedform und die Vielstimmigkeit benutzen. Ist dann im Ring mit seinen unendlichen Erzählungen die unendliche Melodie am Platze, so spricht das kaum für den Ring, gewiß nicht gegen Tannhäuser.

Wagner, dessen ganzes Werk zwischen zu trüber Sinnlichkeit und zu klarem Intellektualismus gefährlich schwankt, um nur in den seltensten Augenblicken das

Digitized by Google

Gleichgewicht des Pathos oder der Anmut zu erlangen, hat in diesen Fragen sich um so intellektueller gehalten, als er sinnlich wirken wollte. Die natürliche Neigung des Gesanges: den Sinn der Worte zu verzehren, um nur als Klang zu wirken, war den Meistern der alten Opern sehr bekannt, und auch darum geschah es, daß sie alles Verstandesmäßige im rein musikalischen Teil unterdrückten und in die Rezitative schoben, die ja halb gesprochen wurden. Gerade weil singend handelnde Menschen ein Nonsens bedeuten, ließen sie im Grunde nie ein Stück, vielmehr die Paraphrase eines Stückes singen und spielen. Und hingegeben ihrer „absoluten" Musik, fragt man nicht nach den Unsinnigkeiten der Euryante oder der Zauberflöte, man weiß im Grunde gar nicht, was geschieht. Vor Wagner aber, der prätendierte, wirkliche Dramen zu dichten, fragt man sich zuweilen erschrocken, plötzlich: Warum *singen* diese Wahnsinnigen? Gerade weil er vom Sinn, von der Handlung auszugehen wünscht, fällt er ins Intellektuelle. Ausführlich läßt sich erweisen, wie und warum überall, wo seine Dichtung reich wird, die Musik ganz verarmt. Zu seinen besten Einfällen gibt es keine adäquate Opernmusik, die Musik zu Wagners tiefsten Gedanken hat Beethoven vorausgeschrieben.

Gegen die Gleichsetzung des gesprochenen und des gesungenen Dramas in ihren Gesetzen spricht auch die Dauer. Wagner glaubt an seine Dramen als Dichtungen. Man denke sich, Walküre, erster Akt, in seiner Kürze als Drama gesprochen, oder das Waldweben und den Drachenkampf. Da jede Seite der Dichtung viermal so langsam gesungen als gesprochen wird, ist eine dichterische Verkürzung geboten und meist von Wagner selbst vorgenommen, die jeden Vergleich mit der Entwicklung eines gesprochenen Dramas hindert. Beispiel: In Gunthers Halle spricht man von Siegfried. Gutrune: „Möchte ich Siegfried je ersehn!" Gunther: „. . . Willkommen hieß ich ihn gern." Da ertönt sein Horn! „Vom Rhein her tönt das Horn." Das ist guter Opernstil, aber als Dichtung unmöglich. Seine psychologische Kraft steckte Wagner in die Musik, — was konnte aus der Dichtung werden? Seine ersten Textbücher sind halb so dick, als seine späteren, und doch dauern die Opern beinahe gleich lange. Spricht das wirklich für die späteren?

Allenthalben setzt er das Dichterische mit dem Dramatischen gleich. Seine Definition der dramatischen Melodie — „Erlösung des unendlich bedingten dichterischen Gedankens zum tief empfundenen Bewußtsein höchster Gefühlsfreiheit" — ließe sich ebenso gut und besser auf das Lied anwenden, während gerade im Drama ganz andere Faktoren, vor allem die antithetischen hinzutreten, die sich gegen jede Vertonung sträuben.

Schließlich sucht seine Theorie noch durch ein letztes Tor in die Burg des Dramas zu dringen. „Die nackte Harmonie wird aus einem vom Dichter zugunsten der Harmonie nur gedachten, und durch die gleiche Gesangstonmasse, in welcher die Melodie erscheint, im Drama nicht zu verwirklichenden, im Orchester zu einem ganz realen und besonders vermögenden, durch dessen Hilfe dem Dichter das vollendete Drama in Wahrheit erst zu ermöglichen ist." So weit ein solcher Wagner-Satz überhaupt verständlich wird, deutet er hier auf die Ohnmacht des Dichters ohne Töne hin. Ja, er nennt es an anderer Stelle geradezu „unnatürlich", daß die Gestalten des Dichters „bei höchster Steigerung ihrer Handlungsmomente und Motive diese durch das Organ des *gewöhnlichen Lebens* kund tun." Und indem ihm der singende Mensch in der Leidenschaft

Digitized by Google

natürlicher erscheint als der sprechende, verwechselt er Tagessprache und Dichtersprache und vergißt überdies, daß seine Personen nicht nur in den Augenblicken der Ekstase, sondern immer singen müssen, etwa den Satz: „O weh, da vergaß ich selbst mein Buch," oder die hübsche Wendung: „Elsa, mit wem verkehrst du da?"

In den Meistersingern werden alle Wagner-Theorien merkwürdig erschüttert. Plötzlich steht statt eines Mythos eine Tragödie, statt Göttern eine „Oper" da, komisch, „politisch", unter deutschen Bürgern. Im Pathos der tragischen Dramen wurde die unendliche Melodie damit gerechtfertigt, daß es nicht „alltägliche", nicht „historische" Dinge seien, die man da sang, kurzum: das Mythische. Folgte aber hier die Theorie des Überlebensgroßen den Nürnberger Bürgern bis in ihre niedrige Stuben, sie stießen sich schon im Türrahmen an den Kopf.

Das Suggestive, Berauschende oder Bezaubernde fehlt hier ganz. Was dagegen musikalisch gelungen ist: Walters Lieder, das Schusterlied, das herrliche Quintett, die große Schlußrede: das sind Sätze, weder komisch noch „wagnerisch", sondern pathetisch und zugleich liedartig und singbar oder auch vielstimmig.

W. dekretierte, daß „in Zukunft auch die Schauspielform, als eine für den neuen Zustand ungenügende, unbehilfliche und mangelhafte verschwinden müßte". Die Entwicklung des Dramas seit fünfzig Jahren zeigt freilich ein wenig folgsames Europa.

Von allem ist das merkwürdigste, wie richtig Wagner seine Theorien selbst anwendet: wie einer, der zu rechnen scheint, sich aber vorher die Lösung heimlich verschafft hat. Sonst forderte immer der Künstler in seiner Ästhetik unendlich Höheres, als er selbst zu gestalten vermochte (Goethe). Schriebe der Künstler sonst über Kunst, wenn nicht in jenem Drange über seine gestaltende Kraft scheinbar hinauszukommen? Wagner paßt immer in den Mantel seiner Theorien, weil er sie nach seinem Maße selber zugeschniten. Und wenn er ihnen wirklich untreu wird, an einigen unvergänglich schönen Stellen: so ist es nur, um in den alten Stil zurückzufallen, den er so monoman bekriegte.

Die japanische Kamarilla / Von Hans Lambertz (Yokohama)

Das Ministerium Katsura, das soeben demissionieren mußte, war kaum zwei Monate im Amt. Die folgenden Äußerungen gingen dem „März" aus Yokohama zu. Sie sind unmittelbar nach dem Sturz des Ministeriums Saionji geschrieben und versuchen, deutschen Lesern die politischen Kämpfe innerhalb des japanischen Reiches zu verdeutlichen.

as Ministerium Saionji ist gefallen.

Das siebzehnte Ministerium, das Japan in einem Zeitraume von 28 Jahren gehabt hat. Das wäre ja nun an und für sich nichts Besonderes. Wir sind es nachgerade gewohnt, japanische Kabinette mit den Jahreszeiten kommen und gehen zu sehen und schenken dieser beinahe periodisch wiederkehrenden Erscheinung kaum mehr Aufmerksamkeit, als den kleinen Erdbeben, die Japan allwöchentlich einmal heimsuchen.

Digitized by Google

Den diesmaligen Kabinettwechsel aber werden wir nicht übersehen dürfen. Denn hier handelt es sich um mehr als um den Wechsel von Personen, der noch niemals eine Änderung des Systems im Gefolge hatte. Hier handelt es sich um mehr als um das Verschwinden eines Strohmannes, der mit seinem Namen die Politik anderer gedeckt hat und nun fällt, nicht um einer anderen Richtung, nur um einem anderen Namen Platz zu machen.

Saionjis Demission ist, wenn nicht alles trügt, die erste Episode eines großen Kampfes, der sich in Japan vorzubereiten beginnt.

Welches sind die Gründe, die den Ministerpräsidenten veranlaßten, vom Kaiser seine Enthebung zu fordern?

In klarer Erkenntnis dessen, daß Japans bisherige Finanzpolitik sich so nicht weiterführen lasse, hatte Saionji bei seinem Amtsantritte dem japanischen Volke das Versprechengegeben, die jährlichen Staatsausgaben um mindestens 30 Millionen Yen zu verringern. Von den Ministern seines Kabinetts wurde er in diesem Streben unterstützt: sie alle trachteten, am bisherigen Budget so viel zu ersparen, als nur irgend möglich war. Der Kriegsminister allein machte hiervon eine Ausnahme. General Uyehara erklärte sich zwar auch bereit, von dem jährlichen ordentlichen Etat von 76790438 Yen (nach Abzug der keinerlei Kürzung zulassenden, der Instandhaltung der tatsächlichen Gefechtskraft dienenden Summe von 13000000 Yen) etwa 3%, d. h. 1950000 Yen „ersparen" zu wollen. Er machte jedoch gleichzeitig die Errichtung von zwei neuen, für Korea bestimmten Divisionen zur conditio sine qua non irgendwelcher Ersparnisse. Nicht uninteressant ist nun die Art, wie General Uyehara seine Berechnungen aufstellte.

Er sagte: Die Auslagen für die Erhaltung zweier Divisionen belaufen sich auf 8 Millionen Yen. Hiervon glaubte er allerdings durch Sparsamkeit 600000 Yen nachlassen, also mit 7400000 Yen auskommen zu können. Die Deckung für diesen Betrag wäre der Berechnung Uyeharas nach auf folgende Weise zu finden gewesen. 2640000 Yen (Ausgaben für die heute schon in Korea stationierten $1^1/_2$ Divisionen) sind in Abzug zu bringen. Ebenso die oben angeführten 1950000 Yen, die General Uyehara alljährlich an den ordentlichen Heeresausgaben ersparen zu wollen versprach, vorausgesetzt, daß ihm die zwei neuen Divisionen bewilligt würden. Nach Subtraktion dieser 4590000 Yen wäre also immer noch ein ungedeckter Betrag von 2810000 Yen verblieben, mit dem die Staatskasse nach vollendeter Einrichtung der beiden Divisionen, d. h. nach 1920, alljährlich belastet worden wäre.

Die „Ersparnis" im Ressort des Krieges stellt sich also tatsächlich als eine Mehrbelastung von über dritthalb Millionen Yen dar, und es ist zu begreifen, wenn die japanische Presse diese Art von Einschränkung als Farce, ja geradezu als Verhöhnung des Volkes bezeichnet.

General Uyehara aber bestand auf seiner Forderung, lehnte jedes auf eine Aufschiebung der Neuerrichtung abzielende Kompromiß schroff ab und machte sein Postulat zur Kabinettsfrage.

Die rasche Vermehrung der japanischen Bevölkerung führte er als Hauptgrund für die unumgängliche Notwendigkeit zweier neuer Divisionen ins Treffen. Japans Überschuß an Menschen verlangt ein Sicherheitsventil. Ein solches hat das Land in Korea und der reichen südlichen Mandschurei gefunden. Japan müsse sich nun entscheiden, ob es sich diese Gebiete erhalten wolle, dann müsse die Armee verstärkt werden, — oder ob es auf seine kolonialen Aspirationen

Digitized by Google

Verzicht leisten wolle, dann, meinte der Kriegsminister, müsse Japans männliche Bevölkerung sich einer gewissen Operation unterwerfen, um auf diese Weise künftigem Volksüberschuß vorzubeugen.

Diese Gründe, die Uyehara veröffentlichte, scheinen allerdings ad usum delphini hergerichtet zu sein. Was die japanischen Staatsmänner in Wahrheit beunruhigt, ist nicht etwa Koreas eingeborene Bevölkerung und ihr hier und da noch auflodernder Freiheitsdrang, nicht etwa die neue, bis über den Hals in Verlegenheiten steckende Republik China und ihr legitimer Anspruch auf die Mandschurei, sondern, — das hat man allerdings nicht offen zugegeben, — Rußland und seine allmähliche Wiedererstarkung. Man weiß, daß Rußland mit Eifer am Bau des zweiten Gleises der Amurbahn arbeitet, weiß auch, daß die Armeekorps im Irkutskgebiete für einen sofortigen Vorstoß nach Osten bereit sind. Man ist fest davon überzeugt, daß der Tag, an dem Rußland seine Bahn ausgebaut haben wird, die Lage der Dinge hier im Osten sofort insofern verändert, als der gewaltige Nachbar seine Ansprüche mit ganz anderem Nachdruck als bisher verfolgen wird. Daß Katsuras Mission nach St. Petersburg mißlungen ist, wird kaum mehr geleugnet. Seine vom Geiste des verstorbenen Fürsten Ito geleitete Ententepolitik hat am Zarenhofe ein schlecht verhülltes Fiasko erlitten. Auch hat man die unterbliebene Entsendung eines russischen Spezialgesandten zum Begräbnis Mutsuhitos als einen Affront, als eine Kundgebung der nichts weniger als freundlichen Gesinnung Rußlands peinlich empfunden, wenn man auch den allzu vorlauten Zeitungen rasch den Mund schloß und seinen Ärger hinter dem bekannten japanischen Lächeln versteckte.

Und wenn trotz alledem Ministerpräsident Saionji fest blieb und Uyeharas Forderungen selbst dann ablehnte, als dieser mit seiner Demission drohte, selbst dann, als er erkannte, daß er außerstande sein würde, unter den Generälen des Heeres einen neuen Kriegsminister zu finden, wenn er trotz alledem es vorzog, mit seinem Gesamtkabinett zu demissionieren, bevor er den Forderungen der Militärpartei nach 2810000 Yen nachgab, so muß diese Entschlossenheit wohl einen tiefen Grund haben.

Und so ist es. Die Haltung der japanischen Presse und der Partei der Geschäftsleute läßt erkennen, daß es sich bei diesem Streite weniger um die Frage handelt, ob die Verstärkung des Heeres um zwei Divisionen jetzt oder in ein paar Jahren stattfinden solle, ob die enormen Ausgaben für die Armee um 2810000 Yen vermehrt werden sollen oder nicht: es handelt sich vielmehr um die grundsätzliche Lösung der Frage, ob Japan noch länger eine mit seinen Hilfsmitteln in keinem Einklang stehende Großmachtpolitik treiben solle, ob das Land noch länger unter der Willkürherrschaft der Militärpartei stehen, ob es noch länger von der unverantwortlichen Kamarilla der „Älteren Staatsmänner", der „Genro", beherrscht werden soll oder nicht.

In Europa gibt man sich im allgemeinen der Ansicht hin, Japan sei ein konstitutionell regierter Staat, das erste asiatische Reich, das sich vom Despotismus losgerissen, das einzige, in dem die demokratische Regierungsform der hochzivilisierten Länder Europas feste Wurzel gefaßt hat und zum Heile ausgeschlagen ist. Noch klingen uns ja die Ohren von den Lobeshymnen, die anläßlich des Todes Mutsuhitos dem Verstorbenen in allen Tonarten gesungen wurden: der edle Herrscher, der in freiwilligem Verzicht auf altererbte, ange-

Digitized by Google

stammte Monarchenrechte dem Volke seine Freiheit gab, der weitblickende Staatsmann, der (ein Knabe von 15 Jahren!) der Nation ein Parlament versprach und sein Versprechen wenige Jahrzehnte später glänzend eingelöst hat, der große Mikado, der das japanische Volk auf Kosten seiner eigenen Prärogative zur Selbstbestimmung erzog . . .

„Oh schnöder Irrtum! Errare humanum!"

Nicht Japans Übergang aus asiatisch-despotischem Absolutismus zur freien Regierungsform des westlichen Europa ist das Bewundernswerte an der Sache, sondern die verblüffende Geschicklichkeit, mit der man es verstanden hat, Europa die wahre Sachlage zu verschleiern, die Dinge heute, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, im Zeitalter der auf Null reduzierten räumlichen Entfernungen dem gläubigen Europa in einem grundfalschen Lichte darzustellen und durch Vorspiegelung falscher Tatsachen sich einen Kredit zu verschaffen, den man nie erworben hätte, wüßten die westlichen Völker, wie die Dinge tatsächlich hier liegen.

Japan ein konstitutioneller Staat? Mit einem in den wichtigsten Lebensfragen der Nation entscheidenden Parlament? Einer dem Volke verantwortlichen Regierung?

Das Parlament, das allerdings pünktlich, wie die Verfassung vorschreibt, gewählt und einberufen wird, hat gar nichts zu sagen. Die Regierung, die nicht dem Volke, sondern nur dem Kaiser verantwortlich ist, noch weniger. Und der Monarch selbst — — —, wir wollen uns keiner Majestätsbeleidigung schuldig machen . . .

Wer regiert denn aber in Japan?

Ein kleiner Klub von Männern, die nie im Vordergrunde erscheinen, das Licht der Öffentlichkeit so viel wie möglich vermeiden, immer nur hinter den Kulissen arbeiten und doch die Fäden des staatlichen Lebens in ihren Händen vereinigen und auf alle politischen Ereignisse den entscheidenden Einfluß ausüben.

Fünf Männer gehören momentan dem Genroklub an: Marschall Fürst Yamagata, das geistige Haupt der Vereinigung, Marschall Oyama, Fürst Katsura, Marquis Matsukata und Marquis Inouye.

Der Ursprung dieser Oligarchie läßt sich bis auf die Tage der Restauration (1867/68) zurückverfolgen. Damals waren es einige subalterne Samurai, die über die Köpfe ihrer Lehensherren, der Daimyo, hinweg, das alte, feudale Regime stürzten, den Kaiser zum alleinigen Herrn des Staates machten und sich selbst — zu alleinigen Herren des Kaisers. Als die Reihen dieser herrschenden Kaste durch den Tod gelichtet wurden, ergänzte sie sich aufs neue durch Staatsmänner, die ihren politischen Anschauungen entsprachen. Lange Zeit bildeten sie eine zwar faktisch herrschende, offiziell aber nicht anerkannte Koterie, bis sie vor wenigen Jahren auch die offizielle Anerkennung als Teil der Staatsmaschine erzwangen. Hinter diesen Genro steht das konservative Oberhaus, ihr Werkzeug ist die Armee, ihre Puppen sind die jeweiligen Minister, Herren, die mit ihren Namen die Beschlüsse der Genro decken, die demissionieren, so oft der Staatswagen wieder einmal in den Morast gefahren ist, und die anderen Strohmännern Platz machen, um so einen Wechsel des Systems vorzutäuschen, wo es sich nur um einen Namenswechsel handelt. Denn die wahrhaft Herrschenden bleiben ja immer dieselben, die allmächtigen Drahtzieher hinter dem Throne, die Genro. Seit Beginn der neuen, der

Digitized by Google

Meiji-Ära, haben diese unverantwortlichen Lenker der Geschicke Japans das Land in eine imperialistische Eroberungspolitik hineingedrängt, die Japan bereits in zwei große Kriege verwickelt hat, deren notwendige Voraussetzung und Folge die Erhaltung eines gewaltigen Land- und Seeheeres ist, die dem Lande nicht nur die schwersten Blutopfer bereits gekostet hat, sondern ihm auch in Friedenszeiten die besten Männerkräfte entzieht, und die — last not least — der Nation eine Steuerlast aufgebürdet hat, der die Kräfte des überaus armen Landes in keiner Weise gewachsen sind.

Nachahmungsfähigkeit ist des Japaners starke Seite. Sie muß bei ihm die intuitive Produktionsfähigkeit, die ihm fast ganz abgeht, ersetzen. Freilich rühmt er sich, nicht kritiklos nachzuahmen, sondern vom Guten der andern nur das Beste zu nehmen.

Die Tatsachen sprechen eine gegenteilige Sprache. Europas Erfindungen, zumal auf technischem Gebiete, wurden ziemlich wahllos übernommen und dem ganz fremdartigen japanischen Staatskörper aufokuliert. Sie stehen zum Ganzen in keinem Verhältnis, entbehren des organischen Zusammenhangs, sind nicht wie bei uns die notwendigen, folgerichtigen Ergebnisse einer Jahrtausende alten Entwicklung. Wer jemals einen Japaner — auch der obersten Schichten — im europäischen Salonrock gesehen hat, wird verstehen, was wir meinen. Das schlottert und baumelt um den Mann herum, die Hose ist zu kurz, die Ärmel sind zu lang, mit einem Worte, derselbe Mann, der in der malerischen Hakama und im Seiden-Haori einen vornehmen Eindruck machte, sieht im Kostüm des Abendländers wie eine Vogelscheuche aus. Und ähnlich verhält sich's mit den übrigen Einrichtungen der weißen Welt, die Japan wahllos auf seinen Boden verpflanzte. Besonders mit seiner Nachahmung des europäischen Imperialismus. Was unser Imperialismus zur Voraussetzung hat: reiche Bodenschätze, eine gesunde Industrie, den Kapitalismus, — das fehlt hier. Japans Großmachtpolitik hängt in der Luft, das Land gleicht einem Baumeister, der mit dem Dache beginnen will. Und die Vertreter dieser verkehrten Politik sind die Genro. Sie haben die Nation auf diese Bahn gedrängt, sie haben die Armee — auf Kosten aller übrigen Zweige des staatlichen Lebens — sich zu ihrer jetzigen Größe entwickeln lassen, sie haben dem Lande die schweren Schulden, die enorme Steuerlast aufgebürdet, unter der die Bevölkerung seufzt.

Alle Minister haben Einschränkungen zugesagt, der Kriegsminister allein verlangt 2810000 Yen und soundsoviel Menschen mehr. Das ist bezeichnend!

Bezeichnend aber ist auch die vorher nie dagewesene Einmütigkeit und Schärfe, mit der die Presse gegen die militärischen Neuforderungen Front macht, und wenn nicht alles trügt, bedeutet der Sturz Saionjis den Beginn des Kampfes gegen die Wurzel aller Übel, den Militarismus und die allmächtige Herrschaft der unverantwortlichen Genro.

Digitized by Google

Vom Fahneneid / Von Houyhnhnm

Vor bald einem Jahrzehnt wurde von heldenmütigen serbischen Offizieren der allerhöchste Kriegsherr nebst allerhöchster Kriegsfrau nächtlicher Weile geschlachtet. Das Unternehmen vollzog sich nach dem gleichen philosophisch-technischen Grundsatz, nach dem die Serben heute Albaner und Türken schlachten: wenn man schon mordet, so will man dabei doch auch sein kleines Vergnügen haben!

Jene für die Nutznießer des Fahneneides so leibgefährlich verlaufene Abweichung von der beschworenen Offizierstreue verleitete einen pensionierten preußischen Oberst, den grüblerischen Einfall der Öffentlichkeit zu offenbaren: daß der Fahneneid doch nicht das schlechthin Höchste und Unantastbarste sei, darüber ginge das Heil des Vaterlandes.

Wegen dieses Einfalls entsetzte sich die preußische Kreuzzeitung. Auf ihre Anzeige löste die Armee jede Beziehung zu dem allzu serbisch angehauchten preußischen Pensionär. Es wurde ihm sogar das Recht aberkannt, den Titel eines Oberst a. D. zu führen. Die Beraubung kränkte das Berliner Tageblatt, dessen Mitarbeiter der Grübler damals gewesen, vielleicht noch mehr, als den Ausgestoßenen selbst. Der aber begann einen beträchtlichen Kampf ums Recht auf den Titel. Er verlor in allen Instanzen. Der König des preußischen Offiziers bestätigte alle Entscheidungen der völligen Verfemung.

Wer an der Unverletzlichkeit des Fahneneides zweifelt, darf weder den Rock noch den Titel eines Offiziers mehr führen, selbst dann nicht, wenn er die Zweifel nur auf serbische Verhältnisse beschränkt hat.

Neun Jahrzehnte ungefähr vor der serbischen Königsschlächterei hat ein preußischer General seinem König den Gehorsam aufgekündigt. Er hatte seinem Herrn diesen harten Eid geleistet: „Ich schwöre zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich S. M. dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., meinem allergnädigsten Landesherrn, in allen Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich dienen, allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret. So wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit".

Der König aber hatte dem dermaßen Vereidigten den Befehl erteilt, an der Spitze eines preußischen Korps gegen den russischen Feind zu kämpfen. Der General indessen trachtete unter *Verzicht* auf die ewige Seligkeit und auf den beschworenen Gehorsam gegen den König ein rechtschaffener und unverzagter Soldat zu sein; er *brach* den Eid und führte die ihm anvertrauten Truppen in das Lager des Feindes über.

Das war kein plötzlicher Entschluß, sondern er war literarisch ziemlich gründlich vorbereitet. Es war nämlich die Zeit, in der man, wie Wilhelm II. kürzlich sehr zutreffend in seiner Berliner Studentenpredigt bemerkt hat, nicht nur an das Greifbare und Beweisbare glaubte, sondern im Glauben an Gott Wunder wirkte. So hatte kurz vor dem Eidbruch des Generals *Ernst Moritz*

Digitized by Google

Arndt im Glauben an Gott und unter dem Schutze des Freiherrn vom Stein jenen Soldatenkatechismus in Ostpreußen verbreitet, in dem er aus religiösen Gründen die über alles zwingende Kraft des Fahneneides leugnete: „Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen als dem Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht; wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte; ... müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat." Und der Soldat wurde weiter belehrt: „Das ist die deutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre seines Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche. Das ist deutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein deutscher Mensch, ehe er von deutschen Königen und Fürsten wußte." Wer so nicht handeln würde, dem stellte der Katechet Gottes Zorn und Strafe in Aussicht: „Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott den Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat".

Das war keine Anzweiflung der unbedingten Gültigkeit des Fahneneides bloß für serbische Zustände, sondern es war die bedingungslose Verwerfung und Zerbrechung des Eides, die feurige Aufforderung, in Deutschland, mitten im Kriege, dem Hohenzollernkönig die Treue aufzukündigen. Wehe dem knechtischen und tierischen Soldaten, der sich dem Fahneneid unterwürfe; im Diesseits Verachtung, im Jenseits ewige Höllenstrafen, das wäre sein Los!

Der Glaube an Gott trieb in schlimmen Zwiespalt. Der General hatte bei der ewigen Seligkeit geschworen, den Fahneneid zu halten. Ernst Moritz Arndt aber belehrte ihn, daß solch Gehorsam ihm nicht die ewige Seligkeit, sondern die ewige Verdammnis zuziehen würde.

Und General Yorck brach den Fahneneid und folgte dem Katechismus Ernst Moritz Arndts.

Hundert Jahre später aber erschien der Nachkomme Friedrich Wilhelms III., der deutsche Kaiser an der Stätte jenes Verrats, und wand dem Verräter den Lorbeerkranz. Der Bruch des Fahneneids war somit von dem Erben des Verratenen selbst als vaterländische Ruhmestat anerkannt.

Der frühere Oberst Gädke, dem im Jahre 1903 die sanften und schüchternen Anzweiflungen der absoluten Gültigkeit des Fahneneides im serbischen Kulturgebiet den schönen Titel kosteten, wird wohl nunmehr unter Berufung auf den kaiserlich gewürdigten Gottesglauben von 1813 und die hohenzollerisch gefeierte Tat des Generals Yorck das Wiederaufnahmeverfahren beantragen.

Es wird ihm förderlich sein, wenn er, um sich auf die Tat Yorcks und ihre kaiserliche Verherrlichung würdig berufen zu können, darlegt, daß er nach den letzten Ereignissen nunmehr sich zu der Anschauung durchgerungen habe, nicht nur in Serbien und gegen die Obrenowitsch, sondern auch in Preußen, im Hohenzollernlande, würden die Auffassungen der Helden von 1813 noch verstanden und gepflegt.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Der frühere Zentrumsabgeordnete Dr. Hauber in Arnstorf (Niederbayern), ein noch tätiges Mitglied der Zentrumspartei, ist vom Landgericht Deggendorf wegen Steuerhinterziehung zu 2536 Mark Geldstrafe oder vier Monaten Gefängnis und zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt worden. Der Fall gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß der Sekretär des niederbayerischen (Zentrums-) Bauernvereins Stephan Bühl nach Angabe des Angeklagten diesem einige Winke zur Hintergehung des Rentamts erteilt hat. Die laut geäußerte Entrüstung des früheren bayerischen Finanzministers von Pfaff über eine in den Bauernvereinen organisierte Ratserteilung in Sachen „vorsichtiger" Steuereinschätzung der Mitglieder hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Sturz eines Ministers zu beschleunigen! —

Eine Zuschrift aus Abgeordnetenkreisen, die im Münchener Bayerischen Kurier abgedruckt wird, befürwortet, aus verfassungsrechtlichen und insbesondere aus parteipolitischen Gründen von einer weiteren Erörterung der Regentschaftsfrage in der Zentrumspresse abzusehen. Das Bayerische Vaterland wehrt sich dagegen und behauptet, daß mindestens ebenso viele und gute verfassungsrechtliche Gründe für die andere Ansicht sprechen. Die Parteipolitik habe bei der Frage bescheiden in den Hintergrund zu treten. —

Die Furcht vor einer Reichstagsauflösung infolge einer Obstruktion des Zentrums bei der Militärvorlage oder der Deckungsfrage hat die bayerische Regierung veranlaßt in ihrer Staatszeitung eine Warnung ergehen zu lassen. Herr v. Hertling läßt seine Leute dabei u. a. sagen: „Der Parteiegoismus steht im Vordergrunde. Mit Bedauern ist dies festzustellen. Es hat den Anschein, als wollten seine kurzsichtigen Berechnungen am Ernste der Frage, vor welche die Nation gestellt ist, achtlos vorübergehen. Man hört von Verhandlungen, die unter den Parteien stattfinden. Es verlautet aber bei Erörterung dieses Themas nichts davon, daß man sich bemüht, zu ermitteln, wie bei gemeinsamem Zusammenwirken die zu erwartende Heeresvorlage samt Deckung unter Dach und Fach gebracht werden könnte. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, als würden bereits die Vorteile abgewogen, die aus einem Scheitern dieser Vorlagen die Parteien für sich herausschlagen zu können hoffen. All dies vollzieht sich zu einer Zeit, in der man da und dort im Ausland mit Befriedigung jedes Symptom registrieren würde, daß für eine Schwächung des nationalen Gedankens im deutschen Volke gedeutet werden könnte. Es hält schwer, mit dem Ausdruck des Erstaunens darüber zurückzuhalten, daß die bürgerlichen Parteien des Deutschen Reiches tatsächlich geneigt sein sollten, dem Auslande ein derartiges Schauspiel zu bieten."

Das Münchener sozialdemokratische Organ bucht diesen Vorgang unter dem Titel: Die Gans predigt den Füchsen und erinnert daran, daß der gegenwärtige bayerische Ministerpräsident und frühere Vorsitzende der Zentrumsfraktion des Reichstags doch „durch so manche Fuchsröhre dieser Art selbst geschlieft" sei, als er noch mit seinen Parteifreunden „Militärvorlagen vor den Neuwahlen ablehnte, um sie nachher anzunehmen und den guten Zentrumswählern wie dem anderen Volke in der Form gemeiner indirekter Steuern die Kosten doppelt aus den Taschen zu stehlen." Balthasar

Digitized by Google

Hungariana

Tisza

Ein subalterner Staatsbeamter, erzählt man in Budapest, behob vor Weihnachten sein am Neujahrstage fälliges Gehalt, um seinem Töchterchen — er war Witwer — einen liebevollen Heiligen Abend zu bereiten. Auf dem Wege zum Einkaufen läßt er sich zu einem Spielchen verlocken ... Erst gegen Mitternacht kehrt der Vater heim: ohne Geld, ohne Tanne, ohne Kerzen, ohne Geschenke. Er kann dem harrenden Kinde nur verlegen stammeln: Es gibt dieses Jahr keine Weihnachten, Stefan Tisza hat es verordnet, Weihnachten ist auf den ersten Februar verschoben worden.

Und die politische Pointe: die Ausrede fand bei der Kleinen vollen Glauben.

Warum auch nicht? Graf Stefan Tisza, der gute Hirte, der die Eingänge des Parlaments durch Bajonette bewachen läßt, damit nur Stimmvieh Einlaß findet, Graf Stefan Tisza, der Pascha von Bihar, der einmal von der Jagd verspätet heimkehrt und sich den Schnellzug von der nächsten Station zurückholen ließ, Graf Stefan Tisza, der Gentleman, der einmal, als die Mitreisenden im Kupee erster Klasse in das Öffnen des Fensters nicht einwilligten, die Scheibe mit der Faust durchschlug und dem Schaffner sofort die Buße entrichtete, Graf Stefan Tisza, — warum sollte er auch nicht Herr des Kalenders sein können?

Eigentlich müßte man diesen Menschen lieben. Wenn man schon um ein Jahrhundert älter wäre. So wie man mit dem verzeihenden Pathos der Distanz die großen Missetäter der Geschichte bewundert. In ihnen das Genie des Willens anglotzend mit Scham und Schauer der Schwäche, der Gebundenheit, des Verzichtes.

Und wenn nicht lieben, so werden spätere Generationen diesen Mann wenigstens als Notwendigkeit dankbar schätzen. Dieser politische Verbrecher im Präsidentenstuhl ist das letzte Aufgebot der Junkerherrschaft in Ungarn ... Vor der Rampe tobt noch die unverfrorene Willkür, hinten lauern schon die Geister der Agonie auf das Stichwort. Nur wer von der Zukunft nichts erwartet, kann alles auf den momentanen Machterfolg abstellen. Die Atemnot ist groß, wahnwitzig haut der Verlorene mit der Faust in die Scheibe. Stefan Tisza und die Klasse, deren Diener er ist, wissen es, daß auf das reglementwidrige Handeln Strafe steht; daß sie dennoch nicht anders vorgehen können, entspricht ebenso dem Triebkräftespiel des Lebens, wie, daß das richtende Urteil nicht ausbleibt.

Wahlreform

Gewiß das merkwürdigste Symptom für den Umschwung im Geistesleben Ungarns: den Volksliedern, die früher von dreiundeinhalb Äpfeln, von zerbrochenen Geigen, von roten Kopftüchern, von dunklen Augen erzählten, werden neue Texte untergeschoben. Zu einer alten Csárdásmelodie singt man jetzt beispielsweise: „Allgemeines, geheimes Wahlrecht gebet uns, — Patrioten werden auch wir dann sein, nicht vaterlandslose Strolche".

Über den Verfall der Lyrik läßt sich freilich manche Philologenträne weinen, aber eines steht außer Zweifel: das Volk, das in seinem Marschlied so klipp und klar sein Ziel bezeichnet, ist schon unterwegs.

Noch ein günstiges Auspizium. Wie bei allen großen Umwälzungen: die, die begehrend an den Pforten pochen („Schanzen der Verfassung" sagt man im eloquenten Ungarn), haben auch die Intellektuellen auf ihrer Seite.

Digitized by Google

Dies feststellen, heißt zugleich der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft in Budapest gedenken. Vor kurzem feierte sie ihr zehnjähriges Bestehen. Was diese wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft — indem sie das Verständnis für das Wesentliche des staatlich-gesellschaftlichen Lebens weckte, indem sie stets strebte die Phraseologie durch die Forschung zu ersetzen, indem sie den Anschluß Ungarns an den Westen suchte, — für die Vorbereitung eines neuen Ungarns leistet, wird erst die Zukunft in vollem Maße anerkennen können. Als vor fünf Jahren Graf Julius Andrássy-Sohn, Minister im Koalitionskabinett, in Einsicht seiner völligen Deplaziertheit vom Vorsitz in der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft zurücktrat, bemühte sich ein junger Literat eine bedauernde Resolution zugunsten des scheidenden Ministers herbeizuführen. In einer stürmischen Sitzung, die Professor Julius Pikler, der geistvolle Soziologe und Rechtsphilosoph, leitete, kam die uneingeschüchtert radikale Gesinnung der Gesellschaft so deutlich zum Ausdruck, daß die Konservativen aller Schattierungen entsetzt Alarm bliesen, und die sozialdemokratische Presse feststellte: das fortschrittliche Bürgertum Ungarns ist geboren. Der strebsame junge Herr aber, der die Resolution provozierte, forderte Julius Pikler zum Duell ... Das Herrchen mit dem Ritterkodex auf der einen, der Verfasser einiger bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten auf der anderen Seite — das alte und das neue Ungarn.

Schon damals sang man auf den Boulevards und am Donaukai den neuen Csárdástext: „Allgemeines, geheimes ..." Man hielt sich dabei an das Versprechen des Monarchen („der Krone", wie man mit alttestamentarischer Scheu umschreibt), und die Arbeiterschaft hatte sogar Mühe, gegen das Spottwort von den k. u. k. Hofsozialisten anzukämpfen. Jahrelang versuchte man dann die Wahlrechtsreform hinauszuschieben: jetzt endlich liegt ein Entwurf der Regierung vor. Fragt nur nicht ... Steuerzensus, untere Altersgrenze von 30 Jahren für gewisse Wählerkategorien, Abstellen auf mehrjährige dauernde Anstellung bei demselben Arbeitgeber, offene Stimmabgabe am Lande, — das sind einige Kostproben aus dem Entwurf. Dieser Wechselbalg kann natürlich die fortschrittlichen Forderungen der ungarischen Intellektuellen nicht befriedigen, und wird auch das flotte Tempo der alten Volkslieder mit neuen Texten keineswegs verlangsamen. Graf Julius Andrássy-Vater, hat einmal den Ausspruch getan: Bosnien erobern wir mit einer Militärkapelle. Die ungarische Demokratie könnte — mit mehr Wahrscheinlichkeit, richtig zu prophezeien — sagen: den Staat erobern wir mit einer Csárdásmelodie.

Adolf Josef Storfer

Ariadne

Das Bedauerlichste an diesem neuesten Werk Hofmannsthals und Straußens, der zu beider Unglück (so scheint es) unlösbar verbundenen, ist, daß es auf lange Zeit hinaus unmöglich geworden ist, den Bourgeois-Gentilhomme mit der Musik J. B. Lullis zu geben. Das ist eine entzückende, durchaus noch lebensfähige Musik. Köstlich sind die Arietten der Schneider, Musiker, Tänzer usw., und die exotische Musik zur Türkenzeremonie ist erstaunlich modern.[1]) Niemand kommt auf die naheliegende Idee, die Jourdain-Komödie so zu geben, wie sie gedacht ist; sondern man streicht mit

[1]) Ein Klavierauszug bei Durand (Paris).

Digitized by Google

einer unerhörten Kühnheit (milde gesagt) im Molière herum, um Strauß Gelegenheit zu einem wahren Rattenkönig von Stilverwirrungen zu geben. Nicht daß er in die opera seria Buffoszenen mischt, ist das Arge, sondern daß er diese „seriöse“ Musik neben der stilistisch gut getroffenen der Buffoszenen bringt. Dazu hat Strauß selten Trivialeres, nie Langweiligeres geschrieben, als in diesen Szenen der Ariadne, des Bacchus und der drei zugehörigen Damen. Obendrein ist der größte Teil der Ariadne-Musik ein neuer Aufguß der Rosenkavalier-Musik: die Anfahrt des Oktavian ist zum „Einmarsch“ des Bacchus geworden; das peinliche Schlußduett Quinquin-Sophie ist hier zum fast unerträglich süßen Terzett Najade-Echo-Dryade gesteigert. Selbst das Orchester ist in den pathetisch gedachten Szenen der Oper unerfreulich: sie verlangen durchaus den warmen Klang eines stark besetzten Streicherkörpers, der mehr aus einer Laune als aus Stilgefühl vermieden ist.

Erfreulich und wohltuend sind in diesem als Ganzes unmöglichen Werk die Quintette der „lustigen Personen“ und einzelne kurze und prägnante Sätze der Komödienmusik. Aber selbst in den Buffoszenen ist Schlimmes: die Koloraturarie der Zerbinetta steht auf einer Stufe mit den Walzern im Rosenkavalier. Man gibt vor, zu parodieren, und segelt mit sichtbarem Behagen im Fahrwasser eben der Musik, die man parodieren will.

Immerhin: die Quintette der Oper und in der Komödie beispielsweise die Ouverture des zweiten Akts, dann der Einzug der Köche und vor allem die wirklich köstliche Fechtszene lassen von neuem hoffen, Strauß werde uns noch einmal eine echte komische Oper schreiben, wie wir sie so nötig brauchen. Seit der „Widersacherszene“ im „Heldenleben“ ist man berechtigt zu dieser Hoffnung. Eine Musik aber, wie die der lyrischen Ariadneszenen sollte in einer Zeit, die Pfitzners „Rose vom Liebesgarten“ hat, nicht mehr möglich sein. B.

„Les Halles“

Aus Fleischerbänken dampfen blutige Flüsse . . .
mit einer kleinen Tänzerin Rot
waten Betrunkene taumelnd durch den Kot . . .
und plumpe Weiber preisen ihr Gemüse . . .

in dunklen Gruppen warten an den Ecken
Apachen, wo verschwiegne Gassen münden,
wo grelle Dirne letzte Beuten finden,
und rote Lampen frech die Hälse recken . . .

und irgendwo geht bettelnd wohl ein Kind . . .
und einem sagenhaften Garten gleich
ein Brand von Blumen, lodernd, schwank und reich,
und Düfte, die wie tiefe Träume sind . . .

Fritz Eisenlohr, Paris

Modernismus

Anno 955: Die Mönche vom Kloster Wörth fliehen mit ihren großen Reliquienschätzen zum Grafen von Andechs.

Anno 1393: Die Reliquienschätze wandern von Andechs nach München in die St. Jakobskirche am Anger. Papst Bonifaz IX. genehmigt aus diesem Anlaß einen Jubiläumsablaß für München auf die Dauer von vier-

Digitized by Google

einhalb Monaten. „Und es kamen so viele Pilgrime, daß oft auf einmal vierzigtausend Menschen waren. Und man sagt fürwahr, daß kein Tag von Pfingsten bis Jakobi war, es wäre denn ein Augsburger Metzen Regensburger Pfennige da gelassen worden, denn jedermann wollte gen Himmel."

Anno 1407: Die Mönche zu Andechs haben eine große Wallfahrtskirche gebaut und verlangen die ausgeliehenen Reliquien von der Stadt München zurück. Schwere Heimsuchungen warnen die Münchener, den Mönchen ihr Gut noch länger vorzuenthalten.

Anno 1429: Die Reliquien werden nach Andechs zurückgebracht. Es geschehen viele Wunder. Die Wallfahrer kommen von weit und breit.

Anno 1530: Infolge der ausgebrochenen religiösen Wirren kommen nur wenig Wallfahrer. Die Einnahmen aus dem Opferstock mindern sich bedeutend.

Anno 1700: Alljährlich wallfahrten die Gläubigen von 328 Gemeinden auf den heiligen Berg Andechs. Die Opfer fließen reichlich. Die Opferstöcke müssen jeden Tag entleert werden.

Anno 1775: Die Opferstöcke können den Inhalt mehrerer Tage leicht fassen.

Anno 1900: Alljährlich wallfahrten 160 Gemeinden auf den heiligen Berg Andechs.

Anno 1910: Der Abt zu St. Bonifaz in München klagt über den Rückgang der Wallfahrt nach Andechs.

Anno 1913: Die Benediktiner von Andechs lassen Propagandamarken drucken. Jeder Wallfahrer erhält eine Serie von zehn Stück dediziert.

Biceps

„Rheinsberg"*)

Jugendliche Frische, Grazie, Humor und Ironie: das sind vier Elemente, aus denen sich schon ein aparter Punsch brauen läßt. Oder noch besser eine Bowle, in lauen Sommernächten unter roten Papierlaternen zwischen blühenden Büschen zu trinken. Der hohe Himmel leuchtet; fern rauscht der Fluß; aus dem dritten Nachbargarten linkerhand quäkt melancholisch-selbstzufrieden eine Ziehharmonika.

Gottlob, Eichendorff ist noch nicht tot. Das Merkwürdige ist nur, daß so etwas bloß ein paar Kilometer von Deutschlands Radauzentrum weg die zarten Flügel regen, die lustigen Augen aufschlagen konnte.

Ein verliebtes Pärchen, der brave Wolfgang und Claire, die Medizinerin, entwischt für ein paar Spätsommertage aus Berlin, nistet sich in einem obskuren märkischen Kleinstadtwinkel ein und erlebt da, in anspruchslosen drolligen Begebnissen, sich selbst und alle sieben Himmel seines Glücks und seiner Sehnsucht. „Mögen die in den Gräbern die Fäuste schütteln, mögen die Ungeborenen lächeln — wir sind!"

Ich habe seit langem kein (auch in den Bildern) graziöseres, liebenswürdigeres Büchel in der Hand gehabt, mich musikalisch so gepackt gefühlt wie durch die nächtliche Tanzszene am Schluß und so aus innerstem Behagen heraus geschmunzelt wie bei dem Wasserabenteuer, das den beiden mit der weisen und ernsthaften Jungfrau und Monismuspredigerin Lissy Aachner begegnete.

Dr. Owlglass

*) Ein Bilderbuch für Verliebte von Kurt Tucholsky, mit Bildern von Kurt Szafranski (A. Juncker, Berlin-Charlottenburg).

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Beamtentum und Demokratie

Von Lothar Engelbert Schücking

In der Deutschen Juristenzeitung vom 15. Januar sagt ein hessischer Amtsgerichtsrat in einem sonst sehr lesenswerten Aufsatz über Bürgerkunde und Grundbuch, „die demagogische Belehrung, daß die Beamten um des Volkes willen da seien", gebe vielen aus dem Volke Anlaß, Ansprüche zu erheben. Der alte Richter hält also diese Anschauung, daß der Beamte für das Publikum da sei, für demagogisch. Man fragt unwillkürlich, für wen denn sonst, als das Volk kann der Beamte da sein? Ist denn der ganze bürokratische Apparat Selbstzweck, arbeitet der einzelne in ihm immer nur für seinen Vorgesetzten, letzterer wieder für einen anderen Vorgesetzten und der oberste für den König von Preußen? Beinahe so ist es. Das Beamtentum selbst empfindet es vielfach als beleidigend, wenn von dem einzelnen, auch von besonderen Leistungen desselben in der linksstehenden Presse Notiz genommen wird. Das sieht ja aus, als ob der Beamte nach Beliebtheit haschen, als ob er für das Volk arbeiten wollte. Das empfindet der preußische Bürokrat als verächtlich. Das Volk zahlt Steuern und hat den Mund zu halten. Schlimm genug, daß es in der Gemeinde gehört werden muß. Dafür, daß es im Staatsleben nicht zuviel zu Worte kommt, sorgt das preußische Abgeordnetenhaus, aus dem allzu energische Vertreter des wirklichen Volkes dann bei lebhafterer Opposition schon durch die Polizei hinausgetragen worden sind. Also das Beamtentum hat mit dem Grundsatz, alles für das Volk, durch das Volk nichts zu tun. Dieser Grundsatz setzt Wahlen voraus. Und Wahlen gibt es im staatlichen Beamtentum Preußens nicht. Im Kommunalbeamtentum schämt man sich vielfach der Wahlen und betrachtet sie als etwas Willkürliches, Unsinniges und Unmoralisches. Der Beamte wird ernannt. Daß es zehnmal unmoralischer ist, nach Konnexion, verwandtschaftlichen Beziehungen, politischer Schmiegsamkeit und Brauch-

Digitized by Google

barkeit von einem Vorgesetzten ausgesucht, statt von der Bürgerschaft eines Bezirks nach wirklichen oder vermeintlichen Verdiensten gewählt zu werden, das macht sich niemand von den Leuten klar, die das Wort Demokrat für ein Schimpfwort halten. Der Wert der Presse, die ethische Bedeutung der öffentlichen Meinung sind der herrschenden Klasse in Preußen nahezu völlig unbekannt. Sie hat ein tiefes Mißtrauen gegen das Volk, von dessen Abstimmung, Wahlrecht, Meinungsäußerung sie nichts Gutes erwartet. Die herrschende Klasse betrachtet den Staat als einen Riesenapparat, dessen Hauptaufgabe es ist, das bisherige Gleichgewicht in der Verteilung von Macht, Kapital, — der Monist würde kurz sagen, Energie — beizubehalten. Die wichtigsten Teile dieses Apparats sind die Spitzen der Behörden und gewisse politische Behörden, wie Staatsanwaltschaft, Oberpräsidium, Landratsamt. Ihre Aufgabe soll immer mehr die werden, in erster Linie das Staatsinteresse, d. h. das eben entwickelte Interesse der herrschenden Klasse am Staate zu erhalten. Selbstverständlich geht das nicht ohne Konzessionen an das Volkswohl, denn so gewaltig der Druck auf die beherrschten Klassen ist, je weniger sie ihn empfinden, je mehr für die Erleichterung dieses Drucks unter Beibehaltung des Gleichgewichts getan wird, um so beruhigter und sorgloser können die Herrschenden in betreff der Erhaltung des bisherigen Zustandes sein. Man wird deshalb gerade bei den aristokratischen Verwaltungsbehörden oft eine gewisse Jovialität und scheinbare Züge demokratischen Handelns finden. Um so aristokratischer können dann die anderen Behörden sein. Für viele kommt etwas Demokratisches in Betracht, das gerade in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich undemokratisch wirkt und zwar wunderbarerweise, das ist der Aufstieg zu den höheren Beamtenstellen aus den mittleren Klassen der Bevölkerung. Ein gewaltiger Prozentsatz unserer höheren Beamten besteht aus Personen, die in der Klasse der höheren Beamten in dieser Generation angekommen sind. Das ist gut und gesund. Da aber der Staat bei uns grundsätzlich im letzten Ende und in den Spitzen nur von der Grundaristokratie regiert wird und sich in dem ganzen Staatsgebäude nirgends ein demokratisches Lüftchen regt, suchen die meisten „arrivierten" Leute sich schleunigst nach Kräften zu aristokratisieren. Die deutschen Korps mit ihrer Aristokratisierung der Studentenschaft sind hierfür eine erwünschte Vorschule. Beim preußischen Militär treibt der

Digitized by Google

Aristokratismus seit Jahren die tollsten Blüten. Ich hörte als Einjähriger Andeutungen von einem meiner Offiziere, daß es für mich schwierig sei, Reserveoffizier zu werden, weil ein Namensvetter von mir einen sehr guten Cognak herstelle. Das sprach gegen mich militärisch! Wenn man selbst im Erwerbsleben steht, zweifelt man, ob solche Anschauungen normalem Denken entsprechen können. Beim Militär sind sie durchaus selbstverständlich. Der „arrivierte" Beamte — es gibt keinen anderen Ausdruck — merkt also bald, daß Stellung, Beförderung im Rang, Gehalt, vor allem von seiner Aristokratisierung abhängen, daß demokratisches Denken in Preußen direkt traditionswidrig ist. Der Sohn des Landwirts, des Bürobeamten aptiert sich sehr schnell und übertreibt vielfach noch die angelernte Sache mit Konvertiteneifer. Der klar denkende, aus liberalen Kreisen stammende Bürgerssohn hält als höherer Beamter nicht selten konservative Zeitungen, die für Kreise geschrieben sind, die intellektuell unter ihm stehen. Er will nur noch Mitglied der herrschenden Klasse sein, auch wenn Bezirkskommando, Offizierverein und Alter Herrnverband des S. C. ihn noch nicht ausdrücklich in diese Klasse hineinorganisiert haben. Tausende dieser höheren Beamten in Norddeutschland würden es als einen Rückschritt in ihrer mühsam erkämpften Karriere betrachten, wenn sie sich offen nur zu liberalen, nicht mal zu sozialistischen Ideen bekennten, und diese Beamten bilden das große Rückgrat des Bürokratismus, der scharf zwischen sich und dem Volke unterscheidet und sich nicht mal als Glied des Volkes fühlen, geschweige denn etwa um des Volkes willen da sein will. Alle diese Beamten schaudern bei dem Gedanken, es könne dahin kommen, daß das Volk sie wählte, wie in der Schweiz, daß sie um der Beliebtheit beim Volke willen zuvorkommend in dienstlichen Angelegenheiten sein müßten. Ob eine Verordnung der Bürokratie, eine Verfügung oder eine Anordnung dem Laien unverständlich und für ihn sogar schädlich ist, darauf kommt es ja gar nicht an, denn das Volkswohl ist ein demokratischer und deshalb abwegiger Gedanke und die Erziehung des Beamten soll in Pflichterfüllung gegenüber seinen Vorgesetzten bestehen. Mit dem Volke hat das nichts zu tun.

Ein adliger Referendar in M. pflegt in sein Geschäftsverzeichnis beim Amtsgericht jeden Monat als Wichtigstes einzutragen: „In diesem Monat verkehrte ich mit dem Publikum." Der hohe Herr empfand das als eine

Digitized by Google

schwere Arbeit, daß er mit dem Plebejertum dienstlich, wohlgemerkt nur dienstlich hatte verkehren müssen. Es lag darin für ihn ein schweres Opfer, das er sorgfältig in seinen Akten vermerkte. Solche Leute aber geben in der Beamtenschaft später unbedingt den Ton an. Sie werden von ihren vielen Nachahmern geradezu angestaunt, nicht nur wegen ihrer Monokles, sondern auch wegen ihrer Volksfeindlichkeit. Und wenn sie erst ein Amt haben, darf man ihnen sogar als Anwalt nur schüchtern nahen. Durchblicken lassen, daß sie eigentlich für andere Leute da sind, von ihnen bezahlt werden und für sie arbeiten sollen, hieße sie schwer beleidigen.

„Nur Literatur“

Von Woodrow Wilson, Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika

(Schluß)

Unter dem Einfluß der Entwicklungslehre widmet sich die Wissenschaft dem Studium der Formen, sucht die Erkenntnis spezifischer Unterschiede und will erforschen, in welcher Weise sich das gleiche Lebensprinzip unter dem Zwang veränderter Umstände anders offenbart. Es ist „wissenschaftlich“ geworden, die Art, in der sich das Wesen des Menschen den menschlichen Verhältnissen anpaßt, in den Vordergrund zu stellen; es ist wissenschaftlich in dem Menschen nicht ein Zentrum und eine Quelle der Kraft zu sehen, sondern das Objekt der Kräfte. Wissenschaftlich ist es, Charakter als ein Produkt von Umständen zu bewerten und nicht als ein Zeichen menschlicher Überwindung von Umständen. Und so ist es auch „wissenschaftlich“ geworden, die Sprache an sich als ein bestimmendes Element im Leben der Menschen zu betrachten. Die Geschichte der Wortwurzeln, ihre Wandlungen unter dem Einfluß der Veränderungen von Gewohnheit und Klima, die Gesetze der phonetischen Wandlungen und deren Fortwirkung unter der Maske des Dialekts verknüpfen sich mit dem Studium der grammatischen Formen, die bei der Bildung wissenschaftlicher Vorstellungen von der Entwickelung und den Ge-

Digitized by Google

wohnheiten der Sprache walteten. So wird der Eindruck erweckt, als sei Literatur nur das von diesen Formen erwählte Gefäß, in dem sich uns die Abwandlung dieser Formen während des Gebrauches und ihre Struktur im Laufe der Jahrhunderte enthüllen. Die Lebenskräfte, die von dem Meisterwerke des Genies ausgehen, erscheinen nur als eine Art Dramatisierung des Wörterschicksals. Große Geister konstruieren ihre Schriften als Abenteuer der Sprache. Und gilt die Erforschung statt dem Worte dem Stil, so wird er nicht zum schönen Ausdruck einer Persönlichkeit, sondern nur zu einer Frage von Tonhebungen und von grammatischen Beziehungen.

Wissenschaft ist Erforschung der Kräfte der Tatsachenwelt, der Anpassung, der Voraussetzungen, ist ein Studium des Apparates und des Weltalls: und auch die wissenschaftliche Erforschung der Literatur läuft Gefahr, ein Studium des Apparates zu werden, eine Erforschung der Formen, in welchen die Menschen ihre Gedanken aussprechen, eine Erforschung der Kräfte, durch die diese Formen sich verwandelt haben und sich noch immer verwandeln.

Das wahre Wesen der Literatur bleibt unter allen Formen das gleiche. Das wahre Wesen der Literaturforschung ist das Studium dieses Wesens; es ist nicht eine Erforschung der Verschiedenheiten, sondern eine Erforschung der Gleichheit des Geistes und seines Strebens. Es gibt in der Literatur einen Sinn, der von der Form unabhängig ist, genau so wie es einen Sinn gibt, in dem Musik von seinem Instrument unabhängig wird. Eine meiner Lieblingsvorstellungen ist, daß Apollos Flöte ebensoviel Musik barg wie nur irgendein modernes Orchester. Manche Bücher leben, viele sterben: worin liegt das Geheimnis ihrer Unsterblichkeit? Es liegt nicht in der Schönheit der Form und sogar nicht in der Kraft der Leidenschaft. Man kann von der Literatur das gleiche sagen, was Wordsworth von der Lyrik sagte, dieser am leichtesten unsterblichen Art der Literatur: sie ist „der durch Leidenschaft erregte Ausdruck, der auf dem Angesicht aller Wissenschaft liegt, sie ist der Atem des schöneren Geistes aller Erkenntnis." Die Lyrik hat den leichteren Weg zur Unsterblichkeit, weil sie den süßeren Tonfall hat, weil ihre Klänge in unseren Ohren forthallen und weil ihre Wahrheiten zugleich Melodien sind. Die Prosa hat viel zu überwinden: ihr unauffälligeres Gesicht, ihren weniger musikalischen Tonfall, ihre uns

Digitized by Google

vertrauteren Redewendungen. Aber auch hinter ihnen kann das unsterbliche Wesen der Wahrheit, des Ernstes und des hohen Wollens walten, und auch sie kann die Überzeugung in das Gewand einer Schönheit hüllen, deren Leuchten nimmer verblaßt. Wenn ein Mann nur in seinem Herzen Schönheit birgt, mit der ganzen Macht seines Wesens an etwas glaubt und es gestaltet wie er es sieht, mit dem Licht und dem Schatten seiner Seele, dann kann er zufrieden sterben. Die von ihm geschaffene Schönheit wird nicht mehr aus der Welt schwinden.

Mit Kopfschütteln haben Biographen oft Widersprüche zwischen der Lebensweise mancher Männer und deren Werk betrachtet. Schopenhauer gilt als einer der seltsamsten Fälle. Unruhe durchzog sein Leben, sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn oft über die kleinsten Dinge des Alltags zornig werden; aber wenn er die Feder in der Hand hielt, war er weise und gelassen als hätte die Muse ihn zurechtgewiesen. Er schrieb mit einer stillen Erhabenheit, in der kleine zeitbedingte Dinge ihn nie erreichen konnten. Es ist ein Jammer für manche, daß sie diese Erhebung nicht finden. Wenn es Lebensregeln für den Schriftsteller gäbe, so würde eine der ersten lauten: lebe nicht auf der Suche nach Ruhm, sondern lebe, als ob du ihn verdientest. Für die kleineren Schriftsteller bleibt es ein Ansporn zu wissen, daß sie eines Tages entdeckt und der allgemeinen Betrachtung zugänglich werden können. Das Bewußtsein dieser Möglichkeit sollte ihr Leben bestimmen. Sie sollen sich dazu erziehen, aus ihrem Herzen alles zu verbannen, das nicht echt und nicht imstande ist, notfalls wenigstens ein Jahrhundert zu dauern. Literatur ist Geist. Die Schwierigkeiten des Stils sind nur die Schwierigkeiten eines Künstlers bei der Handhabung seines Werkzeugs. Der Geist, der in einem Auge leuchtet, die Haltung, die Miene, die Gebärde muß der Maler in seinem Malkasten finden. Der Schriftsteller hat weniger in die Augen springende Mittel. Nicht immer leben Wort und Geist in ungetrübter Ehe. Die Sprache, deren Formen die Philologen mit so viel seltsamer Gelehrsamkeit vor uns ausbreiten, ist auf dem Wege zu dem Wesen des menschlichen Geistes nur von geringem Nutzen. Sie ist zu spitzfindig und zu selbstbewußt geworden. Was dir fehlt, ist nicht die kritische Kenntnis der Sprache, sondern das schnelle, unmittelbare Gefühl für sie. Du mußt die Verwandtschaft zwi-

Digitized by Google

schen deinem Geiste und ihren Eigentümlichkeiten erkennen. Du mußt den Satz in deinen Gedanken untertauchen lassen und deinen Gedanken in deinem Satze, bis beide einander vollkommen durchdrungen haben. Dann wird das, was du hervorbringst, für die Dauer bestimmt sein als wäre es fleischgewordener Geist.

Und du mußt farbig darstellen können, mit jenem Atem der Einbildungskraft, der alles was du schreibst über die öde Ebene trockener Darlegung hinaushebt. Nichts ist ganz erfaßt, wenn nicht inmitten des Spieles aller Lichter und Schatten. Der Geist schafft nicht anders als die Natur: in Farben, mit tiefem Helldunkel und flimmerndem Licht. Das gilt nicht nur für die Dichtkunst, das gilt auch für jenes Schrifttum, das nur den Sinn der Tatsachen erfassen will: für das Schrifttum der großen Historiker und der Philosophen, für die Redner und für die großen Meister der Politik. Deren Schilderungen, deren Analysen, deren Aufrufe und deren Darlegung von Grundsätzen sind stets in jene tiefen Farben getaucht, die das Leben zeigt. Ihre Geister antworten nur auf Wirklichkeiten und ihre Augen sehen nur vorhandene Umstände. Ihre Ausdrücke zucken, sie erhaschen im Fluge menschliche Visionen: wie Gemüter gelenkt oder gebeugt werden, wie eine Tat geformt, wie sie vereitelt wird. Die großen „aufbauenden" Geister sind dieses Schlages. Sie „bauen auf" indem sie sehen, was andere zu sehen nicht genug Phantasie hatten. Sie wissen nicht immer mehr, aber sie erkennen mehr. Theodor Mommsens eigenartiger Aufbau römischer Geschichte und römischen Lebens mag als Beispiel gelten. Bedenkliche Männer mißtrauen diesem großen Meister. Sie können das, was er findet, in den Dokumenten nicht finden. Sie werden dir eine verstümmelte Gestalt des alten römischen Staates aufzeichnen und dir sagen, die Glieder könnten nicht gefunden werden, die Gesichtszüge seien nirgends ausgegraben worden. Sie werden dir die Fragmente zeigen, die vorhanden sind, und werden dir zeigen bis zu welchem Grade diese Bruchstücke zusammengestückt werden können, um eine vollständige Beschreibung des Privatlebens und des öffentlichen Lebens jener Zeiten zu gewinnen, da die römische Republik noch jung war; aber was an jener Stelle war, wo die Bindeglieder heute fehlen und die Lücken gähnen, das können sie nur schwächlich zu raten suchen. Ihre Augen vermögen jene verklungenen Tage nur mit Hilfe jener Frag-

Digitized by Google

mente zu erblicken. Nur die Größten sind unbefriedigt und gehen ans Werk, das Leben der Alten in Farben zu malen, die Leben gewinnen, mit einem Material, das Wirklichkeit erringt: mit dem Stoff der aufbauenden Phantasie. Sie haben keine anderen Wissensquellen. Alte Dokumente sind ihnen lebendige Menschen. Reiche ihnen nur einen Torso: und sie werden den Kopf und die Glieder so ergänzen, wie sie gewesen sein müssen. Und was Mommsen nicht vollendete, wird ein anderer mit Mommsens Augen vollbringen.

Hier gewinnen wir einige Einblicke in die einzigen Beziehungen, die die Gelehrsamkeit zur Literatur unterhält. Die Literatur kann ohne exakte Gelehrsamkeit bestehen oder überhaupt ohne Gelehrsamkeit, wenn sie auch dadurch verarmen würde; aber die Wissenschaft kann nicht ohne Literatur bestehen. Sie bedarf ihrer, um in Bewegung zu kommen, Literatur bringt sie in Fluß, beglaubigt sie vor der Rasse, befreit sie aus ihrer Abgeschlossenheit und überträgt sie in das Gehirn der Menschen. Gewiß ist die Wissenschaft eine Zierde der Literatur, ihr Dasein bereichert das Schrifttum: aber nie kann die Gelehrsamkeit aus sich heraus Literatur schaffen. Kostbare Gewänder aus dem fernen Osten machen noch keinen König und eine funkelnde Rüstung allein keinen Ritter. Ja, sprechen wir es offen aus, es gibt sogar einen natürlichen Antagonismus zwischen der Gelehrsamkeit und der Literatur. Die exakte Wissenschaft bewertet die Dinge nach ihrem unmittelbaren Verhältnis zu ihrer Wahrnehmbarkeit oder ihrer Beweisbarkeit, die Literatur aber weiß nichts von einer solchen Prüfung. Die Wahrheiten, die sie sucht, sind die Wahrheiten der Selbstbeschreibung. Das ist eine Frage von Überzeugungen, von Einsichten, eine Frage dessen, was man fühlt, sieht, hört und hofft. Ihr Zweck verbirgt sich hinter der Natur, aber nicht in der Tatsächlichkeit der Erscheinungen. Sie spricht von den Dingen, wie der Mensch sie sieht, aber nicht, wie sie Gott notwendig geschaffen haben muß. Die Persönlichkeit des Sprechers durchdringt alle wahre Literatur. Es muß nicht die Persönlichkeit eines Dichters sein, es kann auch nur die Persönlichkeit eines Sehers sein. Es braucht nicht jene Atmosphäre zu walten, in der Gesichte erblickt werden, es kann auch jene kühlere Luft sein, in der die Umrisse der Menschen und der Dinge klar und scharf hervortreten. Die Literatur mag Aussprüche völlig abgeklärter Weisheit aufweisen wie Stanzen des Gesanges oder Äußerungen leidenschaftlichen Gefühls. Das Wesen

Digitized by Google

des Sonnenlichtes wohnt nicht weniger in den scharfen Lichtstreifen, die über die Schneide eines Schwertes zucken, wie in der brennenden Pracht einer Rose oder dem leuchtenden Glühen eines Frauenauges. Du kannst die Macht eines Meisters der Gedanken mit deinem Gehirne spüren wie du die Macht eines großen Dichters in deinem Herzen fühlst.

Die Gelehrsamkeit tritt dort in das Reich der Literatur, wo sie Teil der schöpferischen Persönlichkeit eines Meisters der Gedanken ist. Kein Mensch ist ein Meister des Denkens ohne zugleich auch ein Meister seines Werkzeuges zu sein: ein Meister des Stils. Gelehrsamkeit ist Stoff, aber sie ist noch nicht das Leben. Unsterblich wird sie erst, wenn eine geschulte und gereinigte Phantasie sie befruchtet und wenn sie Gedanken aufnimmt, die stark und lebendig aus den inneren Quellen der individuellen Einsicht und des individuellen Willens strömen. Farblos und ohne den Widerschein einer Lichtquelle bleibt sie tot und wird nicht zweimal angeschaut werden; ist sie aber ein Teil von dem Leben eines großen Geistes, ist sie von der Persönlichkeit aufgesaugt und in der Münze seines innersten Wesens mit der Prägung eines Charakterkopfes versehen, dann wird sie die Zeit überdauern, in der sie nicht mehr von den Forschern anerkannt wird und nicht mehr von ihr anerkannt werden kann — dann wird sie „nur Literatur". Gelehrsamkeit ist das Reich der sauber geordneten Meinung. Es ist Amt der Gelehrten, Beweise zu sammeln, Folgerungen zu prüfen, Werte zu unterscheiden und Möglichkeiten zu berechnen. Die Literatur aber ist das Reich der Überzeugung und der Gesichte. Sie spricht vom persönlichen Glauben. Ihr Fundament ist nicht das Wissen, sondern das Denken und die Phantasie. Nachdenken heißt in einen Stoff hineinkriechen, sich in ihn vertiefen; während der Forscher sich abseits halten will und seinen Stoff am besten in eine Luft stellt, die keine Farben und keine Strahlenbrechungen kennt. Nachdenken heißt, etwas, was in deinem Sinne lebt, mit der Atmosphäre und allen Farben deines eigenen Lebens erfüllen. Nachdenken ist ein Weckruf an alle Assoziationen, auf daß sie die Bühne der Seele erfüllen. Sie führen die Handlung. Die Gelehrsamen etikettieren, gruppieren Art an Art, entwerfen Kategorien und beweisen mit leidenschaftsloser Methode. Ihre Seelen sind keine Bühnen, sondern Museen; nichts geschieht hier, aber sehr seltsame und kostbare Sammlungen sind dort verwahrt. Wenn die Lite-

Digitized by Google

ratur die Gelehrsamkeit in Anspruch nimmt, so geschieht es nur, um sie mit Phantasie zu erfüllen und sie nach neuen Maßstäben zu formen, von denen sie aus sich selbst heraus nichts weiß.

Gewiß gibt es Bücher, die wir Bücher der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit nennen und die doch ihren Platz in der Literatur erobert haben, Bücher der Wissenschaft, wie Newton sie schrieb, und Bücher der Gelehrsamkeit, wie Gibbon sie verfaßte. Aber die Wissenschaft war nur das Atrium, durch den ein Mann wie Newton in den Tempel der Natur trat; und die Kunst, die er übte, war keine Kunst der Darlegung, sondern die Kunst der Divination. Er war nicht nur ein Gelehrter, er war auch ein Seher, und wir werden ihn nie darum aus den Augen verlieren, weil wir das, was er war, höher einschätzen, als das, was er wußte. Der Gelehrte findet seine Unsterblichkeit in der Form, die er seinem Werke verleiht. Es ist ein hartes Wort, aber seine Wahrheit ist unantastbar: Sei ein Künstler oder rüste dich für die Vergessenheit. Du magst eine Chronik schreiben, aber es wird dir zu nichts frommen. Du wirst nur einem anderen nutzen, der nach dir kommt und das besitzt, was du nicht hattest: ein Ohr für die Worte, die du nicht fandest, ein Auge für die Farben, die du nicht sahst, und eine Faust für die Schläge, die du versäumtest.

Wahre Literatur kannst du an ihrer Form erkennen, und doch ist es unmöglich zu sagen, welche Form sie besitzen soll. Es ist leicht gesagt, daß sie eine Form haben soll, die der Sache entspricht: aber wie entspricht? Soll sie die Sache hervorheben, schmücken und verschönen: oder soll sie die Dinge kurz und stark für sich selbst sprechen lassen? Das ist eine Frage des Stils, über den viele Meister viele verschiedene Meinungen gehabt haben. Wer will sagen, wieviel von Burkes' prachtvollem und mitreißendem Bilderreichtum Teil und Wesen seiner Gedanken war? Warum war Gibbon so formell, so prunkvoll, so gewählt und so seltsam, während er das Beispiel des Tacitus vor sich hatte, dessen direkter gedrungener Stil die Sprache, in der er schrieb, um so viele Hundertjahre überlebte? Wer will im Reiche der Dichtkunst die Mannigfaltigkeiten der Stile ermessen, in denen ein und dasselbe Thema von verschiedenen Künstlern behandelt wurde? Das Wesen eines lebenskräftigen Gedankens ist nicht trennbar von dem Menschen, der ihn dachte; die Ausdrucksform aber wird sich der Handhabung so anpassen

Digitized by Google

wie der Idee. Jeder Stil ist für den Schriftsteller ein Material, das seinen Zwecken und seiner Phantasie gehorcht. Er mag seinen Gedanken mit reich gemusterten Stoffen behängen oder er mag ihn aus einem rohen Steinklotz herausmeißeln, um ihn ungeschmückt und unverhüllt in den Augen der Menschheit freizugeben. Des Schriftstellers einzige Grenzen sind die der Kunst. Er wird sich nie einer Vorliebe für das nur Seltsame und Phantastische hingeben.

Die gezierten Schriftsteller haben gezierte Gedanken und ihr Material paßt zu ihrer Form. Mit ihren Sammlungen altertümlicher Redewendungen und außer Kurs geratener Wörter wollen sie sich nicht nur als Virtuosen ergötzen: sie brauchen die zwiespältig verschlungenen Worte, um die exzentrische Musterung ihres Denkens wiederzugeben. Der große Schriftsteller hat stets Würde, Zurückhaltung, Richtigkeit und Angemessenheit; wo er diese Eigenschaften verliert, hört er auf groß zu sein. Sein Stil knirscht und ächzt nicht unter seiner Leidenschaft, sondern er trägt ihren Strom mit ungebrochener Kraft weiter. Er ist nicht trivial oder armselig, aber er spricht auch die kleinen Gedanken, die den Weg seines Geistes kreuzen, mit Einfachheit aus, weil er ihre Bescheidenheit kennt. Sein Mutwille bleibt innerhalb der Grenzen, sein Lachen wird nie zu einem lärmenden Gewieher, sein Lächeln nie zu einem Grinsen. Ein großer Stil weiß stets, woran er ist. Er verschmäht die Fallen, in denen die Aufmerksamkeit gefangen werden soll, er verschmäht die Übertreibung und das laute Sprechen, mit denen die Aufmerksamkeit festgehalten werden soll. Kein Schriftsteller kann Effekte haschen, wenn sein Haschen fühlbar wird. Denn ein sicherer und dauernder Eindruck wird nie erreicht, solange er nicht so vollkommen erreicht wird als sei er ein Sonnenfleck, etwas Natürliches, etwas Unvermeidliches, das ohne Anstrengung und ohne den verzweifelten Entschluß erstand, eindrucksvoll zu werden. Kühnheit allein kann nie zu dem ersehnten Ziele führen. Was wir bei einem großen Schriftsteller Kühnheit nennen, birgt nie einen Hauch von Wagehalsigkeit, von Unverschämtheit oder Anmaßung. Es zeigt nur hohen Mut und eine mitreißende kräftige Kraftentfaltung, aber wo diese Kraft vorhanden ist, ist ihre Anwendung nicht mehr kühn. Kühnheit ist lächerlich, solange sie nicht eindrucksvoll wird, und eindrucksvoll kann sie nur werden, wenn hinter ihr die Macht eines Charakters und die Kraft der

Digitized by Google

Begabung stehen. Ein plebejisches Mietspferd kann nicht die hohe Schule zeigen. Nur das arabische Vollblut hat die Sehnen und die Glieder, um ihr vollkommene Anmut zu leihen. Die Kunst des Schrifttums verschmäht das Bizarre, sie mischt ihre Farben mit Verstand und folgt in ihrem Streben dem gesunden Vorbild der großen Natur.

Du kannst keinen Katalog der Eigentümlichkeiten großer schriftstellerischer Kunst aufstellen, es gibt keine Literaturwissenschaft. Literatur ist ihrem Wesen nach nur Geist; du mußt sie verspüren und nie formal zu analysieren suchen. Sie ist die Pforte zur Natur und die Pforte zu uns selbst. Sie öffnet unsere Herzen den Erfahrungen großer Menschen und den Vorstellungen großer Rassen. Sie läßt uns die Bedeutung der Tat fühlen und die rätselhafte Kraft geistigen Wollens ahnen. Sie erweitert unsere Seelen zu der grenzenlosen Atmosphäre der reinen Betrachtung. „In diesen schlimmen Tagen, in denen es erzieherisch für nützlicher gilt, die Gesetze der gewöhnlichen Pumpe zu kennen als Keats Ode über eine griechische Urne", wie Herr Birrell sagt, können wir es uns nicht leisten, auch nur einen einzigen kostbaren Satz der „Literatur" ungelesen und ungepriesen vorübergehen zu lassen. Wenn ein freies Volk inmitten seiner Arbeit Tapferkeit und Frohsinn, wenn es im Angesicht von Schwierigkeiten Mut, weise Gemessenheit und weitausblickende Hoffnungen bewahren will, dann muß es oft und tief an den alten Quellen der Dichtkunst trinken. Denn das ist die beste Kur für die besten Ideale. Die großen Geister der Vergangenheit sollen uns zu den Aufgaben der Zukunft führen. „Nur Literatur" wird uns rein und wird uns auch stark erhalten. Und wenn ihre Rätsel auch den Methoden der Wissenschaft entschlüpfen, sie hat die Zauberkraft, die den Weitblick auf ferne Horizonte freihält und unsere Augen tapfer auf diese Welt blicken läßt.

(Autorisierte Übertragung von Hans Winand.)

Digitized by Google

Die Seelenwanderung

Von Maurice Maeterlinck

III

Kommen wir nun zu dem ernsteren Einwand: der Suggestion. Wie Oberst Rochas versichert, hat er und haben alle anderen Experimentatoren auf diesem Gebiete „nicht nur alles vermieden, was das Medium auf einen bestimmten Weg führen könnte, sondern auch oft vergeblich versucht, es durch andere Suggestionen davon abzubringen." Das will ich glauben: Von absichtlicher Suggestion kann hier nicht die Rede sein. Aber wir wissen ja, daß die unbewußte, ungewollte Suggestion auf diesem Gebiet oft weit mächtiger wirkt als jene! So werden bei dem banalen und ziemlich kindlichen Experiment des Tischrückens, das alles in allem weiter nichts ist, als primitive, elementare Telepathie, die Antworten stets durch die unbewußte Suggestion eines Experimentators oder eines bloßen Zuschauers diktiert.*) Man müßte sich also zu allernächst vergewissern, ob weder der

*) Man gestatte mir hier eine persönliche Erfahrung mitzuteilen. Eines Abends in der Abtei St. Wandrille, wo ich im Sommer lebe, machten ein paar eben angelangte Gäste sich den Spaß, mit einem Tischchen Tischrücken zu machen. Ich saß friedlich in einer Ecke des Wohnzimmers und rauchte, ziemlich weit entfernt von dem Tischchen, unbekümmert um das, was an ihm geschah, und mit anderen Gedanken beschäftigt. Nachdem der Tisch sich, wie gebührend, eine Weile hatte bitten lassen, antwortete er, er beherberge den Geist eines Mönches aus dem 17. Jahrhundert, der im Ostflügel des Kreuzganges unter einem Grabstein mit der Jahreszahl 1693 begraben läge. Nach dem Verschwinden des Mönchs, der urplötzlich, ohne jeden ersichtlichen Grund die Unterhaltung abbrach, kamen wir auf den Einfall, eine Lampe zu nehmen und das Grab aufzusuchen. Schließlich fanden wir am Ende des Ostflügels einen Grabstein, halb zerstört, zerbrochen, abgetreten und ausgelöscht, auf dem wir bei scharfem Zusehen mit Mühe die Inschrift entzifferten: „A. D. 1693." Nun war in dem Augenblick, wo der Mönch uns antwortete, in dem Wohnzimmer niemand anders als ich und meine Gäste. Keiner von ihnen kannte die Abtei. Sie waren erst am Abend angekommen, kurz vor dem Essen,

Digitized by Google

Magnetiseur, noch die Anwesenden, noch das Medium selbst je etwas von den reïnkarnierten Personen gehört haben. Man braucht aber doch nur — wird man einwenden — bei den Gegenproben einen anderen Magnetiseur und andere Zuschauer zu nehmen, die von den vorhergehenden Offenbarungen nichts wissen. — Sehr richtig! Aber das Medium kennt sie doch, und die erste Suggestion kann so stark gewesen sein, daß sie in sein Unbewußtes für immer eingegraben ist und immerfort die gleichen Inkarnationen in der gleichen Reihenfolge hervorbringen kann.

Damit soll nun zwar nicht gesagt sein, daß die Suggestionserscheinungen nicht auch mit Mysterien beladen seien, aber das liegt auf einem anderen Felde. Wie man sieht, ist das Problem augenblicklich fast unlösbar und die Kontrolle undurchführbar. Da uns aber nur die Wahl zwischen Reïnkarnation und Suggestion bleibt, so empfiehlt es sich einstweilen, sich an die letztere zu halten. Steht man zwischen zwei Unbekannten, so gebietet die Klugheit und der gesunde Menschenverstand, sich zunächst an das zu halten, das an gewisse, öfters konstatierte Tatsachen grenzt, in denen wir einen uns vertrauten Lichtschimmer finden. Suchen wir erst das Mysterium unseres Lebens zu erschöpfen, bevor wir zugunsten des Mysteriums unseres Todes darauf verzichten. Im ganzen Umfang dieses mit Fallgruben bedeckten Gebietes empfiehlt es sich, bis auf neue Beweise nie von der unbeugsamen Regel abzuweichen, daß Gedankenübertragung vorliegt, solange es nicht absolut und materiell ausgeschlossen ist, daß das Medium oder einer der Anwesenden von der fraglichen Tatsache Kenntnis hat, einerlei, ob diese Kenntnis bewußt oder unbewußt, gegenwärtig oder vergessen ist. Ja selbst diese Bürgschaft ist unzureichend, denn wie sich bei einem spiritistischen Versuch mit der Uhr eines Verstorbenen (Sir Oliver Lodge) gezeigt hat, kann immer noch jemand, der bei den Sitzungen nicht zugegen, ja sogar sehr

und da es nachher völlig dunkel geworden war, so hatten wir den Besuch des Kreuzganges und der Ruinen auf den folgenden Tag verschoben. Die Offenbarung konnte also, wenn man nicht an die „Schalen" oder „Elementale" der Theosophen glaubt, nur von mir kommen. Trotzdem glaubte ich fest, ich hätte keine Ahnung von jenem Grabstein, einem der unlesbarsten unter etwa zwanzig anderen aus dem 17. Jahrhundert, mit denen dieser Teil des Kreuzganges gepflastert ist.

Digitized by Google

weit entfernt ist, auf unbekannte Weise mit dem Medium in Verbindung treten, es aus der Ferne und ohne sein Vorwissen beeinflussen. Um schließlich nichts außer acht zu lassen, müßte man, bevor man den Tod eingreifen läßt, sich vergewissern, ob das ataviſtische Gedächtnis keine unverhoffte Rolle dabei gespielt hat. Kann z. B. ein Mensch nicht im tiefsten Wesensgrunde die latente Erinnerung an Ereignisse tragen, die sich auf die Kindheit eines Vorfahren beziehen, von dem er nie gehört hat und die er nun dem Medium durch unbewußte Suggestion mitteilt? Warum nicht? Wir tragen die ganze Vergangenheit, die ganze Erfahrung unserer Voreltern in uns. Weshalb also sollten sich in den wunderbaren Schätzen der unterbewußten Erinnerung, wenn man sie magisch erleuchten könnte, nicht die Ereignisse und Tatsachen wiederfinden, die die Quellen jener Erfahrung sind? Bevor wir uns dem Unbekannten jenseits des Grabes zuwenden, wollen wir die Möglichkeiten des irdischen Unbekannten bis auf den Grund ausschöpfen. Merkwürdig, aber unbestritten ist übrigens eins: trotz jenes strengen Gesetzes, das scheinbar jede andere Erklärung ausschließt, trotz der schrankenlosen und wahrscheinlich übertriebenen Rolle, die man der Suggestion zuweist, bleiben doch noch einige Tatsachen übrig, zu deren Erklärung man vielleicht etwas anderes zu Hilfe nehmen muß.

Doch kehren wir zur Seelenwanderung zurück. Beiläufig gesagt, ist es sehr zu bedauern, daß die Argumente der Theosophen und Neuspiritisten nicht stichhaltig sind. Denn nie gab es einen Glauben, der schöner, gerechter, reiner, moralischer, fruchtbarer, tröstlicher und in gewissem Sinne wahrscheinlicher ist, als der ihre. Er allein gibt mit seiner Lehre von der allmählichen Sühne und Läuterung allen körperlichen und geistigen Ungleichheiten, allem sozialen Unrecht, allen empörenden Ungerechtigkeiten des Schicksals einen Sinn. Aber die Güte eines Glaubens ist kein Beweis für seine Wahrheit. Obwohl sechshundert Millionen Menschen dieser Religion huldigen, obwohl sie den in Dunkel gehüllten Ursprüngen am nächsten steht, obwohl sie die einzige nicht gehässige und von allen die am wenigsten abgeschmackte ist, hätte sie das tun müssen, was die anderen nicht taten: uns unverwerfliche Zeugnisse bringen. Denn was sie uns bisher gab, ist nur der erste Schatten vom Anfang eines Beweises.

Digitized by Google

IV

Und dann wäre das auch noch nicht des Rätsels Lösung. Im Grunde ist die Wiedergeburt früher oder später ja doch unvermeidlich, denn nichts kann verloren gehen, noch erstarren. Was aber nie und nimmer bewiesen ist und wohl auch stets unbeweisbar bleiben wird, ist die Wiedergeburt des völlig gleichen Individuums, doch ohne die Erinnnerung an ein früheres Dasein. Was läge uns auch an dieser Wiedergeburt, wenn wir nicht wissen, daß wir immer noch derselbe sind? Alle Probleme des persönlichen Nachlebens tauchen wieder auf und alles fängt wieder von vorn an. Selbst wissenschaftlich bewiesen, würde die Reïnkarnationslehre, genau wie Theorie vom Nachleben, unseren Fragen kein Ende machen. Sie gäbe keine Antwort auf die ersten und letzten, nach dem Ursprung und Ende, die einzigen von Belang. Sie verschiebt sie bloß, rückt sie um ein paar Jahrhunderte oder Jahrtausende hinaus, vielleicht in der Hoffnung, sie in der Stille und Weite des Raumes zu verlieren und zu vergessen. Aber sie kehren aus der Tiefe der wunderbarsten Unendlichkeiten zurück und geben sich mit dilatorischer Lösung nicht zufrieden. Sicherlich liegt mir viel daran, zu wissen, was unmittelbar nach meinem Tode meiner harrt und aus mir wird. Die Theosophen sagen mir: „In der Reihe seiner Wiedergeburten büßt der Mensch durch Leid und läutert sich. Er erhebt sich von Sphäre zu Sphäre, bis er schließlich zum göttlichen Urgrund zurückkehrt, von dem er ausgegangen ist." Ich will es glauben, wiewohl das alles noch das ziemlich verdächtige Gepräge unserer kleinen Erde und ihrer alten Religionen trägt. Ich will es glauben, aber was weiter? Mir kommt es nicht auf das an, was eine Weile sein wird, sondern was ewig ist, und euer göttlicher Urgrund scheint mir weder unendlich noch endgültig; vielmehr scheint er dem, was ich ohne eure Hilfe erdachte, weit nachzustehen. Nun aber könnte ein Glaube, der den Gott herabsetzt, den mein höchstes Denken erfaßt, mein Gewissen nicht unterjochen, auch wenn er auf tausend Tatsachen beruhte. Eure Unendlichkeit oder euer Gott ist einerseits unverständlicher als der meine und andererseits weniger groß. Kehre ich in sie zurück, so bin ich daraus hervorgegangen. Konnte ich daraus hervorgehen, so ist sie nicht unendlich, und ist sie nicht unendlich, was ist sie dann? Man hat nur die Wahl zwischen zwei Annahmen. Entweder läutert mich dieser Gott, weil

Digitized by Google

ich außer ihm bin und er nicht unendlich ist, oder er ist unendlich, und läutert mich, weil etwas Unlauteres in ihm war, denn er läutert in mir ja nur einen Teil seiner selbst. Wie sollte man zudem annehmen, daß dieser Gott, der von jeher besteht, der hinter sich die gleiche Unendlichkeit hat wie vor sich, noch nicht die Zeit gefunden hätte, sich zu läutern und seine Prüfungen zu beenden? Was er in der Ewigkeit vor meinem Dasein nicht vermocht hat, wie vermöchte er es in der Ewigkeit nach meinem Tode, da beide ja gleich sind? Die gleiche Frage trifft auch für mich zu. Mein Lebensprinzip existiert von jeher, so gut wie das seine, denn mein Entstehen aus dem Nichts wäre noch unbegreiflicher als mein Dasein ohne Anfang. Ich hatte notwendig unzählige Gelegenheiten, mich zu reïnkarnieren, und vermutlich nahm ich sie auch wahr, denn es ist unwahrscheinlich, daß ich erst gestern auf den Einfall gekommen bin. Alle Möglichkeiten, dahin zu gelangen, wohin ich strebe, boten sich mir also schon in der Vergangenheit, und alle, denen ich noch in der Zukunft begegne, werden zu ihrer schon unendlichen Zahl nichts hinzufügen. — Auf solche Fragen, die überall auftauchen, sobald man eine von ihnen nur streift, ist wenig zu antworten. Inzwischen will ich lieber wissen, daß ich nichts weiß, als mich von trügerischen und unvereinbaren Behauptungen nähren. Ich will mich lieber an eine Unendlichkeit halten, deren Unbegreiflichkeit grenzenlos ist, als mich auf einen Gott beschränken, dessen Unbegreiflichkeit rings begrenzt ist. Nichts zwingt euch, von eurem Gott zu reden, aber nehmt ihr es euch heraus, so müssen eure Erklärungen durchaus mehr wert sein, als das Schweigen, das sie brechen.

V

Allerdings wagen sich die wissenschaftlichen Spiritisten nicht bis zu diesem Gotte vor. Aber dann sind sie eingekeilt zwischen die beiden großen Rätsel des Ursprungs und des Endes und haben uns fast nichts zu sagen. Sie folgen unseren Toten eine kurze Weile in eine Welt, in der die Augenblicke nicht mehr zählen; dann lassen sie sie in der Finsternis im Stich. Ich mache ihnen keinen Vorwurf daraus, denn es handelt sich hier um Dinge, die wir wahrscheinlich auch dann noch nicht wissen werden, wenn wir alles zu wissen vermeinen. Ich verlange von ihnen ja nicht, daß sie mir das Geheimnis der Welt erklären, denn ich glaube nicht wie ein Kind, daß dies Geheimnis

Digitized by Google

in drei Worten liegt, noch daß es in mein Hirn dringen kann, ohne es zu zerstören. Ich bin sogar überzeugt, daß auch millionenmal klügere Wesen als das Klügste unter uns es noch nicht besitzen würden, denn dies Geheimnis muß ebenso unendlich, unergründlich und unerschöpflich sein wie das All selbst. Trotzdem nimmt die Ohnmacht der Spiritisten, das Leben nach dem Tode über ein paar Jahre hinaus zu verfolgen, ihren Experimenten und Offenbarungen viel von ihrer Bedeutung. Bestenfalls ist nur etwas Zeit gewonnen, aber bei diesen Spielen auf der Schwelle bleibt unser Schicksal gewiß nicht stehen. Gern übergehe ich alles, was mit mir in der kurzen Zwischenzeit geschieht, die jene Offenbarungen berühren, wie ich schon über meine Lebensschicksale hinweggegangen bin: dort ist weder mein Schicksal noch mein Hafen. Ich zweifele die berichteten Tatsachen nicht an: sie sind wahr und bewiesen. Aber noch weit unzweifelhafter ist es, daß die Toten, wenn sie ein Nachleben führen, uns nicht viel zu offenbaren haben, sei es, daß sie uns in dem Augenblick, wo sie mit uns reden können, noch nichts zu sagen haben, sei es, daß sie zu der Zeit, wo sie uns Aufschlüsse geben könnten, es nicht mehr vermögen. Vielleicht sind sie dann schon auf ewig von uns entfernt und verlieren uns in der Unermeßlichkeit, die sie erforschen, aus den Augen.

(Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski)

Unser Jagow

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

Die Berliner haben Jagow. Die Pariser hatten Lépine. Und beide haben über ihr Volk eine stärkere Herrschergewalt als Kaiser und republikanische Präsidenten. Glücklicherweise haben wir mit Jagow nur wenig Bekanntschaft. Einer von den beiden reicht für unseren Ruhm aus. Von Jagow wissen wir bloß, daß er uns zwingt, deutsch zu sprechen, wenn wir vor seinen behelmten Kommissären zu den Berlinern reden und daß er uns, seien wir auch nur Professoren, unerbittlich ausweist, wenn wir an seiner Willkür Kritik üben. Lépine aber

Digitized by Google

ist für den Pariser mehr als ein Polizeipräfekt. Er ist eine Art Vorsehung oder möchte es wenigstens sein. Er ist Lépine — mit einem Wort. Und auf seiner Visitenkarte steht einfach, ohne Vornamen und Titel: „Lépine".

Er hat sich bestrebt, die Meinung aufzuzüchten, daß er der große Bezwinger aller Unbill, der Hort der Schwachen, der moderne Gottesstreiter in der Anarchie der Großstadt sei. Er wollte den Eindruck hervorrufen, daß überall, wo ein menschliches Wesen leide oder ein Unglück sich ereigne, Lépine erscheine, um die Leiden zu besänftigen und zu lindern. Die Pariser sahen ihn in Feuerwehruniform auf den Brandstätten um die Flammen herumspringen und stundenlang die Organisation der Löscharbeiten behindern. Die Sozialisten sahen ihn, wie er an der Spitze seiner Brigaden die Bureaus der „Humanité" erstürmte, um die streikenden Eisenbahner zu verhaften; die Gewerkschaften — wie er wütend in die Arbeitsbörse einbrach; die Manifestanten der Maifeier — wie er den von der Militärbehörde geschickt und diskret entworfenen Ordnungsdienst in Verwirrung brachte. Man sah ihn zur Zeit der Inventuren an den Kirchentüren, man sah ihn auf dem Pire Lachaise, man sah ihn bei den Katzenmusiken der Studenten wie bei den offiziellen Feierlichkeiten, bei den Galavorstellungen in der Oper und bei Ministerbegräbnissen. „Lépine, Lépine ist da" flüsterte die Gaffermenge, wenn sie den kleinen, ausgetrockneten Greis aufgeregt, atemlos, immer in allen Zuständen, vorübereilen sah. Und die kleinen Rentner, die kleinen Krämer, wie die in Lumpen gehüllten armen Teufel der Großstadt redeten sich gleich ihm selbst seine Unentbehrlichkeit ein. Wie hätten sie nicht daran glauben sollen? Zwanzig-, ja hundertmal war von seinem Abgang die Rede. Und nicht ein Minister hatte den Mut, ihn von seinem Posten zu entfernen. Boshafte Leute murmelten, daß er wohl allerhand Dinge über die Moral der Deputierten kenne und in der Lage sein müsse, sich zu rächen. Durch seinen Mangel an Voraussicht hat er einen Ministerpräsidenten, Herrn Monis, beinahe ums Leben gebracht, ohne daß dieser, obschon er ihn für den Unfall für verantwortlich hielt, ihm einen anderen Posten zugewiesen hätte. Unser alter Freund Vaillant hat ihn ohne Unterlaß bezichtigt, eine „öffentliche Gefahr" zu sein. Jedermann stimmte zu. Und er blieb.

Es gibt Leute, die behaupten, daß die Pariser Gemeinderäte ihn im Ver-

Digitized by Google

kehr liebenswürdig gefunden und oft den Edelmut seines Herzens wahrgenommen hätten. Ich habe Minister gekannt, die er durch eine Gemütlichkeit des Umgangs und durch seinen Arbeitseifer gewonnen hatte. Aber wer wollte zu behaupten wagen, daß das in einer Demokratie genüge, um einen Mann im Amt zu belassen?

Heute indes geht er wirklich. Gleich Sulla, als er die Diktatur niederlegte, hat er erklärt, warum er gehen könne. Er hat den Leuten den Frieden gebracht, die Arbeitskonföderation gebändigt und in den denkwürdigen Belagerungen von Choisy-le-Roi und Nogent-sur-Marne die „Banditen im Automobil" zerschmettert. Die Pariser können fortan in Frieden leben und sterben. Und er selbst darf, wie er sagt, sich zur Ruhe setzen. Indes, wenn irgend etwas Schweres sich ereignen und sein Nachfolger unfähig sein sollte, wird er da sein — in nächster Nähe. Man braucht keine Furcht zu haben: „Ich habe in meiner neuen Wohnung ein Telephon und werde dem ersten Anruf Folge leisten."

Was ist das? Lächerliche Eitelkeit, grotesker Größenwahn — ohne Zweifel. Aber stellt sich darin nicht die ganze Gedankenwelt der Polizei dar? Der geringste Schutzmann denkt genau wie der oberste Chef. Und auch die Popularität Lépines ist nicht etwa dank der Hilfe einer feilen Presse leicht errungen worden: sie ist die Popularität der Funktion selbst. Für das furchtsame, geängstigte, durch die allgemeine Arbeitskonföderation und die Apachen beunruhigte Kleinbürgertum ist der Polizist Gott. Morgen wird es einem andern Lépine Weihrauch streuen. Und der Vorgänger wird vergebens auf den telephonierten Anruf harren.

Die fortschreitende konfessionelle Zerklüftung

Von Graf Hoensbroech (Berlin-Lichterfelde)

Zu den bedauerlichsten Schäden unseres Volkslebens gehört fraglos die konfessionelle Spaltung, die Deutschlands öffentliches und privates Leben, gleich einem klaffenden Riß, durchzieht. Sie schwächt auf allen Gebieten die für politischen und kulturellen Fortschritt notwendige Einheit des Denkens und Empfindens und damit auch die des Wollens in erheblichem Maße.

Ein Verbrechen begeht somit, wer den Riß vertieft und erweitert. Manche, hüben und drüben, sind leider an dieser verbrecherischen Arbeit. Niemand

Digitized by Google

intensiver und systematischer — es muß das einmal gerade heraus gesagt werden — als die römische Kirche und das in ihrem Dienste stehende „deutsche" Zentrum. Schon allein aus diesem Grunde sind Rom und das Zentrum volks- und staatsfeindliche Faktoren, wie keine zweiten, und es ist verwunderlich, daß die Mehrheit des deutschen Volkes und seine Regierungen sich der unheilvollen Tätigkeit der Genannten nicht kräftiger und zielbewußter erwehren.

Ich sage allerdings mit dem großen alten Fritz: Jeder soll nach seiner Fasson selig werden, d. h. jeder soll ungehindert seine eigenen religiösen Wege wandeln können, und ich verurteile deshalb alle Eingriffe in das konfessionell-religiöse Leben. Aber wenn in einem paritätischen Staate eine Konfession fort und fort sich in Haß und Verachtung an den anderen Konfessionen vergreift, wenn eine Partei ihre „Religion" benutzt, um sich politische Macht zu sichern und damit Straffreiheit für ihre, unter religiösem Deckmantel verübte konfessionelle Verhetzung, dann hat man Recht und Pflicht, gegen dies gemeingefährliche Treiben einzuschreiten.

Was Rom, d. h. was das Papsttum betrifft, so will ich auf seine Verbrechen nach dieser Richtung hin nicht näher eingehen. Jeder Meilenstein, auf dem langen Wege seiner Geschichte, kündet sie, und es ist keine Übertreibung zu sagen: keine Macht unter allen hat so systematisch gegen jede andere Richtung gewütet, als das römische Papsttum gegen seine Gegner. Die Gewänder des „Statthalters Christi" triefen von Blut, das seine haßerfüllte Unduldsamkeit gegen nichtrömische Christen jahrhundertelang in Strömen vergossen hat. Und bis in die gegenwärtige Zeit geht von Rom der Geist der gleichen Unduldsamkeit aus, wie die mit Beschimpfnngen des Protestantismus durchsetzten zahlreichen päpstlichen Enzykliken der neuen, neueren und neuesten Zeit beweisen.

Doch, wie gesagt, lassen wir Rom und beschäftigen wir uns mit seiner politisch-kulturellen Verkörperung in Deutschland, dem Zentrum, das einer seiner ersten Führer, Graf Ballestrem, der frühere Reichstagspräsident, kurz und schlagend als „die Garde seiner Heiligkeit in Rom" charakterisiert hat (Rede auf dem Katholikentage zu Mainz 1892: amtlicher Bericht, Mainz, Franz Kirchheim, S. 433).

Das Zentrum, das sich deutsch nennt, aber römisch ist, geht seit Jahrzehnten systematisch darauf aus, die bestehende konfessionelle Spaltung unseres Volkes zum unüberbrückbaren Abgrunde zu machen.

Seine „politische" Parteipresse ist im „Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse" konfessionell organisiert; sein Wähler-Hinterland bilden die beiden großen konfessionellen Vereine: „Volksverein für das katholische Deutschland" (Mitgliederzahl 700000) und der „Windhorstbund" (Jugendorganisation); sein literarisches Hinterland ist die konfessionelle „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland", an deren Spitze bekantlich der ultramontane bayerische Ministerpräsident Freiherr von Hertling steht. Eine Unzahl konfessioneller Vereine durchzieht als viel- und engmaschiges Netz die Zentrumswahlkreise. Fast jeder Beruf und jede gesellige Bestrebung ist konfessionell zusammengeschlossen und abgesperrt gegen die übrigen, nicht ultramontanen Volksgenossen.

Neben unzähligen katholischen Männer-, Frauen-, Jungfrauen- und Jünglingsvereinen gibt es katholische Juristenvereine, katholische Kaufmannsvereine, katholische Journalistenvereine, katholische Studentenvereine, katho-

Digitized by Google

lische Arbeitervereine, katholische Meister- und Gesellenvereine, katholische Handwerkervereine, katholische Kranken- und Krankenpflegerinnenvereine, katholische Vereine kaufmännischer Gehilfinnen, katholische Gesangvereine, katholische Adelsvereine, katholische Turnvereine, katholische Verkäuferinnenvereine, katholische Dienstmädchenvereine, katholische Lehrlingsvereine, katholische Stenographenvereine, katholische Dachdeckervereine, katholische Hebammenvereine, katholische Mäßigkeitsvereine, katholische Organisten- und Chordirigentenvereine, katholische Tanz- und Theatervereine, katholische Krieger- und Militärvereine, katholische Beamtenvereine, Vereine selbständiger Katholiken, katholische Lehrervereine, katholische Wohltätigkeitsvereine, katholische Beerdigungsvereine, katholische Kneippvereine (Wörrishofen), katholische Krankenunterstützungsvereine, katholische literarische Vereine.

Kurz, um jeden Stand und um jeden Beruf, um gesellige und wohltätige Veranstaltungen zieht sich die vom Zentrum aufgerichtete und sorgsam unterhaltene konfessionelle Scheide- und Brandmauer. Man sollte glauben, mehr kann nach dieser Richtung hin nicht geleistet werden. Und doch, das Zentrum und seine Presse haben das Unmögliche möglich gemacht, sie haben sich gleichsam selbst übertroffen.

Mein antiultramontaner Lebensberuf zwingt mich, die führenden Zentrumsblätter zu halten, und, was schlimmer ist, sie zu lesen. Nun fiel vor mehreren Jahren mein Blick zufällig auf eine Anzeige in der Berliner „Germania", dem „Zentralorgan der Zentrumspartei", wie das lateinisch-römische Blatt sich selbst mit Vorliebe nennt. Die Anzeige lautete:

„Für die katholische Welt Errichtung eines Hotels nebst Festsälen ersten Ranges im Zentrum Berlins in Form einer Gesellschaft geplant. Rentabilität durch Unterstützung der maßgebenden höchsten Kreise gesichert. Interessenten belieben ihre Adressen zu richten sub R. H. 4596 an Rudolf Mosse, Berlin W., Potsdamer Straße 33." (Germania vom 26. April 1906.)*)

*) Die „Interessenten", die auf diese Anzeige anbissen und sonstige reiche Katholiken erhielten (wie später herauskam) folgendes Schreiben:

Vertraulich. Berlin, im Mai 1906.

Ew. Hochwohlgeboren

erlauben wir uns, folgendes Projekt zur gefälligen Beachtung zu unterbreiten: Dem ungemein starken Fremdenverkehr nach unserer Metropole vermögen weder die zurzeit bestehenden, noch die im Bau begriffenen Hotels Stand zu halten. Insbesondere aber dürfte dieser Übelstand Platz greifen bei denjenigen, die Wert darauf legen, in einem unter katholischer Regie stehenden Hotel absteigen und entsprechend(!) bewirtet werden zu können, so z. B. die Geistlichkeit, Besucher von Kongressen kirchlichen bezw. charitativen Charakters, Parlamentarier, allein reisende Damen usw., zumal das Hotel „Union" im Herbst eingeht.

Überdies fehlt es in Berlin an einem erstklassigen Restaurant für diejenigen katholischen Kreise, die einen ihren Grundsätzen angepaßten Aufenthalt und entsprechende Verpflegung suchen.

Unter Berücksichtigung dieser kurz skizzierten Umstände soll in Berlin eine Stätte geschaffen werden, die den weitgehendsten Anforderungen entspricht, ein Rendez-vous-Platz für die vornehme katholische Welt, wobei selbstverständlich der Charakter eines allgemeinen Hotel-Etablissements nicht verloren gehen soll.

Geplant ist der Bau eines Hotels von ca. 250 Zimmern mit Festsälen, Klubräumen, wofür ein Bauplatz in vornehmster, aber auch verkehrsreichster Lage in Aussicht steht, und zwar in der Form einer Gesellschaft, deren Mitgliedschaft durch Übernahme von Anteilscheinen von mindestens 1000 Mark erworben werden soll.

Selbst bei Zugrundelegung ungünstigster Zahlenverhältnisse hat sich ein Rendement von

Digitized by Google

Diese Anzeige machte mich aufmerksam und von da an durchging ich sorgfältig den sonst unbeachtet gelassenen Anzeigeteil des „Zentralorgans der Zentrumspartei". Meine Mühe wurde reich belohnt. Ganze Stöße konfessioneller Geschäftsanzeigen, nach Jahrgängen der „Germania" geordnet, habe ich gesammelt. Sie geben ein anschauliches Bild von dem Bemühen des führenden Zentrumsblattes auch das Geschäfts- und Erwerbsleben konfessionell zu durchseuchen.

Einige Proben aus den letzten Jahren lasse ich folgen:

Josef Doljes, Kürschnermeister, Berlin C., Wallstr. 3. Mitgliedern katholischer Vereine 5 Proz. Rabatt (Germania, 25. Dez. 1910). Meinen werten Glaubensgenossen zur gefl. Nachricht, daß ich mein Geschäft bedeutend vergrößert und nach Schönhauser Allee 186 verlegt habe. Johann Schallau, Uhrmacher und Juwelier. Glaubensgenossen 10 Proz. Rabatt (Germania, 11. Dez. 1910). Ratsstuben, Tegel. Den geehrten Glaubensgenossen empfehle ich meine Lokalitäten. Anerkannt beste Speisen und Getränke. Hermann Nerlich, Mitglied des katholischen kaufmännischen Vereins und anderer kathol. Vereine (Germania, 19. Juli 1910). Möbel neu und gebraucht in großer Auswahl. Meinen katholischen Glaubensgenossen für Groß-Berlin ist Teilzahlung gestattet. Karl Schnapp, Koppenstr. 42 (Germania, 20. Nov. 1910). Was ist die Perle von Berlin? Die beste Toiletteseife der Welt. Max Leißner. Mitglied katholischer Vereine (Germania, 17. Juli 1910). Ringels Bellevue. Inhaber L. Berger, Mitglied kathol. Vereine, Hamburger Sänger, Kaffeeküche, Kegelbahn, Billards (Germania, 7. August 1910). Praktischer Zahnarzt W. Kuhnert, Spandauer Brücke 8. Für Mitglieder katholischer Vereine bedeutend ermäßigte Preise (Germania 23, 8. 1911). Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen von Frau Elise Brewitz, Potsdamer Str. 90. Inhaberin katholisch (Germania, 3. Sept. 1911). Photogr. Kunstatelier, W. Linnartz, Oranienstr. 128. Leser dieser Zeitung 5 Proz. Einzige katholische Firma (Germania, 3. Sept. 1911). Zahnpraxis, R. A. Monski, Köpenicker Str. 121. Glaubensgenossen besonders empfohlen (Germania, 1. Juni 1912). Sämtliche Dach- und Maurerarbeiten, Georg Althaus, Ackerstr. 155. Mitglied katholischer Vereine (Germania, 1. Juni 1912). Der Katholik wohnt in Berlin Mittelstr. 21, Hotel Stadt Kiel (Germania, 31. März 1912). Josef Kaufung, Bau- und Dachdeckergeschäft, Mitglied katholischer Vereine (Germania, 17. April 1912). Damenhüte kaufen Sie am besten bei Skierski, Monumentenstr. 32a. Vorzeiger dieses erhalten 5 Proz. (Germania, 17. Oktober 1912). Tanzinstitut W. Heim für kathol. Damen und Herren, Niederwallstr. 11. Mitglied kathol. Vereine (Germania, 12. Aug. 1912). Optiker Wunder, Mitglied vieler katholischer Vereine, Potsdamer Str. 88, Glaubensgenossen 5 Proz. (Germania, 12. Nov. 1912). Holz- und Kohlenhandlung, Alois Nieke, Neue Roßstr. 6, empfiehlt sich den geehrten Glaubensgenossen (Germania, 15. Sept. 1912). Brauerei Königstadt, Volksabend, hierzu sind noch für Aussteller einige Plätze frei, Glaubensgenossen kostenlos (Germania, 21. August 1912). Lebensversicherung, Vertragsgesellschaft großer katholischer Korporationen sucht usw. (Germania, 30. April 1912). Gartengrundstück preiswert zu verk., fünf Minuten von kathol. Kirche (Germania, 23. 5. 1912) Villa zur Buche, Ober-Schreiberhau, besseres katholisches Haus (Germania, 23. 6. 1912). 15—20000 Mark suche auf mein herrschaftliches Haus, Mitglied katholischer Vereine (Germania, 7. Mai 1911). Hypothek, zweite Stelle, 80000 M., gesucht. Selbstgeb.-Offerten nur von

---

10—15 Proz. ergeben, zumal die Unterstützung der maßgebenden höchsten Kreise gesichert ist.

Wir glauben in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß auch Sie warmes Interesse an dem Zustandekommen eines derartigen Unternehmens hegen, und bitten um möglichst umgehende Mitteilung, ob, resp. in welcher Höhe Sie sich eventuell daran, selbstverständlich ohne Verbindlichkeit, beteiligen würden.

Weitere definitive Beschlüsse sollen in einer dieser Tage stattfindenden Versammlung gefaßt werden.

Mit aller Hochachtung

Der vorbereitende Ausschuß.

Digitized by Google

Katholiken (Germania, 7. Mai 1911). Wer will einen katholischen Inhaber einer Faßfabrik mit Kap. v. 5—10000 M. unterstützen? (Germania, 26. Nov. 1912). Konditorei und Café in verkehrsreicher Straße Berlins mit zahlreicher katholischer Bevölkerung, neben Kirche, verkäuflich (Germania, 16. Juni 1912). Moebel-Loebel, Mitglied katholischer Vereine, Oranienstraße 58 (Germania, 29. Juni 1912). L. Torkel, Herren-Hüte, Mitglied katholischer Vereine (Germania, 5. Januar 1913).

Leicht könnte ich solche konfessionelle Anzeigen verhundertfachen. Die hier abgedruckten, besonders die Anzeigen der katholischen Möbel-, der katholischen Kohlen-, der katholischen Pelz-, der katholischen Uhren-, der katholischen Hut-, der katholischen Juweliergeschäfte, der katholischen Hotels, der katholischen Zahnärzte, der katholischen Wirtschaften kehren ständig wieder; sie müssen sich also gut bezahlt machen.

Auch Sommerfrischen und Badeorte werden in den Zentrumsblättern nach konfessionellen Gesichtspunkten gewertet. So brachte die Kölnische Volkszeitung vom 14. Juli 1912 einen Artikel: „Aus Bädern und Sommerfrischen", worin genau verzeichnet wird, was „der Katholik" an den verschiedenen Orten „findet", und ob „den Wünschen der katholischen Kurgäste Rechnung getragen wird."

Liegt hier nicht eine konfessionelle Vergiftung und damit eine schwere Schädigung des gesamten wirtschaftlichen Lebens unseres Volkes vor? Was würde geschehen, wenn Protestanten und Juden, wenn Dissidenten und Monisten das gleiche täten, was die Katholiken seit Jahren, unter tätiger Beihilfe des Zentrums, tun?

Und leider hat die in den Zentrumsblättern sich breit machende Hoffnung auf klingenden Gewinn, der aus konfessioneller Anstachelung erstrebt wird, auch schon dort ansteckend gewirkt, wo man es nicht erwarten sollte. Die „Passage-Abteilung" einer weltbekannten deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft veröffentlichte am 7. April 1912 in der Kölnischen Volkszeitung ein bezahltes umfangreiches Feuilleton, worin sie zur Benutzung ihrer Dampfer einlädt, mit der Begründung, auf der betreffenden Linie sei der Wallfahrtsort Santiago de Compostella am leichtesten zu erreichen, dessen verschiedene „Heiligtümer" dann beschrieben und gepriesen werden. Ja selbst darauf weist, als Anlockungsmittel für katholische Fahrgäste, die „Passage-Abteilung" hin, daß in der Landungsstadt Vigo „ein deutscher Salesianer-Pater zum Beichthören bevollmächtigt sei"!

Ein erschreckendes Bild konfessioneller Verirrung ist an uns vorübergezogen. Nicht die katholische Religion in sich ist es, die solche bedauerlichen Zustände zeitigt. Nein, diese religiös, wirtschaftlich, sozial und allgemein kulturell in gleicher Weise schlimmen Dinge bringt der, den Katholizismus beherrschende und vergiftende Ultramontanismus hervor, den einer der edelsten, frömmsten und hervorragendsten Katholiken der neuesten Zeit, Reinhold Baumstark († 1900) „die Pestbeule am Leibe der katholischen Kirche" genannt hat (Schicksale eines deutschen Katholiken, S. 361).

Das „deutsche" Zentrum ist es, das mit seinem großen politischen Einflusse diesen Ultramontanismus zur Herrschaft in unserem öffentlichen Leben zu bringen sucht. Sein Haupt und Führer, Spahn sen., hat am 4. September 1909 in einer Zentrumsversammlung zu Rheinbach bei Bonn offen erklärt: „Die Zentrumsfraktion ist bis in die Tiefe ihres Herzens durchdrungen von der Überzeugung, daß Ordnung ins menschliche Leben, in seine sittlichen

Digitized by Google

und materiellen Interessen nur(!) gebracht werden kann durch die Kirche" (Germania, 9. September 1909).

Hier haben wir das Bekenntnis der mächtigsten politischen Partei Deutschlands zur Konfessionalisierung unseres Wirtschaftslebens; hier haben wir die brutal-freche Behauptung, daß unser gegenwärtiges sozialökonomisches Leben nicht in „Ordnung" sei.

Auch der gegenwärtige bayerische Ministerpräsident, Freiherr von Hertling, vertritt die gleichen Grundsätze. In einem, Ende Dezember 1909 zu München gehaltenen Vortrage sagte er, „die katholische Weltanschauung müsse für den Politiker maßgebend sein" (Germania, 28. Dezember 1909).

Und damit auch Rom selbst, der große Oberfeldherr des Zentrums, nicht fehle, führe ich die inhaltlich gleichen Äußerungen an, die der päpstliche Nuntius zu München, Frühwirth, in einem Schreiben vom Juli 1911 an den „Verband der katholischen kaufmännischen Vereine Deutschlands" getan hat: „Mit Recht geht der für die geistige und wirtschaftliche Hebung der jungen Kaufleute und Privatbeamten eintretende Verband von der Überzeugung aus, daß die sicherste Grundlage zur Förderung der kaufmännischen Standesinteressen unsere heilige Religion ist und nur(!) auf ihren Fundamenten sich eine segensreiche soziale Tätigkeit erhalten kann" (Germania, 27. Juli 1911).

Wehren wir uns! Viel steht auf dem Spiele.

Berliner Theaterzustände / Von Max Epstein

Vor einigen Wochen habe ich an dieser Stelle über die wirtschaftlichen Verhältnisse der ernsthaften Theater Berlins berichtet und ich möchte heute über die traurigen Zustände berichten, die bei den übrigen zu einem großen Teile herrschen. Das Jahr 1912 war ein Schreckensjahr für Theatergründungen. Im Jahre 1913 kann es, muß man annehmen, nur besser werden. Das Deutsche Theater, die Kammerspiele, das Lessing-Theater und das Theater der Sozietät in der bisherigen Kurfürsten-Oper sind materiell und im Repertoire glücklich und fest fundiert. Das Berliner Theater setzt die Reihe seiner geschäftlichen Erfolge fort und stützt so auch das ihm angegliederte „Theater in der Königsgrätzer Straße", in dem die Direktoren Meinhardt und Bernauer sich gestatten dürfen, Ibsens „Brand" zum Repertoirestück zu machen.

Von den Possen- und Operettentheatern geht zurzeit das Thalia-Theater am stärksten. Die Geschichte der Direktion Kren & Schönfeld ist lehrreich und erfreulich. Nach jahrelangen Erfolgen unter Mitwirkung von Guido Thielscher hatte nach dessen Weggehen die ursprünglich schlecht fundierte Direktion mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Tage der Direktion gezählt erscheinen ließen. Einem vorübergehenden Erfolge Girardis stand in der folgenden Saison ein desto größerer Mißerfolg des in Berlin nicht richtig be-

Digitized by Google

werteten Künstlers gegenüber. Da kam die Posse „Polnische Wirtschaft" und schaffte den Direktoren so starke Einnahmen, daß sie nunmehr als fast mündelsicher gelten können. Sie haben sich ihren eigenen Musikverlag eingerichtet und erzielen mit der Posse „Puppchen" von Winterfeld Gewinne, die wohl diejenigen aller anderen Theater schlagen. Vom Standpunkte der Kunst mag das zu bedauern sein, vom geschäftlichen Standpunkte ist es erfreulich zu sehen, wie zwei tüchtige Männer, die schwer gearbeitet und gerungen haben, schließlich ihren Lohn finden.

Der Operette geht es nicht gut. Das Gastspiel des Münchener Künstlertheaters, das im „Theater am Nollendorfplatz" zurzeit Leo Falls „Studentengräfin" bringt, dürfte erheblich geringere Einnahmen aufweisen, als die beiden Theater, in denen die Posse gepflegt wird. Das „Theater des Westens" und das „Neue Theater", die unter der Leitung des Direktors Monti und des Verlegers Adolf Sliwinski stehen, haben keine Schlager, die pekuniäre Sicherheit der Direktion jedoch wird diesen beiden Instituten jedes Unheil fernhalten. Dasselbe darf man von dem „Trianon-Theater" sagen, das ebenfalls unter der Leitung von Sliwinski steht. Das französische Lustspiel ist dort zurzeit wieder einigermaßen erfolgreich und dasselbe kann man vom „Residenztheater" sagen, das nach dem Weggang von Richard Alexander sich ungünstig zu entwickeln schien. Die Zustände in dem von Lothar gegründeten „Komödienhaus" sind dagegen weiter unheilvoll. Kein Stück will mehr Erfolg haben; das Haus selbst, das Victor Palfi gehört, steht unter Zwangsversteigerung und im April wird ein neuer Eigentümer eine neue Direktion schaffen. Bewerber sind natürlich schon wieder da, die schon jetzt mit den Hypothekengläubigern Eventualverträge machen. Ernsthafte Reflektanten, welche eine dauernde Besserung der Zustände in diesem Hause versprechen, habe ich bisher noch nicht bemerken können. Die Einnahmen sind zurzeit so minderwertig, daß eine Verlängerung der jetzigen Direktion ohne Direktor über den April hinaus nicht zu erwarten ist.

Dagegen scheint sich in der „Kurfürsten-Oper" das Weiterspiel der Mitglieder auf Teilung zu bewähren. Anfang Februar legte Palfi, der unter einer gewaltigen Schuldenlast zusammenbrach, die Direktion freiwillig nieder. Er hatte in seinem früheren Operettentheater jahrelang große Erfolge erzielt und sich als ein geschickter, aber wenig zuverlässiger Geschäftsmann und als außerordentlich begabter Regisseur erwiesen. Aber auch er litt an den Fehlern der Gründung, an mangelnder Kapitalisierung und falscher Berechnung der zunächst zu erwartenden Einnahmen. So hatte sich trotz der großen Operettenerfolge eine gewaltige Schuldenlast zusammengeballt, mit der er die Direktion der „Kurfürsten-Oper" übernahm. Die erträglichen Einnahmen dieser Operndirektion wurden verschlungen von den Forderungen, die er aus früherer Zeit in das neue Haus hineinbrachte. Dem ursprünglichen Rate, das neue Unternehmen juristisch von vornherein von seiner Person zu trennen, war er nicht gefolgt und der Zusammenbruch konnte nicht mehr aufgehalten werden, nach-

Digitized by Google

dem er in der Not die bekannten gewaltigen Damnos und Zinsen zahlen und seine Vorstellungen im ganzen für einen Spottpreis verpachten mußte. Im Gegensatz zum „Komödienhaus", wo die Gläubiger eine Gesellschaft zur Fortführung des Unternehmens bildeten und mit den Mitgliedern teilen, taten sich hier nur die Mitglieder zusammen, um die Saison zu Ende zu führen. Sie wählten aus ihrer Mitte zwei Führer ihrer Geschäfte und erzielen überraschende Erfolge. Die Billetts werden nicht nicht mehr für einen Spottpreis weggegeben. Die Einnahmen heben sich nach und nach, so daß die schwer geprüften Angestellten auf eine glückliche Beendigung der Spielzeit hoffen können. Während man bei Palfi in den letzten Monaten wenig von seinem Zusammenbruch sprach und nur eines Tages von der erfolgten Niederlegung der Konzession erfuhr, sprach man bei der Direktion Nordau im „Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus" umgekehrt ununterbrochen von einem Zusammenbruch der Direktion, während ein solcher in Wahrheit niemals erfolgt war. Zwar hatte auch dieses Theater, in welchem zurzeit Possen und Operetten gespielt werden, seine erheblichen Schwierigkeiten. Die Direktion hatte aber im wesentlichen Gläubiger, die zum Teil sehr erhebliche Zinsen zur Forderung geschlagen hatten und deshalb auch in der Beitreibung nicht so stürmisch waren. Mit einigem guten Willen wird es hier gelingen, dieses Unternehmen, das ebenfalls an einer schlechten Fundierung leidet, über Wasser zu halten und die Umwandlung des Repertoires von der Operette zum Schauspiel zu bewirken. Über den Erfolg der Direktion Lanz in der zum „Deutschen Schauspielhaus" veränderten „Komischen Oper" läßt sich zurzeit nichts berichten. Immerhin müßte eine wesentliche Erhöhung der Einnahmen eintreten, wenn wir über die Aussichten dieser Direktion beruhigt sein sollen. Wenn ich noch erwähne, daß im „Lustspielhaus" der Schwank „Majolika", an dem ja auch Rößler mitgearbeitet hat, erträgliche Einnahmen erzielt, so habe ich über die reinen Privattheater Berlins vollständig berichtet.

Digitized by Google

Notizbuch

Opfern soll das Volk,

sagt der erste Diener des Staats, sagt der zweite Diener des Staats (der Kanzler Theobald v. Bethmann), sagen die dritten und vierten Diener des Staats.

Der zweite (nur mit ihm, als dem Verantwortlichen, haben wir es zu tun), äußerte, als er beim Deutschen Landwirtschaftsrat mitfestaß, diese christlichen Worte: „Reich und Staat, Haus und Hof sind uns zu heilig, als daß wir sie nicht mit den äußersten Mitteln zu sichern und zu verteidigen entschlossen wären ... Aber Opfer wird es kosten. Gott hat dem deutschen Volke eine Stelle auf dem Erdball angewiesen und unsere Geschicke so gefügt, daß Opfer, große Opfer unser schweres Erbteil sind. Sie willig zu bringen, sei unser Stolz."

Dem Philosophen von Hohenfinow wird es nichts nützen, daß er sich zu einer Sirene ausbilden ließ. Seine Tafelfreunde von gestern werden ihm morgen schon mitteilen, wo man die Opfer am besten holt: jedenfalls nicht von ihren Gütern; „geh und sprich zum Volke, Prophet, was forderst du uns heraus; wir sollen opfern? Haben wir schon mal geopfert? Uns opfert man: das ist Gesetz, das ist Sitte, das ist Tradition. Und darauf ruht Preußen wie auf einem rocher de bronze, und wer uns angreift, der beißt auf Granit. Du weist Bescheid, Prophet."

Da hatte der Monarch ein paar Tage vorher in Ostpreußen — lebensklüger und praktischer — bei weitem weniger phantastische Ansichten geäußert, vielmehr draufgängerisch und vorausberechnend vom „deutschen Volk gesprochen, das zur Übernahme weiterer persönlicher Opfer nach dem rühmlichen Vorbild unserer Väter freudig bereit sein wird". Da weiß man doch gleich, wo und wie. Freudig bereit sein wird es. Das Volk.

Nicht die Herren v. Dohna-Schlobitten, v. Eben-Bauditten, nicht die fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen Festesser des Deutschen Landwirtschaftsrats, die geben täglich ihr Blut und Gut für Kaiser und Reich, veranstalten ihnen zu Ehren nicht eben billige Gastmähler, sondern verspritzen auch einen guten Teil ihrer gehirnlicher Substanz beim Anhören von Toasten und — so Majestät befiehlt — im Hinausschmettern eines echt deutschen dreimaligen Horidoh.

Also was in ihren Kräften steht, tun sie. Aber: sie sind die Herren, und weit, weit unten liegt das Volk. Das soll opfern! Um dem Deutschen Reich seine Macht zu sichern, wird erläutert. Um den gegenwärtigen Machthabern ihre Gewalt zu sichern, hieße es wahrer.

Wenn das Volk opfern soll, so frage es: wofür? Gut, ich will noch mehr opfern, ich will mir Entbehrungen auferlegen, wie ihr es verlangt, aber wofür? Dafür, daß ihr uns Rechte einräumt, die wir seit langem fordern, die ihr uns sogar schon bewilligt, ja, die ihr uns versprochen. Aber ihr habt euer Versprechen nicht gehalten. Die preußische Dreiklassenschande wird euch so lange in die Ohren gellen, bis ihr sie beseitigt habt.

Digitized by Google

Keine Opfer, bevor nicht die brutalsten politischen und sozialen Ungerechtigkeiten beseitigt sind.

Keine Opfer, bevor nicht die selbstverständliche Einlösung eines vom Monarchen gegebenen Wortes erfolgt ist.

Keine Opfer, bevor nicht die im Gesetz vorgeschriebene Gleichberechtigung aller Klassen nicht nur geheuchelt, sondern durch strenge Anweisungen gesichert ist.

Keine Opfer, bevor nicht jene gesetzwidrige Verabredung sogar für euch etwas Unanständiges geworden ist, daß zwar im deutschen Heer der dümmste, mecklenburgische Landesel Offizier werden kann, der intelligenteste, fähigste Jude aber nicht.

Keine Opfer, bevor nicht die großen Städte das ihnen verbriefte Selbstverwaltungsrecht ausüben dürfen, bevor sie — trotz Recht und Gesetz — nicht geschützt sind gegen Übergriffe einer lebensfremden und kulturfeindlichen Regierung.

Das, Volks-Parteien, freisinnige, fortschrittliche, sozialdemokratische, haltet fest! Wir haben alte Rechte und man verlangt neue Opfer.

* * *

Der Kirchgang des Herrn Cassel

Cassel, Justizrat, Berlin W., Kronenstraße „traut seinen Ohren nicht", wenn er hört, man soll eine Gedenkfeier nicht begehen. So spricht er: „... in den weitesten Kreisen ...", „... die große Zeit von 1813 ...", „... nicht würdig ...", „Freiheit und Kultur", „mit Gottvertrauen", „... weihevolle Stunde ...", „... jene große Zeit". (Stürmischer, minutenlanger Beifall und Händeklatschen bei der Mehrheit; der Redner wird von seinen Fraktionskollegen beglückwünscht.)

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung. Sitzung vom 20. Februar 1913. Antrag des Magistrats: Zur Erinnerung an das historische Ereignis des Aufrufes: „An mein Volk" einen Kirchgang in die Nikolaikirche zu veranstalten.

Die Sozialdemokraten sind gegen den Antrag. Stürmische Entrüstungskundgebungen bei der Mehrheit. Ihr hervorspringendstes Mitglied plädiert mit nicht ganz arischen Gesten für den Kirchgang. Cassel, Justizrat, hat noch nie einen Orden abgelehnt. Nur ganz böse Menschen können ihn eines renitenten Wesens für fähig halten. Patriot ist Cassel, Justizrat, und fromm. „So werde auch ich, obwohl ich der christlichen Religion nicht angehöre, voll Weihe und Dankbarkeit ..." Ein loyaler, ein toleranter Staatsbürger, der — wie sich's gehört — vor seinen verschiedenen höchsten Herren sich demütig im Staube windet.

Kennen Sie, Cassel, Patriot aus Überzeugung und jüdischer Justizrat aus Geschäftsinteresse, ein Wort Treitschkes: „Den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen." Und der dies schrieb war kein Roter, vielmehr einer ihrer radikalsten Gegner. Aber seine historischen Kenntnisse nicht nur, sondern sein Streben nach Gerechtigkeit war größer, als das der entarteten Nathanjünger, die es heute ihren arischen Brüdern an christlicher Dienstfertigkeit zuvortun wollen.

Seine Majestät, der Kaiser, von

Digitized by Google

dem neuen Beweis treuer Anhänglichkeit seiner Berliner Untertanen, insbesondere seiner lieben Stadtväter, freundlich berührt, ja, landesväterlich überrascht, soll dem patriotischen Kirchgänger eine sehr stilvolle Ehrung zugedacht haben. Statt des „Aufrufs an mein Volk", der neu geplant war, wird im „Reichsanzeiger" ein Erlaß in Form einer Danksagung an Ernst Moritz von Cassel erscheinen. Uneigennützig und Feind jeder Dekorierung, glaubte er, Cassel, Justizrat, seinen schlichten Kirchgang, redlich und fest im Glauben, machen zu müssen. Aber Treue wird belohnt. Und als er den Adelsbrief in Händen hatte, kaufte Ritter E. M. Cassel seinem Sprößling, dem kleinen Ernst Moritz, die gesammelten Schriften von Theodor Körner, auf daß auch er einst ein tapferer Streiter und ein braver Kirchgänger werde.

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Zum dritten Male läßt Herr von Hertling in der Bayerischen Staatszeitung seine Parteifreunde vom Zentrum warnen, durch ihr Verhalten zur Militärvorlage einen Konflikt im Reichstage heraufzubeschwören. In diesen fortgesetzten Warnungen kommt der Wille des Regenten Ludwig zum Ausdruck, dem es peinlich ist, daß gerade bei seinem Regierungsantritt Bayern indirekt an den verfahrenen Verhältnissen im Reiche die Schuld trägt. Als eine hochstehende Persönlichkeit, mit der er sich über die reinen politischen Verhältnisse des Reiches unterhielt, ihm sagte: „K. Hoheit, das alles ist die Folge des bayerischen Jesuitenerlasses," antwortete er: „Das weiß ich und es ist mir peinlich genug; mit meinem Willen wäre es nicht geschehen." —

Um in Personalienfragen ein Gegengewicht gegen die feudalen Zentrumskreise zu schaffen, hat sich ein katholischer Geheimbund gebildet. Die Mitglieder des durch das ultramontane Bayern verzweigten Bundes tragen an ihrer Uhrkette das Emblem SSS. „Das Neue Jahrhundert", die reformkatholische Wochenschrift, behauptet, im Besitze einer Mitgliederliste zu sein, darunter ein Münchener Domkapitular, zwei angesehene Stadtpfarrer Münchens, ein in Diensten des kathol. Pressewesens stehender Priester, ein vielgenannter und im ultramontanen Organisationswesen sehr tätiger Laie usw. Der Erzbischof von München sei orientiert und gewarnt worden und habe den Gedanken erwogen, die Organisation für seinen Diözesanklerus zu verbieten. Diese Mitteilung erfolgte am 14. Februar in der Tagespresse, sie wurde von klerikalen Organen nicht bestritten. Das Bayerische Vaterland machte sogar eine Bemerkung, wonach die ultramontane Gründung als Gegenorganisation gegen die Freimauer aufzufassen wäre. Das Eingreifen des Erzbischofs ist bis zur Stunde nicht erfolgt. Als der im „Neuen Jahrh." genannte angesehene Laie kommt nur der Münchener Reichstagskandidat Dr. Lochbrunner in Betracht. —

Nach bislang unwidersprochenen Blättermeldungen soll der im vorigen Jahre als Station für den künftigen bayerischen Großschiffahrtsweg feierlich eröffnete Bamberger Hafen bereits völlig versandet sein. —

Am Montag den 17. Februar ist der Reichstagsabgeordnete Dr. Schädler in Bamberg gestorben. Er war 2. Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags und einer von der alten Garde der bedeutenden Zentrumspolitiker. Aus Anlaß dieses Todesfalles

Digitized by Google

stellt das „Bayerische Vaterland" (Nr. 43 vom 21. Febr.) eine Betrachtung an, in der es fragt, ob das Zentrum die Kraft zur Opposition verloren habe, und die intime Verbindung mit den preußischen Junkern als „den ersten großen Fehler" bezeichnet, „den das Zentrum beging: ein Aufgeben seiner Unabhängigkeit zugunsten von Schlagworten". —

Die bayerische Regierung hat durch den Minister des Innern von Soden ein neues Programm für die Elektrizitätsversorgung des Landes hinausgegeben. Dieses Programm zieht einen staatlichen Ausbau der reichen bayerischen Wasserkräfte gar nicht mehr in Betracht und überläßt das Feld den mit Dampfzentralen arbeitenden Agenturen des großkapitalistischen Elektrizitätskonzerns. Die Befürchtung, das katholische Ministerium Hertling-Soden-Seidlein werde rücksichtslos die Politik der in der Kammer der Reichsräte sitzenden Vertreter des Elektrokapitals vertreten, hat sich mit diesem Erlaß als durchaus begründet erwiesen. —

Die neue Regentschaft in Bayern beginnt mit einer verstärkten Veredelung des danach geizenden Bürgertums. Zwei Bamberger Schnupftabakfabrikanten, die auch auf dem Hypothekenmarkt eine Rolle gespielt haben, sind erbliche Freiherren, und ein preußischer Professor in Kissingen ist erblich geadelt worden.

Balthasar

Unsere Prinzeß und unsere Preß'

Das deutsche Volk hat ein tiefbedauerliches Ereignis in diesen letzten Tagen hinter sich gebracht: die Tochter Wilhelms II. hat sich verlobt und die Zeitungen haben Kommentare dazu geschrieben. Da diese letztere Tätigkeit vorauszusehen war, muß die Neigung der jungen Herzen wirklich unüberwindlich gewesen sein, denn heute ist das hohe, im doppelten Liebreiz der fürstlichen Geburt und des Liebesfrühlings strahlende Paar das dankbarste Objekt für die Daktyloskopie, auf dem ein literarischer Kriminalist die Abdrücke aller journalistischen Verbrecher nachweisen kann. Das bordeaux-rote Reisekleid, sowie die beim Karlsruher Ständchen getragene weiße Bluse (mit blauem Tuchrock und dunkelrotem Hut) der Prinzessin, die schneidige Schwere Reiteruniform des Prinzen, ihr freundliches, gewinnendes Wesen, seine biegsame Offiziersgestalt, ihr kleines Naschmäulchen, seine ernst-anmutige Erscheinung: alles ist übersät mit den schmierigen Daumenabdrücken, durch die unsere Schmocks dem Paar, das mit leuchtenden Augen in eine sonnige Zukunft schaut, den Besitzstempel der Öffentlichkeit aufgepappt haben. Für Leute, die in diesen Tagen vorsichtshalber keine Berliner Zeitung gelesen haben, seien hier die markantesten Bemerkungen zusammengetragen. Man wird dann verstehen, warum man sich auch in fürstlichen Kreisen immer mehr auf die unbedingt notwendig gewordenen Verlobungen beschränkt.

Daß „unsere Prinzeß" sich die Herzen der Bevölkerung im Fluge und beim Spazierengehen im Tiergarten erworben hat, versteht sich von selbst „Wen sie im Gespräch mit ihren blauen Augen anblickt, dem geht bei soviel Jugend und Frohsinn das Herz auf." Und das Maul über, besonders wenn es eine Persönlichkeit ist, „die in beruflichen und gesellschaftlichen Beziehungen zum deutschen Kaiserhause steht". Da steigen selbst kaiserliche Lakaien zum Schornalismus

Digitized by Google

herunter und verraten die herzigsten Geheimnisse: „Ihre größte Freude ist es, das Hausmütterchen zu spielen, morgens am Frühstückstisch des Vaters zu erscheinen, die Zubereitung des Kaffees zu überwachen und ihm höchst eigenhändig und gut bürgerlich die Knüppel zu streichen." Der Kaiser weiß aber auch, was er an dem „sonnigen Liebling" hat. Denn — „Prinzeßchen schlemmt gern!" — überall steckt er sich die Taschen mit Konfekt voll und „motiviert dabei auch seine Gründe in neckischer Art, die belustigende Streiflichter auf kleine Schwächen der Prinzessin werfen". So hat er einmal eine Bonbonnière herausgeschossen und dann in seiner geraden, offenen Weise erklärt: „Die will ich meiner Tochter mitnehmen. Viktoria Louise ist ein kleiner Schlemmer und schätzt solche Süßigkeiten ganz bedeutend. Wie wird sie sich freuen . . .!"

All diese entzückenden Züge wurden dem deutschen Volk bis zur Verlobung vorenthalten!

Aber jetzt ist kein Halten mehr! „So ist es denn wahr geworden, was so lange die Herzen aller bewegt hatte: unseres Kaiserpaares jugendfrische Tochter, die einzige Mädchenknospe unter den sechs stattlichen Brüdern, ist Braut geworden." Alles war bis ins kleinste vorbereitet. „Die Kaiserin hatte dunkeln lila Kostümrock und dazu fleischfarbige, seidene Bluse und Hut mit lila Feder angelegt." Der Karlsruher Gesangverein „Liederhalle" brachte ein Ständchen und „den Refrain des Tanzliedes ‚Die Spinnerin' begleitete der Monarch mit leichtem, taktmäßigem Neigen des Hauptes". Nicht genug damit: „Auf Wunsch der Kaiserin und des Brautpaares wurde das Tanzliedchen noch einmal wiederholt. Bei der dritten Strophe dieses Liedes, in der es heißt:

Es denkt die Fäden geben mir mein Hochzeitslein', und dreh' ich rasch die Spindel, wird bald die Hochzeit sein,

nickte sich das Brautpaar, das die ganze Zeit über Arm in Arm dastand, herzlich zu. Die Prinzessin trug blauen Tuchrock . . ."

Und unser M.-Korrespondent die Verantwortung, wenn fernerhin seine Kollegen Fußtritte und Informationen in schöner Abwechslung bekommen. Ich kann mir ihn sehr genau vorstellen. Er hat am Abend vorher im Presseverein eine Rede gehalten, in der er unter Hinweis auf die xte Großmacht, das Sprachrohr der öffentlichen Meinung und die Standesehre beantragte, gegen unsaubere Elemente in den Reihen der Pioniere des Nachrichtendienstes unerbittlich vorzugehen. Jetzt steht er als Erster hinter dem absperrenden Schutzmann vor dem Schloß, fährt hastig hin und her, packt ein Mitglied des Gesangvereins „Liederhalle" am Gehrockärmel und erbittet sich den Refrain der dritten Strophe des Tanzliedchens: „Wie Hochzeitsleim? Na, erlauben Sie! Aha, Leine, Weißzeug, Aussteuer!" Tauscht mit einem Berliner Kollegen ein Lächeln des jungen Paares gegen den elastischen Schritt des Prinzen Adalbert aus, überschlägt flüchtig die mutmaßliche Zeilenzahl und rundet sie durch die große Generalsuniform und die Zigarette des Kaisers nach oben ab, sagt zu einem Freund: „Wie lang wird denn das Geheule noch dauern?" und schreibt: „Dieses markige Lied gefiel dem Kaiser besonders, denn er

Digitized by Google

nickte den Sänger während des Gesanges wiederholt zu."

Aber auch die Kollegen in Berlin sind nicht faul. Die „Norddeutsche" gibt den Tip: „So haben denn die hohen Eltern der liebreizenden Tochter den Herzenswunsch erfüllt." Der Chef sagt: „Na, Sie wissen ja, dreimal haben die Welfen nicht gewollt. Also schreiben Sie: der Hauptsache nach Liebesheirat!" Und der Sklave schreibt: „Und so ist es denn gewiß, daß unsre Prinzessin sich den künftigen Ehegemahl nach der Neigung ihres Herzens erwählte, mögen auch, wie es durch die Verhältnisse bedingt ist, Interessen anderer Natur mitgespielt haben. Ist doch einst ein Kaiserwort bekannt geworden, in dem unser Monarch in seiner dezidierten Art äußerte: ‚Die Kleine soll glücklich werden, sie soll nicht der Politik geopfert werden.' Ein Kaiserwort, das sich aufs glücklichste den andern von Schirmherrn des Islams, von der Ohm Krügerbewillkommnung, vom Admiral des Atlantischen Ozeans usw. anschließt." Der Sklave fühlt, er müsse noch etwas Übriges tun und schäkert zart: „Wo immer und bei welcher Gelegenheit sich die jungen Herzen gefunden haben mögen — das ist ihr eigenes Geheimnis." Sie werden's für sich behalten. Sie werden's dem brauchbaren Sklaven kaum verraten, was alle Welt weiß: daß dies auch für sie noch ein Geheimnis ist. Sie haben sich bei der dritten Strophe usw. herzlich zugenickt, das muß ihm genügen. Daß unser M.-Korrespondent die Anwesenheit weder der Mutter, noch des Vaters melden konnte, deren einziger Sohn sich da in Karlsruhe verlobte, trübt den Festartikel nicht. Daß die Verlobung in einer Form stattgefunden hat, die, in den Romanen ebendieser Blätter, den Bräutigam stets zu den Worten veranlaßt: „Und wenn mein adelsstolzer Vater erst sieht, daß du, Geliebte, durch Gaben des Herzens und des Geistes alles ersetzest, wird er nachgeben und dich als Tochter anerkennen"; daß zwar „das Elternpaar den künftigen Schwiegersohn als würdig erachtet hat, als Mitglied des Hauses Hohenzollern aufgenommen zu werden", von dem andern Elternpaar und der Schwiegertocher vorerst nichts verlautet — all das stört den Jubel nicht: „Es ist dem ganzen Volk heute ein wirkliches Herzensbedürfnis, dem jugendfrohen Brautpaare seine Glückwünsche darzubringen."

Und etwa nicht? Erlauben Sie! Hören und staunen Sie: „Wer es verlangt, kann von der Prinzessin ein selbstgekochtes schmackhaftes Mittagessen erhalten, wobei sie den Beweis nicht schuldig bleibt, daß sie am Küchenherd die sogenannte ‚leichte Hand' besitzt."

Was hilft es einem, die sogenannte „leichte Hand" zu besitzen, wenn die ganze Sippschaft nicht einen Hintern hat, über dem man ihr die Lakaienhosen spannen kann.

Ulrich Rauscher

„Groß wie Dante"

Wenn man die wundervolle Dichtung Paul Claudels: „Verkündigung", ein geistliches Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel (sorgfältig verdeutscht von Karl Hegner und vom Verlage der „Neuen Blätter" in würdigem Gewande dargeboten) aus der Hand legt, überfliegt man wohl noch einmal die Binde, von der das Buch

Digitized by Google

umspannt gewesen war und auf welcher, von einem Landsmann des Verfassers, Paul Claudel ein Dichter „so groß wie Dante" genannt wird. Das gibt — wie stark auch bewegte Dankbarkeit nachschwingt — zu denken. Denn man errät, was moderner Geist sich unter einem neuen Dante ungefähr vorstellt. Wie bei der Mehrzahl solcher Vorstellungen ist die Genügsamkeit dieses Geistes der Gegenwart überraschend — und um nicht mißverstanden zu werden, will ich gleich hinzufügen: als allzu genügsam gälte er mir auch noch, wenn ihm eine Dante gleiche Erscheinung durch ein der Divina Commedia gleiches Werk die Charakteristik eines Sängers „groß wie Dante" entlockte. Ein wiedergeborener Dante müßte, so würde die Forderung einer heroischen Zeit lauten, um ebensoviel größer sein als Dante Alighieri, wie sie, diese Zeit, größer ist oder doch sein möchte, als das Florentiner Trecento. Einer stolzeren Zeit, als der unsern, würde nicht eine bloße Wiederholung richtunggebender Persönlichkeiten der Vergangenheit genügen, sondern (das Wort so weit wie möglich genommen) erst eine Wiederkehr solcher Persönlichkeiten auf erhöhter Stufe. Ein gegenwärtiger Poet könnte durchaus einen Kreis darstellen, der sich mit dem überlieferten Kreise „Dante" irgendwie deckt, — aber nicht darauf käme es an, sondern darauf, daß er der Punkt einer Spirale wäre, der über Dante stände, wie über einem entsprechenden Punkte der nächstniedrigeren Windung. Dann erst könnte man von ihm als von einem Dichter, „so groß wie Dante" reden. Dann erst wäre er ein Studium, eine neue Lebensquelle der Zeit, nicht nur (obwohl auch dies etwas überaus Köstliches sein kann) ein alter Trank aus neuem Becher. — Der Dante, dessen die ungenügsameren Kinder der Zeit warten (oder auch vielleicht schon kundig sind), kann in keinen Rahmen bloß mittelalterlichen Christentums mehr fallen. Das hatte seine Zeit und hat sie noch, in unzähligen Abwandlungen. Wahrhaft neue christliche Meister werden auch ein in seiner Art neues Christentum verkünden — steht doch das Christentum erst in seinem zweiten Jahrtausend — ein „neues" im Sinne jener angenommenen nächsthöheren Bahn der Entwickelungsspirale.

Christian Morgenstern

Ikarus in Leipzig

Das ist das Komödienhafte im Geschick des Fliegers Wienczierz, daß er die Flügel nicht in den Wolken, sondern sehr zu ebener Erde brach. Nicht das Fliegen, sondern das Schieben kostete ihm den Hals. Man kann das Mitleid bändigen, eben weil die Weste dieses Ikariden nicht ganz weiß und seine Schwingen etwas verschmutzt sind. Aber dreißig Monde Gefängnis — das ist darum hart, weil in seinen Sünden auch das getroffen wird, worin dieses Mannes Werte ankern. Er war unter den Frühesten der deutschen Aviatiker, er wagte viel in einer Zeit, da die Technik und die Mechanik des Luftsportes noch in den Kinderschuhen, jeder Flug eine erhebliche Gefahr war.

Digitized by Google

Dazu gehörte Kühnheit, Mut ... Hemmungslosigkeit. Daß er sich ihrer auch als Bürger nicht entledigen konnte, bringt den Aviatiker nun in die Zelle. Sein Ruhm und seine Schande haben — und das ist das Tragische im Geschick des Fliegers Wiencziers — die gleiche Wurzel ...

Psychologiebegabte Richter hätte diese Erkenntnis wohl zu milderem Diktum geführt. Das sich noch mehr mildern müßte, wenn sich das Gericht den Mut genommen hätte, den besonderen Ursachen des Wienczierschen Falscheides nachzugehen. Der Mann hob den Schwurfinger, um den „Verpflichtungen" gegenüber einer Flugzeugfabrik zu entgehen, von der er unwiderlegt in den Saal rufen durfte, sie habe ihn zum „Versuchskaninchen" benutzt. Ist dieses J'accuse neu? Vor einigen Monaten lief ein Artikel der sehr ehrenwerten Fliegerin Mellie Beese durch die Presse „Kinderkrankheiten der deutschen Aviatik". Das Fräulein erbot sich, zu bezeugen, daß gewissenlose Fabrikanten ihre Flieger zwingen, auf Flugplätzen vor Kauflustigen, auch bei den widerlichsten Winden aufzusteigen, auf unzuverlässigen Maschinen, gegen die Gebote von Vernunft, Sicherheit und Menschlichkeit. Aus Fliegerkreisen kam vielstimmiges Echo — von den „Unternehmern" auch nicht eine Entgegnung. Und kein Staatsanwalt meldete sich, die Sache der „Versuchskaninchen" zu führen ...

Aber der Prokurator von Leipzig schritt ein, als dem Königlich Bayrischen Kommerzienrat Meyer plötzlich der Geburtsschein seiner Jungfer Töchter von höherem Kurswert dünkte, als der des luftigen Bräutigams. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit des Telegraphen, daß er auch die aufs Forum bringt, die die soziale Nachsicht weiser Richter vor dem Skandalum verschont. Die Prozeßberichte haben unwidersprochen dargetan, daß dem Vater Kommerzienrat der Flieger solange gefiel, als er für ihn das Genick wagte. Als der Kühne aber auch seinem Kinde imponierte, schlug sich jener die Brust: Ist man darum die Leiter selber von unten emporgeklettert, hat man sich darum fünfzehn Jahre lang Millionen über Millionen aus den Taschen der Ärmsten ins Haus tragen lassen (für die Kitschliteratur des Versicherungs-„Feierabend"), damit sich ein pauvrer Mechaniker, der nicht einmal die Quarta kennen gelernt hat, auf die Geldsäcke setzt? Schmachvoll, daß in der Luft das Gardeprinzip plötzlich versagt ... Wo bleiben die „Erstklassigen" bei diesem Sport, der weniger Protektion als den Einsatz von Qualitäten verlangt? Seine Helden stiegen alle aus der „Hefe" ans Licht: Chauffeure, Rennfahrer, Kinder des Volkes setzten als erste ihr Leben ein. Und es ist charakteristisch, daß unter der Liste der Offiziersflieger, für die Wilhelm II. am 27. Januar eine neue Auszeichnung stiftete, das Bürgertum (im strahlenden Gegensatz zu anderen Ordenslisten) mit fünfundsiebzig Prozent über einen hohen Adel dominiert ...

Der Zufall, der die Affäre Wiencziers zu einem magisch vollständigen und runden Abbild bunter Menschlichkeiten webte, wäre ein Stümper, hätte er nicht auch für die versöhnenden Momente gesorgt. So übel die Maskulina dieses Prozesses sind, so leuchtend sind seine Weiblichkeiten. Die

Digitized by Google

alternde Geliebte, die den Sausewind jahrelang über Wasser hält, um schließlich die Anklagebank mit ihm zu teilen und die unmündige Millionärstochter, die gegen den Zorn der Eltern mit ihm ins Ausland geht und für ihn Kassiber schiebt . . . ist das ein Film? Ein Melodram? Von den Frauen kommt das Stück Sonne, das in den Leipziger Gerichtssaal schien. Daß man's feststellt und ausspricht, ist der einzige Dank, den sie ernten können. Dädalus

Credo

Ich kann mir nicht helfen: mein letzter Begriff, den ich von Kunst habe, heißt Männlichkeit. Die Massenhaftigkeit der Kunstproduktion hat das eine Gute an sich, daß man immer strenger wird und sich selbst durch das Treffliche nicht mehr imponieren läßt, wenn sich nicht auch wirkliche Überlegenheit, ein wissendes Europäertum damit verbindet. Ich verstehe dabei den Begriff Männlichkeit zunächst nicht einmal im geistigen Sinne, sondern in seiner engen Verwandtschaft mit dem Sinnlichen.

So wahr in ungebrochenen Zeiten das Männliche in der Nötigung bestand, der Herr zu bleiben und zu unterwerfen, und in der Fähigkeit, nach dem Ausruhen beim Weibe seine Wanderung wieder aufzunehmen, ohne ein Stück von sich selbst zurück zu lassen, ohne in seiner Kraft durch Erinnerung, Sehnsucht und Zögern gehemmt zu werden, so gewiß finde ich auch nur bei Männern, welche schreiben, die Parallele, daß Denken ein Unterwerfen ist, eine stürmische Werbung, eine sieghafte Vergewaltigung, ein hartes Wissen um jenes: So ist es, so soll es sein.

Von der großen Klarheit ist etwas Agressives, eine verfeinerte Brutalität unzertrennbar; im Stile eines Mannes, der nur die Feder führt, muß man doch die feste Faust eines Eroberers wieder finden. Alles andere kann sehr schön und sehr richtig sein, aber es soll uns nicht als das Höchste aufgeredet werden, und danach soll man auch die geistigen Leistungen von Frauen beurteilen.

Otto Flake

Urzeugung

Die große Zahl derer, die sich abseits von Universitäten und staatlichen Forschungsinstituten damit beschäftigen, der Natur einige aus dem unerschöpflichen Vorrat ihrer Geheimnisse, Gewohnheiten und Fabrikationsmethoden abzulauern, seien auf Charlton Bastians Versuche hingewiesen, die eigentlich jeder an sauberes Arbeiten Gewöhnte und über Zeit und Geduld Verfügende nachprüfen und erweitern kann. Bastian zieht Bakterien und andere niedere Lebewesen aus sterilen Salzlösungen in zugeschmolzenen Glasröhren und macht damit einen Angriff auf das herrschende Dogma, daß Urzeugung heutzutage nicht vorkomme, mindestens aber von einem aufgeklärten Menschen nicht geglaubt werden dürfe. Bei der großen, nicht nur theoretischen, sondern auch — besonders für die Medizin — praktischen Wichtigkeit der Sache ist zu wünschen, daß sich solche ihrer annehmen, die sich den Luxus der Beschäftigung mit einem unzeitgemäßen und für den Ruf des Untersuchers gefährlichen Problem gestatten können.

Die neuste Veröffentlichung Bastians befindet sich im letzten (VI., 2.) Heft der Verhandlungen der Londoner Society of Medicine. Erhard

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Rüstungsfieber / Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Es ist mir zweifelhaft, ob man Staatskunst oder auch nur das Politik heißen kann, was im Jahr 1913 in Europa getrieben wird. Die Großmächte, die sich vor sechs Monaten für den status quo auf dem Balkan solidarisch eingesetzt haben, besaßen nicht die Autorität, nicht die Kraft oder nicht den Willen, den Frieden rechtzeitig, an Neujahr zu diktieren und erklärten sich für den — status quo des Balkankriegs. Es war das Programm der Großmächte, den Krieg um Tripolis „versumpfen" zu lassen. Auf dem Balkan diese Taktik zu wiederholen, ist doppelt falsch. Sie entkräftet beide Teile und sie verbreitet den Schatten der Kraftlosigkeit über die Politik der Großmächte. Hinter der Maske erkennt man Unsicherheit und Planlosigkeit. Wie von einem horror vacui ergriffen, faßt der Kreis der Großmächte erst still und dann laut einen neuen Plan. Welchen? Den alten schönen, wohlbekannten: selbst a tempo weiterzurüsten, hüben und drüben, an der Newa und am Tiber, an der blauen Donau, an der blauweißroten Seine und an der dunkeln Spree.

Ob die hohen Regierungen sich wohl klar bewußt sind, daß diese Hast eine Bankrotterklärung ihrer Diplomatie ist? Das jetzt erreichte Ziel kann man auch ohne Botschafterkonferenz und ohne auswärtige Minister erreichen!

Jedes Volk sagt, daß die Übertrumpfung der unsinnigen bisherigen Rüstungen ein Wahnsinn sei und jedes Volk läßt, abgestumpft und fatalistisch diese plötzliche Entwickelung wie ein unabwendbares Verhängnis heranziehen. Es ist, wie wenn die gesunden Widerstände durch die Gewöhnung an ungesunde Zustände gelähmt seien.

Dabei hat man den schmerzlichen Eindruck, daß die auswärtigen Minister sich gar nicht vergegenwärtigen, wie der Zeitpunkt der Proklamierung ihrer Rüstungspläne ihre „Friedensaktion" auf dem Balkan lähmt und verschleppt. Millionenwerte werden ruiniert, nicht bloß auf dem Balkan, in

Digitized by Google

der Türkei und in Griechenland, nein, vor allem auch in Europa selbst. Die Volkswirtschaft erträgt den Druck, wie er zuerst von Marokko, dann von Tripolis nun vom Balkan und jetzt von Europa ausgeht, nicht mehr allzulange. Wie viel ist in Österreich-Ungarn verloren gegangen und wie wartet der deutsche Mittelstand und das deutsche Baugewerbe auf das Ende des hohen Geldstands, der gerade die Kleinen und Schwachen, zuerst umwirft, aber auch anderen schwer zusetzt. Die Kursstürze der Börse sind die Ursache und der Ausdruck schwerer wirtschaftlicher Sorgen.

Das führt zu der Frage, ob die Aufmachung der deutschen Rüstungsaktion richtig oder ein politischer und wirtschaftlicher Fehler war?

Wenn man die Stimmung, die durch fortgesetzte Wetterwolken in den Gemütern sich ansammelt, ausnützen will, dann war die Taktik richtig. Als selbständige Neubelastung der europäischen Lage war dieser plötzliche und außerordentliche Vorstoß kein weise abgewogener Akt, ganz abgesehen davon, daß dieser Vorantritt den Gegnern wieder ermöglicht, Deutschland als das Karnikel auszurufen, und ihnen Vorwand und Grund zu militärischen Gegenaktionen gibt. Aktion und Gegenaktion verfilzen sich zu einer neuen Depression, bevor die alte am Goldenen Horn ihr Ende erreicht hat.

Der Friede, den man voraussichtlich gegen Ostern auf dem Balkan abschließen wird und seine nächsten Wirkungen, auch die auf die Gruppierung konnte und mußte abgewartet werden. Man muß doch leiten und darf nicht bloß drauflos fuhrwerken. Das Maß der Rüstungen ist zu einem wesentlichen Teil durch politische Gründe bedingt und diese werden durch überstürztes Handeln nicht klarer, sondern verworrener. Wenn man bei ehrlicher Würdigung und Abwägung eine erhöhte Zukunftsgefahr, trotz der Dreibundserneuerung — mit der die letzte Militärvorlage nicht gerechnet hat — und trotz Erschöpfung der Balkanstaaten, erkennen müßte, dann konnte der Plan stufenweiser Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, ohne Lärm und ohne Zeichen einer übertriebenen Unsicherheit festgestellt und eingeleitet werden. Dies konnte geschehen, weil für eine besonnene Betrachtung eine momentane Gefahr nicht besteht und jedenfalls durch eine Gesetzesvorlage nicht momentan, sondern erst für die Zukunft abgewendet oder vermindert werden kann.

Eine solche Taktik hätte dem Auswärtigen Amt erlaubt, auswärtige Politik

Digitized by Google

zu machen und hätte die ungesunde Zwangslage beseitigt, die jetzt für das Parlament durch die Gegenzüge der Gegner geschaffen ist. Frankreich antwortet zum voraus und läßt, ehe die deutschen Erwägungen abgeschlossen sind, für die Verlängerung der Dienstzeit scharf machen und eine halbe Million bewilligen, als Interpreten seiner Gefühle als Botschafter den Herrn Delcassé nach Petersburg marschieren, den die ganze Welt als den Politiker kennt, der vor acht Jahren vom auswärtigen Ministerium abgerufen worden ist, weil er es auf einen Krieg hatte ankommen lassen wollen, und den die hitzigsten Slawen als Mitverschworenen ansehen. So explodiert das Gefühl in Paris, über die Mehrlasten, die man sich dort wegen der Rüstungssteigerung glaubt aufladen zu sollen. Diese Haltung Frankreichs wirkt in Deutschland wieder als nachträglicher Beweis und die erste Versicherung des neuen deutschen Staatssekretärs v. Jagow, daß Deutschland „mit allen Staaten in guten Beziehungen stehe", wirkt wie eine Satire. Die Chauvinisten Deutschlands freuen sich, daß die französischen Chauvinisten die Widerstände gegen eine überstürzte und übertriebene Behandlung schwächen helfen und umgekehrt.

Das Jubiläum des kaiserlichen Friedensregiments wird durch einen Rüstungsfieberanfall gefeiert. Die Jahreszahl 13 wirkt noch nach hundert Jahren suggestiv und aufregend, wie eine subkutane Einspritzung. Man nimmt aus den finanziellen Vermögensreserven der Nation und legt sie zu dem Übrigen. Man rühmt den eigenen Landsleuten den imponierenden Eindruck dieser „imponierenden Leistung", geradeso wie die anderen Völker ihren Kraftleistungen einen imponierenden Eindruck nachrühmen. Welchen Eindruck macht uns ihre Überstürzung und ihnen die unsrige? Der Lichtblick der gegenseitigen Akzeptierung einer Flottenstärke Englands und Deutschlands im Verhältnis von 16 zu 10 wird verdunkelt und entwertet durch die in ihren diplomatischen Nebenwirkungen nicht voraus-bestimmbare Mißtrauensbetätigung.

Auch der an sich sympathische Gedanke einer Schonung der Unvermöglichen und Beiziehung des Landesfürsten zu den kolossalen Mehrausgaben kann die Summe des Übels nicht wesentlich mildern.

Ist das Verhängnis unabwendbar und in einer der parlamentarischen Entschließung präjudizierenden Weise bereits eingetreten, so ist es doppelt nötig, die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

Digitized by Google

Feuerbestattung

Eine Antwort auf den „Hirtenbrief" der bayerischen Bischöfe

Von Paul Graf von Hoensbroech

Geehrte Herren,

Sie haben einen „Hirtenbrief" erlassen, der sich gegen die Feuerbestattung richtet.

Die bemerkenswertesten Stellen des Schriftstückes lauten: „Völlig unnatürlich ist es, wenn die Auflösung des Organismus gewaltsam beschleunigt wird, wie das bei der Verbrennung geschieht. Das ist ein Gewaltakt, der das Gefühl verletzt, ja förmlich in Schrecken versetzt, weshalb niemand Zeuge beim Verbrennungsakte selbst sein will. Und nun, Geliebte, müssen wir zu unserem tiefsten Schmerze sehen, wie seit Jahren eine gar rührige Agitation in Stadt und Land tätig ist, um das, was die Natur selbst ablehnt und abstößt, zur ständigen Einrichtung zu machen . . . Deshalb hat das Christentum von Anfang an . . . die Leichenverbrennung als eine heidnische Sitte verworfen . . . Bis zur französischen Revolution hat in christlichen Landen niemand an eine andere Bestattungsart gedacht, ja man hätte den Gedanken an eine Leichenverbrennung mit Entrüstung zurückgewiesen. Noch war die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leibe zu lebendig. Erst jener Zeit war es vorbehalten, das heilig ernste Gefühl der Ehrfurcht vor dem menschlichen Leibe durch die öffentliche Einführung der Leichenverbrennung mit rauher Hand anzutasten, ja zu zerstören. Schon will die Statistik von vielen tausenden von Leichen wissen, man spricht von 30 000, welche alljährlich bei den abendländischen Völkern dem Feuer übergeben werden. Diese Erscheinung ist ein Bruch mit der ganzen christlichen Tradition. Niemals und nirgends ist bei den christlichen Gemeinschaften, von ganz außerordentlichen Notfällen, z. B. die Zeiten der Pest, abgesehen, das Verbrennen der Leichen als stehende Übung vorgekommen. Die Leichenverbrennung ist aber nicht bloß ein Bruch mit der allgemein christlichen Sitte, sie widerspricht auch geradezu dem christlichen Fühlen und Empfinden. Schon das natürliche Gefühl sträubt sich, zu sehen und zu wissen, wie man der Leiche

Digitized by Google

eines teuren Anverwandten oder Freundes durch Verbrennen Gewalt antut und den Todesfrieden pietätlos stört, um so mehr widerstrebt dies dem christlichen Gefühle .. Wer sich an diesem Heiligtume vergreift (nämlich an den Gräbern), vergreift sich an einem Worte des Herrn ... Wir glauben euch, geliebte Diözesanen, über den Ernst der Lage nicht besser aufklären zu können, als wenn wir im Nachfolgenden kurz zusammenstellen, was der apostolische Stuhl bezüglich der Leichenverbrennung gerade im Laufe dieser letzten Jahre veröffentlicht hat: Jedem Katholiken ist es verboten, einem Leichenverbrennungsvereine als Mitglied beizutreten ... Geliebte! ... ein schärferes Auge sieht deutlich hinter all den Gründen, welche zugunsten der Leichenverbrennung ins Feld geführt werden, nur die Vorposten eines Kampfes, der dem Christentum selbst gilt. Ihrer ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung nach hat die Feuerbestattung direkt christentum-feindlichen Charakter ... Wer die Hand dazu bietet, daß aus unseren Gottesäckern Verbrennungsanstalten werden, den trifft der furchtbare Vorwurf, daß er im Bunde mit denen steht, die sich verschworen haben, den Glauben an ein ewiges Jenseits in den Herzen zu vernichten."

So weit die Worte Ihres „Hirtenbriefes". Selten hat ein Aktenstück seine Urheber schlimmer bloßgestellt als Ihr „Hirtenbrief" Sie, die bayerischen Bischöfe, an den Pranger stellt.

Jedes Ihrer Worte fällt mit vernichtender Wucht zurück auf Sie selbst, auf die von Ihnen vertretene römische Kirche und auf den von Ihnen angerufenen „apostolischen Stuhl" und auf den „Stellvertreter Christi".

Die Geschichte soll reden.

Die von den Päpsten ins Leben gerufene und von allen Bischöfen auch von Ihren Vorgängern, unterstützte Inquisition hat Jahrhunderte hindurch „Ketzer" und „Hexen" zu Zehntausenden lebendig und tot verbrannt.

Der katholische Geschichtsforscher, Professor Ficker, hat festgestellt, daß die, die Verbrennung der Ketzer erstmalig anordnenden Gesetze Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1232 auf Drängen Papst Gregors IX. erlassen worden sind (Ficker, Die gesetzliche Einführung der Todesstrafe für Ketzerei: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 1880, I, 179ff.).

Der päpstliche Dominikaner-Inquisitor Nicolaus Eymeric lehrt in seinem „Wegweiser für Inquisitoren" (Rom, 1585):

Digitized by Google

„Rückfällige Ketzer sollen, nachdem ihr Rückfall unzweideutig festgestellt worden ist, ohne jedes Verhör, auch wenn sie bereuen und den katholischen Glauben bekennen, dem weltlichen Arm übergeben und mit der gebührenden Strafe bestraft werden. Einige sagen, es käme nicht darauf an, ob sie durch Schwert, Feuer oder auf eine andere Art umgebracht würden, richtiger aber ist, daß sie gemäß den Gesetzen Friedrichs II. durch Feuer umkommen. Werden sie aber lebendig verbrannt, so ist durchaus vorzuschreiben, daß ihre Zunge festgebunden und ihr gottloser Mund geknebelt werde, damit sie nicht durch freies Sprechen den Anwesenden gotteslästerlich Ärgernis geben." (II, 353.)

Der Jesuit Petra Santa schreibt:

„Zu Rom wird wegen der ersten Ketzerei niemand mit dem Tode bestraft .... Nur diejenigen, welche in dieselbe Ketzerei zurückgefallen sind, werden zum Tode verurteilt; aber sie werden nicht lebendig verbrannt, sondern zuerst erdrosselt und dann verbrannt, falls sie sich vor dem Tode bekehren und ihren Irrtum aufgeben. Wenn sie hartnäckig bleiben, werden sie allerdings lebendig verbrannt, aber das geschieht nicht aus Härte, sondern in der Hoffnung, ihnen die Hartnäckigkeit auszukochen." (Notae in epistolam Petri Molinaei ad Balzacum, Antwerp. 1634, S. 230.)

Nach solchen Gesetzen und Theorien der von Ihnen vertretenen „Religion" ging dann diese „Religion" praktisch vor, und das Lodern der Scheiterhaufen, auf denen die unglücklichen Menschen, die sich den Geboten Roms nicht fügen wollten, teils lebendig, teils nach vorhergegangener Erdrosselung verbrannt wurden, nahm durch Jahrhunderte hindurch kein Ende.

Der Domherr Paramo, päpstlicher Inquisitor von Sizilien rühmt von der Inquisition:

„Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie verdient sich die heilige Inquisition um das Menschengeschlecht dadurch gemacht hat, daß sie eine ungeheure Menge von Hexen verbrannt hat. Innerhalb von 150 Jahren sind wenigstens 30000 Hexen von der Inquisition in Spanien, Italie nund Deutschland verbrannt worden." (Paramo, De origine et progressu Officii sanctae Inquisitionis, Matriti, 1597, S. 296.)

Und selbst der ultramontane Münchener Geschichtsprofessor, Josef von Goerres, sagt in seiner „Mystik":

Digitized by Google

„Vornehmlich ist es die Religion gewesen, die den ganzen Skandal der Hexenverfolgung angerichtet hat. Die Päpste, besonders Innocenz VIII., haben das Signal gegeben, und die Inquisition ist nun ausgegangen wie eine heißhungrige Löwin, suchend, wen sie verschlinge." (IVb, S. 650.)

Folgen wir, wenigstens eine kleine Strecke, den Blutspuren dieser „heißhungrigen Löwin", dem Schoßhunde des römischen Papsttums und der Bischöfe.

Aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat sich das „Chronikon", das Tagebuch, eines zwischen den Jahren 1220 und 1240 im Bezirke von Toulouse tätigen päpstlichen Inquisitors, Wilhelm Pelisso, erhalten. In schlicht-naiven Worten erzählt dieser Mönch und päpstliche Bevollmächtigte von den Greueltaten, die im Namen Christi und seines „Stellvertreters" durch die Inquisition verübt wurden. Da heißt es z. B.:

„Zum Ruhme und Lobe Gottes und der seligsten Jungfrau Maria und des heiligen Dominikus, unseres Vaters, und der ganzen himmlischen Heerschar will ich einiges aufzeichnen, was der Herr in der Gegend von Toulouse gewirkt hat durch die Brüder des Predigerordens (Dominikaner), und auf die Bitten hin des heiligen Dominikus . . . Damals starb ein ketzerischer Kleriker, der im Kreuzgange der Kirche beerdigt wurde. Als dies Magister Rollandus hörte, ging er mit den Brüdern dorthin, sie gruben ihn aus, schleiften ihn durch die Straßen und verbrannten ihn. Zu gleicher Zeit starb ein Ketzer namens Galvannus. Das entging dem Magister Rollandus nicht, er rief die Brüder, den Klerus und das Volk zusammen . . . Den Galvamus gruben sie aus. Seinen Leichnam schleppten sie in ungeheurem Zuge durch die Stadt und verbrannten ihn außerhalb der Stadt. Das ist geschehen zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi und des heiligen Dominikus und zur Ehre der römischen und katholischen Kirche, unserer Mutter . . . Arnoldus Catalanus, damals Inquisitor, verurteilte zum lebendig Verbranntwerden zwei Ketzer, Peter von Puchperdut und Peter Bomassipio; beide wurden zu verschiedenen Zeiten verbrannt. Auch einige Verstorbene verurteilte er, ließ sie ausgraben und verbrennen . . . Zur selben Zeit ließen die Inquisitoren Bruder Petrus Cellani und Bruder Wilhelm Arnaldi einige Verstorbene ausgraben, durch die Straßen schleifen und verbrennen . . . In jenen Tagen wurden auch einige verstorbene Ketzer ausgegraben, durch die Stadt geschleift und verbrannt." (Molinier, De Guillelmo Pelisso, Paris, 1880.)

Digitized by Google

So geht es weiter in furchtbarer Einförmigkeit: Ausgraben von Leichen, ihre Verbrennung. Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, bieten entsetzliche Proben dieser von Ihrer Kirche, meine Herren, systematisch betriebenen „religiösen" Feuerbestattung. Nur noch ein entsetzliches Beispiel aus Spanien, dann wende ich mich Deutschland zu.

Der französische Gelehrte Molenes berichtet aus den Akten, daß am 15. März 1845 zu Ciudad Real 40 Verstorbene, weil sie Ketzer gewesen waren, ausgegraben und „im Namen Jesu Christi" öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Molenes setzt hinzu:

> „Wenden wir unsere Augen weg von diesem Autodafé, bei dem man Skelette und faulende Leichen an 40 Pfählen den zweiten Tod, den Feuertod, erleiden läßt." (Documents inédits, Tourquemada et l'inquisition, Paris 1897, S. 227.)

Jetzt kommen wir zu Bayern, zum Tun und Treiben Ihrer bischöflichen Vorgänger.

Sie, meine Herren Bischöfe, haben jüngst in einer Eingabe an den Bundesrat dringend die Zurückberufung der Jesuiten verlangt. Nun tragen gerade die Jesuiten die Hauptschuld, daß in den Ländern des jetzigen Königreichs Bayern tausende und abertausende von Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts als Zauberer und Hexen verbrannt worden sind. Hören Sie die eifernden Worte, mit denen eines der hervorragendsten Glieder des Jesuitenordens die Schürung des Hexenwahnes und die Aufforderung, die unglücklichen Weiber zu verbrennen, betrieb.

38 Jahre lang wirkte im höchsten Ansehen unter Maximilian I. von Bayern der Jesuit Jeremias Drexel als Hofprediger auf der Münchener Hofkanzel (von 1600 bis 1638). Welcher Geist diesen Mann bei Verkündigung des Wortes Gottes beseelte, erhellt aus folgender Stelle:

> „Die Zauberer und Hexen, die sich in großer Zahl in der Christenheit finden, bilden ein so großes Übel, daß es manchem fast unglaublich erscheint. Aber die Tatsachen sprechen . . . O ihr Feinde der göttlichen Ehre! Befiehlt das göttliche Gesetz nicht ausdrücklich, lasset nicht leben die Zauberer? Hier nun beschwöre ich mit lauter Stimme und auf göttlichen Befehl, die Herren, die Fürsten, die Könige: Lasset die Zauberer nicht am Leben! Rottet sie aus mit Schwert und Feuer! Vertilgt werde dies verworfene Geschlecht, daß es sich nicht ausbreite, was wir

Digitized by Google

leider gegenwärtig sehen. Brennen mögen diese Feinde Gottes, damit nicht des Teufels Reich von dieser Welt Besitz nehme. Euch, ihr Fürsten, ist das Schwert gegeben, damit ihr es auf die Häupter der Feinde Gottes niederfallen lasset! O Fürst, o König: Lasset die Zauberer nicht am Leben!" (Gazophylacium, p. 1, cp. 8; Opp. omn., Ed. Mogunt. 1651, II, 221.)

Solche, von der Kanzel ins Volk geschleuderte Worte taten ihre Wirkung.

In der bischöflich-freisingischen Herrschaft Werdenfels — hören Sie, Herr Bischof von München-Freising — wütete die Verfolgung besonders stark. Drei Scharfrichter hatten hier mit Foltern und Hinrichten vollauf zu tun. An sieben „Malifitsrechtstagen", vom 5. Februar 1590 bis Ende November 1591, sind 51 Weiber als Hexen verbrannt worden: 33 aus dem Gericht Garmisch, 11 aus dem Gericht Partenkirchen und 7 aus dem Gericht Mittenwald. Ein Teil wurde lebendig verbrannt, die übrigen zuerst erdrosselt und dann verbrannt. Im Mai 1590 wurden 9 Weiber auf einmal zuerst erdrosselt und dann verbrannt.

Im Bistum Augsburg — hören Sie, Herr Bischof von Augsburg — wurden vom 1. August 1590 bis 13. Mai 1592 68 Hexen verbrannt wegen Buhlschaft mit dem Teufel. Im Jahre 1559 wurden allein in Schongau und Nachbarorten 63 Frauen als Hexen verbrannt, wegen Wettermachens und geschlechtlichen Umgangs mit dem Teufel.

Am 2. Juli 1590 wurden 4 Hexen in München — hören Sie, Herr Bischof von München — verbrannt, aber „aus besonderer Gnade" wegen ihres hohen Alters vorher erdrosselt. — Im Jahre 1600 wurden zu München 8 Männer und 3 Frauen wegen Hexerei verbrannt.

In Eichstätt — hören Sie, Herr Bischof von Eichstätt — wurden von 1603 bis 1627 122 Hexen verbrannt. Ein Eichstätter Richter erwähnt im Jahre 1628, daß er 274 Hexen habe verbrennen lassen.

Am 5. November 1717 werden zu Freising — hören Sie, Herr Bischof von München-Freising — die 8- und 9jährigen Schulkinder Lorenz Niederberger, Michael Zesi und Balthasar Misenpäck zuerst enthauptet und dann verbrannt. Die Geständnisse dieser armen Kinder lauteten auf: Mäusemachen, Hexentänze, geschlechtlichen Umgang mit dem Teufel.

Digitized by Google

Nach Berechnungen, die allerdings wegen Verschleuderung vieler Gerichtsakten ungenau sind, beträgt die Zahl der im damaligen Herzogtum Bayern wegen Hexerei Gemordeten und Verbrannten 2—3000. (Siegmund von Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern, Stuttgart 1896, SS. 141 ff., 167, 175, 198, 222, 242.)

Am furchtbarsten lohte das Hexenbrennen auf in den Bistümern Bamberg und Würzburg.

In Bamberg — hören Sie, Herr Bischof von Bamberg — waren es Fürstbischof Georg II. Fuchs von Dornheim und sein Weihbischof Friedrich Förner, die das blutige Werk mit besonderem Eifer betrieben. Bischof Förner war Jesuitenschüler, erzogen im jesuitischen Collegium germanicum zu Rom.

Von 1625 bis 1630 hat dieser Ihr bischöflicher Vorgänger, in Bamberg 600 Hexen verbrannt (Lamberg, Kriminalverfahren bei Hexenprozessen im Bistum Bamberg während der Jahre 1624 bis 1630. Aus aktenmäßigen Urkunden, Nürnberg 1838).

In dem bei Würzburg gelegenen Geroldshofen wurden im Jahre 1616 99 und im Jahre 1617 88 Männer und Frauen als Hexen und Zauberer verbrannt.

Unter der Regierung des Fürstbischofs Philip Adolf von Ehrenberg (1623 bis 1631) sind 900 Personen im Bistume Würzburg verbrannt worden, — hören Sie, Herr Bischof von Würzburg —.

Diese ungeheure Zahl ist sicher bezeugt. Der sehr beredte Titel einer zu Bamberg erschienenen Schrift lautet:

> „Kurzer und wahrhaftiger Bericht und erschreckliche Zeitung von 600 Hexen, welche der Bischof von Bamberg hat verbrennen lassen. Auch hat der Bischof im Stift Würzburg über 900 verbrennen lassen. Mit Bewilligung des Bischofs und des ganzen Domkapitels in Druck gegeben. Gedruckt zu Bamberg im Jahre 1659." (Abgedruckt bei Hauber, Bibliotheca magica, III, 441 ff.)

Auch der letzte Hexenbrand auf reichsdeutschem Boden fand in Bayern statt, getätigt durch einen Ihrer Amtsvorgänger.

Am 11. April 1775 wurde im geistlichen Stifte Kempten die Hexe Anna Maria Schwägelin hingerichtet. Das Bluturteil trägt die Unter-

Digitized by Google

schrift „Honorius Fürstbischof. Fiat Justicia". Die Unglückliche hatte, was sicher ihre Todeswürdigkeit vermehrte, eine gemischte Ehe geschlossen und war dann selbst zum Protestantismus übergetreten. In drei Verhören wurden ihr 287 Fragen vorgelegt, die sich meistens auf ihren geschlechtlichen Verkehr mit dem Teufel beziehen. „Facta publicatione", heißt es in den Originalakten, „hat die Inquisitin sehr heftig geweint, inzwischen aber kein Wort gesagt." (Riezler, a. a. O., S. 282.)

Das sind, meine Herren Bischöfe, nur einige wenige Taten der vom Papsttum eingerichteten und von den Bischöfen beförderten Inquisition, eines „Leichenverbrennungsvereines" ungeheuer an Dauer und Ausdehnung. Die Aufzählung aller durch die Päpste und die Bischöfe im Laufe eines halben Jahrtausend verübten Feuermorde und Leichenverbrennungen würde Bände füllen.

Auf Befehl der römischen Kirche und ihrer Bischöfe sind viele Tausende christlicher Leichen aus der „heiligen Ruhe des Grabes" herausgerissen und den Flammen übergeben, und ebenso viele Christen sind auf den gleichen Befehl der gleichen päpstlichen und bischöflichen Tiara- und Mitrenträger lebendig feuerbestattet worden. Keine heidnische Christenverfolgung hat so andauernd, so grausam das Feuer entfacht gegen lebende und tote Christusgläubige wie der römische Papst und die Bischöfe.

Diese Zeiten, in denen die Päpste und Ihre bischöflichen Vorgänger, unterstützt durch den zum Büttel der Kirche herabgesunkenen Staat, die „Feuerbestattung" nach Belieben ausüben konnten, sind vorüber. Ob für immer?? Aber der Geist der damaligen „Feuerbestattung" lebt auch heute noch im Papsttum und in Ihnen, meine Herren Bischöfe.

Ich will nicht betonen, daß noch im Jahre 1895 eine, zu Rom unter den Augen des Papstes erscheinende, von einem päpstlichen Hausprälaten herausgegebene, mit dem päpstlichen Wappen geschmückte Zeitschrift: Annalecta ecclesiastica, Revue Romaine (1895, S. 30 ff.), ein Loblied der christenmordenden päpstlichen Inquisition singen durfte, das mit den Worten beginnt: „O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen!"; nein, auf etwas anderes, viel Beweiskräftigeres, sei hingewiesen.

Leo X. hat in seiner Bulle Exsurge Domine vom 15. Juni 1520, kraft seiner „unfehlbaren" Lehrgewalt den Satz Luthers verdammt:

Digitized by Google

„Ketzer zu verbrennen, ist gegen den Willen des hl. Geistes." Lehre Ihrer Kirche ist also: Ketzer zu verbrennen (lebendig oder tot), ist nicht gegen den Willen des hl. Geistes.

Diesen Standpunkt, meine Herren Bischöfe, müssen auch Sie einnehmen; ein Abweichen von ihm wäre Sünde.

Im Lichte der Geschichte und im Glutscheine der unzähligen Scheiterhaufen sind also die eingangs angeführten Worte Ihres „Hirtenbriefes" — ja was sind sie? Geben Sie selbst, meine Herren Bischöfe, wenn Sie ehrlich sein wollen, die Charakteristik Ihrer Worte. Mir fehlt der Ausdruck.

Mariannes unbekannter Präsident

Von Herm. Fernau (Paris)

Herr Raymond Poincaré ist am 18. Februar feierlich mit den Insignien der höchsten republikanischen Staatswürde betraut worden. Während der nächsten sieben Jahre wird ihm die Pflicht obliegen, Ministerkabinette zu bilden, sie dem Parlamente zur Zustimmung vorzuschlagen und mit sicherer und doch diskreter Hand die großen Richtlinien der inneren und äußeren Politik Frankreichs zu bestimmen.

Bei näherer Prüfung der französischeu Verfassung sehen wir, daß sie durchaus demokratisch ist. Der Bürger wählt vom 21. Jahre an alle vier Jahre seine Deputierten im Wege des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts; er wählt ferner auf indirektem Wege alle 9 Jahre seine Senatoren. Deputierte und Senatoren wiederum wählen alle 7 Jahre einen Präsidenten als obersten Leiter und Repräsentanten der Republik. Alles ruht also letzten Endes auf und im Volke. Seit 42 Jahren werden die Franzosen nicht mehr von Gottes Gnaden regiert; sie regieren sich selbst. Das Volk ist souverän und der französische Bürger, der alle vier Jahre seinen Stimmzettel in die Urne wirft, als den Ausdruck des zwölfmillionsten Teiles seiner Regierungsmacht, sagt sich mit Stolz: Ich bin der Staat; ich bin mächtiger als alle Despoten des Mittelalters und der Neuzeit. Was ich nicht will, das geschieht nicht. Wir Franzosen sind das demokratischste Volk der Erde. Es lebe die Republik!

Armer souveräner Bürger Frankreichs! Deine schöne Demokratie erweist sich bei näherem Hinsehen doch nur als eine glänzende Fassade, die noch immer keine Wirklichkeiten birgt; deine Republik ist nur Schein und Geflunker für gutmütige Steuerzahler. Denn in Wirklichkeit regiert nicht der Volkswille in Frankreich, wie du glaubst, sondern der wahre Beherrscher Frankreichs ist wie überall das Kapital.

Digitized by Google

Werfen wir, um uns davon zu überzeugen, einen flüchtigen Blick in die Kulissen des politischen Theaters der Republik.

Man braucht nicht Karl Marx studiert zu haben, um instinktiv zu begreifen, daß in jedem wirtschaftlichen und sozialen System, das auf dem Privatbesitze fußt, mit Notwendigkeit alle Macht denen gehören muß, die besitzen. Daraus ergibt sich, daß die Leitung des wirtschaftlichen Lebens einer Nation jenen gehört, die das Kapital und den Kredit (auf dem heute zur Hälfte unser gesamtes Gebäude der Zivilisation ruht) verteilen, regeln und bewilligen. — Der Hauptorganismus, der in Frankreich das wirtschaftliche Leben kontrolliert, ist die Banque de France. Wenn wir bedenken, daß diese französische Reichsbank beständig rund 4 Milliarden an barem Gold und Silber in ihren Kellern hält, daß sie von den Gesetzen zur Ausgabe von 6300 Millionen Papiergeld ermächtigt ist, daß die kleinen und großen Rentner an ihren Schaltern rund 600 Millionen deponieren und daß sie beständig für etwa 1 Milliarde Handelseffekten in ihrem Portefeuille hält, dann begreifen wir ohne Mühe, daß die Banque de France nicht nur der Hauptregulator des nationalen Kredits, sondern gewissermaßen auch das Herz ist, das im ganzen Lande das Blut, das heißt die Kapitalien der Nation, an sich zieht und wieder verteilt. Die Banque de France wird von 18 „régents" geleitet. Diese 18 Männer verfügen in Frankreich über eine ungeheuere Macht und verteilen ein Budget, das größer ist als das des französischen Staates.

Die Banque de France ist das Haupt jener festgefügten und weitverzweigten Finanz- und Industriefeudalität, die, trotzdem sie das ganze Land mit samt seinen Ministern und Deputierten regiert, insgesamt von einer Finanzelite von höchstens 200 Männern geleitet wird, die man mit Recht die „Könige der Republik" genannt hat.

Da haben wir zuerst den Crédit foncier, der beim Rentner Anleihen mit 3 Prozent in Form von Losobligationen aufnimmt und sie bei den kleinen Landwirten gegen sichere Hypotheken mit 5 oder 6 Prozent wieder plaziert. Die im Besitz des Crédit foncier befindlichen Hypotheken machen mehr als ein Fünftel des gesamten französischen Territoriums aus. Da haben wir zweitens die sogenannten Depotbanken: Crédit lyonnais, Société générale, Comptoir national d'Escompte und Crédit industriel. Sie besitzen insgesamt etwa $1^1/_2$ Millionen Konti mit über $4^1/_2$ Milliarden Frank Depots, für die sie durchschnittlich $1—1^1/_2$ Prozent zahlen und womit sie den Geschäftsleuten Tratten usw. mit 3—4 Prozent diskontieren.

Hand in Hand mit diesen Depotbanken arbeiten die eigentlichen Geschäftsbanken, unter denen namentlich die Banque de Paris et des Pays-bas, die Banque de l'Union parisienne und die von deutschen Kapitalisten gegründete Banque française pour le Commerce & l'Industrie erwähnenswert sind. Diese Geschäftsbanken plazieren in der Hauptsache ausländische Anleihen und Industrieaktien. Durch ihre Vermittlung haben die französischen Rentner heute rund 38 Milliarden Frank in ausländischen Papieren angelegt.

Digitized by Google

So wie einerseits die Banken, so sind andererseits die französischen Industrieunternehmen außerordentlich zweckmäßig organisiert. — Das sogenannte Comité des Forges gruppiert mit seinem Kapital von mehr als eine Milliarde die meisten großen Eisenwerke, Schiffswerften, Kanonengießereien usw. während das Comité des Houillères alle bedeutenderen Kohlenbergwerke Frankreichs zusammenschließt. — Ganz Frankreich ist dergestalt in 17 regionale Comités geteilt, in denen alle bedeutenderen Unternehmen und Handelshäuser vertreten sind. Da aber alle diese Comités und Gruppen häufig gegensätzliche Interessen haben und da sich die Wölfe nicht untereinander fressen, so hat man einen zentralen Vermittlungsorganismus geschaffen, der wichtigste von allen: la Fédération des Industriels et des Commerçants, die vermittelnd und diskret in alle entstehenden Schwierigkeiten eingreift und deren Phantom ungesehen aber gebieterisch bei allen Budgetdebatten durch die Parlamente schleicht.

Denn alle diese Banken, Gruppen, Comités und die von ihnen abhängigen zahllosen Syndikate, Handelskammern usw. bestürmen die Regierung um Zollschutz, belagern und verschlingen die Budgets der Kriegs-, Marine- und Bautenminister (diese Ausgabebudgets, das heißt die zu verteilenden Aufträge belaufen sich jährlich auf rund 2 Milliarden Frank) und haben, wie wir sofort sehen werden, ihre einflußreichen Angestellten, Berater und Advokaten in den Parlamenten und Ministerien, die mit Nachdruck ihre Geschäftsinteressen wahren und sich den Teufel um Volkswohl, Volksrechte, sozialen Fortschritt und Kultur kümmern.

Wie in der Tat arbeitet diese wunderbare Kapitalorganisation, um über alle Volkssouveränität, Parlamente und Minister hinweg zu ihren Zielen zu gelangen?

Um in einer parlamentarisch regierten Demokratie wie Frankreich zur Herrschaft zu gelangen, muß sich das Kapital mit Notwendigkeit der Parlamente bemächtigen. Darum ist die Kammer heute in Frankreich in 9 von 10 Fällen für den Abgeordneten ein Ort geworden, wo man unter dem bequemen Deckmantel des Allgemeinwohls Geschäfte macht.*)

Betrachten wir (um die Psychologie dieses Geschäftsparlamentarismus besser zu verstehen) einen Augenblick die Bedingungen für die Wahl eines Abgeordneten: Um gewählt zu werden bedarf er: 1. einer gewissen Summe Geldes (der Durchschnittswahlpreis eines Deputierten ist in Frankreich 50000 Frank),

*) Zum Beispiel ist Georges Clemenceau nicht nur ehemaliger Ministerpräsident, Senator und glänzender Journalist, sondern auch Administrator der Société générale de Dynamite, Administrator der Chambre syndicale de Fabricants de Matériel de guerre etc. — Paul Deschanel ist nicht nur Kammerpräsident und der eleganteste Parlamentarier Frankreichs, sondern auch noch Administrator des Crédit lyonnais, der Comp. des Chemins der fer économiques etc. — Jonnart, der gegenwärtige Minister des Äußeren ist Administrator der Co. du Canal de Suez und Schwiegersohn des Herrn Aynard, „regent" der Banque de France. — Baudin, der gegenwärtige Marineminister ist ehemaliger Präsident de Banque franco-americaine. — Etienne, der gegenwärtige Kriegsminister ist Aufsichtsrat der Co. des Omnibus usw. usw.

Digitized by Google

2. der Propaganda seines politischen Comités und 3. der Stimmen des Volkes. Um diese drei Stützen zu erlangen verspricht er: 1. den Finanziers (die ihm meistens die Wahlfonds vorgestreckt haben) gewisse Hilfeleistungen bei der Regierung, 2. den Mitgliedern seines Wahlkomitees einbringliche Stellen, Empfehlungen oder einige Ordensbändchen usw. und 3. dem Volke goldene Berge und ewige Glückseligkeit. — Es versteht sich von selbst, daß von diesen drei Verpflichtungen nur die dem Volke gegebenen die allein moralischen sind. Aber gerade diese vergißt der Deputierte am leichtesten, weil sie keine Möglichkeiten zu Geschäften bieten. Oder soll der arme Schlucker vielleicht mit den 15000 Frank Deputiertengehalt allein leben?

Nein, denn die Banken, Großindustriellen und Unternehmer aller Art sind da. Sie haben ein Hauptinteresse daran, von der Regierung möglichst viele Aufträge, Prämien, Subventionen, Konzessionen, Zolltarife usw. usw. bewilligt zu erhalten. Und wofern unser Deputierter bei der Verteilung des Budgets nur einigermaßen mitzureden hat (gar nicht zu reden von den Glücklichen, die Berichterstatter sind), so wird er entweder zum Ehrenaufsichtsrat, zum Administrator, Rechnungsführer oder gar zum Generalagenten einer Gesellschaft usw. ernannt und erhält als Entschädigung für seine Mühewaltung entweder einige Aktien, Honorare, Anwesenheits- und sonstige Schmiergelder. Damit wird er natürlich das mehr oder weniger abhängige Werkzeug der Finanzmenschen.

Aber gehen wir weiter und werfen wir einen Blick in die Kulissen der Politik beim Ausbruch einer Ministerkrise: Wenn ein Ministerkabinett gestürzt worden ist (das heißt, wenn es in der Kammer bei einer sogenannten Vertrauensfrage keine Mehrheit mehr erhält und sich als entlassen betrachten muß), dann findet zunächst eine Zusammenkunft der Chefs der Hochfinanz statt; in den meisten Fällen geschieht dies schon, ehe das Ministerium überhaupt offiziell gefallen ist. In dieser Versammlung, die früher bei dem Bankier Aynard, seit einigen Jahren aber in den Räumen des Crédit lyonnais tagt, stellen die Herren das Geschäftsprogramm des kommenden Ministeriums auf: So und so viele Panzerschiffe sind zu bauen, ein neues Gewehr, eine neue Uniform usw. sind in die Armee einzuführen, diese und jene Munitionen müssen erneuert werden, hinten in Afrika ist eine „strategische" (?) Eisenbahn dringend notwendig geworden, dort wieder ein Hafen, eine Brückenkonstruktion usw.; daneben muß diese und jene Anleihe abgeschlossen werden usw. usw. Wer ist der geeignetste Mann, der die dazu erforderlichen Kredite und Dekrete in der Kammer durchdrückt? Sie übermitteln alsdann ihre Wünsche in diskreter Weise dem Präsidenten der Republik. Dieser beruft nach altem Brauch der Form halber den Kammer- und den Senatspräsidenten und fragt sie nach ihrer Meinung, wer wohl der geeignetste Mann sei zur Bildung eines neuen Ministeriums. Ist dieser neue Mann gefunden, dann handelt es sich für diesen um die Wahl seiner Mitarbeiter. In dieser Wahl aber ist der neue Ministerpräsident ziemlich beschränkt, denn die Minister müssen in der Tat aus der kleinen Gruppe

Digitized by Google

der sogenannten „ministerfähigen" gewählt werden. Als ministerfähig gilt nur wer: 1. zum Generalstab einer einflußreichen Parlamentsgruppe gehört, über mindestens eine Zeitung verfügt und in mindestens einer Volksklasse (Bourgeois, Arbeiter, Bauern usw.) ein wenig populär ist, 2. wer die mehr oder weniger offensichtliche Unterstützung eines großen finanziellen oder industriellen Unternehmens besitzt und 3. wer mindestens einmal Berichterstatter einer größeren Parlamentskommission gewesen, das heißt, wer schon mit dem komplizierten Mechanismus der Verwaltungsbureaus Fühlung genommen hat.

* * *

Im vorstehenden haben wir einen leider allzu flüchtigen Blick in die Kulissen der Schaubühne, genannt Parlament, Ministerium und Regierung werfen können. Was haben wir gesehen? Das Kapital ist auf der ganzen Linie so fest und allgewaltig organisiert, daß ihm gegenüber die heute schon bestehenden Organisationen der Arbeit (zum Beispiel die vielbesprochene Confédération générale du Travail) wahre Lächerlichkeiten sind. Nicht das Volk ist der Meister des Parlaments, sondern die Finanziers. Sie haben diesen angeblichen Ausdruck des Volkswillens mit ihren Kreaturen umstellt und besorgen im Parlamente ihre Geschäfte. Was sich aber da im Vordergrunde bewegt: der Präsident, seine Minister, die Parteiführer und großen Männer, das sind genau besehen nur Puppen, die an den unsichtbaren aber festen Fäden tanzen, die man hinter den Kulissen zieht. — Wenn es in der Demokratie unserer Nachbarn ehrlich herginge, dann wäre Herr Aynard der Präsident der Republik, denn als erster ‚Régent' der Banque de France ist er so ungefähr der mächtigste Mann in Frankreich, Baron Rothschild wäre Ministerpräsident, der Kanonenfabrikant Schneider und die Direktoren der Großbanken wären seine Minister. Aber da sich in diesem Falle der französische Bürger beklagen würde, daß er keine Rechte habe, daß die Regierung nicht der Ausdruck des Volkswillens sei usw. usw., so läßt man ihm lieber die Illusion seiner Souveränität. Die wirklichen Könige der Republik ziehen es vor, im Schatten zu bleiben, die Wirklichkeit der Macht für sich zu behalten und dem Volke den Schein der Macht zu lassen. So ist nachher alle Welt zufrieden: Die Finanziers machen ihre Geschäfte, die Volksvertreter und Minister auch, und der Bürger freut sich, wenn er in seiner Zeitung täglich die „schneidigen" Leitartikel liest, wo man der Regierung auf jeder Zeile eins auswischt, sintemalen man doch souverän ist. Es lebe die Republik!

* * *

Also, höre ich Sie sagen, setzt sich die viel gelobte Demokratie unserer Nachbarn im Grunde doch nur aus Korruption, Kulissenschieberei und Strohmännern zusammen? Was nutzt den Franzosen ihre politische Demokratie, wenn die Volkssouveränität auf der ganzen Linie von einer übermächtigen Finanzfeudalität in Schach gehalten und gefälscht wird?

Digitized by Google

Gemach: Die Finanziers können in einer Demokratie trotzdem nicht tun was sie wollen. Zunächst müssen sie überall mit der öffentlichen Meinung rechnen. Und da bei dem herrschenden System die Finanzskandale à la Panama, Humbert, Duez, Rochette usw. periodisch wiederkehrende Notwendigkeiten geworden sind und dem Volke immer ein wenig mehr die Augen öffnen über die wirkliche Ethik unserer zeitgemäßen Parlamente, so wird einerseits die Kontrolle der Wählermassen immer schärfer und andererseits müssen die Finanziers die Volksmeinung ab und zu mit einigen Reformbrocken beruhigen resp. das Ansehen der Parlamente im Volke wieder festigen. Daß sie auch dies wieder nur aus Geschäftsinteresse tun, mag jedem Idealisten die Augen öffnen über den schauerlichen Merkantilismus unserer Zeit. Aber sie *müssen* es in einer Demokratie tun und graben sich, indem sie egoistisch und der Not gehorchend Kultur schaffen, allmählich selbst das Grab. So haben die Könige der Republik die weltliche und völlig unentgeltliche Volksschule geschaffen, ein Unfallgesetz, eine Koalitions-, Preß-, Versammlungs- und Redefreiheit, die wir anspruchslosen Deutschen nur vom Hörensagen kennen. So mußten sie vor zwei Jahren wieder eine Altersversicherung schaffen, die ganz bedeutend menschlicher ist als die der preußisch-deutschen Bureaukratie. Zugegeben: Die Finanzoligarchie besorgt in den Parlamenten in erster Linie ihre Geschäfte, sie korrumpiert die Abgeordneten und belügt das Volk. Aber die Brocken die *hier* vom Tische der Reichen fallen, sind wenigstens verdaulich. Im Vergleiche mit der politischen Kultur, die bis jetzt in der preußischen Monarchie von den Parlamenten geschaffen worden ist, sind sie sogar wahre Goldkörner. Denn unsere Monarchie fühlt sich dem Volke gegenüber überhaupt noch zu nichts verpflichtet, sintemalen bei uns noch alles von Gottes Gnaden kommt.

Und dann: alle Abgeordneten sind nicht korrumpiert. Es ist wahr, die Helden sind zu allen Zeiten und in allen Regierungssystemen selten. Aber wir brauchen nur die Persönlichkeit eines Jaurès zu studieren, und wir können mit Genugtuung feststellen, daß es solche Helden gibt. Sie sind der Stolz und die Hoffnung der im Werden begriffenen wirklichen Demokratie. Und weil sie ihr Mandat wirklich ernst und ideal nehmen und rücksichtslos alle Machenschaften der Kulisse aufdecken, deswegen stürzen in einer Demokratie häufig genug die schönsten Kombinationen der Finanzmenschen an diesen Männern zusammen.

Trotz all ihrer Schäden ist und bleibt also die Demokratie das vernünftigste und wissenschaftlichste Regierungssystem, das wir bis jetzt besitzen. Was ihr heute noch fehlt (die Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit jedes *einzelnen* Bürgers) das besitzt sie wenigstens im Keim und selbst noch die Schäden der Demokratie treiben diesen Keim zu immer kräftigerer Entfaltung. Die Monarchie dagegen besitzt nicht einmal diesen Keim. Denn während die Demokratie ihre Bürger langsam zur Gewissenhaftigkeit erzieht, während sogar noch die Übermacht des Kapitals in einer Demokratie auf Umwegen an dieser Erziehung hilft, ist die Monarchie schon aus Prinzip der Selbständigkeit und Gewissenhaftigkeit der Bürger abgeneigt. Darum ist unser Reichstag eigentlich

Digitized by Google

nichts als ein Beschwerdeort, darum haben wir in Deutschland nicht einmal die Ministerverantwortlichkeit und darum haben wir Deutschen eigentlich überhaupt keine Bürgerrechte. Die Monarchie ist in unserer Zeit unwissenschaftlich und unpopulär geworden, denn sie findet ihren festesten Halt (wer fühlt das heute nicht?) nur noch in der Anspruchslosigkeit und politischen Unkultur der Massen.

Ich sage also (und darin liegt kein Widerspruch, sondern nur eine logische Ergänzung meiner obenstehenden Ausführungen): lieber eine vom Kapital korrumpierte Republik mit allen Entwicklungsmöglichkeiten für eine ehrlichere Gesellschaft, denn eine von Gottes Gnaden regierte Monarchie, die dem Volke grundsätzlich jedes Entwicklungsrecht abspricht und nur darnach streben muß, die Traditionen und Privilegien aufrechtzuerhalten.

Von Lorbeerkränzen und Bettelpreisen

Von J. L. Windholz

Es regnet Kränze, unverwelkliche Lorbeerkränze auf unsere Dichter herab. Kaum sind die Fanfarenklänge verrauscht, unter denen Herbert Eulenberg für die anmutige Wildnis in Belindens Herzen der Kranz aufs Haupt gesetzt wurde, so wurde schon die Krönung der Dichter Hermann Burte und Reinhard Sorge durch die Kleiststiftung proklamiert, und wieder wird ein neues immergrünes Kränzlein gewunden. Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" verkündet die Stiftung eines Fontanepreises!

Doch nicht nur das. Die Hände, die den Dichtern den Lorbeer auf die Schläfen drückten, sie gaben ihnen auch irdischen Lohn, — ja wohl ein Säckchen klingenden Goldes. Bei Herbert Eulenberg waren es dreitausend, bei den Dichtern der Kleiststiftung je siebenhundert und jetzt sollen es gar wieder bare und wohlgezählte sechshundert Mark werden. Wie gut es unsere Dichter doch haben!

Man mißverstehe mich nicht. Ich hege allen Respekt vor der guten und nützlichen Absicht der Männer, die den Volksschillerpreis als Korrektiv des höfischen Schillerpreises und die Kleiststiftung als Ergänzung der Schillerstiftung durchgesetzt haben und noch weitere Dichterpreise durchsetzen wollen, und ich hege die ausbündigste Hochachtung vor allen denen, die durch ihren Beitrag diese löblichen Absichten verwirklichen helfen. Aber ich frage alle diejenigen, die eine dunkle Ahnung von dem Lebens- und Leidensweg eines Dichters haben, was wohl so ein armer Dichtersmann mit solchen dreitausend, siebenhundert oder sechshundert Mark zuerst anfangen soll? Wie vermögen diese armseligen Almosen das Leben und die Entwicklung eines Dichters zu sichern?

Ja, wird man mir erwidern, — und dies mit einigem Recht — das sollten wohl die Dichterpreise auch nicht. Und im übrigen gebe es noch eine Menge anderer Preise, den Grillparzer-, den Bauernfeld-, den Raimundpreis, den Rheinischen Dichterpreis und vielleicht noch eine Menge anderer Preise, die ich gar nicht kenne, und den Dichtern sei, und das wäre wohl die Hauptsache, der Ertrag an ihren Arbeiten durch das Urheberrecht gesichert.

Digitized by Google

Mag sein. Doch es ist etwas Eigenes um den Ertrag dichterischer Arbeit. Nicht immer bringt die wertvollste Arbeit den höchsten Lohn, und man könnte fast mit größerem Recht sagen, daß, je größer der Ertrag, um so wertloser die Dichtung sei. Doch will ich gern zugeben, daß auch manch ein echter und rechter Dichtersmann sich heutzutage auf der Freitreppe des eigenen Schlosses stimmungsvoll abknipsen lassen kann. Auch will ich niemandes Herz schwer machen und schweige von der Not und dem Elend lebender Dichter, und ich will auch die lange Liste jener Werke für mich behalten, die zum unverlierbaren Besitz des deutschen Volkes gehören und die ihren Urhebern nichts oder so gut wie nichts eintrugen. Und was die verschiedenen Dichterpreise betrifft, so brauche ich wirklich nicht mehr auseinanderzusetzen, wie oft sie an die Unrechten kamen, wie oft sie zu spät kamen, und daß es sich — nehmt alles nur in allem — um einen lächerlichen und armseligen Bettel handelt.

Ja, wird man wieder einwenden, wenn es sich um Dichtersnot handelt, dann haben wir doch die Schillerstiftung und eine ganze Reihe anderer wohltätiger Einrichtungen. Die guten Absichten und die löblichen Ziele in allen Ehren, aber Almosen waren es und Almosen werden es sein, die da gegeben wurden und gegeben werden. Ich habe eine andere Meinung von der Würde deutscher Dichtung und ich vermöchte deshalb die lebhaften Diskussionen um die Schillerstiftung nicht allzu tragisch nehmen. Wer Almosen verlangt und Almosen nimmt, ist ihrer immer würdig.

Die Zeit des individuellen Mäzens, die Zeit eines Magnifico, eines Papa Giulio, die Zeit Karl Augusts von Weimar ist vorüber und kehrt uns nicht zurück, und der letzte Mäzen solcher Art, den Deutschland sah, war der unglückliche und kranke Bayernkönig. Das Mäzenatentum ist, wie andere Herrenrechte, auf das Volk übergegangen und es mußte so sein.

Denn das vollendete Werk gehört nicht mehr dem Dichter, es gehört seinem Volke, es gehört der Menschheit. Tolstoi hat dies gefühlt und seine Werke durch den letzten Willen freigegeben.

Aber die Kunst geht nach Brot. Der individuelle Mäzen vermochte die materielle Daseinsmöglichkeit *seiner* Dichter und Künstler zu gewährleisten. Das Volk als Mäzen müßte die Existenz *aller* Dichter und Künstler sicherstellen können. Das zu leisten wäre auch das reichste Volk nicht imstande, zumal das Problem — und es ist das Problem des Urheberrechts — einen inneren Widerspruch in sich trägt. Denn den einseitigen Interessen des Dichters an seiner materiellen Existenzmöglichkeit stehen die so viel höheren Interessen des Volkes an der Kenntnis und dem Besitz der Werke seiner Dichter gegenüber. Das Volk hat die Verpflichtungen seines Mäzenatentums zu erfüllen geglaubt, indem es den Rechten des Urhebers an Werken der Literatur und der Tonkunst gesetzlichen Schutz angedeihen ließ. Doch es hat auch seine Rechte wahrgenommen, indem es dem Schutz eine zeitliche Grenze setzte. Daß dies keine Lösung des Problems, sondern nur ein Kompromiß bedeuten kann, wissen die Dichter und die Gesetzgeber; wenngleich — auch den Gralsrittern gegenüber — anerkannt werden muß, daß das deutsche Reichsgesetz billigen und vernünftigen Forderungen gewiß entspricht. Wie wenig aber dieser Schutz des Urheberrechts dem Dichter hilft, der nicht das Ohr der Menge für sich hat, ist bereits ausgeführt worden. Sollte eine Annäherung an eine wirkliche Lösung des Problems ganz unmöglich scheinen? Und müssen wir uns auch für die Folge mit Bettelpreisen und dürftigen Almosen für unsere Dichter begnügen?

Digitized by Google

Ich möchte es nicht für unmöglich halten, daß das Deutsche Reich bei seinem Milliardenbudget auch jährlich, seien wir bescheiden, eine runde Million für die deutsche Dichtkunst erübrigen könnte. Zu Stipendien und Preisen sollte das Geld gewiß nicht verwendet werden. Wie wäre es aber, wenn das Reich das Urheberrecht an einzelnen Werken erwerben und diese dann freigeben würde. Daß Buchhändler und Theaterdirektoren dabei verdienen würden, verschlägt wirklich nichts. Ich glaube, es wäre des deutschen Volkes nicht unwürdig gewesen, wenn das Reich von Detlev Lilieneron das Urheberrecht an einer Auswahl seiner Novellen und Gedichte für einen entsprechend hohen Betrag zum Zwecke der Freigabe erworben hätte, anstatt ihn dem Bettel von Gnadengehalten auszusetzen, die — wie sagt man doch! — „den Lebensabend des Dichters verschönten". Oder sollte der Gedanke gar zu schreckhaft sein, daß einmal, sagen wir jedes zweite Jahr, zwanzig Werke jüngerer Dichter erworben würden? Ich glaube doch nicht.

Die praktischen Schwierigkeiten würden nur in der Auswahl der anzukaufenden Werke liegen. Die gleichen Schwierigkeiten sind aber auch beim Ankauf von Gemälden aus Staatsmitteln für öffentliche Galerien gegeben, also wohl nicht unüberwindlich. Das Reich jedoch würde sein Geld nicht verschenken, sondern es würde in den Urheberrechten einen ganz realen Gegenwert erhalten, und das, was den Dichtern geboten würde, wäre kein Almosen mehr, sondern eine wirkliche Hilfe.

Für das deutsche Volk wäre dadurch sehr viel gewonnen, denn es würde nicht nur soviel früher in den wirklichen Besitz und Genuß seiner besten Dichterwerke gelangen, sondern es würde ein noch viel kostbareres Gut erwerben, und das ist, das gute Gewissen gegen seine Dichter. Denn ich glaube, daß das gute Gewissen eines Volkes auch in Sachen der Künste mit zu den wertvollsten moralischen Besitztümern einer Nation gehöre.

Man mag diese Anregung jetzt noch eine Utopie schelten; vielleicht wird es später nicht als wertlos erscheinen, sie zur Diskussion gestellt zu haben.

Das Buch vom Zöllner Rousseau

Von Ludwig Rubiner (Paris)

Seien wir wahrheitsliebend: was gehen uns die Maler an? In Paris sitzen sie auf allen Dächern. Aber wir sind zu geduldig. Wir nehmen teil an Vorgängen, die Sache des Metiers sind. Wir kümmern uns, mit der Freundlichkeit, die nur denkende Menschen haben, um Paletten, Raumwirkungen; und um die berühmte „Delikatesse", die immer gelobt wird, wo es sich um meisterliche Gleichgültigkeiten handelt.

Dies alles sind, Donnerwetter, Privatangelegenheiten eines Gewerbes. Nächstens werden noch Menschen der Leidenschaft, die mit tiefstem Tauchen in die Kräfte der Sprache unsere wichtigsten Dinge anrühren — nächstens werden diese Schriftsteller aus lauter Güte (oder vielleicht nur aus einem blödsinnigen Bildungsdrang?) sich vor der Pinselkollektion eines Malers historisch verpflichtet fühlen.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob heute noch viel Menschen auf die Impressionistentheorie von der Gleichgültigkeit des dargestellten Gegenstands in der Kunst — ob darauf noch sehr viel Mitlebende hereinfallen. Nicht weil diese Stellung des Betrachters älter oder neuer ist, sondern weil sie eng historisch bleibt. Ausgezeichnet paßt sie zu einem Jahrhundert, in dem die stärksten Leute aus Leibeskräften die Dynamos und die Eisenbahnschienen mit den bunten Lichtern abends, und die Autokurbeln (staunend) erfunden haben. Der Künstler wird in die Ecke gestellt; und, seine geistige Position zu retten, flüchtet er sich in die Gegenden des Empfindens, wo das Ding, das Was, die Quantität wirklich keine Bedeutung mehr hat. Er läuft davon, aus Eifersucht, Klugheit, Instinkt des vernachlässigten Schöpfers.

Aber wir. Wir leben doch schon auf diesen Quantitäten der Vergangenheit. Für uns sind das keine „Errungenschaften" oder „Fortschritte" mehr, sondern Selbstverständlichkeiten. Was geht uns die notgedrungene Feigheit einer ehemaligen, sehr vornehmen, Künstlergeneration an? Und nicht zu verschweigen: diese ganze Vergangenheit hat uns die wunderschönen „Eindrücke" von Spargelbündeln, Biertöpfen, Landschaften, Akten (das ist: Männer und Frauen als Gleichgültigkeit), von Frühstücken im Freien, Badenden, Reitern am Strande, Heuschobern in neunzig verschiedenen Beleuchtungen gezeigt; ihre Söhne haben gesucht, diese Dinge in den beliebten „Stil" zu bringen. Ihre Enkel haben sich gemüht, genau dieselben Angelegenheiten in den „malerischen Qualitäten" des „Gemäldes an sich" auszudrücken.

Aber keiner hat uns *den Menschen* gezeigt; und Porträt gibts nur noch, unter leutseliger Nachgiebigkeit der Besten, für die Salons.

Wir leben doch; wir schlagen uns herum, sehr in der Tiefe, mit Ja und Nein. Wir sind geistige Wesen, wir lieben oder wir lehnen ab. Wir brauchen *unsere* Künstler, unhistorische, unbedingte Werkleute. Wissende, von sich und anderen.

*

Man hat leicht den falschen Glauben, mit Ideen, die eine verflossene Epoche draußen lassen, stehe man allein. Die Entdeckung, sich unaristokratisch, unindividual, unoriginal: selbstverständlich zu finden, ist dann immer ein großes Glück. Denn wir sind ja weder ganz Einzelne noch ganz Masse. Es gilt, in der Kreuzung der Wirkungen beider zu schaffen.

So kommt ein Mensch von heute vielleicht zu dem Buch von *Uhde* über den Maler Henri Rousseau (Paris, Eugène Figuière). Von Rousseau weiß man nicht viel in Deutschland. Sein provocierend uninteressantes Leben: War Zollbeamter; ein Kleinbürger, lebte unter Kleinbürgern, liebte in Hausmeisterstuben. Junge Maler, die man zur Zeit von Rousseaus Tode — vor zehn Jahren gerad — noch für Idioten hielt, hatten ihn gefunden; im Salon der Indépendants, wo man für die Erlaubnis, eigenhändig gemalte Bilder auszustellen, bar bezahlt. Wer deutsche Zeitungen las, konnte ein paar seltene Male spaßige Artikel morgens zu sich nehmen; Hohn über einen alten malenden Narren, heitere Berichte über angeblich ironische Ehrungen, die einige muntere Künschtler dem verwirrten Dilettanten erwiesen. Ein paarmal sind in Deutschland verstreute Bilder von Rousseau zu sehen gewesen. Wer auf die beliebte „gute Malerei" (die Inzucht einer Profession) pfiff, war erschreckt von einer mächtigen Einfachheit, brutal, sanft, mit kühner Melodik, hingegeben, dabei krämerhaft und

Digitized by Google

oft von dumpfem Geruch. Dann wieder visionär. Visionär, nicht in Deutungen einer romantischen Phantastik, sondern im Schaffen rein geistiger Dinge. Visionär in der neuen Konstitution des Menschen. Denn bei Rousseau ist der Mensch, nicht wie bei den Impressionisten, oder den Stilkitschern, oder den Dekorateuren ein Ding wie jedes andere, wie Baum, Haus, Gras, Puppe, Blume, Tier: Vegetatives — sondern ein Organismus für sich, der alle anderen, ihm von Ursprung fremden Organismen um sich gruppiert. Das ist nicht eine Kunst der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, sondern eine Kunst des Willens. Eine Angelegenheit des Geistes.

*

Darauf stößt man in Uhdes schönem Buch. Viele neue, sehr mutige Worte (die auszusprechen man in Deutschland über die Maßen stolz wäre) sind hier mit großer, wirkender Selbstverständlichkeit gesagt. Sichtlich nach jahrelanger innerer Umsetzung, nach Arbeit, Skepsis; und so gesagt, daß man sieht, es bleibt nichts anderes übrig.

Dies scheint mir von den Seligkeiten der Stadt Paris zu sein: Wer ein Mensch ist, holt aus ihr nicht neue Moden, oder Strömungen, oder neue Gedanken; sondern sein Wichtigstes und Letztes kann er aussprechen, den Schlußpunkt dazusetzen. Ohne in unsere furchtbaren Protestaktionen taumeln zu müssen, die wir in geistigen Dingen fürs Land der Deutschen immer wieder nötig haben. Und wenn weiter dabei nichts gewonnen wäre, so ist zum wenigsten Raum gewonnen. Raum, einfach, gewöhnlich gesprochen, Raum im Buch, auf dem dann in gedrängtester (oft sanftester) Entschiedenheit alles gedruckt wird, was uns nötig ist. Kurz. Erklärungslos.

In Uhdes Werk sind gute Abbildungen nach Rousseaus Gemälden. Da sind Bilder, von denen Gegner, nicht immer interesselos, doch oft ehrlich, behauptet haben, sie führten auf die Naivität der Kinder zurück. Also nicht Einfachheit, nicht Einheit, sondern Verstimpelung. Aber auch die Skizzen zu solchen Bildern sind dabei, und über sie wäre Liebermann sehr glücklich, wenn er sie signiert hätte. Rousseaus Werke sind zu überzeugend, man darf also lange zweifeln. Aber der Vergleich mit den Skizzen ist untrüglich; man erkennt: dieser Douanier war tief bewußt. Kein Parsifal aus dem Hinterhaus. Er machte sich gar nichts aus dem Mittendrinstehen in der Materie der Dinge. Er setzte alles ins Geistige des Organischen um; malt die Geschöpfe dieser Erde in der furchtbaren Verschiedenheit, die sie alle untereinander haben. Das läßt er uns sehen, wie am ersten Tag, als unsere Augen sahen. Doch wissend.

Kleinstadtsonntag / Von Oskar Loerke

Was in der Garnison passiert, das ist ihm Flöte.
Hier draußen sucht der Mann, was ihm die Aussicht böte.
Rings Schutt. Draus blenden Scheiben voller Sonnenröte.
Dort steht er still. Dann scharrt ein Reklamblatt aus Goethe
sein Fuß heraus; nach fünf Minuten.

Digitized by Google

Die Vorstadthäuser stehn im Lichte wie in Sahne,
mit oben wie in Teig gepickter Wetterfahne,
mit bunter Wäsche auf bepinseltem Altane.
Im Sonntag steht der Bauch des Manns gleich einem Schwane
nun schon seit zehn Minuten.

Fern hört er Leierorgeln durch die Straßen schwärmen,
noch ferner seinen Stier aus purem Spaß sich härmen,
und noch viel mehr: das mischt ein angenehmes Lärmen.
Drin steht er, Ruh im Herzen und in den Gedärmen
schon eine halbe Stunde.

Er steht, als wie aus rotem Marmorstein geschlagen:
rot nämlich ist, was aus Manschetten und aus Kragen
— Halsweite fünfzig — auskriecht, und man kann wohl sagen,
er, seinerseits, wird kaum in einer Not verzagen.
Das Denkmal!

Kohlensyndikat / Von Carnifex

Am 16. Februar 1893 ist das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat gegründet worden. Wir müssen einen Augenblick Halt machen und rückblicken. Zwanzig Jahre! Eine Lebenskleinigkeit, aber eine Syndikatsewigkeit. Der Verband muß etwas geleistet haben. Sonst wäre er längst gesprengt. Fragt sich nur: Wem hat er etwas geleistet? Antwort: Den Mächtigen, von denen er ersonnen und errichtet wurde, den Kirdorf und Genossen. Den Kleinen, den „Reinen" hat er viel Jammer gebracht. Und dem Konsum? Den Konsum hat er geknebelt, vergewaltigt, zwanzig Jahre gepreßt.

Zunächst die Anerkennung. 1893 belief sich die Kohlenförderung der vom Syndikat umschlossenen Zechen auf 33,5 Millionen, 1912 auf 93,7 Millionen Tonnen. Die Gesamtbeteiligung stieg von 35,3 Millionen auf 79,5 Millionen Tonnen. Das ist eine Kolossalentwicklung und eine Galoppentwicklung. Die Koks- und Briketterzeugung wuchs entsprechend. Das sind Beweise. Die dominierende Innenmarktstellung und die starke Weltposition sind damit belegt. Ein Milliardenhaufen ist aufgetürmt und von den Verbrauchern abgetragen worden. Das Syndikat wirft Jahr für Jahr einen kräftigen Happen in Michels Nährsuppe. Das ist — wirtschaftsethisch genommen — ein großer Aktivposten. Nun aber die Kehrseite.

Da ist pro primo die Preispolitik. Von 1893 bis 1907 stiegen im Ruhrbezirk die Kohlenpreise um 3,12 Mark pro Tonne. Seitdem sind sie vorübergehend aus Krisennot ermäßigt worden. Aber sobald der Konsum sich regte, erhöhte das Syndikat wieder. Gewiß sind die Herren berechtigt, die übliche Motivierung zu machen: Lohnsteigerung, Soziallasten, Kreditverteuerung. Aber

Digitized by Google

sie haben, wie der Streichholzkrämer, immer noch einiges draufgeschlagen und das macht, auf den Gesamtkonsum berechnet, viele Millionen aus.

Ferner haben sie niemals rechtzeitig ermäßigt. Sie werden sich nicht gern der Jammerjahre 1908 und 1909 erinnern. Die Fabrikanten schüttelten damals die Fäuste gegen das Syndikat, das in einer Zeit rapider Abschwächung die Preise für das Inland hielt, den Fremdlingen aber niedrigere Sätze gewährte. Das war ein böses Stücklein und als die schäbige Herabsetzung kam, sprachen die Herren noch von Selbstvernichtung. An die Hausfrau kehrt sich der Verband schon gar nicht. Was geht es ihn an, ob die Groschenseele sich wärmen und der Groschenmagen sich füllen kann? Aber der Export wird à tout prix forciert und mag die deutsche Volkswirtschaft daran krepieren.

Die Großen im Syndikat sind es, die das tun. Die Kleinen werden von ihren Brüdern zum Zweck der Eigenmast gequetscht. Das nennt man: Interessengegensatz zwischen reinen Zechen und Hüttenzechen. Die reinen Zechen müssen die Syndikatskosten tragen und die Riesen werden davon fetter und fetter. Diese Riesen machen die Politik. Selbst der Staat vermag gegen sie nichts. Kürzlich hatten sie ihn eingefangen und Herr Sydow tat einen Preisbeglückungsschwur. Er hat ihn nicht halten können. Als er ein „Veto" sprach, hörte man ihn nicht. Er ging und die Willkür triumphierte. Der Bund der Industriellen schrieb ihm dies ins Zeugnis: „Die für die Kohlen verbrauchende Industrie empfindlichen Preiserhöhungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats sind dadurch mit ermöglicht worden, daß der preußische Staat als Kohlengrubenbesitzer seinen Einfluß auf den Kohlenmarkt fast völlig zugunsten des Syndikats aufgegeben hat . . . Der Bund stellt ferner mit Bedauern fest, daß die ohnehin überaus große und beständig steigende Ausfuhr deutscher Kohle noch durch sehr niedrige Ausfuhrtarife der deutschen Eisenbahnen gefördert wird. Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Industrie leidet darunter, daß ein immer größerer Teil der deutschen Kohlenförderung an das Ausland zu Preisen abgegeben wird, die niedriger als die inländischen Kohlenpreise sind, und daß diese Ausfuhr obendrein zu Frachtsätzen erfolgt, die zum Teil wesentlich niedriger als die Frachten für den inländischen Kohlenbezug sind." Solche Macht hat das Syndikat. Die Zensur wurde im März 1912 erteilt. Im November zeigte der Fiskus altruistische Absichten. Aber nur Negatives kam heraus. Der alte Hiberniahochmut lebt noch immer und die Macht zu seiner Betätigung ist gewachsen. Derselbe Hochmut, der im Dezember 1904 Herrn Kirdorf also sprechen ließ: „Aufsichtsrat und Vorstand des Kohlensyndikates mußten das Vorgehen der Regierung in der Hiberniaaffäre als einen durch nichts gerechtfertigten Einbruch in unsere Industrie betrachten, der unsere Abwehr herausfordert." Mit den Herren ist nicht zu spaßen. Der Staat muß schon energischer kommen. Er muß mit dem Gesetz kommen und muß am eigenen Gewinn erweisen, daß er dem Konsum wohl will. Sonst ist nichts zu machen.

1903 hat man das Syndikat verlängert. Bis Ende 1915. Seit Jahren müht sich Kirdorf um die Erneuerung. Bisher ohne Erfolg. Schwierigkeiten im Innern und von außen. Reine Zechen, Outsider, Fiskus. Das kostet Schweiß. Dennoch darf das Syndikat nicht auffliegen. Die deutsche Montanindustrie ist darauf eingestellt. Ein Wirbel würde sie packen. So herrengrausam die Politik des Syndikats war und ist, sie wirkt marktregulierend und ihre Schäden wird man ausmerzen.

Digitized by Google

Notizbuch

Hohenzollern, Cumberland und die Verehrer des Adels

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz, Kammerherr des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, ist der sachverständigste Mann im Deutschen Reich, was Titel, Ämter, Rangstufen, Anreden, Ahnentafeln betrifft. Sobald ein Erbfolgestreit, ein Regierungsjubiläum, ein Familiengedenktag in Sicht ist, wird Herr Kekule gerufen. Was einer schwangeren Frau der Geburtshelfer, das ist Kekule v. Stradonitz der „Woche". Unter seinen zahllosen Werken führt eins den Titel: „Ahnentafelatlas, Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen". Also: Sachverständiger in Ahnenangelegenheiten.

Dieser Kammerherr, Dr. jur. et phil., schreibt in Nr. 8 der „Woche" einen Artikel: „Hohenzollern und Cumberland". Wir entnehmen ihm diese fesselnden Ausführungen:

„Kein Fürstenhaus hat in früheren Zeiten zum Hause Brandenburg-Preußen in einem so engen Verschwägerungsverhältnis gestanden wie das Haus Hannover-Braunschweig. Schon Preußens erste Königin, die zweite Gemahlin des ersten Friedrich, die ‚philosophische Königin' Sophie Charlotte von Hannover-Großbritannien, war aus ihm. Des Sohnes beider, des ‚Soldatenkönigs' Friedrich Wilhelm I. Gemahlin von Hannover-Großbritannien, das berühmte ‚Fiekchen' des Königs, entstammte ihm ebenfalls. Sie war eine leibliche Nichte der ersten Königin. Auch dieser beiden Hannover-Großbritannischen Prinzessinnen großer Sohn und Enkel, Friedrich der Große, war mit einer Prinzessin aus dem Stamm Este-Welf vermählt: mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Sein jüngerer Bruder August Wilhelm, ‚der Prinz von Preußen', der ‚Stammfortpflanzer', war vermählt mit einer leiblichen Schwester dieser Königin, mit Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Von letzterer stammen dadurch wie vom ‚Fiekchen' und der ‚philosophischen Königin' alle heutigen Mitglieder des Hauses Brandenburg-Preußen ab. Eine leibliche Nichte der beiden schwesterlichen Gemahlinnen König Friedrichs des Großen und des Prinzen August Wilhelm, die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, führte der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., damals (1758—1786) ‚der Prinz von Preußen', in erster Ehe zum Traualtar. Drei Königinnen also und zwei ‚Prinzessinnen von Preußen', darunter drei Stammütter des Gesamthauses, anderer Heiraten von Töchtern des Hauses Hannover-Braunschweig mit Söhnen des Hauses Brandenburg-Preußen gar nicht zu gedenken."

Der Ahnentafler Kekule verbinde sich mit dem Heroen- und Adelsverehrer Kurt Breysig von der Berliner Universität. Dieser hat sich über sein Lieblingsthema, den deutschen Adel, dahin geäußert, daß er „tief eingebettet sei in ein tiefes Wechselverhältnis".

Kekule v. Stradonitz wird dem ahnenverehrenden Publikum der „Woche" weiter die harte Prosa liefern und der Berliner Kulturphilosoph (mit Nietzsches Schnurrbart und Georgescher Andacht) singt dem deutschen Adel im „Tag"

Digitized by Google

geheimnisvoll-zarte Hymnen minniglicher Poesie.

* * *

Hinausgeschmissen habe er seinen Pächter,

so äußerte sich Seine Majestät der deutsche Kaiser vor einer sehr vornehmen, sehr eleganten Gesellschaft: vor dem Reichskanzler, dem Landwirtschaftsminister und den deutschen Lords, die den Landwirtschaftsrat bilden.

„Hinausgeschmissen habe ich ihn, weil er nichts mehr taugte . . .“ Und die Landwirte schmunzeln und jubeln dem kaiserlichen Sprecher zu für dieses männlich-deutsche, kräftige, volkstümliche Wort.

Nach wenigen Tagen stellt sich heraus, daß beide Behauptungen des Kaisers unrichtig waren:

1. Der Kaiser hat seinen Pächter gar nicht herausgeschmissen.

2. Der Pächter ist ein sehr angesehener, tüchtiger und erfahrener Landwirt. Ihm, den in öffentlicher Versammlung das Reichsoberhaupt beschuldigt, er habe nichts getaugt, widmen seine Berufsgenossen herzliche Vertrauenskundgebungen.

Ferner hatte der Kaiser in seiner Rede geäußert, er sei etwas eitel und stolz darauf, daß er der erste war, der den Petkuser Roggen in jener Gegend eingeführt habe; dieser Roggen wäre dort ganz unbekannt gewesen und die Landwirte der Umgegend hätten sich förmlich darum geprügelt, als sie ihn sahen.

Nach wenigen Tagen stellt sich heraus, daß die Landwirte jenes Kreises den Petkuser Roggen bereits vor zwanzig Jahren gekannt haben, zu einer Zeit also, wo das Gut Kadinen noch ohne den Kaiser auskommen mußte.

Vorgeschichte: Dem Kaiser gehört das Gut Kadinen seit dem Jahre 1898. Nach dem Tode des alten Besitzers gelangte es durch Vermächtnis an Wilhelm II. Vor jetzt also 15 Jahren. — Die Familie des Rittergutspächters Hellmuth Sohst verwaltet das Vorwerk Rehberg über 30 Jahre. Sohst selbst ist seit 18 Jahren Pächter des Guts.

Man konnte ihn weder hinausschmeißen, noch kündigen. Denn er hatte einen Vertrag. Den focht der kaiserliche Gutsherr an, mit der Begründung, daß der mit dem früheren Besitzer geschlossene Vertrag durch den Besitzwechsel aufgehoben sei. Die Zivilkammer des Elbinger Landgerichts jedoch wies die Klage des Kaisers ab.

Jetzt bleibt Herr Sohst von Rehberg auf Kadinen, bleibt strengkonservativ, Agrarier und königstreu und wird auch wohl wieder, was er war: Vorsitzender eines Kriegervereins.

Und auch der Kaiser bleibt, wie er war: von Schmeichlern und strebsamen Karrieremachern in seiner Gottähnlichkeit bestätigt, glaubt er wirklich, eine neue landwirtschaftliche Kultur begründet zu haben, sobald er ein Gut, das er eben geschenkt bekam, zu bewirtschaften anfängt. Aber welch ein Schmerz und welch berechtigter Zorn muß ihn packen, wenn er sich überall getäuscht, auf eine subalterne Art belogen sieht. Hier war es einmal möglich, festzustellen, daß die dümmsten und gefährlichsten Majestätsbeleidigungen in der nächsten Nähe des Kaisers begangen werden, daß man ihn bewußt und vorsätzlich beschwindelt und ihn dadurch zu Erkenntnissen und Reden reizt, deren Sinn uns oft

Digitized by Google

unverständlich schien. Für die Herren Reichstagsabgeordneten: eine kurze Anfrage ist an den Reichskanzler zu richten. Etwa in der Form: Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt: 1. daß Seine Majestät der Kaiser objektiv unrichtige Behauptungen gegen einen deutschen Staatsbürger öffentlich äußerte, 2. daß also unverantwortliche Ratgeber den guten Glauben des Monarchen mißbrauchen, ihn in fahrlässigster Weise falsch informieren und ihn dadurch zu unhaltbaren Äußerungen verleiten, die der Wahrheit widersprechen und die Würde des Monarchen gefährden. Und was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Einen Gesamtausfall von $2^1/_2$ Millionen gegenüber dem Voranschlag der Einnahmen des bayerischen Staates konstatiert die Tagespresse auf Grund der amtlichen Ziffern für das Jahr 1912. Die ultramontanen Blätter erklären, nun müsse auch für die (im Herbst d. J.) beginnende Landtagssession Sparsamkeit Trumpf sein. Nach der Haltung verschiedener Zentrumsagitatoren und Zentrumsorgane soll diese Sparsamkeit zunächst bei der unaufschiebbaren Regelung der Gehaltverhältnisse der Landlehrer in Kraft treten. —

Am Montag, 17. Februar, ist der langjährige Landtagsberichterstatter der „München-Augsburger Abendzeitung", Josef Ritter, ein sehr verdienter liberaler Journalist, beerdigt worden. Die liberale Landtagsfraktion hat davon keine Notiz genommen und auch keinen Vertreter zur Leichenfeier entsandt. Das fiel um so mehr auf, als bei der vor kurzer Zeit erfolgten Beerdigung eines Zentrumsjournalisten, der in weniger enger Fühlung zur Zentrumsfraktion stand als Ritter zur liberalen, der Erzbischof von München und zahlreiche Abgeordnete des Zentrums dem Toten die letzte Ehre erwiesen. Auf Notizen in der Presse, in denen auf das geringe Verständnis der liberalen Parlamentarier für die Aufgaben der Presse hingewiesen wurde, antwortete die „Liberale Landtagskorrespondenz" mit dem Hinweise auf — ein unliebsames Versehen! —

Der „Bayerischen Staatszeitung" läßt das Geschick der Militärvorlage immer noch keine Ruhe. Um der Zentrumspartei die Notwendigkeit eines bedingungslosen Entgegenkommens gegen die harrende nationale Aufgabe klar zu machen, weist sie auf die abschreckende, dem Militarismus feindliche Haltung der Sozialdemokratie hin. Darauf machte sich das Münchener sozialdemokratische Organ das grausame Vergnügen, aus einer im Jahre 1894 erschienenen Schrift des derzeitigen Chefredakteurs der „Bayerischen Staatszeitung", des Herrn Philipp Frick, nachzuweisen, daß dieser damals mindestens ebenso scharf gegen den Militarismus wetterte, wie die Sozialdemokratie und daß er selbst in Volksversammlungen aufgetreten ist, um die Lostrennung des bayerischen Zentrums vom preußischen Zentrum anzudrohen, wenn eine neue Vorlage durch die Konnivenz dieser Partei durchgehe! —

In Passau ist außerdem eine Antwort auf die Ermahnungen der Preßkommissäre des Herrn von Hertling erfolgt, die diesen kaum befriedigen dürfte. Dort hat der Niederbayerische Bauernverein unter der Ägide verschiedener Zentrumsabgeordneten seine Generalversammlung abgehalten und dabei folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Der Niederbayerische Bauernverein richtet an die Vertreter des deutschen

Digitized by Google

Volkes im Reichstag die Aufforderung, einer etwa notwendig werdenden Vermehrung der Land- und Seemacht des Deutschen Reiches nur dann die Zustimmung zu erteilen, wenn vorher die Deckungsfrage in einer Weise gelöst ist, daß das mobile Kapital in gleichem Maße erfaßt wird, wie der immobile Besitz des bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstandes, der ohnedies den größeren Anteil an einer sogenannten „Blutsteuer" zu tragen haben wird." —

Bei der Ersatzwahl für einen gestorbenen Landtagsabgeordneten des Zentrums im Wahlkreise Aichach-Bruck-Dachau ist der Zentrumskandidat mit einem geringen Stimmenrückgang gewählt worden.

Aus Anlaß der bevorstehenden Ersatzwahl für den verstorbenen Reichstagsabgeordneten Dr. Schädler mischt sich die „Bayerische Staatszeitung" in die Geschäfte des Zentrums und proklamiert den Domprediger Leicht-Bamberg, „einen Kanzelredner von Ruf", als Kandidaten. Diese Einmischung wird in einer Zuschrift an die „Münchener Post", die offenbar aus früheren Zeiten noch eine Verbindung mit gewissen linksstehenden Zentrumsmitgliedern hat, scharf zurückgewiesen. Ein Dr. Schlittenbauer, ein sehr schreib- und redseliger Herr, scheint sich mit starken Ellenbogen für das Reichstagsmandat vordrängen zu wollen. So wird allem Anschein nach auch diese Kandidatur starke innere Kämpfe in der ultramontanen Partei entfesseln. —

Dr. von Orterer, der Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer, hat in einem katholischen Männerverein, der die dreißigjährige parlamentarische Wirksamkeit dieses Zentrumsführers feierte, eine tränenreiche Rede gehalten. Er habe nicht gewußt, welche Schlange unter den Rosen des Mandats verborgen liege, er sei ein von Alter und Sorgen ergrauter Mann und müsse sagen in bezug auf die parlamentarischen Verhältnisse: „Wir sind schon sehr heruntergekommen!" Ferner machte er die frommen Leute darauf aufmerksam, daß er „im Laufe der letzten Monate ein stiller Mann" geworden sei. Herr Dr. von Orterer ist offenbar noch verschnupft darüber, daß sein Parteifreund, der Ministerpräsident von Hertling, ihn zu einer Vorbesprechung der Regentschaftsfrage erst in letzter Minute durch einen Diener telephonisch ins Ministerpalais kommandieren ließ. Balthasar

„Terrorismus"

Der Arbeiter Paul Kunschak, ein Bruder des christlich-sozialen Abgeordneten Franz Kunschak, hat am 12. Februar in Wien den sozialdemokratischen Reichsratsabgeordneten Franz Schuhmeier von hinten mit einer Browningpistole erschossen. Die gesamte Presse ist einig in der Verurteilung dieses Verbrechens, uneinig nur in seiner Erklärung. Während nämlich die sozialdemokratische Presse zum Teil von einem „christlichen Meuchelmord" spricht und den Bruder des Mörders zum Mitschuldigen zu stempeln sucht, stößt man umgekehrt in der bürgerlichen Presse auf Versuche, die Sozialdemokratie für die Freveltat Kunschaks verantwortlich zu machen. So schreibt die klerikale „Germania": „Die schreckliche Tat ist selbstverständlich aufs schärfste zu verurteilen; findet aber ihre Erklärung, wenn man hört, daß der Täter von den roten Terroristen derart verfolgt wurde, daß er keine Arbeit mehr erhalten könnte . . ."

Wenn der Bruder des Mörders und die christlich-soziale Partei mit der Tat Kunschaks in Verbindung gebracht werden, so kann man dies nur

Digitized by Google

aus der Erregung erklären, in die die Sozialdemokraten durch den Verlust eines ihrer populärsten Führer versetzt worden sind. Aber welche Erklärung gibt es für den Versuch, diesen Mord der Sozialdemokratie zur Last zu legen?

Man führt an: Kunschak sei „durch Terrorismus aus seinen Stellungen vertrieben worden", weil er im Jahre 1905 als Arbeiter der Wiener Siemens-Schuckertwerke den von ihm seitens seiner Mitarbeiter geforderten Beitritt zu dem sozialdemokratischen Metallarbeiterverband verweigert und die Vertrauensmänner des Verbands, die ihm daraufhin erklärt hatten: „entweder werden wir gehen oder Sie", beim Staatsanwalt angezeigt hatte, eine Denunziation, infolge deren seinerzeit die Arbeiter Saumwald und Schwarzböck wegen Erpressung zu je 14 Tagen Kerker verurteilt worden sind. Inzwischen hat es sich herausgestellt, daß er sodann nur aus einer einzigen Stellung „herausgebissen" wurde, und zwar bald nach der Verurteilung der genannten Arbeiter.

Allein gibt es umgekehrt nicht Arbeitsstätten in Menge, in denen ein sozialdemokratisch organisierter Arbeiter keine Arbeit zu finden vermag, ist der „Terrorismus" etwa eine Besonderheit der sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen? Die „Münchener Neuesten Nachrichten" heben im Morgenblatt vom 13. Februar 1913 hervor, daß es eine „durchaus allgemeine Erscheinung in Wien ist, wenn organisierte Arbeiter ungern mit nichtorganisierten zusammen in einem Betriebe arbeiten." Aber auch diese Bemerkung trifft nicht den wirklichen Kern der Sache. Die Abneigung, die Arbeitsstätte mit Nichtorganisierten oder „anders" Organisierten zu teilen, besteht bei allen Arbeiterorganisationen der Welt, auch bei den „wirtschaftsfriedlichen" Arbeitervereinen. Ein Beispiel: Im Juli 1912 schrieb der Vorstand des gelben Werkvereins der chemischen Firma Goldschmidt-Essen an einen „werten Kollegen" im Anschluß an eine längere Kritik der „Streikgewerkschaften":

„. . . Wenn Sie also Wert darauf legen, längere Zeit auf dem Werk zu bleiben, und sich bei Ihrer Arbeit auch wohl zu fühlen, dann schließen Sie sich am besten dem Werkverein an . . ."

In Amerika, wo die Gewerkschaften dem Sozialismus durchaus abhold sind, gibt es zahlreiche Betriebe, — sogenannte „closed shops" — die nur Organisierte einstellen, im Gegensatz zu den sogenannten „open shops", die auch Nichtorganisierte beschäftigen. Überhaupt ist der sogenannte „Terrorismus" gegen Outsider bei allen Organisationen, insbesondere auch bei unseren Unternehmerverbänden und Kartellen, anzutreffen. Nur daß er sich dort zum Teil weniger offener Mittel und mehr der heimlichen Verrufserklärung mittels schwarzer Listen und dergleichen bedient. Die einzige Besonderheit ist, daß in Deutschland und Österreich eine Handlung als eines der infamierendsten Delikte des Strafgesetzbuchs verfolgt wird, welche das englische Oberhaus und amerikanische Gerichte ausdrücklich als erlaubt erklärt haben, indem sie aussprachen, „daß Arbeiter aus jedem ihnen geeignet erscheinenden Grunde die Arbeit niederlegen oder mit deren Niederlegung drohen können, einschließlich der Weigerung, mit Nichtorganisierten zusammen zu arbeiten", und daß sich die Anklageerhebung wegen dieses unter den Begriff der Erpressung gebrachten Koalitionszwangs bisher fast ausschließlich

Digitized by Google

auf Mitglieder der freien Gewerkschaften beschränkt hat. —

Mit dem Sozialismus hat also diese Sache so wenig etwas zu tun, als der verabscheuungswürdige Mord des Paul Kunschak mit dem Christentum.

Titus

Was schenken wir dem Kaiser?

Das Geschenk des Deutschen Städtetages

Die deutschen Städte, die in ihrer Gesamtheit durch die Zentralstelle des Deutschen Städtetages vertreten sind, haben beschlossen, dem Kaiser zu seinem Regierungsjubiläum im nächsten Jahre eine künstlerisch ausgeführte Adresse zu überreichen.

Das ist schon seit längerer Zeit bekannt, und man dachte sich, es würde wohl eine Adresse werden, wie sie alle sind; kostbare Pergamentblätter im vergoldeten Ledereinband oder so etwas, wie es hohe Herren zu Jubiläen zu erhalten und mit pflichtschuldig freudiger Miene zu betrachten pflegen.

Solche Sache kostet ein paar hundert oder tausend Mark, und im übrigen ist es allen gleichgültig.

Nun liest man plötzlich, der Professor, der die Ausführung übernommen hat, schätze die Kosten für eine solche Adresse „bei voller künstlerischer Wirkung" auf achtzigtausend Mark, während der Voranschlag auf vierzigtausend Mark lautete!

Der gewöhnliche Mensch wundert sich sehr und versteht die hohe Summe für ein Buch — denn eine Adresse ist doch ein als Einzelstück hergestelltes Buch — gar nicht. Da erfährt er, daß das Buch nur aus sieben Seiten bestehen soll, die aus stark vergoldetem Kupfer und Feinsilber gemacht werden. Auf diese Seiten kommen in Gold, Emaille, Perlmutter und Elfenbein das Wappen des Kaisers und die Wappen der 167 schenkenden Städte, sowie eine goldene Tafel mit dem Huldigungstext. Das ganze Werk ist kaum einen viertel Quadratmeter groß und soll, wie gesagt, achtzigtausend Mark kosten, die der Städtetag auch schon bewilligt hat.

Wenn das Buch fertig sein wird, wird es kaum sehr interessant sein, denn 167 Städte- und verschiedene Provinzwappen sind in solcher Menge recht langweilig. Und der Kaiser wird sich sehr bedanken und das schwere blinkende Metallbuch in einen Glasschrank setzen oder dem Hohenzollernmuseum überweisen; und da wird es liegen und verstauben in alle Ewigkeit. —

Aber den gewöhnlichen Menschen packt die Wut. Denn er erinnert sich, daß der Kaiser vor einiger Zeit den ausdrücklichen Wunsch äußerte, man möge bei seinem Jubiläum von allen persönlichen Geschenken von Wert absehen und das Geld hierfür lieber wohltätigen, gemeinnützigen oder patriotischen Zwecken zuführen. Und selbst die Leute, die nicht mit jeder Äußerung des Kaisers einverstanden waren, sagten sich innerlich: „Bravo, das ist ein guter Gedanke, der den Kaiser nur ehren kann!"

Und jetzt gehen doch die Herren vom Städtetage her und wollen achtzigtausend Mark für ein Buch aus Gold- und Silberblech ausgeben! Die Herren respektieren nicht den Wunsch des Herrschers, nicht den Wunsch des zu Beschenkenden, sie haben kein Empfinden für die Nichtachtung, die in ihrem

Digitized by Google

Beschlusse liegt, und werden in ein Buch für achtzigtausend Mark aus Elfenbein gravieren lassen: „Seiner Majestät allertreueste Diener!" Selbst wenn der Kaiser sich nicht alle kostbaren Geschenke verbeten hätte, müßten in unserm Zeitalter, im Jahrhundert der Volkswohlfahrt, des sozialen Empfindens, Männer aufstehen und sagen: „Wir können es vor dem Volke nicht verantworten, seine Steuergroschen in goldenem Kram von Tausenden von Wert zu verplempern, laßt uns im Namen des Kaisers etwas Gemeinnütziges schaffen!"

Wilhelm II. ist hier sozialer gewesen als die Herren, die die deutschen Städte repräsentieren von Aachen bis Zwickau.

Aber über eins muß man sich noch wundern: Über den Mut, den die Herren haben. Denn Mut gehört zu einem solchen Beschlusse, der dem Wunsch des Kaisers und dem Empfinden unserer Zeit aufs schärfste widerspricht.

Man überlege: Die öffentlichen Krankenhäuser sind überfüllt und reichen nicht aus, täglich sterben Menschen auf der Straße, Tausende möchten arbeiten und finden nichts und müssen frieren und hungern, täglich liest man von unglücklichen Müttern, unehelichen und ehelichen, die vor der Not mit ihren Kindern in den Tod flüchten; so vielen von ihnen könnte geholfen werden, und die Herren haben den Mut, 80000 Mark für ein Buch aus Gold, das kein Mensch lesen oder sehen mag, herzugeben!

Wer wagte es, zu sagen, die paar Mark nützten auch nichts? Macht meinetwegen eine Stiftung zur Speisung Hungernder im Namen des Kaisers daraus, und täglich können hundert Menschen gesättigt werden, täglich werden vielleicht hundert Herzen getröstet und behütet vor dem Wege zum Verbrechen aus Not und bleiben anständig im Namen des Kaisers.

Macht irgend etwas daraus, das den Herrscher wirklich ehrt, und das Geschenk wird würdiger sein — der Geber und des Beschenkten — als das Buch aus Goldblech mit 167 Wappen!

E. Vero

Der Romantiker Enver Bey

Das sympatische Momentbild „Enver Bey", den die Bulgaren den „Romantiker" nennen, des einzigen Türken, der es unternahm, knapp vor Schluß der türkischen Tragödie zu erweisen, daß im Türkentum noch moderne Angreiferkraft stecke (denn die beiden Lichtpunkte der türkischen Sache, Adrianopel und Skutarie, liegen in echt alttürkischen, ererbten Vorzügen) — leidet schwer darunter, daß man Unmögliches von ihm erwartet. Im tripolitanischen Hinterland die zum Kleinkrieg geborenen Araber, durch geschickte Einwirkung auf deren Fantasie, zum fortgesetzten Widerstand gegen die italienische Invasion aufzureizen, war doch etwas anderes, als eine durch organische Mängel zerrüttete, auf eine Handbreite Europaboden zusammengedrängte, geschlagene Armee, ja noch mehr einen politisch und wirtschaftlich niedergebrochenen Staat — im Handumdrehn zu einem haltbaren Kern umzugestalten. Dafür reicht keines Menschen Energie.

So muß sich denn zum zweiten Mal das tragische Geschick des zu hoch gesteckten Zieles, am Leib der Jungtürken vollziehn. Einmal als sie über ihrem Kulturprogramm fielen, das

Digitized by Google

keine Rücksicht auf den rein-islamitischen Aufnahmsboden nahm, und nun, da sie nichts Besseres tun können, als den Frieden um jeden Preis zu schließen, in dem sie die Plattform verlassen, auf der sie als Erretter der Türkei, vor einem nach türkischen Begriffen schmachvollen Frieden, fast widerstandslos zur Macht gelangten.

Man kann von Enver Bey weder erwarten, noch verlangen, daß er die ganze Lage umstülpe. Ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß mindestens der Politiker Mahmud Schewket und vielleicht selbst Enver Bey, wie ich ihn ziemlich genau zu kennen glaube, bei Unterdrückung ihrer Soldatengefühle, erleichtert aufatmen werden, wenn der Fall von Adrianopel das letzte Hindernis gegen einen sofortigen Friedensschluß beseitigt haben wird. Lehrer und Freunde dieser mit abendländischer Kultur und Sitte vertrauten Jungtürken haben dafür gesorgt, daß insbesondere in der deutschen Öffentlichkeit, vorteilhafte Schilderungen des „Berliners" Enver Bey und des Charakterhelden Mahmud Schewket in reichem Ausmaß bekannt wurden. Vielfach auch in der Person, wie der Sache nicht zum Nutzen gereichenden Superlativen.

Den Türken muß man in der Türkei, im Orientmilieu, in seinen Wässern schwimmend — beurteilen.

Nicht wenn er unter dem Druck der superioren Umgebung, unter dem Zwang von Enthaltsamkeit und Anpassungsforderungen steht.

Man würde dann vielleicht die Nase nicht über den allzu schußbereiten Revolver der Jungtürken rümpfen, manche Gewalttat begreifen — aber was wichtiger wäre, man würde nicht von diesen Männern erwarten, daß sie jemals aus dem islamitischen Türkentum ein abendländisch-kulturelles, staatliches Gebilde schaffen können. Gesetze, Einrichtungen, Äußerlichkeiten, wovon ja die jungtürkischen Statute bis ins Äußerste der Moderne gehn wollten, werden die tiefbewurzelte, von unserer so vielfach abweichende Moral des Türken doch niemals ändern.

Eine blutige Ironie liegt darin, daß z. B. Enver Bey, der für die größten Probleme der Menschenrechte, für Gleichheit, Freiheit usw. als Jungtürke eintritt, persönlich die islamitische Frau auf dem bekannten Sklavereistandpunkt gehalten wissen will, persönlich fast in allen Beziehungen der typische, strenggläubige Alttürke im guten, wie im schlechten Sinne, ist. Diese persönlichen Eigenschaften haben ihm auch bei den Arabern von Tripolis, Ansehn, Würde und Erfolg verschafft, die er gerade dort, als Jungtürke nach abendländischen Begriffen, niemals erreicht hätte.

Etwas anderes ist es um die Machtfrage. Ob die jungtürkische Partei nach diesem zweiten Rückzug noch politisch regierungsfähig bleibt, hängt davon ab, ob sie sich rasch — zum Opfer ihrer Plattform entschließt und den Frieden herstellt, nach dem sich die ganze Türkei ohne Parteiunterschied sehnt.

v. S.

Politischer Charakter

Was wird Herrn Millerand von seinen Lobrednern und Verehrern in allen Tonarten nachgerühmt? Daß er als Kriegsminister durchaus den Sozialisten habe vermissen lassen, bzw. verleugnet habe. Alle die bezüglichen Befürchtungen hätten sich als grundlos erwiesen, er sei nicht nur ein waschechter, sondern sogar ein hervorragender Kriegsminister gewesen. Dieses wunderliche Lob des Gesinnungsverrats ist damit noch nicht

Digitized by Google

hinreichend aufgeklärt, daß die Abtrünnigkeit des Mannes denen zugute kommt, welche sie so eifrig rühmen. Gemeiniglich liebt man ja die Renegaten nicht, wenn man sich auch ihre Dienste gefallen läßt. Man hat neuestens des öfteren Gelegenheit zu beobachten, daß nicht nur von reaktionärer, sondern auch von freisinniger Seite einem ans Ruder gekommenen Parteimann als Allerrühmlichstes nachgesagt wird, er sei viel unbefangener, als man ihm zugetraut habe. Auch vom klerikalen österreichischen Unterrichtsminister Hussarek hört man schwärmen, er sei beinahe ein moderner Mensch und jedenfalls besser als ein liberaler; denn ein liberaler Minister müsse den Klerikalen Konzessionen machen, während ein klerikaler die entgegengesetzte Beweislast habe. — Die Gesinnung, auf Grund deren ein Politiker berufen wird, hat er „sowieso", er muß aber beweisen, daß er — ein Staatsmann und zu Kompromissen fähig ist. Die staatsmännische Qualität eines Politikers mißt man geradezu mit diesem Maßstab: inwiefern er imstande ist, seine Parteivergangenheit auszulöschen und über dem Getriebe zu schweben. Nicht einmal die Parteigenossen des Arrivierten verargen ihm den Farbwechsel in vollem Ernst. „Was wollen Sie," flüstern sie mit wissender Miene, „der Mann ist heute Regierungsmitglied und kann sich nicht so frei bewegen!" War es immer so begreiflich und verzeihlich, die Karrieregesinnung abzutönen, war es immer die Konvention, daß das politische Bekenntnis nur für den Weg, nicht auch für die Ausübung der Macht tauge? Was liegt diesem uneingestandenen Wandel der Moral zugrunde? Die heimliche aber nichtsdestoweniger herrschende Überzeugung aller, daß keine Parteigesinnung effektiv regierungsfähig sei, daß kein Parteiprogramm sich mit den realen Erfordernissen des Regierens oder auch nur der Verwaltung decke. Die Partei betrachtet sich selbst nur als eine Komponente des Parallelogramms der Kräfte und findet es in der Ordnung, daß der Realpolitiker in der Diagonale marschiert! Es wird also eigentlich eingestanden, daß die Parteiprogramme nur Hilfslinien sind, die man gegebenenfalls kurzerhand auslöscht, da sie sich ohnehin mit keiner gegenwärtigen oder künftigen Realität decken. Wirkliche Staatskunst ist nichts anderes als die Kunst, die Forderung des Tages zu erfüllen. — Es war nicht immer so. In der klassischen Zeit des englischen Parlamentarismus erwartete man von einem liberalen Politiker, daß er als Minister auch tatsächlich liberal regiere. Ist die heutige Generation um so viel korrupter? Wohl kaum; aber das Parteiwesen ist nicht mehr zeitgemäß, die Einteilungsgründe der Parteien sind nicht mehr ausreichend, nicht fein genug, um der Differenzierung der wirklichen Aufgaben zu entsprechen. Politische Charakterlosigkeit gilt daher mit Recht als ein Zeichen staatsmännischer Begabung. Die moderne Gesinnung ist sachlich, gegenständlich, nicht programmatisch. Die sachliche Gesinnung läßt sich im Vokabelschatz der Parteisprache eben gar nicht mehr ausdrücken. So erklärt sich die Konvention, welche es gestattet, die Parteischablone abzuwerfen, und darin nichts Schimpfliches findet. Gleichwohl: wenn einer es versuchen wollte, ohne den Parteiapparat aufzusteigen, wäre er ebenso naiv, wie derjenige, welcher

Digitized by Google

sich durch die Vergangenheit beschwert fühlte.

Robert Scheu

Das Schicksal der landwirtschaftlichen Kinderarbeit

Es geschehen noch seltsame Dinge im Jahrhundert des Kindes. Ein Abgeordneter fragt im Reichstag an, weshalb die Erhebungen von 1904 über die Lohnbeschäftigung von Kindern in Landwirtschaft und Haushalt noch nicht veröffentlicht seien. Ein Regierungsvertreter antwortet, die Erhebungen seien von mehreren größeren Bundesstaaten noch nicht eingelaufen. In diesem kurzen Frag- und Antwortspiel steckt viel Lehrreiches.

Man nimmt gern an, daß in Deutschland für alles, was den Kinderschutz angeht, ein starkes öffentliches Interesse besteht; hier ist ein Beweis für das Gegenteil. Der Reichstag hat einst, nach viel schönen Reden, eine Resolution gefaßt, in der er Erhebungen forderte über Art und Umfang, Ursachen und Gefahren der Kinderarbeit in Landwirtschaft und Haushalt. Das war am 23. März 1903; seit diesem Tage ist dem Reichstag auf zehn Jahre die ganze Angelegenheit aus dem Gedächtnis geschwunden. Die Fachpresse berichtete, daß die Erhebungen 1904 durchgeführt worden seien und forderte ihre Veröffentlichung: der Reichstag blieb stumm. Die Gewerbeinspektoren und Lehrer klagten über die Ausbeutung der Kinder in der Landwirtschaft: der Reichstag blieb stumm. Wozu auch sich bemühen? Kinder petitionieren nicht, sie sind nicht einmal wahlberechtigt; und die Öffentlichkeit war ja ganz beruhigt. Endlich, am 21. Januar 1913, fand sich ein Abgeordneter, der sich nach dem Schicksal der Erhebung erkundigte.

Aber was man nun erfuhr, war noch verwunderlicher. Die Erhebung ist noch immer nicht beendet! Der Bundesrat hatte 1904 nur Art und Umfang der haus- und landwirtschaftlichen Kinderarbeit feststellen lassen; erst als dies geschehen war, hat man, wir wissen nicht, wann, eine Erhebung über ihre Gründe, Vorzüge und Gefahren veranstaltet. Aber wozu diese Umständlichkeit? Es ist beim besten Willen nicht zu begreifen, warum man die Erhebung in zwei Abteilungen zerlegte. Und warum diese unendliche Verzögerung? Der Regierungsvertreter verlor darüber kein Wort, blieb geheimnisvoll, und schwieg ... Warum?

Stößt man in der inneren Politik auf etwas Unverständliches, so tut man gut, das heuristische Prinzip zu befolgen: Suchet den Agrarier! — Hier ist er leicht zu finden. Bei den Debatten über das Kinderschutzgesetz hatten die Konservativen mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß die landwirtschaftliche Kinderarbeit für sie ein Nolimetangere bildet. Erklärlich genug; ist sie doch das billigste Mittel die Lücken der Landflucht auszufüllen. Da ist es kein Wunder, daß die Regierung in der Förderung der Vorarbeiten so wenig Temperament entwickelt und daß mehrere größere Bundesstaaten (sollte Preußen etwa fehlen?) das Material noch nicht eingeliefert haben.

Es wird den Parteien der Linken klar geworden sein oder aber es wird ihnen klar gemacht werden müssen, daß ohne ihre fortgesetzte aktive Aufmerksamkeit die Sache nicht vom Fleck kommt. Sie können eine schwere Unterlassungssünde wieder gut machen, wenn sie, gegenüber den agrarischen Interessen, den Forderungen der Volksgesundheit und Volkserziehung zu ihrem Recht verhelfen.

Willy Bierer

Digitized by Google

Mein Herz

Ein Liebesroman mit Bildern und wirklichen, lebenden Menschen

Von Else Lasker-Schüler
Verlag von F. S. Bachmair, München und Berlin.

Wir leben maßlos unruhig und vielfach zersplittert in der heroischen Zeit pathetischer Intelligenz und ihrer Presse. Geste und witziges Gebärdenspiel entscheidet tyrannisch über Sein und Nichtsein. Blindwütender Ernst und fanatischer Satanismus auf der einen Seite und verlogene, oder krampfhaft übertriebene Sensibilität auf der anderen spalten die Unbeteiligten in zwei Lager: in Publikum und dilettierende Nachäffer, denen alle Naivität durch Bevormundung mitteilsamer Kunsterläuterer entrissen wird.

Der wahrhaft eigenwillige Künstler, der nicht einzuschachteln ist in irgendeine Rubrik vorhandener Komplexe, steht einsam am Tor der wuchtenden Flutung und nimmt Zuflucht zur Illusion, wenn nicht gar zur Selbstzerfleischung oder Spiel mit unspielerischen Dingen.

Else Lasker-Schüler, diese Tänzerin durch kosmische Gefühlsverstellungen, steht einsamer denn alle im Bann des Gegenwartslebens. Sie glaubt nicht an die Realität der Kunst, sie glaubt an die Wahrheit der Illusion und handhabt das Material der Sprache, von den Instinkten eines rein torenhaften Spieltriebes geschwellt, wie eine heilige Sache. Ihr Roman ist — im Sinn des Dogmas — höchste Formlosigkeit, aber ebenmäßig geschliffene Kugel inneren Erlebnisses, getragen vom Blut der Herzhingabe. In Briefen, deren Stilistik von einer unerhörten Kraft des Neuschöpferischen funkelt, wogt die ganze Erlebnisart einer vergeistigten Weltseele vorüber, um dort zu landen, wo noch keines Fuß je und je den Boden betrat in Ungestraftheit. Kunst ist ihr Mittel zur Befreiung aus dem umgitterten Sein der Alltäglichkeit. Sie gibt das Ausschweifende ihrer Seele preis, wie ein König, der tausend und abertausend Goldgulden unter die Menge wirft, unbekümmert darum, das „Kreuzige, Kreuzige ihn", das aus dem Hosiannahsturm sich leise löst, zu vernehmen. Sie zerschlägt alle Formen der Tradition und schafft in höchster Ergriffenheit ein Neues in Sprache, Gliederung und Aufbau. Schonungslos gegen Mit- und Umwelt. Alle Figuren stehen maskenentrissen und krümmen sich unter der Durchleuchtung ihres seherischen Gefühls.

Nie hat die Bohême einer literarischen Gegenwart solche unerhörten Widerspiegelungen erfahren, wie sie sich in diesem Buche austoben in Strahlung. Mit drei, vier knappen Sätzen stehn erlauchte Größen da, plastischer und umgrenzter als in dickleibigen Essay-Büchern. Und nie hat Wortkunst solche Triumphe gefeiert, als in den Aphorismen, die wie silberne Glaskugeln in der Flutung der Geschehnisse auf- und niedersteigen. Wer weiß solches von Dehmel, wie es etwa in diesen Sätzen steht: „Ich habe Richard Dehmel gezeichnet, ich habe ihn blutrot gezeichnet als orientalisches Stadtbild. Nicht im Bratenrock, in dem er zu verkehren pflegt mit der Außenwelt, aber mit dem altmodischen Stadtturban. Richard Dehmels Gedichte fließen wie Blut. Jedes ein Aderlaß und eine Transfusion zu-

Digitized by Google

gleich. Er ist der Großkalif aller Dichtung."

Aber neben Dehmel blitzen die futuristischen Porträts von Karl Kraus, Stefan George, Peter Baum auf, wie eine nie erschaute Sternenwelt. Die bunte Narretei und narkotische Beflissenheit des Cafés lesen sich in Impressionen wie solchen: „Das Café Kurfürstendamm ist eine Frau, eine orientalische Tänzerin. Sie zerstreut mich, sie tröstet mich, sie entzückt mich durch die vielen süßerlei Farben ihres Gewandes. Eine Bewegung ist in dem Café, es dreht sich geheimnisvoll wie der schimmernde Leib der Fatme. Verschleierte Herzen sind die sternenumhangenen kleinen Nischen der Galerien." — Aber mehr wie diese infernalische Charakterisierung der Umwelt, interessiert das „Ich", das diesem Buche die absolute Färbung des persönlichen Flagellantismus verleiht. Ein Bekenntnis der Liebe, wie sie in solcher Steigerung, nur wenige Dichtwerke deutschen Schrifttums ausatmen.

Und letzten Endes ist dieser bilderbuchbunte Roman, der wahrhaftig nicht für die irregeleitete Masse des Millionenpublikums um die Götzen der Mode herum, geschrieben ist, eine Formulierung des neuen Stils, der über Heinrich Mann und Rilkescher Prosa ungeheuere Abgründe überbrückt und wie ein siebenfarbener Bogen sich über das verheerte, arme Land wölbt. Eine Verheißung und ein Aufstieg des dreimalglutenden Sieges.

Paul Zech

Christliches

In Halle wollen die Kirchengemeinden von „Animierkneipen und Lohndirnen" keine Kirchensteuer mehr annehmen.

Verpfuscht die ganze Karriere,
Der man den schönsten Ausklang nimmt!
Wer geht denn da noch als Hetäre,
Wenn das mit — nachher nicht mehr stimmt?

Es gab so viele junge Huren,
(Ihr Tun war keck, ihr Herz war rein),
Die sich und ihrem Höchsten schwuren,
Einst alte Betschwestern zu sein.

Heut kriegt man Marie-Magdalene
An ihrem schwefelgelben Zopf,
Und feuert die Asphalthyäne
Hinaus samt ihrem Salbentopf.

Wie? Was? Der Heiland? Eine Schwalbe
Macht .... usw. Und dem Schwein
Fällt halt bei Sünderin und Salbe
Nichts andres als der Hautarzt ein.

So spart jetzt eure Myrrhenflaschen!
Gott ist gerecht, mild sein Gericht,
Und dieser Herren Füße waschen
Verlangt er von euch sicher nicht.

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Das Reich des Gedankens

Eine Ansprache

Von Anatole France

m 1. Juni 1885 stand ein Sarg unter dem Arc de Triomphe in Paris. Das ganze Volk von Paris und die Vertreter Frankreichs und der denkenden Menschheit begleiteten ihn zum Panthéon. Auf dem Wege des triumphhaften Trauerzuges zitterten, im Licht des Tages, die Flämmchen der Laternen unter einem Trauerflor. Masten, die in bestimmten Abständen errichtet waren, trugen Wappenschilder, auf denen man Inschriften las: es waren nicht Schlachtennamen, sondern Titel von Büchern. Denn die Ehren, die bis dahin Königen und Kaisern, Herrschern und Eroberern vorbehalten waren, die erwies die im Tiefsten bewegte Menge einem Mann der Arbeit und des Gedankens, der nie anders als durch das Wort Macht ausgeübt hatte.

„Dem Denker!" Immer war es dieses Wort, das auf den hinter dem glorreichen Toten hergetragenen Bannern wiederkehrte. Diese Totenfeier war durch keinen Erlaß der Behörden vorgeschrieben. Die Menge selbst hatte sie, in einer plötzlichen, erhabenen Aufwallung, geschaffen. Und sie bedeutet den ersten Markstein einer neuen Zeit.

Seit undenklichen Zeiten diente diese pompöse Aufmachung zum Ruhm der Unterwerfung und der Gewalttätigkeit. Zum erstenmal sah man sie die milde Macht des Geistes künden und eine unbefleckte Größe rühmen. Welch eine vielsagende Totenfeier! Welch ein herrliches Sinnbild des revolutionären Gedankens: an diesem Zeichen erkannte man, daß das Volk von nun an in seinem Herzen an Stelle des Dogmas den freien Gedanken setzen wollte, an Stelle der absoluten Gewalt die Freiheit, an Stelle der Vorstellungen von Gewalttaten die Zeichen der Vernunft, an Stelle des Krieges die Gerechtigkeit und den Frieden, die Liebe und die Brüderlichkeit an Stelle des Hasses.

Digitized by Google

Wie das Volk, das ein Jahrhundert vorher die Bastille stürmte, fühlte das Volk, das die Apotheose Victor Hugos veranstaltete, dunkel, was es tat, und ehrte weniger einen Dichter, so groß der auch war, als die Dichtung und die Schönheit. Wenn es den Greis feierte, der so viele Gedanken und Worte in die Welt geschleudert, so geschah es, um in ihm die Herrschaft des Gedankens und des Wortes anzuerkennen.

Wir werden aus einem Dichter keinen Gott machen und uns vor allen Vergötterungen hüten, selbst vor der verzeihlichsten, der Vergötterung großer Männer. Wir wollen den alten Dogmen kein neues Dogma entgegenstellen, nicht die Autorität des Theologen und Priesters durch die des Denkers und Dichters ablösen. Wir wissen, daß alle Menschen fehlbar sind und dem Irrtum zugänglich, daß sie alle ihre Tage der Schwäche und ihre dunkeln Stunden haben. Den größten und besten versagen wir nicht das heilige Recht auf Anwandlungen von Schwäche. Die weisesten irren. Wir wollen an keinen Menschen glauben.

Victor Hugo wäre am allerwenigsten geeignet, die Unterlagen einer Doktrin herzugeben, es lohnte sich nicht, bei ihm nach den Grundzügen eines politischen und sozialen Systems zu suchen. Seine Gedanken waren zugleich blendend und in Rauch gehüllt, üppig, voller Widersprüche, gewaltig und unbestimmt wie die Gedanken der Menge. Sie waren die Gedanken seines ganzen Jahrhunderts und er selbst, wie er sagte, dessen klingendes Echo. Wir grüßen in ihm nicht nur einen Menschen, sondern ein Jahrhundert Frankreichs und der Menschheit, jenes neunzehnte Jahrhundert, dessen Träume, Illusionen, Irrtümer, Weissagungen, dessen Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung Victor Hugo vielfältiger als jeder andere ausgedrückt hat.

In seiner Kindheit sah er die Wiederaufrichtung der Monarchie auf dem durch den Krieg erschöpften Frankreich, und er war Royalist unter zwei Königen. Nach der Julirevolution nannte er sich einen liberalen Monarchisten und Imperialisten, aber dann fühlte er sich immer lebhafter zum Volk hingezogen, und er konnte später, mit einiger Übertreibung, von sich sagen, daß er „Sozialist" gewesen sei, bevor er Republikaner war. Er wurde Republikaner im Jahre 1850. Über diese seine Entwicklung war er

Digitized by Google

sich vielleicht selbst nicht ganz klar. Hier einige Erklärungen, wie er sie dafür gab:

„Als ich die Freiheit zum erstenmal erblickte, war sie besiegt. Am 13. Juni wurde die Republik umgeworfen, und ich sah, daß sie alles Recht für sich hatte; ich war um so mehr betroffen, als sie im Todeskampfe lag. Da bin ich zu ihr übergegangen."

Von diesem Tage an verteidigte er sie glühend, mit Worten und Taten. Im Jahre 1850 legte der Unterrichtsminister Herr de Falloux dem Parlament einen Gesetzentwurf vor, der den staatlichen Unterricht an die Geistlichkeit auslieferte. Das nannten die Klerikalen, genau wie heute: die Freiheit des Unterrichts sichern. Victor Hugo, der dem Parlament angehörte, bekämpfte dieses Gesetz und brandmarkte es als „eine unter einem schönen Namen verborgene klerikale Falle". Es lohnt sich, an einige Stellen seiner Rede zu erinnern.

Victor Hugo sagte den Klerikalen:

„Es gibt nicht einen Dichter, nicht einen Philosophen, nicht einen Schriftsteller, nicht einen Denker, den Sie gelten lassen. Sie verleugnen alles, was von den Genies geschrieben, gefunden, geträumt, erdacht, erleuchtet und erforscht worden ist, den ganzen Schatz der Zivilisation, das jahrhundertalte Erbe von Generationen, den gemeinsamen Besitz aller Denkenden!"

„Und sie fordern die Freiheit des Unterrichts! Ich bitte Sie, seien wir offen, verständigen wir uns über die Freiheit, die Sie verlangen: es ist die Freiheit, nicht zu unterrichten."

„Sie wollen, daß man Ihnen Völker überliefert, damit Sie sie unterrichten! Gut. Sehen wir uns Ihre Schüler an. Betrachten wir die Resultate Ihres Unterrichts. Was haben Sie aus Italien gemacht? Was haben Sie aus Spanien gemacht? . . ."

Es ist an uns, die Betrüger und Falschmünzer zu entlarven und die Republik zu retten, die wir nicht dafür verteidigen, was sie ist, sondern was sie sein kann und sein soll, die Republik, die wir behalten wollen, weil sie allein die Durchführung von Reformen und den Fortschritt ermöglicht. Morgen wird sie die demokratische und soziale Republik sein. Sie bereitet jenes Weltreich vor, die Republik der Zukunft, die Victor Hugo in seinem hohen Greisenalter angekündigt hat:

Digitized by Google

„Auf die Schlachten", hat er mit prophetischer Stimme gesagt, „werden die Entdeckungen folgen. Die Völker werden nicht mehr erobern, sondern wachsen und sich bilden, man wird nicht mehr Krieger sein, sondern Arbeiter. Man wird suchen, unterrichten, erfinden. Ausrotten wird nicht mehr ruhmvoll sein. Die, die töten werden ersetzt durch die, die schöpfen."

Politisch-soziale Wandlungen in den Vereinigten Staaten

Von Friedrich Glaser (New York).

Zu den Lieblingsvorstellungen des Europäers von dem Volke der Vereinigten Staaten gehört die, daß die Amerikaner ein junges Volk seien. Namentlich in England, wo man sich immer etwas verantwortlich fühlt für den guten Ruf der angelsächsischen Kinderstube und wo man dem Volk der großen Republik gegenüber gern die Rechte eines älteren Verwandten ausübt, hört man häufig die Behauptung, Amerika sei ein Land, das von großen Kindern bewohnt werde. Richtiger vielleicht wäre es, zu sagen, daß die Amerikaner ein frühreifes Volk sind, in welchem sich alle Wandlungen des Lebens rascher vollenden als sonstwo in der Welt. Die fünfjährige Amerikanerin, die in einem großen Hotel ganz allein ein kompliziertes Frühstück bestellt und auf einen Einwand des Kellners erwidert: „I guess I pay my way", repräsentiert in ihrer Weise ebenso diese rasche Entwicklung wie der Steppenbewohner aus dem großen heiligen Rußland, der heute aus den Einwandererbaracken in Ellis Island kommend in Bluse und Lammfellmütze staunenden Auges durch New York wandert, um morgen im Overall arbeitend und übermorgen vielleicht in eine Trade Union aufgenommen seiner gänzlichen Umwandlung zum Bürger der amerikanischen Republik entgegenzugehen.

Digitized by Google

Was sich von den Individuen sagen läßt, gilt nicht weniger von der Gesamtheit. Vor drei Menschenaltern noch wurde der Amtsantritt eines demokratischen Präsidenten der Republik in einer Weise gefeiert, die sich am besten als eine Masseninszenierung von Auerbachs Keller bezeichnen läßt. Der ganze wilde Westen war damals nach Washington gekommen, um Andrew Jackson, den Mann des Volkes zu sehen. Auf den Sesseln des weißen Hauses standen die Farmer von Ohio und Kentucky. Sie zerrissen die Damastbezüge mit ihren Sporen und zertraten die Teppiche. Man versuchte Erfrischungen herumzureichen, allein Teller und Gläser lagen längst zerbrochen am Boden, bevor sie die Damen der Diplomatie erreichten. Orangenpunsch wurde ins Freie gebracht, um die Menge aus den überfüllten Räumen zu ziehen, niemand jedoch vermochte in dem Gedränge sich auch nur umzuwenden und Jacksons Freunde bildeten mit Mühe einen Wall, der den Präsidenten davor schützte, von der Menge derer erdrückt zu werden, welche seine Hand schütteln wollten. Die „Jacksonian Democracy" hat sich späterhin durch noch ärgere Skrupellosigkeiten als diese einen sehr schlimmen Ruf in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten verschafft. Der wilde Westen aber ist heute in mancher Hinsicht ziviliserter als nicht wenige Länder des alten Europa. Politische Probleme wie das Frauenwahlrecht, Initiative und Referendum, an welchen nur die wenigsten Staaten des europäischen Kontinents zu rühren wagten, sind hier teils längst eingebürgerte Institutionen, teils sehen sie ihrer Einführung in weiteren Staaten entgegen. Auch der jugendliche Übermut — um einen wohlwollenden Ausdruck zu gebrauchen — der sich in den Tagen Jacksons im politischen Leben der amerikanischen Nation manchmal recht breit machte, ist heute einer ernsteren Stimmung gewichen, die zeigt, daß zum mindesten im politisch-sozialen Leben der Vereinigten Staaten die Jugendzeit des amerikanischen Volkes der Vergangenheit angehört.

Woodrow Wilson, ein seiner ganzen Persönlichkeit nach neuer Typus in der politischen Geschichte Amerikas hat dieser etwas bedrückten Stimmung, die namentlich tieferblickende Geister beseelt, kürzlich Ausdruck gegeben, als er meinte: „Es gab eine Zeit, in der Amerika strahlte vor Selbstvertrauen. Es war jene Zeit, in welcher sich Amerika rühmte, daß es und es allein die Mittel und Wege demokratischer Regierungsweise verstehe.

Digitized by Google

Allein heute sieht Amerika seinen Himmel mit Wolken bedeckt; es sieht Kräfte am Werk, von welchen es in den Tagen jugendlicher Hoffnungen niemals träumte."

Solcher Pessimismus mag aufs erste überraschen, allein er wird verständlicher, wenn wir tiefer in das amerikanische Leben zu schauen versuchen. Der Jubel der Hundertmillionen-Dollar-Ära ist längst vergangen. Man bewundert nicht mehr die Schweinebarone, Pillenprinzen, Seifenfürsten, Öl- und Eisenbahnkönige, man schildert nicht mehr die Hundelunchs und Pferdedinners und den Affenkultus ihrer Frauen, sondern man fragt „How did they get it?" — „Wie machten sie ihr Vermögen?" Und kritischer wie den Riesenmillionären steht man auch anderen Erzeugnissen kapitalistischer Kultur gegenüber, vom schornsteinähnlichen Wolkenkratzer angefangen bis hinab zu den zirkusartigen Religionsübungen von Moodey und Sankey.

Man untersucht heute in Amerika, man bewundert nicht mehr. Man untersucht vielleicht zu viel, darum weil man etwas zu spät zu untersuchen begonnen hat. So kommt man oft nur noch zu Autopsien, wo früher Diagnosen möglich gewesen wären. Man veröffentlicht Briefe über die Machinationen der großen Trusts, allein die Briefe sind mit Hilfe einer Detektivagentur gestohlen, und indem man sich den Umklammerungen der großen Industriekonzerne zu entziehen sucht, gerät man in die Netze noch verdächtigerer Gesellschaften. Der amerikanische Privatdetektiv kann ebensowenig nachgeahmt werden wie der preußische Assessor. Er ist wie dieser unnachahmbar und unübertrefflich. Der große Pinkerton hat kürzlich mehrere Wochen lang den Palast des jüngeren Rockefeller Fifth Avenue gegen die Beamten des Kongresses verteidigt, die den Millionär zu einer Vernehmung in der Untersuchung über den Money Trust vorladen wollten. Pinkerton siegte und die Beamten des Kongresses zogen wieder ab. Burns, der fast so groß ist wie Pinkerton, hat dieser Tage den amerikanischen Universitätsstudenten erklärt, daß der Beruf eines Privatdetektivs der einzig würdige eines wissenschaftlich gebildeten Mannes ist. Bei den Maskenbällen großer Kunstmäzene kann man stets einige als Ägypter oder sonst etwas dergleichen verkleidete Agenten Pinkertons treffen, die dafür sorgen, daß die Gäste nichts mitnehmen. Kurzum, der Detektiv ist heute die populärste Figur des amerikanischen Lebens, er schießt Arbeiter nieder und verteidigt die Häuser

Digitized by Google

der Reichen, er veranstaltet und entdeckt Attentate, er stiehlt und verhaftet, jeder Eisenbahnzug hat seinen Privatdetektiv so gut wie jedes bessere Hotel. Es ist der Deus ex Machina für alle Komplikationen in der neuen Welt und es fehlt nicht viel, daß er auch zum Leichengräber der Demokratie wird. Bisher war es der Boß, der Parteimaschinist, der das politische Leben beherrschte, nun scheint es manchmal, als werde er seine Rolle dem Geheimagenten überlassen. Während der letzten Wahlen wenigstens überwachten sich die Parteien gegenseitig durch Geheimagenturen.

So bedroht heute der Privatdetektiv die republikanische Freiheit nicht minder wie sie einst der Condottiere der Renaissance in den Städten Italiens bedrohte. Gleichzeitig droht die demokratische Gleichheit eine Farce zu werden unter der Herrschaft der „Stop-watch" und der „Index-card". Überall werden Durchschnittsleistungen und Durchschnittstypen aufgestellt, außerhalb derer jede Handlung, jeder Charakter in das Reich des Blödsinns oder des Wahnsinns gehört. Mit Hilfe der Zähluhr kann jedermann seine Kinder untersuchen lassen und nach zwei Minuten wissen, ob sein Sprößling ein Idiot ist oder ob er die gewünschte Mittelmäßigkeit verkörpert. Die Professoren einer großen Universität haben Index-Karten über ihre private Tätigkeit auszufüllen, sie müssen angeben, wie viel Zeit sie auf die Vorbereitung ihrer Vorlesungen verwenden. Wer am schnellsten arbeitet, darf obenan sitzen.

Alles will normal, alles will uniform sein. „Everybody's doin' it" ist die eigentliche Nationalhymne des heutigen Amerika. Jede Ware, vom Briefpapier bis zum Unterrock, wird als „regular" oder „conventional" angepriesen. Man fürchtet sich vor dem Individuellen, vor dem Ungewöhnlichen. Alles ist klassifiziert und rubriziert. Der halberstaunte Blick eines jungen Mädchens heißt der „baby-stare", die etwas verbreitetere Neigung, Süßigkeiten zu essen, wird als „Huyler habit" bezeichnet, nach einem Schokoladengeschäft, das Amerika mit seinen Filialen übersät hat. Die Kartothek aber ist zur Bundeslade geworden und den Götzendienst der Stop-watch bezeichnet der Amerikaner als „Scientific Management".

„Scientific Management" klingt aufs erste überwältigend und erfüllt den Europäer mit der naiven Bewunderung, die er allen Emanationen amerikanischer Kultur entgegenzubringen pflegt. Man stellt sich unter Scien-

Digitized by Google

tific Management eine Art neuer Menschheitsregierung, irgendeine endgültige Lösung der sozialen Frage vor. In Wirklichkeit jedoch bedeutet Scientific Management nicht das Ende, sondern den Anfang der sozialen Frage. Der Ingenieur Taylor, der es erfunden haben will, hat nichts weiter getan, als daß er den Principe des Macchiavell ins Amerikanische übersetzt hat. Denn das Scientific Management ist nichts weiter, als eine Anleitung, mittels Bestechung und Spionage die Menschheit an der Nase herumzuführen. Die Stop-watch, der Diktagraph und der Detektiv sind hier zu einer neuen Dreieinigkeit verschmolzen worden.

Man hat Pittsburgh eine Hölle genannt, von der der Deckel abgenommen worden ist. Jedenfalls sind die Stahlwerke, aus denen Herr Carnegie die Mittel zu seinem Herofund bezieht, die Musterstätte „wissenschaftlicher Betriebsleitung" geworden. In den Straßen Pittsburghs hängen die Schilder der Agenturen zur Anwerbung von Arbeitern. „Polen, Syrer und Rumänen erhalten den Vorzug", heißt es da. Die großen Werke ziehen es vor, möglichst wenig englisch sprechende Arbeiter zu erhalten. Dann mischen sie die Rassen in einer Weise, daß die Sprachenverwirrung des babylonischen Turmbaus ein reines Kinderspiel gegen diese Rassenkonfusion erscheint. Jeder erhält eine Nummer, da niemand den Namen des anderen auszusprechen vermag. Man malt Totenköpfe in den Werken als Warnungssignale; denn es gibt keine Sprache, die von allen verstanden wurde. Darauf sagt man dem Polen, daß der Rumäne rascher arbeite als er, und warnt den Rumänen, daß der Syrer ihn überhole und die armen Teufel beginnen um ihre nationale Ehre zu arbeiten bis zur völligen Abnutzung. Eine Organisation dieser Leute stößt auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten; denn während der „pusher" (Treiber) auf der einen Seite des Arbeiters mit der Zähluhr in der Hand steht, arbeitet an seiner anderen der Detektiv. So ist es begreiflich, daß diese Arbeiter schließlich gegenüber den Segnungen des Scientific Management zur Sabotage und zur Höllenmaschine greifen. Freilich verachtet auch der Unternehmer den Gebrauch des Dynamits nicht und während kürzlich in Indianapolis einige Dutzend Arbeiter wegen wiederholter Dynamitattentate verurteilt wurden, wurde in Lawrence, in Massachusetts, der Präsident des Wollentrusts verhaftet, doch wieder freigelassen, dagegen ein Leichenbestatter und Mitglieder

Digitized by Google

der städtischen Schulkommission zu 500 £ Geldstrafe verurteilt, weil er in den italienischen Arbeiterquartieren Bomben gelegt hatte. Arbeiterleben, namentlich die der sogenannten neuen — aus Süd- und Südosteuropa stammenden — Einwanderung, stehen niedrig im Preise in Amerika und der Nationalstolz der Magyaren und Italiener mag sich etwas bedrückt fühlen, wenn die Angehörigen dieser Nationen hier mit Negern unter der Bezeichnung „Wops" zusammengeworfen werden. Nach einem vor einiger Zeit von der Erie-Eisenbahn vorgenommenen Erddurchstich erklärte der Preßagent der Gesellschaft, es sei niemand bei diesem Durchstich umgekommen außer einigen Wops, diese zählten jedoch nicht. Auf weitere Fragen erklärte der Preßagent, unter Wops seien „Dagos (Italiener), Niggers and Hungarians" zu verstehen und nach ferneren Nachforschungen stellte sich heraus, daß drei Spalten eines Ortsblattes mit den Namen der Verunglückten gefüllt waren. Zwei Dutzend allein waren auf dem Platz gestorben. Jedenfalls verläßt der amerikanische Arbeiter die Welt rascher als er in sie gelangte und erst neuerdings erheben sich Stimmen gegen die Gepflogenheit, Getötete bereits eine Stunde nach dem Unglücksfalle zu beerdigen. Auch findet man es verdächtig, daß sich gar so viele Leichenbestatter in der Nähe von Fabriktoren ansiedeln.

Allein die Mißachtung des Lebens des Arbeiters ist nur das letzte Ende der Mißachtung seiner Persönlichkeit, wie sie im Scientific Management ihren Anfang nahm. Man kann sich demgemäß auch nicht wundern, daß Arbeitskämpfe selbst da, wo es nicht auf beiden Seiten zu Bombenattentaten kommt, in der Regel einen mehr oder weniger blutigen Verlauf nehmen. Würden sich solche Kämpfe in Europa abspielen, so würden europäische Zeitungen spaltenlange Berichte über sie bringen. Oft indessen wird ihrer kaum mit einer Zeile gedacht, obwohl diese Kampfesstellung, in welcher sich Kapital und Arbeit hier gegenüberstehen, zu den ernstesten politisch-sozialen Problemen in den Vereinigten Staaten gehört. In West-Virginia beispielsweise tobt nun seit Monaten ein blutiger Krieg zwischen Bergarbeitern und Minenbesitzern, in welchem das Waffenglück auf beiden Seiten wechselt. Über einen andern Bergarbeiterstreik, der im vergangenen Herbst in Utah stattfand, brachte die New York Evening Post, welche darauf Anspruch erheben darf, eines der wenigst sensationssüchtigen Blätter

Digitized by Google

Amerikas zu sein, eine Meldung, die eher an den Balkankrieg erinnert, als an einen Streik. „Nachrichten," so heißt es hier, „daß eine Armee von Streikbrechern in der Umgegend rekrutiert werde, um die Plätze der Fremden einzunehmen, die am Mittwoch ihre Werkzeuge in den Kupferbergwerken niederlegten, brachte die Griechen und Kreter in Tätigkeit und sie nahmen heute wieder ihre Stellungen in ihren die Bergwerke beherrschenden Schützengräben und Befestigungen ein. Gerüchte, daß die Utah Copper Company ihren Betrieb wieder eröffnen wollte, erwiesen sich als unrichtig. Sollte ein Versuch gemacht werden, die Bergwerke heute wieder zu öffnen, so würde eine Schlacht mit den Griechen und Kretern als sichere Folge angesehen werden dürfen." Und nicht weniger kriegerisch klingt der folgende Bericht aus dem Straßenbahnerstreik in Columbus: „Um Mitternacht machten wir eine Automobilfahrt durch die Stadt. Der ganze Eindruck kam dem eines tatsächlichen Kriegszustandes so nahe, daß man wünschen möchte, er werde ihm nicht noch näher kommen. An den Straßenbahnlinien gingen Bewaffnete an jeder Seite und zwei in der Mitte mit Scheinwerfern, mit denen sie Geleise und Fußsteige nach Bomben ableuchteten. An der Gay Street Kraftstation stiegen wir aus und machten einen Rundgang durch das Gebäude. Ein Wächter mit einem mit Rehposten geladenen Magazingewehr hielt uns an und fragte nach dem Losungswort. Vier weitere Wächter mit gleicher Bewaffnung waren auf Posten. Die Station in Spring Street glich einer Festung im Belagerungszustand. Sie bildet das Herz des ganzen Systems und ist Tag und Nacht von zwanzig Mann bewacht. Ganze Reihen von Bogenlichtern auf beiden Seiten erleuchten den Fluß mit Tageshelle und eine Postenkette hat den Befehl, alle Boote, die den Fluß bei Nacht befahren, anzuhalten. Sollte ein Massenangriff des Feindes erfolgen und die erste Linie der Befestiguugen nehmen, so würde ihm ein warmer Empfang aus dem Innern der Station zuteil werden. Durch die Kessel und Maschinenräume laufen Röhrenleitungen und kochendes Wasser kann in einundeinviertel Zoll starken Strömen 160 Fuß weit von dem Gebäude geworfen werden." Die amerikanischen Arbeitskämpfe haben zwar immer einen gewalttätigen Charakter gehabt, hier jedoch entwickelt sich eine neue Kriegskunst und sie ist ein Ergebnis der wissenschaftlichen Betriebsleitung.

Digitized by Google

Während sich solche Kämpfe am Fuß der sozialen Pyramide abspielen, macht man auf ihrem Gipfel Entdeckungen, die nicht weniger weittragend sind in ihren Folgen. Die soeben abgeschlossene Untersuchung über den sogenannten Geldtrust hat in mancher Hinsicht ganz erstaunliche Tatsachen zutage gefördert. Als vor wenigen Jahren noch La Follette, der Führer der sogenannten Insurgenten, im Senate eine Liste von hundert Finanziers und Industriekapitänen verlas, die das wirtschaftliche Leben der Republik beherrschten, wurde er wegen Gespensterseherei verlacht. Heute hat die Untersuchung über den Money Trust Tatsachen ans Licht gefördert, die zeigen, wie allein vier Banken mit John Pierpont Morgan an der Spitze die ungeheure Summe von über zweiundzwanzig Milliarden Dollars Kapital in Versicherungsgesellschaften, Eisenbahnen und industriellen Unternehmungen kontrollieren.

„Wir sind alle gefangen in einem großen Wirtschaftssystem, das herzlos ist," meinte Präsident Wilson kürzlich angesichts aller dieser Feststellungen, die im Grunde ja nur bestätigen, was bereits manche mehr oder weniger klar geahnt hatten. Die größte Gefahr ist freilich die, daß einige wenige Finanziers schließlich auch das politische Leben der amerikanischen Nation ebenso beherrschen, wie sie das wirtschaftliche unter ihren Einfluß brachten. Beispiele, die zeigen, wie nahe diese Gefahr tatsächlich liegt, gibt es in Hülle und Fülle. Glücklicherweise aber auch fehlt es nicht an Anzeichen einer Gegenbewegung. Die alten Parteimaschinen, die früher ebenso ergiebig für die Ambitionen skrupelloser Politiker arbeiteten wie für die Interessen des großen Kapitals, beginnen zu versagen, und im Westen namentlich beginnt sich auf den Grundlagen des allgemeinen Wahlrechts für beide Geschlechter, der Volksinitiative und des Referendums eine neue Demokratie aufzubauen. Im Kongreß selber fühlte man das Wehen eines neuen Geistes, als im März 1910 der Sprecher Cannon, ein typischer Vertreter der alten republikanischen Parteiwirtschaft, gestürzt wurde. Auch in der Revolte gegen den Zolltarif, die in den Novemberwahlen des vergangenen Jahres zum Ausdruck kam, darf man die Zeichen einer neuen Zeit erblicken. Daß die sozialistische Stimmenabgabe sich verdoppelte und nahezu eine Million Stimmen erreichte, wird niemanden verwundern, andererseits freilich wird es noch geraume Zeit dauern, bis der Sozialismus eine ent-

Digitized by Google

scheidende Rolle im politischen Leben der Vereinigten Staaten spielen wird. Auch muß man berücksichtigen, daß die demokratische Partei keine Partei des ungemischten Fortschritts ist. Sie enthält konservative Elemente in sich, ebenso wie die republikanische Partei fortschrittliche Politiker in ihren Reihen zählt, wenngleich die Hauptmasse der fortschrittlichen Elemente der republikanischen Partei sich in der progressiven Partei, der Neugründung Roosevelts, zusammengefunden hat.

So bleibt es ein Problem der nächsten Zukunft, ob sich die Wandlungen im politischen Leben der Vereinigten Staaten in einer Weise fortsetzen werden, die schließlich zu einem Aufbruch der beiden alten Parteien und zu einer Neuformierung der fortschrittlichen und konservativen Elemente führen. Das Bestreben des neuen Präsidenten ist es jedenfalls, eine solche Einigung der fortschrittlichen Elemente herbeizuführen; denn mit dem linken Flügel der Demokraten allein vermag er seine wirtschaftliche und soziale Reformgesetzgebung nicht durchzuführen, in vielen Fällen wird er auf die Hilfe der Insurgenten unter den Republikanern angewiesen sein. „Amerika wird sich niemals irgendwelcher Vormundschaft unterwerfen," meint Woodrow Wilson in einer Warnung an die amerikanische Nation gegen die zunehmende Herrschaft der großen verbündeten Sonderinteressen. „Amerika wird niemals Knechtschaft statt Freiheit wählen." Die Frage ist nun, ob die Mehrheit des amerikanischen Volkes und seiner parlamentarischen Vertreter fähig sein wird, die Befürchtungen des neuen Präsidenten zu verstehen und ihm in seiner Politik zu folgen.

Thüringer Briefe / Von Martin Andersen Nexö

Dem Schnee entgegen!

Auf den Ebenen Mitteldeutschlands ist der Frühling im Begriff, sich einzurichten. Die rauchig-neblige Luft, die sich nicht allzusehr von der Atmosphäre in den großen Fabrikstädten unterscheidet, hat einen brandichten Ton bekommen — einen Zusatz von Torf, der die Gedanken unwillkürlich auf die Sonne hinführt. Das schwarze Erdreich beginnt zu brodeln und zu gären in der Erinnerung

Digitized by Google

an die Zeiten, wo es noch Ackerland war und sich im Frühling danach sehnte, umgepflügt zu werden. Hier und da längs der Bahnlinie hat der Bauer den Pflug in die Erde gesetzt, und er wendet die frischen Schollen an das Licht des Frühlingstages, während die Stare sich in den Furchen herumzanken. Aber es wird nicht viel. Die unzähligen Fabrikorte verjagen den Bauer und dehnen sich gegeneinander, als wollten sie Deutschland in eine einzige große Fabrikstadt verwandeln.

Unser Bummelzug hält umständlich an jeder Station, setzt Menschen ab und nimmt andre auf. Die Leute der Gegend haben ein gewisses gemeinsames Gepräge von echt deutscher Dienstfertigkeit und Wachsamkeit; sie wetteifern darin, uns die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, die wir passieren; und alle wollen wissen, woher wir sind. Es sind lauter kleine Leute, aber sie haben einen recht guten Begriff von der Welt; manche von ihnen sind selber draußen gewesen und haben sich umgeschaut.

Noch ein Zug eint sie alle und macht sie zu guten Deutschen: eine weitgehende Anspruchslosigkeit, die fast das Gefühl des Gedrücktseins streift. Ein Reisender hat in dem Kupee mit seinen Musterkoffern alle Plätze belegt. Er breitet sich gehörig aus, aber die Leute machen ihr Recht nicht geltend, sondern stehen lieber während der ganzen Reise müde da, mit der einen Hand zur Stütze oben ans Netz greifend. Von Zeit zu Zeit nimmt einer von ihnen einen Anlauf und macht Miene, einen Platz für sich zu beanspruchen. Aber die Kehle ist ihm wie zugeschnürt, und er bringt nichts heraus.

„Geduldige Leute!" sage ich über die Scheidewand weg zu dem Reisenden.

„Ach, wir braven Deutschen sind ja so genügsam!" gibt er ungeniert zur Antwort. „Auf dieser Eigenschaft beruht bekanntlich Deutschlands Größe."

Wie entzückt sehen die guten Leute bei diesem Schlag auf die Schulter aus! Stehen sie jetzt nicht noch lieber als vorher? . . . Hat nicht ihr bescheidenes Gebaren das Vaterland groß gemacht?

Mein Reisender hat ihn ja freilich nicht erfunden, diesen Trick, das Gedeihen des Vaterlandes unlöslich mit der eignen Bequemlichkeit zusammenzukoppeln. Die Füchse haben die Gänse beschwatzt, solange die Welt besteht, aber hier im Lande haben sie es verstanden, sich zu konsolidieren und sich mit dem Staatsbegriff zu identifizieren, wie kaum zuvor in der modernen Geschichte. Jenes geflügelte Wort, daß Preußen sich groß gehungert habe,

Digitized by Google

sagt ja genug. Welche Perspektive gibt diese Devise dem Hunger des Armen! Er erfüllt eine weltgeschichtliche Mission, wenn die Gedärme ihm im Leibe schreien; und umgekehrt verrät er das Vaterland, wenn er fünf Pfennige Lohnerhöhung verlangt.

Nicht ohne Grund muß man bei der fast chinesischen Fähigkeit des deutschen Mannes aus dem Volke verweilen, sich mit einem Nichts zu behelfen, um so mehr, da die Wirkungen auch in den Nachbarländern zu spüren sind; jedem nordischen Arbeiter wird bei den entscheidenden Gelegenheiten deutsche Genügsamkeit unter die Nase gerieben. Verdient sie denn eigentlich Lob? Ist Genügsamkeit denn überhaupt eine Tugend — namentlich in einer Zeit, die darauf ausgeht, so viele Werte wie möglich hervorzubringen? Damit eine Tugend daraus würde, müßten wohl diejenigen, die im Überfluß sitzen, sie in die Praxis umsetzen; jetzt predigen sie sie als ein Evangelium für die Armen.

Nun geht es ja übrigens stark zur Neige mit der deutschen Genügsamkeit; der deutsche Arbeiter von heute hat das Wort „Vaterland" entziffert; er zieht es vor, sich satt zu essen, anstatt sein Vaterland noch größer zu hungern. Er hat genug von dem Anblick der Resultate, die Entbehrung und Not gegenüber wahnsinigem Luxus erzeugen, und hat angefangen, seine Genügsamkeit zu seinem eignen Vorteil anzuwenden — um den Junker damit niederzuschlagen. Aber das gehört zur Geschichte des Boykotts — zur Geschichte der zweiten der Parteien, die um Deutschland kämpfen, der Arbeiterpartei.

Jeder neue Passagier, der einsteigt, wickelt seinen Proviant aus einem Papier aus und hält Mahlzeit — stets die gleiche: Landbrot und Wurst. Im Kupee hängt ein durchdringender Geruch nach Knoblauch. Die Mahlzeiten sind nicht auf den Frieden der vier Wände angewiesen, sondern werden während der Fahrt eingenommen, auf den öffentlichen Wegen und bei allen möglichen Gelegenheiten; der Fremde gewinnt leicht den Eindruck, daß hier immer gegessen wird. Aber nichts ist verkehrter! Im Gegenteil, die Notwendigkeit, Nahrung zu sich zu nehmen, scheint in Deutschland noch kaum offiziell anerkannt. Der Straßenbahnschaffner verschlingt in einer kurzen Pause des Billettierens einen Bissen, und der Lehrer nagt an seinem Butterbrot auf dem Weg von Schule zu Schule. Auf dem Stundenplan des

Digitized by Google

arbeitenden Deutschen ist noch kein Platz für die Mahlzeiten; er muß sich die Zeit dazu stehlen.

Das Land bleibt das gleiche. Grau und einförmig liegt es da — mit vernachlässigten Feldern und rauchenden Fabrikschornsteinen; aber der Volkstypus hat sich im Lauf des Tages ganz unmerklich verändert. Unsre jetzigen Mitreisenden sind kleine, lebhafte Leute mit raschen Bewegungen; in ihrem Wesen weist etwas nach dem Süden hin; und auf den südlichen Abhängen der Hügel wird hartnäckig Wein gebaut, obwohl er hier nicht gedeiht. Sie werfen sich im Kupee unruhig von einer Seite auf die andere, spähen nach jedem Frühlingsanzeichen aus, und sind entzückt über die Aussicht, daß der liebe Gott in diesem Jahr um den Winter betrogen wird. Daß man das Bedürfnis haben kann, die Seele in einer Schneelandschaft auszuruhen und einen Mundvoll scharfer Frostluft einzuatmen, verstehen sie nicht. „Dieser gute Mann hier fühlt sich nur am Nordpol wohl," sagen sie und lachen mich gutmütig aus.

Am Abend steigt endlich das Hochland empor, tief und düster in der Farbe schwerer Nadelwälder; an einem nördlichen Berghang liegt ein großes weißes Wesen im Schlummer, zusammengerollt unter den Zweigen der Tannen. Es ist der Winter — die erste Schneewehe. Unser kleiner Lokalzug zögert vor dem steilen Berghang ein wenig, stürzt dann resolut in ein dunkles Loch und fährt mit uns eine geraume Zeit durch das tiefste Innere. Endlich findet er wieder den Weg hinaus, fährt mit frohem Gebell einen blendendweißen Abhang hinauf — und setzt uns in einer gewaltigen Schneewehe ab, die den Namen „Station" trägt. Und weiter rollt er mit kläffendem Gruß, der von Wand zu Wand geht — in die Berge hinein.

Das ist also der Thüringer Wald! Eine einsame, erhabene Welt von Tannenwäldern und Schnee, sonst nichts — eine Welt, in sich selbst ruhend hier oben in der reinen Luft, hoch über Deutschlands höchsten Fabrikschornsteinen. Vor einer halben Stunde noch trieb da unten in der bodenlosen Taulandschaft der Rieselregen gegen die Scheiben: und jetzt waten wir in Schnee; seit November liegt hier Schnee. Es blinkt wie Meerleuchten unterm Mondlicht, und weit drüben dreht sich die Landschaft unendlich bedächtig, während wir uns zum Dorfe hinaufarbeiten. Es sieht aus, als wendete sich die Erde langsam unterm Antlitz des Mondes; Berge sinken in den Ab-

Digitized by Google

grund, und andre wachsen empor, — weite Schneefelder steigen herauf in dem seltsamen Licht der Nacht. Die Stille ist so unfaßbar groß, daß sie mein Gesicht emporzwingt, und die Nacht steht vor mir; — es ist, als kühlte man die Stirne im Weltenraum.

Ohne daß wirs gemerkt, erwächst ein Ton aus der Stille und wächst auf uns ein, ein trautes, einschmeichelndes Klingen, das wohl der Landschaft selbst entstammen kann. Es ist Thüringens siebenstimmiges Schellengeläute, das oben vom Dorfe her, wo ein großer Schlittenkorso ist, auf uns niederrieselt.

Der Laut begleitet uns wie ein liebes Erlebnis bis unter die dicken Deckbetten des Dorfgasthauses und tief in den Schlaf hinein.

(Deutsch von Hermann Kiy)

Läßliche und Todsünden / Von Carl Jentsch

Es ist dem März eine große Freude, diese Gedanken eines aufrechten und lebendigen Achtzigjährigen veröffentlichen zu können.

In den Abschiedsreden, die das vierte Evangelium aufbewahrt hat, spricht Jesus: ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht fassen. Er vertröstet sie auf den Geist, den er ihnen senden will, und der sie in die Tiefen der Wahrheit führen werde. Diese Verheißung gilt nicht den Jüngern als Privatpersonen, sondern als Vertretern der Christenheit, die unter der Leitung des göttlichen Geistes bei fortschreitender allgemeiner Erkenntnis auch in den Sinn der Lehren Jesu immer tiefer eindringt. So ist uns z. B. erst durch die Einsicht in das heutige volkswirtschaftliche Getriebe deutlich geworden, daß und warum der Mammon ungerecht zu nennen ist, und erst die heutige Individual- und Völkerpsychologie erschließt uns die Erkenntnis des Wesens der Sünde. Naive Zeiten vermochten in ihr nur den Ungehorsam gegen göttliche Gebote zu sehen, der den göttlichen Zorn errege. Heute wissen wir: sie ist die aus der Menschennatur und den gesellschaftlichen Verwickelungen unvermeidlich hervorgehende Unzulänglichkeit des an seinem Ideal gemessenen Menschen, in ihren schlimmsten Formen der Gegensatz zu diesem Ideal, und der Wert des Menschen muß nicht nach Zahl, Art und Gewicht seiner einzelnen Handlungen abgeschätzt werden, sondern nach seinem Verhältnis zum Ideal, nach seinem Charakter. Natürlich sind auch die einzelnen Handlungen zu beurteilen. Wenn einzelne Schwärmer behauptet haben, alle Sünden seien gleichschwer, so ist diese Übertreibung aus der Opposition gegen die kirchliche Praxis zu erklären, die mit der an sich berechtigten Unterscheidung der Sünden Unfug trieb.

Digitized by Google

Der Verschiedenheit der Sünden die Aufmerksamkeit zuzuwenden, nötigten die Zustände der jungen Kirche. Sie wollte die Gemeinde der Heiligen sein, mußte jedoch bald die Erfahrung machen, daß auch kein Geheiligter ohne Makel bleibt, und daß wir allzumal Sünder sind. Darein mußte man sich ergeben. Dagegen erschien es unerträglich, im irdischen Reiche Gottes Mörder, Räuber, Ehebrecher, Götzendiener zu dulden. Man unterschied also zwischen den, einen bösen oder schlechten Charakter bekundenden, oder ungezügelter Leidenschaft entspringenden Untaten, deren meiste schon vom weltlichen Richter als Verbrechen gestraft werden, und die man unterlassen kann, von den unvermeidlichen Schwächen der Menschennatur. Wer Sünden der ersten Art beging, wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen — für immer, wollten die Strengen! nur bis er seine Gesinnungsänderung durch langjährige Buße bewiesen habe, die Milderen und Politischeren, und deren Ansicht setzte sich durch. Die Umwälzung der Bußpraxis und theologische Tifteleien wirkten dann zusammen, die an sich vernünftige Unterscheidung schwerer und leichter Sünden zu jener Theorie auszuspinnen, deren Praxis Kasuistik heißt. Ohne alle Kasuistik ist freilich nicht auszukommen, weder in der Jugenderziehung noch in der Strafjustiz. Der Gesetzgeber muß die Strafen nach der Schwere der Vergehungen abstufen, und der Richter muß die Schwere nach dem Grade der verbecherischen Gesinnung des Täters und der Größe des von ihm angerichteten Schadens abschätzen oder wenigstens abzuschätzen versuchen; und schon der Knabe muß erfahren, daß es einen gewaltigen Unterschied ausmacht, ob man einen Singvogel oder einen Menschen erschießt. Aber die vorwiegend kasuistische Behandlung der Moral tötet das gesunde sittliche Leben, das aus einem edlen, reinen und starken Charakter erwächst, indem sie den jungen Menschen anleitet, seinem Gewissen gegenüber den Advokaten zu spielen und um dessen Forderungen krämerhaft zu feilschen. Mit der Theologie verknüpft, verwandelt die Kasuistik die göttliche Weltregierung in eine Rechenstube, in der die Sünden und die guten Werke taxiert werden und berechnet wird, wie viel von der Sündenschuld durch Absolution, gute Werke, Bußübungen, Fürsprache der Heiligen, Früchte des Meßopfers getilgt sei, und wieviel Tage, Monate, Jahre demnach von der dem Sünder nach Absolution von der Höllenpein noch zu verbüßenden zeitlichen Fegefeuerhaft abzuschreiben seien. Charles Bonnefon sagt in seinem geistreichen Dialogue sur la vie et sur la mort: gegen die metaphysischen Dogmen der katholischen Kirche habe er nichts einzuwenden; was ihn abstoße, das sei ihre Bußpraxis, die das Erlösungswerk zum Zusammenarbeiten zweier Maschinen vergröbern, einer machine à pécher und einer machine à pardonner. Der Taxe der einzelnen Sünden und guten Werke gegenüber (ultramontane Erzieher leiten ihre Zöglinge an, auch über ihre „Abtötungen" Buch zu führen) hat Luther, in Übereinstimmung mit der durch die kasuistische Praxis verdunkelten orthodoxen Kirchenlehre, die Gemütsverfassung als das allein für den Wert des Menschen Entscheidende betont, leider aber in der Formulierung der Wahrheit Unglück gehabt, indem er jenes Innerste, das er mehr ahnte als deutlich erkannte, sola fides nannte, während die katholische Lehre es richtiger und schöner fides charitate formata nennt. Die häufige Erforschung des Gewissens nach den einzelnen Sünden erzeugt in feineren Seelen, je nach deren Konstitution, entweder einen hohen Grad zartester Gewissenhaftigkeit oder krankhafte Skrupulosität; den gröberen Durchschnitt gewöhnt sie an den von Bonnefon

Digitized by Google

kurz und kräftig charakterisierten Mechanismus. Im allgemeinen ist von den Wirkungen des Bußsakraments zu sagen, daß ihre besten keinen Vergleich aushalten mit dem, was in der Veredlung des Menschengeschlechts durch Kulturarbeit und verständige Charakterbildung geleistet wird.

Zum ersten Schaden der Sündensuche kommt der zweite, daß die Hierarchie in ihrem eignen Interesse eine falsche Schätzung begünstigt, indem sie der Beobachtung der Kirchengebote und dem Verhalten gegenüber von Kultbräuchen und Kultgegenständen einen übertriebenen Wert beimißt, ja eine neue Klasse von Sünden dadurch schafft, daß sie den heidnischen Begriff des Sakrilegiums wieder einführt. Der verständige und gute Mensch geht von Zeit zu Zeit in sich und erinnert sich seiner Verfehlungen, einmal, weil sie Ausflüsse seines Charakters sind und ihm sagen, in welchen Beziehungen dieser noch unvollkommen oder tadelnswert ist, sodann, um zu erfahren, ob er eine Verschuldung gegen einen Mitmenschen gut zu machen hat. Bei der Abschätzung hat er keinen andern Maßstab anzulegen, als der Richter bei der Aburteilung eines Verbrechers, und da fällt denn das Urteil über seine wie über fremde Sünden in den meisten Fällen anders aus als bei einem ultramontanen Beichtvater. Der Lustmörder, der Kerl, der das Brot seiner Frau und seiner Kinder versäuft und verh . . ., der Elende, der Weib und Kinder mißhandelt, wer durch Wucher, Betrug, grausame Ausbeutung seiner Arbeiter Reichtümer aufhäuft, der vornehme Mann, der das von ihm verführte Mädchen ins Elend stößt, — diese alle werden „mit Feuer gesalzen werden" (Markus 9, 48; da wir vom jenseitigen Dasein keine Vorstellung haben, so kann, wenn von ihm geredet werden soll, dies nur in Bildern geschehen, die dem Erdenleben entnommen sind), damit und bis sie ihr Unrecht einsehen. So wird es auch wohl Politikern gehen, die schreckliche soziale Zustände herbeiführen oder zu konservieren suchen. Wenn dagegen ein notleidender armer Teufel es mit dem Mein und Dein nicht genau nimmt, wenn ein vielgeplagter Mensch seinem gepreßten Herzen in Zornworten und Flüchen Luft macht wie Hiob, wenn ein energischer Mann in der Selbstbehauptung, in der Verfolgung edler Ziele die oft schwer erkennbare Grenze, die sein Recht von dem der andern scheidet, nicht immer streng respektiert, wenn einer sich vom Murmeln der Quellen im Wald mehr erbaut fühlt als vom Meßgebete murmelnden Priester oder am Sonntag Vormittag ein gutes Buch einer nichtssagenden Predigt vorzieht, wenn einer am Freitag ein ausgekochtes Stück Rindfleisch hinunterwürgt, weil er den köstlichen Rheinsalm, der ihm lieber wäre, nicht erschwingen kann, so ist für einen solchen kein Grund vorhanden, sich wegen seiner Sünden halb tot zu ängstigen; Jesus würde sie ihm ohne Umstände verziehen haben. Das braucht noch nicht zu pharisäischer Selbstgerechtigkeit zu führen, vor der vernünftige Überlegung schützt. Fasten kann — aus Gründen der Diätetik, der Selbsterziehung, der Charitas — sehr löblich sein.

Einem Menschenfreunde, der im Hinblick auf die furchtbaren Leiden und Entbehrungen, die Millionen Menschen zu ertragen haben, jedem Sinnengenuß entsagt und nur noch von trocknem Brot und Wasser lebt, würde ich in Ehrfurcht die Füße küssen, wenn ein wirklicher Heiliger solche Ehrenbezeugung annähme. Aber wenn Männer von Rang, Herren, die ein gutes Diner und einen feinen Tropfen nicht verschmähen, an patriotischen Festtagen, die auf den Freitag fallen, die bischöfliche Dispens vom Abstinenzgebot nachsuchen, dann — schäme ich mich für diese deutschen Männer, die als unmündige Kinder behandelt zu werden verlangen.

Digitized by Google

Reiche Ausbeute gewährt den Kasuisten das sechste Gebot. Nun, soll das Menschengeschlecht nicht aussterben, dann muß, beim aktiven Teil wenigstens, der Geschlechtstrieb so stark sein, daß es jenem sehr schwer fällt und unter Umständen unmöglich wird, sich mit der Befriedigung innerhalb der legitimen Grenzen zu halten. Deshalb richten die Theologen freventlicherweise Unheil an, indem sie nicht allein alle wirklichen Verfehlungen, sondern eine Menge harmloser sogenannter Gedanken-, Augen-, Wortsünden zu Todsünden stempeln und damit empfänglichen jungen Leuten krankmachende Höllenangst einjagen. Wie weit entfernt von der heutigen Prüderie und Skrupulosität die Zeit war, da Rom noch ohne Konkurrenten die Seelen regierte, ist jedem Geschichtskundigen bekannt. Einen neuen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der damaligen sittlichen Anschauungen liefern die Briefe des Enea Silvio. Zwar hat dieser Schöngeist als Papst Pius II. nicht bloß seine früheren kirchenpolitischen, sondern auch seine sittlichen Anschauungen desavouiert — er gehörte nicht zu den schamlosen unter den Renaissancepäpsten, sondern erkannte an, was er seiner Stellung schuldete —, aber ich halte alle solche Revokationen für rein äußerliche Akte; es ist schlechterdings nicht zu glauben, daß ein tüchtiger, gescheiter und besonnener Mann, der weder ein unselbständiger Jüngling noch ein Faselhans war, in sittlichen Grundfragen mit 53 Jahren anders gedacht und gefühlt haben sollte als in seinem vierzigsten Jahre.

Bankparerga / Von Carnifex

Das ist die Wonnezeit der Ziffernkrämer, der Registriermaschinen. Da wird, was für hohen Preis hinten inseriert wurde, vorne wiedergekäut. Die Tabelle triumphiert und dem Setzer tun die Augen weh. Wer über das Referat hinaus Ehrgeiz hat, teilt sanfte Monita aus, daß man die Urteilsunabhängigkeit bestaune. Bequemer ist das Ramschverfahren, mit Addition und Subtraktion den Statistiker zu mimen und sich des Kommentares zu enthalten. Wie schön dann alles angeordnet ist, fein säuberlich durch Striche getrennt und unten stehen die Fazitzahlen, die vergleichenden, die blendenden, die lügenden. Methodenreformer bringen eine Neuerung und tun sich was darauf zugute. Wer ernstlich sich müht, in den Bilanzwirrwarr der Großbanken einzudringen, die tausend Windungen und Schliche zu durchschauen, erkennt bald, daß vieles dunkel ist, daß er höchstens Symptome sieht und von ihnen aus zu apodiktischen Urteilen nicht kommen kann. Die Umsatzeinzelheiten erfährt er nicht, von der Bonität der Wechsel weiß er nichts, das Effektenkonto wird ihm nur skizziert, von der Solidität oder Unsolidität der Debitoren hat er schon gar keine Ahnung, die Grenze Depositen-Kreditoren wird nicht scharf genug gezogen, sie verschwimmt. Um die Akzeptverbindlichkeiten ist ein dichter Schleier gelegt, Effektengewinne und Konsortialgewinne werden zusammengeworfen, die Vorschüsse werden durcheinander gemengt, die Verwaltungskosten, die Tatiemen nicht spezifiziert. Dazu hat diese Bank eine andere Bilanzierungsart als jene. Man muß schon resignieren, mit Häppchen vorlieb nehmen und, auf die Gefahr des Daneben-schießens, sehen was von Allgemeinwert herauskommt.

Digitized by Google

Vor dem Erscheinen der Bankbilanzen stand es fest. Durchweg höhere Zinsgewinne, niedrige Effekteneinnahmen. Die Berliner Handelsgesellschaft weist auf Zins- und Wechselkonto weniger aus als im Vorjahre. Man zerbricht sich den Kopf und rät: „Fragt Fürstenberg, der weiß es." Aber Fürstenberg sagt nichts. In seiner Bilanz sagt er nichts und auch sonst sagt er nichts. In der Geralversammlung 1912 hatte er eine glänzende Zukunft verkündet, die Dividendenstabilität garantiert. Er mußte also $9^1/_2$ Prozent geben. Danach wurde der Abschluß eingerenkt, wie überall. Die Sache geht so vor sich: Der Direktorenchef fragt den Aufsichtsratschef oder den Majoritätsaktionär, wieviel er vorschlagen soll. Dann wird die Dividende gemacht und dann erst die Bilanz. Ahnungslose, die glauben, die Dividende sei das genaue Ergebnis der Bilanz. Schon deshalb ist so ein Zifferngebäude der reine Mumpitz. Die Verwaltung der Diskontogesellschaft sagt, sie habe 25,7 Millionen Mark netto verdient gegen 24,3 Millionen im Jahre 1911 und könne wieder 10 Prozent verteilen. Sie ist sehr zufrieden mit sich und scheint nicht zu bemerken, daß die Relation Aktienkapital — Reingewinn sich verschlechtert hat. Sie hatte 1912 rund 45 Millionen Kommanditgelder mehr zur Verfügung. Wenn die Ziffern nicht völlig trügen, hat die Diskontogesellschaft aus der Summe nur verflucht wenig erwirtschaftet. Die Kommerz- und Diskontobank, von der Schlimmeres erwartet wurde, präsentiert ganz hübsche Plusziffern. Rund 400000 Mark mehr Reingewinn und wieder 6 Prozent. Die Bank soll, so heißt es, aus dem Dicksten raus sein. Doch, immer muß wiederholt werden: Wer kann was wissen? Auch Havenstein nicht, der die Kreditorensektion nun glücklich erreicht hat. Es fehlt die Blutuntersuchung. Nur die Verwaltungen machen sie.

Wie die Bankverwaltungen mit der Publizität umspringen, zeigt sich an dem Abschluß der Dresdner Bank. Wo sonst in der Gewinn- und Verlustrechnung die Effekten- und Konsortialeinnahmen zu finden sind, liegt diesmal ein Strich. Man darf sich an der Mitteilung genügen lassen, daß der Gewinn aus diesem Konto zu Rückstellungen und Minderbewertungen verwendet worden sei. Weshalb? Weil die „Heranziehung dieses Gewinnes für die vorgeschlagene Dividende nicht erforderlich war". Die Aktionäre werden sich damit abspeisen lassen und die Presse konstatiert lediglich „das Ungewöhnliche" des Verfahrens. Mit einem Jammerresultat kommt der Schaaffhausensche Bankverein. 5 Prozent gegen $7^1/_2$. Seit dem Jahrhundertwendekrach ist so was nicht mehr dagewesen. Einst ging die Dresdner Bank mit Schaaffhausen beglückt die Ehe ein. Seit vier Jahren veröffentlicht der Verstoßene einsame Berichte. Die Dresdnerin hat einen guten Blick bewiesen. Schaaffhausen sitzt mit beiden Beinen knietief im Terrainsumpf, muß Riesenrückstellungen machen und kann den vom Grundstücksvampyr ausgesogenen Napf nicht mal mehr mit den einst so reichlich strömenden Erträgnissen der Internationalen Bohrgesellschaft auffüllen. Auch sonst ging die Sache nicht. Fazit: 9,1 Millionen Nettogewinn gegen 13,7 Millionen. Defizit: 4,6 Millionen. Die einstige Geliebte dagegen kommt mit dem alten Schmuck in neuem Glanze. Die Dresdner Bank gibt wieder $8^1/_2$ Prozent.

Auch die Nationalbank für Deutschland scheint Ende 1912 nicht mehr so vollblütig gewesen zu sein wie Ende 1911. Ein Minus von 480000 Mark. Die Darmstädterin hält sich eben auf der alten Höhe. Die Deutsche Bank prunkt: 34,3 Millionen Überschuß gegen 33,4 Millionen. Nicht gefährlich, aber immer-

Digitized by Google

hin ganz hübsch. Von Verlusten erfährt der Neugierige nichts. Wohl, daß die Gesamtsätze sich von 126 Milliarden auf 132 Milliarden Mark erhöhten, daß die Bank nunmehr 112,5 Millionen Reserven — gleich 56,25 Prozent des Aktienkapitals — hat und daß unter die Aktiven, dem Auge unsichtbar, 136,7 Millionen Heimatsanleihen gesteckt sind. Die Verwaltung gibt den stets zufriedenen Aktionären wieder $12^1/_2$ Prozent. Noch einiges aus der Bilanz des größten deutschen Bankinstitutes: 124,6 (132,7) Millionen Kasse, Sorten und Coupons, 646,9 (586,6) Millionen Wechsel, 240,1 (297) Millionen Reports- und Lombardvorschüsse, 670,2 (642,6) Millionen Debitoren, 887,1 (867,8) Millionen Kreditoren usw.

Das Ziffernmaterial läßt sich beliebig dehnen. Aber, was ist damit gewonnen? Wir sahen: Nichts. Wollen wir den Übergang der Verpflichtungen auf die Aktivseite erraten? Behaupten, daß ein Kreditorenplus im Wechselkonto oder sonstwo wieder zum Vorschein komme? Wollen wir die unsinnige Liquiditätsberechnung mitmachen, das Frühlingsvergnügen der Bilanzkritiker? Ohne zu wissen, was außer dem baren Gelde noch flüssig ist, was nicht. Dieses vorgeschriebene Schema ekelt einen nun nachgerade. Kein Kritiker kennt etwas von den „leichter greifbaren Mitteln", hat nie einen der unendlich vielen Wechsel gesehen und hat daher auch keine Ahnung von der Bonität dieser Papierchen. Man teilt ihm mit, so und soviel Debitoren seien „gedeckt". Womit? Man macht ihm alles so unklar wie möglich, verschlingt die Konten und „spezifiziert" grinsend à la Havenstein. Der Kritiker rechnet tüchtig drauf los, der Unsinn wird archiviert und dient nach Jahren zu Vergleichen. Auch um die Ausgabekonten dieselbe Dunkelheit. Manche schämen sich, die Aufsichtsratstantiemen zu nennen. Aus Steuerfurcht? Oder es wird summarisch gemacht und man sieht nicht, wie der einzelne schnell reich wird. Man weiß nur, daß er es wird. Das weiß man gewiß. Und dann weiß man, daß die Unkosten wachsen, rapide wachsen. Eine Folge der blödsinnigen Filialhetze, der Depositenjagd und des Zweigstellenluxus. Wie die Zigarrenfritzen. Ruft man den Verwaltungen zu. Stop, euch geht die Puste aus! so antworten sie keuchend: Wir müssen mitlaufen, außerdem ist es die verfluchte Sozialpolitik, die das Dasein verteuert. Nur eins ist aus allen Abschlüssen und Bilanzen deutlich zu erkennen: Die Kreditraserei in Deutschland geht weiter, trotz Mahnungen und Debacles. Da ist kein Halten mehr.

Ein Brief / Von Berthold Viertel (Wien)

Geliebter, deine Kühle
Weht aus der Ferne her.
Geliebter, und ich fühle,
Du liebst nicht mehr.

Geliebter, und die Züge
Deines Angesichts
Zerfließen, eine Lüge,
In ein Nichts.

Und ob ich mich auch quäle,
Ich weiß deinen Mund nicht mehr.
Geliebter, meine Seele
Wird wieder leer.

Digitized by Google

Pflanzermoral / Von Heinz Graf Schlieffen

Mit Freude ist es zu begrüßen, daß unsere Kolonialverwaltung in Kamerun neuerdings einer allzu harten Ausnutzung der Eingeborenen vorbeugen will, welche systematisch bei der Einsammlung von Rohgummi von den Händlern übervorteilt werden. Indes sollte man hier nicht das Kind zugleich mit dem Bade ausschütten, sondern berücksichtigen, daß vorweg verhältnismäßig große Kapitalien aufgewendet werden müssen zum Ausrüsten und Verproviantieren von Expeditionen nach den weitab gelegenen Gummiwäldern, wo es unmöglich ist, die in kleinen Trupps auf mehrere hundert Kilometer an den Flüssen verteilten Neger genügend unter Kontrolle halten zu können. Bekanntlich muß eine möglichst große Anzahl der sich verstreut findenden Ilex angezapft und täglich revidiert werden, wobei es auf die Findigkeit und Arbeitslust des Einzelnen ankommt, welches Quantum während der nur wenige Monate dauernden Kampagne eingesammelt werden kann. Das so primitiv gewonnene Rohprodukt ist zumeist mit Fremdkörpern durchsetzt und muß nochmals geräuchert werden, bevor es für den Export versandfähig ist. Die von den einzelnen Gruppen abgelieferten Mengen werden klassifiziert, abgewogen und aufgerechnet gegen die Naturalleistungen des Unternehmers, der unter seinen Kollegen als besonders smart gilt, falls er es versteht, recht viel Ausschußgummi herauszusortieren, welcher dann später beim Umschmelzen als „fin parà“ fortgeht zu hohen Preisen.

Aber nur durch solches Akkordsystem können die Schwarzen zum Einsammeln angehalten werden, andernfalls sie tausend Ausflüchte fänden, um ihr dulce far niente zu bemänteln. Allerdings sind durch allzu skruppellose Expeditionsleiter, die ihren Leuten gar zu wenig nach reichlicher Ernte herauszahlen wollten, vielfach turbulente Ausschreitungen hervorgerufen, die zum Hinmorden der Weißen führten und Strafexpeditionen nötig machten, dadurch eine friedliche Durchdringung der weiten Gebiete für lange Zeit gefährdend.

Doch die zunehmende Konkurrenz unter den Pflanzern, welche die Löhne steigerte, belehrte die Söhne der Wildnis über den Wert ihrer Arbeitsleistung. Häuptlinge und deren Vertreter heischen heute bereits Sonderbeteiligungen am Nutzen der Unternehmer, sonst laufen sie zum Kadi und verbieten ihren Leuten, sich zu verdingen.

Durch die neue Verfügung des Gouverneurs von Kamerun ist es den Weißen untersagt, an Eingeborene Geld oder Ware auf Vorschuß mit der Abrede zu geben, daß die Gegenleistung in Lieferung von Gummi bestehen soll. Alle derartigen Handelsgeschäfte, auch die Umgehung durch Ausstellung von Schuldurkunden werden für rechtsungültig erklärt und Zuwiderhandlungen mit Geldstrafe bis zu 10000 Mark oder drei Monate Gefängnis geahndet, welche drakonische Maßregel weit über das Ziel hinauszugehen scheint, wenn man in Betracht zieht, daß die in unsern Kolonien zur Anwendung kommenden Handelsgebräuche immerhin zu den mildesten gehören, wenn sie auch nicht von derselben Art sein können als die in Europa.

Ein Blick zu den Nachbarn im Kongo und Portugiesisch-Ostafrika lehrt uns, daß deren blühender Export von Kakao und Gummi auf viel verdammenswürdigeren Methoden beruht. Wie von britischen Forschern einwandfrei fest-

Digitized by Google

gestellt ist, mieten die dortigen Pflanzer die von ihnen benötigten Zehntausende von Eingeborenen gegen Erlegung einer Kopfsteuer auf Grund langfristiger Verträge von den Häuptlingen volkreicher Distrikte. Durch oft barbarische Mittel werden die Leute zur Arbeit auf den Plantagen der portugiesischen Inseln angehalten und seitens der britischen Unternehmer wie eine rechtlose Herde behandelt. Von den ohnehin recht niedrig bemessenen Löhnen gelangen nur minimale Beträge zur Auszahlung, da fast alles in Naturalien aufgerechnet wird.

Gegen diese Art von Sklavenhandel wurde in der englischen Presse mehrfach Stellung genommen, besonders, weil die Nießbraucher dieser laxen Herrenmoral zugleich Besitzer der — im Lande des Freihandels! — durch exhorbitant hohen Zoll geschützten Kakaofabriken sind. Nicht genug damit, beherrscht dieser privilegierte Konzern auch die antideutsche Jingo-Presse, welche unter anderen die heftige Fehde gegen die vom Tropenkoller befallenen Anstifter der bedauerlichen menschlichen Verirrungen im belgischen Kongo ins Werk setzte und vor einiger Zeit gegen die Verwendung chinesischer Kulis in der südafrikanischen Mineninduſtrie agitierte. Diese Sklavenhaltergruppe erreichte denn auch eine Repatriierung der Kulis, indes ihr eigenes ausbeuterisches System auf den portugiesischen Inseln unangetastet bestehen blieb.

Vor kaum Jahresfrist wurden wir Mitteleuropäer bekannt gemacht mit den Greueln im weltentlegenen Quellgebiet des Amazonenstromes. Am Puto Mayo soll eine anglo-peruanische Plantagengesellschaft, die dort ausgedehnte Niederlassungen eines angesehenen Peruaners erworben hatte, skrupellos gegen ihre Indios vorgegangen sein.

Wer aus Erfahrung weiß, welch Raubgesindel sich in diesen politisch vielumstrittenen Urwäldern verborgen hält, die von Brasilien, Peru und Bolivien umgrenzt und beansprucht werden, begreift, daß dort mit eisernem Besen gekehrt werden muß, um solche Elemente zur Arbeit anzuhalten. Wer in diesen gottverlassenen Fiebersümpfen sich nicht durch drakonische Maßregeln selbst Justiz zu verschaffen weiß, wird rasch erledigt, falls ihn nicht ohnehin das mörderische Klima dahinrafft.

Nun baut bekanntlich das nordamerikanische Haus Speyer — dessen Wiege in Frankfurt steht — in Bolivien höchst wichtige Bahnen, an deren Fertigstellung eifrig gearbeitet wird. Die Hauptlinie nimmt ihren Ausgang in eben jenem Quellgebiet des Amazonas, der — nach Umgehung sehr gefährlicher Stromschnellen durch einen Stichkanal — nunmehr bis zum Ostabhang der öl-, erz- und kohlenreichen Kordilleren für größte Ozeandampfer zugänglich gemacht wurde. So ist im Herzen des *südamerikanischen* Kontinents ein *panamerikanisches* Einfallstor geschaffen, das eine Versorgung des aufstrebenden Bolivien mit den Produkten der Union auf direktem Wege ermöglicht. Die kürzlich mit dem üblichen wehleidigen Tamtam verbreiteten Berichte über die von Pflanzern an den Indios verübten Untaten sollten nur die von den Yankees beabsichtigte *Besitzergreifung* des an Gummi, Holz, Diamanten und Waschgold reichen Acre-Territoriums bemänteln helfen, um ihrem kommerziellen Einfluß den politischen hinzuzufügen.

Man sieht: Wenn John Bull oder Uncle Sam ihr Herz für halbwilde Stämme entdecken und über die Moral der Pflanzer zu zetern beginnen, ist es rätlicher ihnen scharf auf die Finger zu sehen, als ihren meist übertriebenen Anschuldigungen leicht Glauben zu schenken.

Digitized by Google

Notizbuch

Allerhand Beschwerden

Es gibt einen Verein zur Abwehr des Antisemitismus, dieser Verein gibt eine Zeitschrift heraus, diese „Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus" bezichtigen mich (ich höre lachen . . .) des Radauantisemitismus. Er habe im „März" schon mehrfach, äußert der Verein, „böse antisemische Entgleisungen festnageln müssen". Festnageln hat er sie müssen: die Entgleisung. Aber in einer der letzten Nummern habe er eine richtige „antisemitische Giftblüte" gefunden: das wahre Geschichtchen aus Partenkirchen von den kleinen Kronprinzensöhnen und dem frechen Siegfried.

Meine Herren vom Verein mit dem nicht ohne Umständlichkeit geprägten Namen, wissen Sie, was Ihre Pflicht gewesen wäre? Statt sich geschwollen zu entrüsten, hätten Sie Kritik üben müssen, gegen Ihre eigenen Reihen. Statt im „März" nach Antisemiten zu riechen, wäre es Ihre Aufgabe: erzieherisch zu wirken, d. h. zunächst einmal, bevor Sie abwehren, Angriffsflächen nach Möglichkeit zu beseitigen. Und deshalb, meine Herren Abwehrer, hätte ich von Ihnen erwartet, daß Sie diese kleine Geschichte, welche blitzhell eine Situation beleuchtete, welche die Aufdringlichkeit mancher Juden und die Abwehr eines kleinen Prinzen festhielt, an der Spitze Ihres Blättchens veröffentlichen würden: auf der ersten Seite schwarz umrändert. Als pädagogischer Hinweis, als Warnung, als eine — in Humor getauchte — Abschreckung. Und auf der zweiten Seite hätten Sie etwa einen kurzen Kommentar hinzufügen können des Inhalts: „Liebe Glaubensgenossen, seht, so zudringlich, so byzantinisch, so betulich-frech sind noch einige unter uns. (Auch wir haben ähnliche Geschichten aus Partenkirchen zu hören bekommen.) Wenn es uns nicht gelingt, diese unangenehmen Eigenschaften zu überwinden, werden uns die erstaunlichsten Leistungen auf allen Gebieten des kulturellen Lebens nichts nützen, und wir, die wir uns zu aufrechten, reinlich und stolz denkenden Juden erzogen haben, werden für die Widerlichkeit einzelner weiter leiden müssen."

So konnten, so mußten Sie sprechen. Statt dessen legten Sie die entsetzlich abgespielte Walze liberaler Entrüstung ein und faselten von antisemitischen Rüpeleien.

Ihr Niveau unterscheidet sich somit in keiner Linie von dem eines Vereins christlicher junger Männer, nur daß in diesem Bunde vermutlich mehr Selbstkritik und weniger — unverschämt auftretender — Verstandesmangel zu finden sein wird.

Sie gründen — da sie sich als Deutsche fühlen — zunächst einmal einen Verein: um Antisemitismus abzuwehren. Was aber tun Sie? Sie schmeicheln sich selbst und ihren jüdischen Familieninstinkten; Sie blähen sich vor Stolz, wenn einer der Ihren einen Orden oder eine Auszeichnung kriegt; Sie sind — sicher (!) — mit Regierungsräten verschwägert; Sie wollen zugelassen sein — bei Hofe, auf der prinzlichen Rodelbahn, bei Staatsanwaltschaftsrats v. Schulze;

Digitized by Google

Sie betteln um Gleichberechtigung und Ihre Söhne keilen sich darum, auf Se. Majestät das Hoch ausbringen zu dürfen. (In der Stadt „der reinen Vernunft", am Geburtsort Kants!) Aber einer von den christlichen Korpsbrüdern, denen sie im Schweiße ihres Angesichts — durch das Los — die Befähigung zum Kaisertoast wegzuschnappen glücklich genug waren, stößt sie beiseite, und sie dürfen nicht einmal Hurra schreien. (Sondern sich nur beschweren beim Oberhofmarschallamt, das nicht nur Pferde unter sich hat.)

Merken Sie noch immer nicht Ihre Tragik?

Sie wollen den Antisemitismus abwehren und bieten ihm Angriffsflächen. Sie wollen Mißverständnisse, Aberglauben und törichte Vorurteile beseitigen, und sie bestätigen, sie vertiefen, sie verankern sie. Durch Selbstbeleckung, durch Scheu vor Selbstzucht!

Jeder wahrhaft aufrechte Jude rücke ab von den Kriecherischen und Würdelosen seiner Stammesgenossen, er meide ihre Gemeinschaft, und, wo er kann, desavouiere, beleidige er sie, gebe er ihnen Fußtritte. Nicht, ihr Abwehrmichel, weil es Juden, sondern weil es kompromittierliche, ekelhafte Individuen sind, kommerzienrätliche Brechreize männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ein Verein zur Abwehr des Antisemitismus hätte zunächst einmal durch rücksichtsloseste Kritik dieses reiche und mit Brillanten geschmückte Gesindel abzuschütteln, das sich an alles, was „höher" thront, heranschmeißt, das alles mitmacht, was eine gemeine und rohe Zeit von den sogenannten Kulturdeutschen fordert: Patriotismus, Protzentum, chauvinistische Phrasen. Ich meine: jenes charakterlose, aber betriebsame, jenes hohle, aber massenhaft geldverdienende Gesindel, das heute in Berlin schiebt, gründet oder verteidigt, morgen in Monte spielt, und übermorgen in Partenkirchen rodelt, jener genußsüchtige ordinäre Menschenschlag, dem jede Verfeinerung fremd ist und der sich an allen Emotionen der gerade herrschenden Kasten beteiligt: Sport, Weltherrschaft, Entrüstung gegen vaterlandslose Gesellen, Enthusiasmus für unser angestammtes Königshaus.

Beweist mir erst, Ihr Herren Abwehrer, daß ihr nicht vervettert seid mit den Berliner Rathauspatrioten!

Werdet Ihr nicht den Kirchgang mitmachen? Oder geht Ihr, um das Andenken der schönen Louise zu feiern, in die Synagoge? Ihr seid Männer und wollt dem Kossel trotzen?

Eure Gesichter verraten nichts Gutes. Ihr habt eine verteufelte Ähnlichkeit mit den freisinnigen Justizräten, die aufgewachsen sind mit der Königin Louise.

Ihr, die Ihr Euch in der Familie, nach der Börse oder nach einer Gerichtssitzung die neuesten jüdischen Witze schmunzelnd und grinsend erzählt, tut in Entrüstung, wenn ein ernster Scherz auf eine Wunde an Eurem Volkskörper deutet. Auf eine Wunde, die nicht heilen kann, weil Eure Eigenliebe, Eure agressive Betulichkeit sie sich nicht schließen läßt.

* * *

Nach dem Verein zur Abwehr... ein Geheimer Justizrat, der sich beklagt, daß der „März" aus dem Buch seines Bruders, eines Geheimen Oberregierungsrates, Stellen exzerpiert hat, die von der Ignoranz und der

Digitized by Google

geschwätzigen Unterhosenwissenschaft des Geheimen Oberregierungsrats eine nicht unklare Vorstellung gaben.

Aber wo leben wir? In Neutomischl? Der Geheime Justizrat teilte uns mit, daß er, der seit Beginn des ersten Jahrgangs Abonnent des „März" gewesen wäre, nunmehr gezwungen sei, das Abonnement aufzugeben. Selbst dieser Justizrat muß wissen, daß wir ihm darauf antworten werden: Ihre Mitteilung interessiert uns nicht. Wir bedauern, auf die brüderlichen Gefühle unserer Abonnenten keine Rücksicht nehmen zu können. Und wenn Ihr Herr Bruder, der Geheime Oberregierungsrat Ludwig Geiger ein schlechtes und arrogantes Buch über Goethe verfaßt und veröffentlicht hat, so halten wir uns nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, auf minderwertige und trotzdem gerühmte oder aufgebauschte Erzeugnisse hinzuweisen.

Moral: Wir warnen jeden Zeitgenossen, der etwa einen Bruder hat, vor einem Abonnement des „März".

Besonders, wenn dieser Bruder gar irgendwelche bemerkenswerte Talentmängel besitzt und aufdringlich betätigt.

* * *

Siegfried schmollt

Das Stadttheater von Regensburg wagte es, schlicht und harmlos an Richard Wagners Sohn zu telegraphieren, er möchte eine Festaufführung der Meistersinger mit seinem Kapellmeisterstock begleiten.

Richards Erstgeborener erwiderte: „Bei der Stellung der deutschen Nation zur Parsifalfrage ist es mir ganz unmöglich, diese Vorstellung zu dirigieren. Wenden Sie sich an Doktor Richter."

Unmöglich ist es ihm — bei der Stellung der deutschen Nation zur Parsifalfrage — noch zu dirigieren. Den Taktstock könnt' er nicht mehr halten. So bebt Richards großer Sohn vor Erregung. Zorn, Haß, Gift, Galle spritzt. Das deutsche Volk aber ist beunruhigt, aufgewühlt und verzehrt sich in bangen Fragen: wird der Verfasser des „Bärenhäuter" etwa auch das Dichten und das Komponieren aufgeben? Vielleicht war es auch nur Bescheidenheit? Alle Wagners sind bescheiden. Hält sich Siegfried als Dirigent etwa für weniger bedeutend als den Doktor Richter? Oder nur für sentimentaler, pietätvoller dem großen Richard Geyer gegenüber? Der Schöpfer des Gesamtkunstwerks, d. h. der Erfinder des Warenhausstils in der Musik, hat sich wahrhaftig über die Stellung der deutschen Nation zu beklagen. Und Jung-Siegfried hat Recht zu schmollen. Es wundert mich, daß er nur den Regensburgern sein markantes Profil, und nicht dem gesamten deutschen Volk zur Strafe sein ererbtes Genie vorenthalten will.

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Die vom März an dieser Stelle wiedergegebene Äußerung des Prinzregenten Ludwig unter den Jesuitenerlaß ist von einigen Zentrumsblättern bestritten worden. Darunter von dem Regensburger Anzeiger des Zentrumsabgeordneten Held in dieser Form: „Wir brauchen nicht zu sagen, daß diese ganze Geschichte von A bis Z erfunden ist, schon deshalb erfunden sein muß, weil, wie doch jedes poli-

Digitized by Google

tische Kind weiß, Frhr. v. Hertling mit dem Jesuitenerlaß in gar keinen Zusammenhang gebracht werden kann." Dieses Dementi ist offenbar in einem Zustande von Bewußtlosigkeit hingeschrieben worden, in dem dem Verfasser die Existenz des Ministerpräsidenten v. Hertling abhanden gekommen war. Ich begnüge mich diesen Bemühungen gegenüber mit der Feststellung, daß die Äußerung des Prinzregenten hier richtig wiedergegeben wurde und eine nicht wegzuleugnende Tatsache ist. —

Bei seinem Besuche in Berlin hat der bayerische Prinzregent in Erwiderung auf den Trinkspruch des Kaisers Wilhelm bemerkt, sein Vater, der verstorbene Prinzregent Luitpold, sei bis in seine letzten Tage körperlich und geistig rüstig gewesen. In der Feststimmung war dem Regenten offenbar nicht mehr gegenwärtig, daß er einer Trauerdeputation in München die Meinung ausgedrückt hatte, wenn der alte Herr ein Jahr früher gestorben wäre, würde ihm manches Unangenehme erspart geblieben sein. Diese Bemerkung wurde damals als eine Art Entschuldigung für die Mißstände aufgefaßt, die durch die mangelnde Entschlußkraft des Prinzregenten Luitpold im letzten Jahre seines Lebens zu beklagen waren. —

Die Bayerische Reichspartei, ein Unternehmen mandatsüchtiger Nationalliberaler, will nach einer Meldung der Liberalen Landtagskorrespondenz in gefährdeten liberalen Wahlkreisen mit dem Zentrum und den Konservativen zusammen die (links)liberalen Vertreter systematisch bekämpfen. Die Reichspartei bezeichnet dieses Vorgehen als einen Kampf gegen die Sozialdemokratie. —

Die Bayerische Staatszeitung des Ministerpräsidenten Hertling hatte schon die Absicht der Erhebung einer einmaligen Kriegssteuer aus dem Vermögen als eine Tat weltgeschichtlicher Größe gefeiert. Ein anderes Zentrumsorgan, die Augsburger Postzeitung, begrüßte in der Vermögensabgabe als Kriegssteuer ein wertvolles Mittel zur Neutralisierung der sozialdemokratischen Agitation. Nun tritt Dr. Heim auf, der in bäuerlichen Zentrumskreisen immer noch einen großen Einfluß besitzt und schreibt (im Bayr. Kurier vom 8. März): „. . . Die fühlbarste Folge einer finanziellen Blutabzapfung besteht in der Rückwirkung auf unsere Landessteuern . . . Man soll sich's doch nicht verhehlen: das ständige Ausmergeln der Einzelstaaten, diese immer wiederkehrende Auslaugung durch das Reich zugunsten des Militärs muß früher oder später zum Ende der Selbständigkeit, namentlich der wirtschaftlich schwächeren Bundesstaaten führen . . . Es handelt sich diesmal um viel, sehr viel, um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage: Sollen die deutschen Bundesstaaten durch weitere Beschneidung ihrer Finanzhoheit mediatisiert, soll das Reich nach und nach auf dem Umwege direkter Reichssteuern seines föderativen Charakters entkleidet werden?" —

Balthasar

Die Politik der Geistigen

I.

Und wären es Raubtiere: durch das Zusammenleben im selben Raum gewöhnten sie sich aneinander und kämen zu jenem „kollegialen Verhältnis", ohne das etwa im Reichstag die

Digitized by Google

Herren Oertel und Wendel nicht mit soviel behaglicher Grazie im Menuett der Polemik aneinander vorbei schritten.

Herr Quarck würde sich in Frankfurt nicht an denselben Tisch setzen, auf dem die Hand eines Redakteurs der Frankfurter Zeitung neben dem Maßkrug von seiner Bekämpfung ausruhte. Aber es wird ihm nicht einfallen, im Reichstag, nach einer auch noch so leidenschaftlichen Bestimmungsmensur, dem befochtenen Fortschrittler aus dem Wege zu gehen.

Selbst die hohen Regierungsbeamten können sich dem Zwang des „kollegialen Verhältnisses" nicht entziehen. Man kann Herrn Kraetke beobachten, wie er in der Wandelhalle an dem Ladestock laboriert, den er, wie alle seine Kollegen, bereits in seiner zarten Jugend verschluckt hat. Sein Körper windet sich in schwermütigen Spiralen um das unbeugsame Hindernis in seinem Innern, und er lächelt, als ob er richtig am Spieß stäke. Geschicktere Helfershelfer der Krone, wie Herr Delbrück, pflegen ihren Ladestock in der Garderobe herauszunehmen. Es gibt Momente der Kollegialität im Reichstag, wie beim Zustandekommen der Verfassung für Elsaß-Lothringen, wo Herz sich so zum Herzen neigt, daß man die Morgenröte des parlamentarischen Regimes in den Brillengläsern funkeln zu sehen glaubt.

Bald darauf wird es wiederum schauderhaft langweilig. Die Fraktionsredner öden einander an und salvieren ihre Menschenwürde dadurch, daß sie sich voreinander entschuldigen. Selbst Kraftmenschen von der Art des Herrn Erzberger verfallen in Melancholie. Die Regierungsvertreter spielen Buddha. Und die Kollegialität wird die mildere Form des Todes.

Draußen, in den Polemiken und in den Wahlkämpfen, ist von den sanften Umgangsformen, denen sich die Volksführer im Parlament anbequemen, wenig zu merken. Da die Tiere in getrennten Käfigen hausen und einander nur zur bestimmten Stunde in der Manege begegnen, bedürfen sie keiner gegenseitigen Schonung. Sie kennen einander kaum, hören vielleicht zum erstenmal ihren Namen, und abgesehen davon sind sie keine Individuen, sondern nur eine Parteifarbe, auf die der andersfarbige mit dem Elan eines broschürenfressenden Stiers losgeht. Sieg und Niederlage bleiben die optische Angelegenheit der Zuschauer. Bestenfalls entscheidet das Mundwerk, aber in neunzig von hundert Fällen steht der Ausgang des Zweikampfes bei der Mehrheit der Versammlung oder der Zeitungsleser fest, bevor er noch begonnen hat. Ist je ein Redakteur gesehen worden, der nicht Recht behalten hätte? Er könnte sich das auch gar nicht leisten. Mit dem besten Willen nicht. Ein Redakteur, ein Versammlungsredner, der bei den Abonnenten oder bei den Parteiangehörigen nicht recht behielte, würde mit Recht von seinem Verleger hinausgeworfen oder von der Parteileitung wegen offenkundiger Untüchtigkeit abgesetzt. Er ist nicht da, um selbst zu denken, sondern, um die Fahne hochzuhalten. Das ist so wahr, daß ein Agitationsredner, der in einer öffentlichen Versammlung von seinem Gegner schachmatt gesetzt war, schließlich, in die Ecke gedrängt und halb erstickt, eine Broschüre über dem Kopfe schwang und aufschrie: „Aber hier

Digitized by Google

steht es doch schwarz auf weiß" ... und also die schon eine ganze Weile ängstlich schweigende Versammlung eines erlösenden Beifalls entband.

Die Grobknöchige, die Masse, läßt sich massieren und aufpeitschen, nicht aber bringen karessierende Ästhetenhände sie in Bewegung. Millionen Wähler zu überreden, aufzuklären und zu gewinnen, das ist eine Arbeit, die nur auf fabrikmäßigem Wege geleistet werden kann. Der Bedarf an Energie und Ausdauer ist ungeheuer. Man kann nicht wählerisch, darf nicht ängstlich sein. Wer ob des durchdringenden Schweißgeruches, den jede politische Massenarbeit verbreitet, die Nase rümpft, bekommt schon eins drauf und muß sich in die nächste Apotheke entfernen. Es ist wie bei starkem Schneefall in einer Großstadt: alle Arbeitswilligen sind willkommen; sie brauchen nur zu schaufeln, wie man ihnen sagt. Auf persönliche Eigenschaften wird nicht gesehen.

Das ist so und kann nicht anders sein. Und der Intellektuelle, der mitboxen will in den großen, aufreibenden Gängen des Kampfes, in dem die Fragen des Magens und des Kopfes ausgefochten werden, der muß Fausthandschuhe anziehen, wie jeder andere.

René Schickele

Der deutschen Heeresverwaltung ins Stammbuch

Nach der Ermordung des sozialdemokratischen Abgeordneten Franz Schuhmeier in Wien brachte das offizielle Organ des Kriegsministeriums, die „Militärische Rundschau", folgende Notiz:

„Der durch eine wahnwitzige Tat hinweggeraffte Abgeordnete Franz Schuhmeier gehörte auch wiederholt der österreichischen Delegation an, wo er sich besonders als Mitglied des Heeresausschusses betätigte.

Obwohl seiner Parteistellung nach grundsätzlicher Gegner der Heeresverwaltung, die er gar oft einer sehr scharfen Kritik unterzog, hat er doch nie das sachliche Gebiet verlassen und stets nur mit loyalen Waffen seine Anschauungen verfochten.

Seine grundgescheiten, stets auf ein ungemein sorgfältig gesammeltes reichhaltiges Material gestützten Ausführungen, die er bei aller Schärfe doch mit gewinnender Bonhomie vorbrachte, wurden von den Vertretern der Heeresverwaltung mit größtem, seiner Bedeutung angemessenem Interesse aufgenommen.

Seine hiebei an den Heereseinrichtungen geübte, vielfach anregende Kritik fand bei der Heeresverwaltung stets gebührende Beachtung.

Seine Persönlichkeit errang sich bei jedermann uneingeschränkte Hochachtung und aufrichtige Wertschätzung. Er war in seiner Art auch ein Soldat seiner Ideen, ein ganzer Mensch, also ein Kämpfer."

Dazu ist folgendes zu bemerken: Der Abgeordnete Schuhmeier ist aus der tiefsten Schichte der Lohnarbeiterklasse hervorgegangen. Seine natürliche Begabung, unterstützt durch einen überaus regen Bildungseifer, hat ihn in der Arbeiterbewegung bald an führende Stellungen gebracht. Er wurde 1901 in den Reichsrat gewählt. Dort hat er sich besonders mit militärischen Fragen beschäftigt. Er wurde von seinen Parteigenossen in den Wehrausschuß entsendet und er hat dort und im Hause selbst sich vielfach und mit Glück an den betreffenden Debatten

Digitized by Google

beteiligt. Als er in die österreichische Delegation gewählt wurde, hat er auch in dieser Körperschaft über dieselben Dinge mit großer Sachkunde gesprochen. Für die hohen Generäle, die diesen Beratungen beiwohnen, war es eine Art ganz neuer Sensation, daß da ein Mann aus dem Volke mit einer ungewöhnlichen Kenntnis militärischer Dinge das Wort ergriff. Ist doch der militärische Hochmut von ganz besonderer Art. Auch mochte diesen Herren die volkstümliche Frische des Mannes etwas Ungewöhnliches sein. Sie hörten ihm immer mit Interesse zu. Nun war Schuhmeier ein Sozialdemokrat. Als solcher brachte er seine grundsätzliche Gegnerschaft zu dem heutigen Haussystem der modernen Militärstaaten scharf und ungeschminkt zum Ausdruck. Er war ein ausgezeichneter, oft sehr witziger Redner. Bei seiner proletarischen Herkunft wäre es nicht verwunderlich gewesen, wenn er in seinen Reden derb gewesen wäre. Das war aber selten der Fall, ja er verstand es, bei aller Schärfe oft recht konziliant zu reden. Aber was er sachlich zu sagen hatte, konnte den Herren der Heeresverwaltung nicht lieblich in die Ohren tönen. Aber er imponierte, seine Persönlichkeit bezwang.

Wäre es irgendwie denkbar, daß die deutsche Heeresverwaltung, zumal in Preußen, in einem ähnlichen Falle sich in ähnlicher Weise äußern würde? Oder glaubt jemand, daß in Österreich an den obersten Stellen der demokratische Sinn so viel entwickelter ist als in Deutschland? Nein, es ist da bei uns die Sache genau so, wie bei unsern lieben westlichen Freunden. Zwar kam es bei uns vor, daß ein ganz gewöhnlicher Bürgerlicher Kriegsminister werden konnte (Schönaich), was wohl in Preußen unmöglich wäre, aber das hängt damit zusammen, daß das, was man als spezifisch preußischen Junkergeist bezeichnet, bei uns nicht zu finden ist. Unser Adel, insbesondere der Hochadel, ist besorgt, seine Privilegien aufrecht zu erhalten und im Bunde mit der katholischen Kirche und der Krone trotz allem konstitutionellen Krimskrams die Herrschaft zu behalten, aber er überläßt gern die Arbeit anderen, wenn diese anderen ihn in seinen Bestrebungen wenigstens nicht hindern. Er stürzt sich nicht gern in Unkosten. Er besetzt zwar gern die Stellen der politischen Verwaltung, ist aber heilfroh, wenn seine untergeordneten Beamten die Arbeit besorgen. Er begnügt sich sehr häufig mit der bloßen Repräsentation. Auch ist er sorglos. Gelernt hat er nichts oder nicht viel. Die Probleme unserer Zeit sieht er kaum. Zum Sozialismus steht er ungefähr wie jener Serenissimus im „Simplizissimus", der ihm vornehm abwinkt: „Daraus wird nichts!"

Wie soll man also eine so menschlich schöne Äußerung des Reichskriegsministeriums erklären? Man hat einmal Österreich das Land der Unwahrscheinlichkeiten genannt. Das sagt aber schließlich nicht viel. Es ist bedenklich, von den Verschiedenheiten der Volkscharaktere in diesem Falle zu sprechen. Und doch wird man zuletzt nichts anderes sagen können, als daß bei uns in Österreich trotz allem und allem doch etwas lebendig ist und gelegentlich auch erscheint, was man in Preußen vergeblich suchen wird: Anmut! Die Klassen stehen sich bei uns wie irgendwo anders mit derselben Erbitterung gegenüber, aber es ist bei uns doch ab und zu möglich, daß die Gegner einen Augenblick die Waffen senken und einander menschlich ins Auge sehen. Es ist ja nur ein Augenblick. Aber es will mir doch scheinen, als ob der Wert dieses Augenblicks nicht gering wäre. Ich möchte auch

Digitized by Google

glauben, daß irgendwo anderwärts diese Erscheinung auch vorkommen könnte — ich weiß nur, daß sie in Preußen unmöglich ist. Diese Unmöglichkeit erklärt vieles, was sonst fast unverständlich wäre.

Engelbert Pernerstorfer

Im Kostüm der Zeit

Die Militärvorlage und die Deckungsfrage seien beide andern zur Diskussion überlassen. Ich kann hier höchstens Tips geben. „Keine Ausgabe ohne Deckung" für die Vaterlandslosen, die erst am Schluß bewilligen, „einheitliche patriotische Kundgebung durch debattelose Annahme" für die wahrhaft Völkischen, die jetzt schon, wie Herr Professor Paasche, ohne Umfang und Begründung dieser Vorlage zu kennen, schnell und reichlich geben möchten. Sie sind vor Begeisterung außer sich, historisch genau die große Zeit von vor hundert Jahren noch einmal erleben zu können, deren gewaltige Opfer an Gut und Blut ...

Doch da bin ich schon: mich fesseln die Manieren unsrer Politiker. Man wird mir recht geben müssen, daß sie zur Umwandlung des Deutschen Reiches in einen geeinten Kriegervereinsverband führen. Und zur Stabilierung gewisser Bezirke: Vaterland, Monarchie, Wehrmacht zu Wasser und zu Land, Christentum fürs Volk usw. usw., an deren Grenzen die Tafeln errichtet sind: Hier ist das Denken strengstens untersagt.

Wilhelm II. hat als Erster den Zusammenhang zwischen 1813 und 1913 richtig erfaßt: Zeiten der Volksopfer. Daraufhin ist die Militärvorlage und ihre Deckung aufgebaut. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Gedenkfeier der Befreiungskriege und steht gleichwertig zwischen dem Kirchgang des Herrn Cassel und dem russischen Gedächtnisfest für den Freiheitskampf auf dem Leipziger Schlachtfeld. Nur, daß sie Anachronismen und geschichtliche Unwahrscheinlichkeiten besser vermeidet und unwahrscheinlich viel mehr kostet. Die Ähnlichkeit mit den Vorgängen der großen Zeit ist aufs innigste gewahrt. Vor allem das Opferbringen! Dann die Volksinitiative, die für das Jahr 1913 in geschickter Weise durch einen immer noch unbekannten Regierungsentwurf ersetzt wird. Dann die Höhe der Forderungen, die die Lage inmitten eines Verzweiflungskampfes aufs genaueste vortäuscht. Will noch einer sagen, dieser Regierung fehle feines historisches Empfinden? Ja? Dann höre man: der Reichskanzler plant sogar (hoffentlich am richtigen Datum) einen neuen „Aufruf an mein Volk!" zu erlassen, der sich unmittelbar an die misera plebs selber wendet und „ausdrücklich auf die Analogie der Selbstbesteuerung des Volkes im Jahre 1813 hinweist!"

Also vollständig im Kostüm der Zeit. Friedrich Wilhelm Bethmann, der, wie ein echter Charakterspieler, die Rolle des Unentschlossenen, Zaghaften, ewig Erschrockenen von langer Hand in allen Zügen vorbereitet hat, und jetzt in täuschender Maske des in Gott ruhenden Herrn Urgroßvaters sein Volk aufruft! Man hat keine Kosten gescheut, um dies historische Festspiel naturgetreu herauszubringen. Man hat extra das Volk wieder entdeckt, als Objekt, das aufgerufen werden kann. Man wird die offizielle Regierungsanerkennung seiner Existenz

Digitized by Google

in ein paar Tagen zwischen den glückbebenden Fingern halten! Noch mehr! Man hat sogar für diese eine Gedenkfeier die Fürsten in ihrer Eigenschaft als Steuerobjekte entdeckt. Einmal werden sie mitspielen, zwischen dem gerührt aufschluchzenden Volk hindurch einmal mit vollen Händen zur Steuerkasse wandeln und erst morgen wieder in Ausübung ihrer unverjährbaren Hoheitsrechte die Bausteine für neue Schlösser kostenlos als Postpakete befördern lassen. Wie sagt der Dichter? „Es ist eine Lust zu leben!"

Die Offiziösen murmeln: Es geht um Leben und Sterben deutschen Volkstums! Und die Regierung arrangiert eine offizielle Maskerade. Analogie zu den Opfern des Jahres 1813, Aufruf an mein Volk, unter gütiger, unwiderruflich erster und letzter Mitwirkung Ihrer Majestäten, Königlichen Hoheiten, Durchlauchten usw. usw. Hat das Maskenverleihinstitut des Herrn von Bethmann schon nicht den Geschmack, Kriegervereinsfeiern und schwere, Handel und Wandel drückende Steuern auseinander zu halten, so sollte wenigstens der mehr in der Gegenwart wurzelnde Teil des Reichstages dafür sorgen, daß der Steuerbote in diesem Jahr nicht im Kostüm der Blücher-Armee die Gelder einkassiert. Wenn Bethmann sich als Freiherrn von Stein verkleiden will, so darf ihn niemand hindern, sein gottgewolltes Konto von Lächerlichkeit so schnell abzuheben, als ihm zusagt. Nur passe man auf, daß die gouvermentalen Historiker nicht dahinter kommen, daß nach den Befreiungskriegen die Heilige Allianz beschworen wurde. Die geplante Gedenkfeier für eine Milliarde wird ja zustande kommen. Es gibt zu viel Leute, denen der Stiftungstag des Eisernen Kreuzes nur deshalb so hoch die Brust schwellt, damit die Regierung sieht, sie sei auch noch mit keinem andern Orden geschmückt. Bethmann wird im Kostüm von 1813 die Reichstagstribüne betreten, das Volk (unter Angabe der Steuerprozente) zur Kasse aufrufen und die Rechte wird, geführt von den Nationalliberalen, in den historischen Uniformen von Lützows wilder, verwegener Jagd, die Vorlage mit gefälltem Bajonett, marsch, marsch, mit Gott für König und Vaterland annehmen.

Man lasse diese Vorlage von Lauff dichten und von Hülsen inszenieren.

Ulrich Rauscher

Reifeprüfung

I.

„Was wollen Sie denn, Marie?"
„Aufstehen?"
„Aber es ist doch Sonntag!"
„Machen Sie doch nicht so alberne Witze."
„Reifeprüfung?"
„Wer?"
„Ich!?"
„Gottseibeiuns — warum sind Sie nicht früher gekommen?"

II.

„Wo ist denn mein Kragenknöpfchen? Warum hat Gott heute nicht an mich gedacht — das scheint Prinzip bei ihm zu sein — Mutter — Mutter — ich habe kein Kragenknöpfchen — — schimpf du auch noch — kann ich etwas dazu, wenn ich mich verschlafe — ich habe die Welt nicht gemacht — unter dem Bett liegt das Knöpfchen — du mußt dich bücken, Mutter —"

Digitized by Google

„Jetzt schließt der Kragen nicht — ich falle durch — wäre ich nie geboren —"

„Der neue Shlips sieht gar nicht übel aus. Westfälischer Friede: Brandenburg: Anwartschaft auf Magdeburg, Halberstadt, Min — ach ich werde dispensiert ... oder nicht — mir ist so mies — vielleicht ist einer gestorben — ob man ein Attentat macht ... 11[10] fährt ein Zug nach Paris — nach Paris — lieber, lieber Gott ... ich will sicher wieder in die Kirche gehen, ich will ein Jesuit werden ... hilf mir — ich bin ein Lausejunge ... aber doch ein Mensch ... lass' ein Wunder geschehen ... ach ... ich mache dir Spaß ... bist du überhaupt nicht da? ... ich muß mich schon auf den Teufel und den Zufall verlassen — — wäre ich wieder hier — und äße Bratwurst ..."

III.

„Wo die Elektrische nur bleibt ... ich habe gesündigt, als ich 18 alt wurde, habe ich schon ein Mädchen gehabt — aber es war doch so schön — ich habe gefaulenzt — ich war Atheist — jetzt kommt das Gericht — Maecenas atavis edite regibus — wie geht's weiter ... wär' ich tot ..."

„Sie wollen mich nicht mitnehmen — — da — haben Sie 'nen Groschen — Na also."

„Keiner kümmert sich um mich — ob es den Leuten noch schlechter geht — — — anschreien sollte man sie: ich mache mein Examen — — ein komischer Zwischenfall kann mir den Hals brechen — — sie lachen ... warum ... das ist der Teufel — warum starrt mich der alte Mann mit der Brille so an — wie er grinst — der ist verrückt ... hören Sie doch auf, ich schlage zu — wie langsam die Fahrt heute geht ..."

„Guten Tag Herr Doktor."

„O danke gut."

„Guten Morgen Herr Doktor."

„Der denkt kaum noch an sein Examen — nur im Traum soll es immer umgehen — — — da ist ja die Naive vom Stadttheater — wie sie geht — wenn ich mit der einmal — — ihre Strumpfbänder — hoffentlich träume ich von ihr, — sie und der Mann mit der Brille werden nun immer durch mein Leben gehen — bis ins Grab — vielleicht wird das doch sehr schön — wie unwahrscheinlich alles um einen herum ist — wenn der Mann mit der Brille mir jetzt den Hals umdrehte ... ich würde mich nicht rühren ... meinethalben guckt mir bald der Nasenknochen zum Fleisch heraus ... käme jetzt der Tod ... fast bin ich neugierig ... — — ja, ja — ja — ja — jetzt kommt er nicht, der feige, ekelhafte Schurke, die Bestie — aber wenn ich nicht mag ... dann ist er da — pfui, pfui —

IV.

„Da fährt die Elektrische hin — Nummer 6783 — — 6783 — — ach Gott — das Examen — mir war, als führe ich in eine Gesellschaft ...

„Mo'rn August — —"

„Ich habe eine schreckliche Angst —"

„Ich mache in die Hose."

„Du auch?"

V.

Das Zimmer erkennt man kaum wieder — — da hinten auf der Bank hat mich der alte Funke geohrfeigt, weil ich ihn immer auslachte — wie lange ist das her — er liegt schon bei den Würmern — wie alles läuft, ohne daß man will — — warum regt man sich nur auf — es läßt sich ja doch nichts machen — wie diese Pauker so diktatorisch auftreten — und dieser feierlich alberne Ernst — in Wirklichkeit ist es ihnen ganz einerlei, ob ich durchfalle, wenn sie nur keinen Schaden leiden — vorhin beim Gebet redeten sie von uns wie von Auserwählten

Digitized by Google

Gottes — wenn wir hernach drei Fragen nicht wissen, sind wir dumme Bengels. — 12 Jahre lang — drangsaliert, gelangweilt, eingeschüchtert, alle nach Schema F behandelt, einer arbeitet wie ein Verrückter und wird zurückgewiesen, einer tut gar nichts und wird dispensiert — — keiner weiß etwas von unsern Erlebnissen — von den Schaudern im ‚Fidelio', von den Fieberphantasien in der folgenden Nacht, keiner von unsern Rasereien und Kämpfen um ein Mädchen, das ist nicht töricht, wir leiden — nehmt einem Kind seine Puppe weg und sein Schmerz kann gerade so fürchterlich sein, wie wenn einer von euch 10000 Mark verliert. — — — Angebrüllt habt ihr uns, wenn wir einmal nichts wußten, als gehörten wir nach Sibirien oder seien Raubmörder — ‚ich streiche es dir an, es soll dir schon schlecht gehen, das schwöre ich dir' — das herausgekrächzt mit bierheiserer Stimme — — weiß Gott — es ist himmelschreiend — pfeifen sollte man — wie komme ich nur darauf . . . der Gedanke läßt mich nicht los . . . er jagt wahnsinnig durchs Blut — ich muß — ich muß — — und ich habe doch auch recht — nein — ich komme ins Gefängnis — mein ganzes Leben ist ruiniert — aber ich habe so eine Lust danach — . . . sie verdienen es . . . ich werde verrückt — es flimmert mir vor den Augen — — . . . jetzt . . . nein — nein . . . ich muß — — was wird Mutter . . . ich kann nicht mehr . . . o, es ist schön wie die Liebe . . . die albernen Fatzken . . ."

VI.

Ein Pfiff, dann eine entsetzliche Stille — sekundenlang — jetzt ein wildes Stimmengewirr, aus dem sich eine aufgeregte, scharfe Stimme loslöst und wie ein Reptil durch den Saal fährt:

„Wer war das? Vortreten."

Ein Gehrock mit hochgerutschten Hosen tastet zaghaft vor.

„Sie unverschämter Patron — Sie verdienen Prügel. — Machen Sie, daß Sie herauskommen — in Europa brauchen Sie sich nicht mehr sehen zu lassen — Sie schamloser Bengel — — halten Sie den Mund — Sie sind verrückt . . ."

„Es kam über mich —"

„Äh — Pfui — hat sich was — kam über mich — halten Sie den Mund —"

„Es war mir so, — als hätte ich recht —"

„Oh — oh — Pedell rufen Sie die Polizei — Herr Oberlehrer führen Sie den Menschen raus . . .

. . . die Prüfung geht weiter — —"

Kurt Kersten

Das neue Bild

Der Delphinverlag in München hat ein wundervolles Tafelwerk herausgebracht, das neue Künstler und Künstlerinnen — Bechtejeff, Erma Barrera-Bossi, Erbslöh, Girieud, Jawlensky, Kanoldt, Kogan, Mogilewsky, Marianna von Werefkin — durch ganz vorzügliche Bilderreproduktionen der Öffentlichkeit vertrauter machen will. Es sind die Persönlichkeiten, die der seither leider aufgelösten Münchener „neuen Vereinigung" angehörten. Das Buch gibt nicht das ganze Inventar der neuen künstlerischen Regungen in dieser Stadt. Auch außerhalb dieser Vereinigung entwickelte sich Neues: Das gescheite, ungewöhnlich geschmackvolle, reiche Talent des Malers Marc, der bei Thannhauser wiederholt mit Kollektivausstellungen erschien und ebenso wiederholt von einer unglaublich trägen Kritik angeödet wurde, ist ein Beispiel. Aber jedenfalls gibt das Werk des Delphinverlags ein wesentliches und

Digitized by Google

in seinen Grenzen sehr typisches Teilbild der neuen Münchener Kunstbewegung. Das Buch soll darum denen, die den Willen haben, sich mit dem Neuen vertraut zu machen, und die eine menschliche Aufgabe oder zum wenigsten die Anstandspflicht in sich zu fühlen, zu sehen, einzudringen, nachzudenken, bevor sie urteilen, nachdrücklich empfohlen werden. Das auserlesene Bildermaterial ist ein vorzügliches Studienmittel. Herausgeber und Verlag haben das taktisch Richtige getan, indem sie Bilder aussuchten, an die der überlieferte Kunstgedanke anknüpfen kann: Dinge, die neu sind, ohne einem konservativ gestimmten Geist, der wirklich weiß, was Kunst ist, als blanke, unbegreifliche Exzesse zu erscheinen.

Leider kann der Text des Herausgebers Otto Fischer nicht im selben Maße gerühmt werden. Die Absicht Fischers ist an sich schön: er versuchte, diesem Buch, das eine gewisse Feierlichkeit ausströmt, einen gebundenen Text zu schreiben. Die Worte wollen tiefe, einfache, allgemeingültige Gedanken bezeichnen und wohltuende Klänge sein. Es ist die Frage, ob das gelungen ist. In den einleitenden Kapiteln ist Schönes schön gesagt — aber auch Schwaches schwach. Die Grundlagen der neuen Kunst — die eigentlich ewige, ganz konservative künstlerische Selbstverständlichkeiten sind — werden zuweilen glücklich formuliert. Da steht: „Es gibt eine äußere Wahrheit und eine innere Wahrheit. Indem ich jene verlasse, kann ich diese stärker zum Ausdruck bringen. Indem ich vom Schein der Dinge etwas nehme, kann ich dem Wesen der Dinge erst eine Sprache geben. Die Gewalt der Natur kann um so mächtiger wirken, je einfacher sie sich ausprägt. Indem ich mich von dem Äußeren befreie, kann ich erst dem Inneren wahrhaft dienstbar sein." Wer sich diese Sätze mit erneutem Bewußtsein einprägt, wer fühlen lernt, daß sich der Schwerpunkt der Kunst aus dem optischen Auge in das psychische Auge verschoben hat, der hat sich die neue Kunst schon aufgeschlossen. Auch dies ist ein entscheidender — ein ursprünglich selbstverständlicher, dann verfärbter und jetzt endlich erneuerter Gedanke, das „Körperlichkeit und Räumlichkeit Erkenntnisgesetze", nicht reine Kategorien des künstlerischen Gefühls sind. Der Text gibt dem Aufmerksamen wohl einiges zu denken. Freilich ist die souveräne Geste, mit der Fischer über die von Kandinsky angeregte Malerei — die Malerei ohne physischen Gegenstand — hinweggeht, bedauerlich billig. So wird man mit einem Mann, der die elementarsten Probleme der Malerei mit tiefem Ernst akzentuiert, nicht fertig — mag man zu ihm stehen wie man will.

Die ungeheuere Verantwortung, die auf den Propagandisten der neuen Kunst liegt, macht es notwendig, daß sie das, was sie sachlich zu sagen haben, in der Form zunächst banaler zu sagen wagen. Man soll den erschütternden Problemen der neuen Malerei nicht mit einem geläuterten Wortstil vorgreifen wollen, der weniger als Propaganda wie als literarischer Selbstzweck wirken könnte. Man muß hier zunächst ganz direkt sprechen: viel unreservierter, viel nackter; und man darf auch die dünnen und spitzen Methoden des vorbereitenden Räsonnements hier nicht deshalb verschmähen, weil der Stil der Dichtung an sich erhabener ist. Man meint vor Fischers Text manchmal, die schönen und etwas nichtssagenden Formeln der klassizistischen Kunstkritik aus den Tagen Goethes zu lesen. Und vollends wird der Text problematisch, wo er die einzelnen Künstler profilieren will: hier ist fast gar nichts Spezifisches gegeben. Gleichwohl: in dieser Zeit, die ihren großen künstlerischen Neuerungen

Digitized by Google

mit einer erschreckenden Fühllosigkeit gegenübersteht, muß dies Buch mit seinen Schwächen wie mit seinen Vorzügen begrüßt werden. Daß es begehrt sein möge und daß es wirke!

Wilhelm Hausenstein

Balaschew

Man bleibe mir mit den amerikanischen Millionären vom Leibe.

Die russischen Millionäre: das ist das wahre. Zum Beispiel: Balaschew.

Balaschew war ein großer Philosoph.

Er tat immer gerade das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartete.

Konnte eigentlich das in schwerer Schuldennot befindliche „Säuglingsheim" (und mit Recht) vermuten, er, der vielfache Millionär, werde sich seiner mit einer kleinen Summe annehmen, so gab er keinen roten Heller. So flehentlich, unter Berufung auf allerlei Ethik, man ihn auch bat. Hingegen überraschte er eines Tages den „Verband überzeugter Antialkoholiker", dessen ausgesprochener Gegner er war (das beweist sein nicht gewöhnlicher Konsum an Wodka), mit einer Summe von 10000 Rubeln zur Begründung einer „Balaschewstiftung", deren Zinsen dazu verwandt werden sollten, erprobten Verbandsmitgliedern (sie mußten dem Verband mindestens 15 Jahre angehört haben), an ihrem Namenstage eine Dedikation von fünfzig Flaschen Karlsbader Brunnen zu überreichen.

Balaschew konnte krähen wie ein Hahn und bellen wie ein Hund.

Um diese seine Fertigkeit nicht nutzlos brach liegen zu lassen, kaufte er an einer der Hauptstraßen Moskaus ein Haus, ließ es niederreißen und baute eine geräumige und komfortable Hundehütte an seiner Statt. Einmal in der Woche, und zwar am Donnerstag, kroch er hinein und bellte die Vorübergehenden laut und mißgünstig an.

Er nannte das: Diogenes spielen.

Er besaß eine Katze, alt, struppig und von abschreckender Häßlichkeit. Er ließ sie in allen Stellungen, von hinten, von vorn, von oben und unten photographieren und sandte die Photographien an alle Zeitschriften des In- und Auslandes, einschließlich der Honkong-Times und der Woche, welch letztere sie denn auch (nach seinem Tode) brachte.

Er abonnierte auf sämtliche Zeitungen per Streifband. Sah aber nur nach, ob auf der Banderolle „Sr. Hochwohlgeboren" stand. Fehlte diese Formel, so bestellte er die Zeitung sofort ab. Fand er sie klar und deutlich vor, so abonnierte er hundert Exemplare.

Eines Tages mußten ihm seine Füße abgenommen werden. Er ließ sie ehrenvoll bestatten und errichtete ihnen ein rötliches Marmordenkmal mit der Inschrift: „Hier ruhen die Füße Balaschews. Wanderer eile vorüber, wenn du nicht einen Tritt haben willst."

Balaschew starb vor etwa vier Wochen. Er wurde im Armensarge begraben und ohne geistliche Hilfe. Seinem Sarge folgte eine Kapelle, die unermüdlich bis zum Friedhofe dieselbe Melodie spielen mußte: „Schöne Minka, ich muß scheiden."

So sehen wir, daß Balaschew, in einer für Millionäre seltenen Weise durchaus der Pflege geistiger Güter zugewandt, insonderheit der stoischen Philosophie leidenschaftlich ergeben war.

Er stand übrigens mit Tolstoi im Briefwechsel, was unsere hohe Meinung von ihm nur noch verstärkt.

Alfred Henschke

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Tom Mann an den „März"

Der März hat einige hervorragende englische, französische und deutsche Politiker gefragt, was sie von dem Wahnsinn eines europäischen Krieges, der uns zu drohen scheint, halten, und welche Mittel ihnen ratsam erscheinen, dagegen anzukämpfen. Die Äußerungen des englischen Arbeiterführers Tom Mann, der in allen gewerkschaftlichen und politischen Kämpfen seines Landes eine sehr wichtige Rolle spielte, geben wir im Folgenden wieder.

In seiner vor wenigen Tagen bei Dietz in Stuttgart erschienenen „Geschichte des englischen Sozialismus in England" nennt M. Beer Tom Mann „einen Arbeiterführer mit einem Herzen treu wie Gold und einem Kopfe unruhig wie Quecksilber". Er gibt auch einige biographische Notizen über ihn: geboren 1856, Mechaniker von Beruf, war Malthusianer, dann Anhänger von Henry George. 1885: Mitglied der S. D. F. (Sozialdemokratischen Föderation), die er vier Jahre später verläßt. 1889 organisiert er den Dockerstreik. 1902—1910 in Australien. Kommt als Marxist nach London zurück. Nimmt Februar 1911 eine parlamentarische Kandidatur an. Drei Monate später: antiparlamentarischer Syndikalist und Antimilitarist.

Beech Range
Levenshulme
Manchester

Erlauben sie mir, einige Bemerkungen zu der vielbesprochenen Frage, der Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen England und Deutschland auszusprechen.

Es ist wahr, daß jene Zeitungen und Redner, die sich bemühen, Gründe zu finden, weshalb der Krieg bald erklärt werden müsse, imstande sind, auf Zeichen von Kriegsfieber bei vielen unserer Landsleute hinzuweisen. Es ist aber auch wahr, daß sehr viele der Besten aus allen Kreisen entschieden gegen den Krieg sind und erklären, daß unser Land unter keinen Umständen in irgend einer Weise aggressiv werden würde.

Ich kann im Namen vieler Arbeiter sprechen und kann versichern, daß sie kein anti-deutsches Gefühl kennen und auch nicht daran glauben, daß auf

Digitized by Google

Seite der deutschen Arbeiter ein allgemeiner Wunsch besteht, den Krieg ausbrechen zu sehen.

Es ist unser sehnlichster Wunsch, friedliche Beziehungen zu unseren Genossen in Deutschland, Frankreich und überall zu haben. Eine große Anzahl unter uns ist antimilitaristisch in der Erkenntnis, daß alle Regierungen nur im Interesse der herrschenden Klassen da sind und sicherlich nicht im Interesse der arbeitenden Klasse.

Wir fühlen und erklären, daß wir keinen Grund zu Unfrieden mit Genossen in Deutschland oder wo immer haben, aber wir haben viel Grund zu Streit mit den Kapitalisten unseres Landes.

Wir organisieren uns industriell, um bessere ökonomische Bedingungen sowohl, wie eine namhafte Verringerung der Arbeitsstunden und höhere Löhne zu erlangen und um schließlich Kontrolleure der Industrie zu werden.

Eine wachsende Zahl unter uns weigert sich, ins Parlament zu gehen, oder Kanditaten fürs Parlament ihre Stimme zu geben. Wir ziehen die Methode, auf industriellem Gebiet direkt zu handeln, vor, und es ist für uns von größter Wichtigkeit, die Armut zu bekämpfen.

Die Industrie ist sehr beschäftigt, aber trotzdem gibt es sehr viel Armut. Und sie aus der Welt zu schaffen, ist die Hauptaufgabe unseres Lebens.

Ich sende unsern Brüdern in Deutschland Grüße und die Versicherung unseres internationalen guten Willens ohne Hintergedanken und wünsche Deutschland eben soviel Erfolg, wie wir ihn für England erstreben.

Mit größter Achtung

Tom Mann

Digitized by Google

Kaiser Friedrich

Eine Erinnerung an den 9. März 1888

Von Heinrich Hutter

Berlin, 9. März 1913

Es sind heute 25 Jahre, daß Kronprinz Friedrich Kaiser geworden ist. Es jahrt sich heute der erste von den „hundert Tagen", der Tag, an dem Prinz Wilhelm von Preußen Kronprinz geworden ist.

Es werden gegenwärtig viele Erinnerungstage gefeiert. Man gedachte in wehmutsvollen Kundgebungen des Hingangs Kaiser Wilhelms I. Von Kaiser Friedrichs Thronbesteigung sprachen die offiziellen noch offiziösen Stimmen nicht. Wenn man auch nicht an ihn erinnert, dem deutschen Volk bleibt er unvergeßlich und viele Bürger denken an ihn ernst, still und ohne Weihrauch.

Am 9. März 1888 im fernen Süden traf den Kronprinz Friedrich die Nachricht vom Tode seines greisen Vaters. Er war ein kranker, ein sterbensmüder Mann. Der Krankheit trotzend, trat er am gleichen Tage von San Remo die Heimreise an und fuhr, bei damals 10 Grad Kälte, durch das Land, dessen Kaiser er geworden war, und am Tage nach seiner Ankunft in Berlin erließ er die Proklamation „An mein Volk", die einen großen und bürgerlichen Geist atmete, wie seither keine mehr. Deutschland lauschte und glaubte, daß er langgehegte Hoffnungen erfüllt haben würde, wenn nicht, wenn nicht Leiden und Tod dazwischen getreten wäre.

Er hatte schon im Jahre 1885, wie Bismarck in seinen Erinnerungen erzählt, diesem erklärt, daß er sich von ihm als Staatsmann nicht trennen möchte. Aber er hat nicht auf den brennenden Wunsch verzichtet, einen neuen Geist in die innere Politik seines Landes zu tragen. Er wollte ein konstitutioneller Fürst sein.

Digitized by Google

Wörtlich hatte er in seinem berühmten Tagebuch schon lange zuvor geschrieben: „Ich werde der erste konstitutionelle Fürst in Deutschland sein". Man fühlt noch heute, nach 25 Jahren, was in dieser Versprechung lag, die Erkenntnis, daß er die Regierungsweise seines Vaters für verfassungsmäßig, aber nicht für konstitutionell hielt, und das Bekenntnis, daß er eine konstitutionelle Regierung für ein Bedürfnis des Volks und für eine Aufgabe der Hohenzollern ansah.

Wenn Kaiser Friedrich heute herabschauen, oder aus einem Kyffhäuser heraufschauen könnte, was würde er denken, was würde er sagen: Auch mein Sohn hat die Aufgabe, die ich mir vorgesetzt hatte, nicht in dem Sinne erfaßt, in dem ich es mir gelobt hatte.

Kaiser Friedrich, noch Ende März äußerlich aufrecht, begann schwächer und schwächer zu werden. Er sprach nicht mehr, er schrieb nur noch. Er schrieb seinem ältesten Sohn mit Bleistift auf einen Zettel: „Lerne leiden, ohne zu klagen, das ist das Einzige, was dein Vater dich lehren kann." Welche Tragik, diese gezwungene Passivität, gemessen an Handlungen, die er geplant hatte. Aber auch in der Schwäche der höchsten Leidenszeit hat Kaiser Friedrich seine liberale Geistesrichtung nicht verleugnet. Er verlangte von seinem Kanzler, daß dieser Virchow, Forckenbeck, Stauffenberg und Mommsen Auszeichnungen verleihen solle, weil sie verdiente Deutsche seien. Bismarck hat um diese Bitte mit dem kranken Kaiser gestritten, und ihm nur eine Abschlagszahlung gewährt. Der Wille aber, jene Auszeichnungen vorzunehmen und auf die Mittel des Parteihasses zu verzichten, zeichnet den politischen Charakter des kranken Kaisers. Als in jenen Tagen der preußische Minister des Innern, von Puttkamer, der Wahlbeeinflussung überführt war, entließ er sofort diesen Minister. Wenn ein Kranker so handelt, wie würde erst ein Gesunder das öffentliche Leben Deutschlands erneuert und Einklang zwischen der Spitze und der Grundlage der staatlichen Pyramide hergestellt haben.

Aber „gegen das Ausland", sagte man, „wäre er nicht deutsch genug gewesen. Er hätte Freundschaft mit England gesucht. Seine Gattin würde in dieser Richtung Politik gemacht haben." Es verlohnt, bei dem Gedanken zu verweilen. Was hätte Kaiser Friedrich je von deutschen Interessen preisgeben wollen und preisgeben können? Kaiser Friedrich war gerade

Digitized by Google

an deutschem Stolz nicht zu übertreffen, so daß jene Annahme nicht nur ohne jeden Grund, sondern ohne jede Psychologie ist. Auch die Kaiserin Friedrich war, trotzdem man versucht hat, sie zu diskreditieren, nach dem, was wir heute wissen, nicht nur eine ausgezeichnete und hochgebildete Frau, sondern auch eine Fürstin, erfüllt von dem kraftvollen Wunsche, dem deutschen Lande zu dienen. Wenn aber Kaiser Friedrich Feindschaft und Gegnerschaft mit England nicht für die richtige Politik Deutschlands hielt, haben etwa die Erfahrungen und die Gänge der wandelbaren deutschen Politik während der letzten 25 Jahre den Beweis erbracht, daß jene Politik einer loyalen und ehrlichen Freundschaft mit England irrig und schädlich gewesen wäre? Denken wir uns einmal aus, was alles unter Kaiser Friedrich nicht gekommen wäre: Die persönlichen Zerwürfnisse mit dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen König Eduard IV., welche tiefe und nachwirkende Stimmungen ausgelöst haben. Die Flottenvermehrung wäre ohne Lärm und ohne Spitze gegen England eingeleitet und geführt worden. England wäre weder durch die deutsche Politik, noch durch die höfischen Verstimmungen, noch durch das scharfmacherische Geschrei antienglischer Vereinigungen, zu Frankreich gedrängt worden. Wir würden die „Einkreisung" nicht erfahren und die Krügerdepesche nicht erlebt haben. Delcassé würde nicht von Eduard II. ermutigt worden sein. Der Marokkovertrag zwischen England und Frankreich würde nicht Deutschland ignoriert haben. Der Deutsche Kaiser wäre nicht nach Tanger und sein Kanzler nicht nach Algeciras gegangen. England wäre nicht in die Entente zu Rußland eingetreten.

Das alles wäre nach höchster Wahrscheinlichkeit unter Kaiser Friedrich nicht eingetreten. Wäre das ein Schaden für Deutschland gewesen? Es würden jene Handlungen und Unterlassungen, die Deutschlands Geltung unter den Völkern Europas und der Welt nicht geschwächt haben, es wären die Milliardenausgaben zu vermeiden gewesen, es hätte der Nationalwohlstand, diese wichtige Rüstungsreserve, noch mehr geschont und gehoben werden können, es wären für Kulturzwecke reichlicher Mittel zur Verfügung gestanden.

Das ist nur ein Teil dessen, was sich unter Kaiser Friedrich hätte vollziehen können.

Digitized by Google

Aber wenn Kaiser Friedrich noch lebte, und die Politik gemacht hätte, die er sich vorgezeichnet hatte, dann würde im preußischen „Staatsanzeiger" und in der „Bayrischen Staatszeitung" zu lesen sein:

„Der zweite Hohenzollernkaiser hat weitschauend, des Zieles und der Mittel sich klar bewußt, friedlich und voll vaterländischen Stolzes, gleichmäßig und ausdauernd in erster Reihe erwirkt, den Zustand des Friedens und des Ansehens im Rat der Völker, der inneren Zufriedenheit im Umkreis des eigenen Volkes und des steigenden Wohlstands des Landes heraufzuführen, dessen sich das Reich erfreut."

In magnis voluisse sat est. Es ist schon groß, gewollt zu haben. Wenn es heute im besonderen Maße wichtig ist, das deutsche Volk zu einer freien, männlichen und weitschauenden Auffassung zu erziehen, so soll man mindestens alle 25 Jahre die Blicke dieses Volks auch in die Vergangenheit führen, die wir miterlebt haben. Solche Erinnerung stärkt mehr als Verbeugung.

Monsieur Millerand

Von Albert Thomas, Mitglied der französischen Deputiertenkammer

„Ja, wenn wir einen Millerand hätten!" ... schrieb einmal der Kaiser. Und damals, im Jahre 1902, dachte er dabei an einen Sozialistenführer, gemäßigt, zaudernd und mit Regierungstalent. Die Franzosen haben einen Millerand, und es hat ganz den Anschein, als wären sie bereit, ihn dem Kaiser abzutreten. Nachdem sie ihm die Organisation ihrer Armeen anvertraut hatten, haben sie ihm neulich, mit einer erdrückenden Majorität, kundgetan, daß er recht hatte, von seinem Ministerposten zurückzutreten und weiter im Justizpalast plädieren könne. Seine Gegner sagen überglücklich: „Er ist abgetan!"

Warum diese Entrüstung der Kammern? Warum diese Ablehnung? Um einer einzigen Tatsache willen, die aber bedeutungsvoll ist und durch-

Digitized by Google

aus charakteristisch! Millerand hat das Dekret unterzeichnet, womit der Oberstleutnant du Paty de Clam wieder in die Armee aufgenommen wurde, derselbe Offizier, der seinerzeit im Jahre 1897, die Anklage wegen Hochverrats gegen den Kapitän Dreyfus vertreten hatte, derselbe, von dem der große Zola schrieb: „Ich klage den Oberstleutnant du Paty de Clam an, der satanische — wenn auch, wie ich glauben will, unbewußte — Urheber des Justizirrtums gewesen zu sein und in der Folge, seit drei Jahren, seine ruchlose Tat mit den verwerflichsten Winkelzügen verteidigt zu haben."

Die Skandalprozesse, die, vor nunmehr 15 Jahren, Frankreich in Aufregung versetzten, haben es erwiesen, daß Zola die Wahrheit gesprochen hatte. Du Paty de Clam wurde seines Kommandos enthoben und zwar — das sei nochmals betont — mit vollem Recht. Als 1911, gelegentlich des Zwischenfalles von Agadir, die diplomatische Spannung zwischen Frankreich und Deutschland einen kriegerischen Ausgang zu nehmen drohte, suchte er um Wiedereinstellung in den aktiven Dienst und um Revision des Urteils nach, das gegen ihn ergangen war. Millerands Vorgänger Messimy leitete Erhebungen ein. Und diese Erhebungen haben nun zu dem Aufnahmedekret geführt.

Die Republikaner haben dies Dekret für unzulässig erklärt. Mehr noch, die Umstände, unter denen M. du Paty de Clam seine Rehabilitierung verlangte, waren derartige, daß bei der Debatte in der Kammer nicht einmal die Rechte mit ihren Stimmen den früheren Minister zu decken vermochte.

Wie konnte nun dieser, der doch der Freund, der ehrliche und ergebene Mitarbeiter Waldeck-Rousseaus, des Haupturhebers der Revision des Dreyfusprozesses, gewesen war, wie konnte nur dieser ehemalige Sozialist, der in so viele republikanische Kämpfe verwickelt gewesen, sich zu einer so unerhörten Maßnahme hinreißen lassen, mitten während der Kampagne für die Präsidentenwahl und im Augenblick, wo Mr. Poincaré sich bemühte, die Stimmen der Linken zu gewinnen?

Die offizielle Version, die von den ehemaligen Ministern Poincarés ausgeht, ist einfach und boshaft: „Millerand vertraute seinem Generalsekretär. Die Angelegenheit war durchgearbeitet und abgeschlossen, der Akt wurde

Digitized by Google

ihm zur Unterschrift vorgelegt, und er hat ihn unterzeichnet, rein automatisch, wie man es in solchen Fällen zu tun pflegt." Doch da müßte man Millerand schlecht kennen. Er ist ein unermüdlicher Arbeiter und liest und überlegt, bevor er unterschreibt.

Andere haben gesagt: „Die Wiederaufnahme du Patys ist der logische Ausfluß der Grundsätze, die Millerand während seiner Ministerzeit verfolgt hat. Er war überhaupt Reaktionär. Er selbst hat gesagt, daß er sich das Ziel gesteckt hatte, die Armee in den Zustand zurückzubringen, wo sie vor der ‚Affäre' war. Er wollte den Chauvinisten, den Revancheschreiern entgegenkommen, ‚und da die Tatsachen faktisch diese Deutung zuließen, so trieb die politische Phantasie üppige Blüten: ‚Gebt acht,' sagte der eine, ‚er hat bei einem Bonapartisten gespeist: er will den Prinzen Viktor zurückbringen!' — ‚Nein doch,' sagte der andere, ‚er möchte ein zweiter Boulanger sein, ein Volkspräsident.' — ‚Geht nicht so weit,' meinte ein dritter, ‚er wollte nur die widerstrebenden Leute der Rechten für Poincaré gewinnen.'"

Wie immer! Es ist unnütz, die Absichten ergründen zu wollen. Es genügt, den Mann zu kennen. Um zu verstehen, genügt es, ihn auf der Straße zu sehen, wie er gerade vor sich hin geht, ein Kurzsichtiger, der einen Kollegen nicht erkennen, kein Lächeln austeilen will, ein Übergeschäftiger, der seinem Geschäft nacheilt; es genügt, ihn auf seinem Platze zu sehen, schreibend, lesend, während ein Redner spricht, sogar gegen ihn selbst vielleicht.

Er ist ein Arbeits-, ein Verwaltungsmensch, er ist, wie man es in den Bureaus nennt, ein „Aufräumer"; in der Verwaltung ein Mann der Ordnung und im Innersten konservativ, im gleichen Maße, wie er die Ordnung liebt. Als Minister folgt er seinen ersten Untergebenen, seinen Technikern, deren Wissen er bewundert und die er vor der Kammer verteidigt. Als Handelsminister befolgt er die Vermittlerpolitik seiner Direktoren, die für Arbeitergesetzgebung schwärmen. Als Minister der öffentlichen Arbeiten steht er bewundernd vor dem Genie seiner Ingenieure. Als Kriegsminister war er der Strohmann des Generalstabs; und alle die Neuerungen, die seine Vorgänger oder die jungen republikanischen Offiziere im Heere durchzusetzen vermocht hatten, wurden von ihm beschnitten oder unterdrückt, sobald sie ihm mit der hergebrachten Auffassung des Generalstabes unverein-

Digitized by Google

bar schienen. Die Wiedereinstellung du Patys unterzeichnete er, weil die Bureaus sie für möglich erklärt hatten, weil die Angelegenheit sich zu lange hinschleppte, weil er eine Lösung wünschte und weil das Rechtsbureau des Ministeriums „Ja" gesagt hatte. Doch bin ich fest überzeugt, daß er im Grunde froh war, über alle Politik hinweg und ihr gerade zum Trotz, eine derartige Verfügung treffen zu können.

Die Politik war stärker als er. Das hat ihn sein Portefeuille gekostet. Wieder einmal hat er — es ist nicht zum erstenmal — einen Schnitzer gemacht, wie man es nennt. Sein Exfreund Jaurès hat es ihm unnachsichtig gesagt: er sei ein „Gaffeur" — ein Patzer. Wenn aber auch die Politik unbarmherzig gegen die Politiker ist, die sie verachten — die Verwaltung hat zu wenig Leute im Parlament, als daß er ganz und gar von den Geschäften entfernt würde. Um die Wahrheit zu sagen: das wäre schade. Heute oder morgen wird er wiederkommen.

Wenn er sich aber seine politischen Schnitzer klar macht, wenn er im Geiste die abgeschnittene Kurve seiner Karriere verfolgt, dann muß es ihn schmerzen, daß es ihm versagt blieb, in irgendeiner Abteilung des Ministeriums, unberührt vom politischen Getriebe, das Ideal von Ordnung zu verwirklichen, das die Grundidee seines Arbeitssystems ist. Minister zu sein, fern von parlamentarischen Schlachten: ein Traum! Vielleicht denkt nun er: „Ja, wenn wir einen Kaiser hätten . . ."

Thüringer Briefe / Von Martin Andersen Nexö

Tief im Walde!

Ich wollte gern einen Eindruck vom Thüringer Wald bekommen. Nicht von dem modernen, forstmäßig behandelten Wald mit beschotterten Wegen und planmäßigem Holzschlag, sondern von den ungerodeten Waldestiefen, in die der alte Thüringer sich nicht gern hineinwagte, weil alles, was stärker ist als der Mensch, da drinnen hauste — ich wollte den Wald der Frau Holle, des wilden Jägers und aller unterirdischen Geister kennen lernen. Aber die Leute in der Gegend

Digitized by Google

schüttelten den Kopf, von diesem Wald wollten sie nichts wissen. „Wir kommen ja nur in den Wald, um Holz zu holen — und an die alten Geschichten, an die glauben wir kaum mehr," so antwortete man mir. „Aber geh zu dem Zwerge! Corylles kennt mehr vom Wald als wir alle zusammen."

Der Zwerg — der übrigens mehr dem untern Teil eines Riesen glich — wohnt ganz für sich in einer kleinen Hütte oben am Waldessaum. Er ist gerade groß genug, um das Kinn auf einen Tisch zu legen, und mißt zwei Ellen zwischen den Schultern; der Kopf, der in dem abgeschnittnen Oberkörper versenkt liegt, steigt und sinkt bei jedem Atemzug — mit langem, mahnendem Laut, der an einen Blasebalg erinnert.

Einen schönen Anblick bietet er nicht dar. Aber nicht aus diesem Grunde ist er von der Welt der andern Menschen ausgeschlossen. Mit seiner Legitimität ist etwas nicht in Ordnung, wie jeder sehen kann. Nun ist zwar niemand so dumm, noch heute an Geister zu glauben; aber daß sie einmal existiert haben, dafür ist der Zwerg das vornehmste Beispiel. Es soll sogar Zeiten gegeben haben, wo man auf gutem Fuß mit den Unterirdischen stand und sie freundlich behandelte. Das haben die denn nun wohl nicht vertragen können und haben dem Menschen gleich sein wollen. Denn ganz alte Leute können sich noch entsinnen, wie die Geister anmaßend wurden und anfingen, Wechselbälge unterzuschieben. Sie stahlen die holden Menschenwesen aus der Wiege und legten statt dessen ihre Bälge hinein; die Sache ging so weit, daß sie die schlafenden Frauen heimsuchten.

Alles das liegt weit zurück, und den Zwerg in Zusammenhang damit bringen, heißt ihn doppelt so alt machen, wie er ist. Er mag wohl ein halbes Jahrhundert auf dem Buckel haben, und manche von den Einwohnern müssen es erlebt haben, als er das Licht erblickte; und doch möchte jeder einen Eid darauf leisten, daß Corylles weit über siebzig ist. Ein interessantes Beispiel dafür, wie ohnmächtig alle Tatsachen sind, wenn sie dem Zusammenhang der Dinge ein Bein zu stellen versuchen.

Ein jeder kann es aber dem Zwerg ansehen, daß er nicht aus der Liebe zweier Menschenkinder zueinander gezeugt worden ist, sondern daß er ein solches Wesen der Finsternis ist, das in den Tag hineingeschmuggelt wurde — zum Kummer einer armen Frau, die ihr Leben nutzlos in Zucht und Ehren verbracht hatte! Darum hat er selber auch nie Liebe erfahren — kein

Digitized by Google

Bursch hat mit ihm Freundschaft geschlossen, kein Mädel hat ihn zärtlich angeschaut. Den Wald kennt er in- und auswendig, mag das nun angeboren sein, oder mag es daher kommen, daß er sein ganzes Leben lang darauf angewiesen war umherzustreifen. Er weiß Bescheid mit allen Kräutern und geheimen Kräften, er kann alle möglichen Leiden kurieren; die Leute vertrauen ihm ihre Schäden und Gebrechen an — und hassen ihn doch! Die Frauen des Dorfs machen einen weiten Bogen um ihn, falls ihnen nichts fehlt. Man sagt, er habe den bösen Trieb der Zwerge in sich, und es soll nicht gut sein, ihm allein im Walde zu begegnen.

Man beschuldigte ihn der Hinterlist, und er konnte mich nicht gerade für sich einnehmen durch das Grinsen, das sein Gesicht entstellte, als er mir versprach, mich in den Wald hinaufzuführen. Eine ganze Woche lang bekam ich ihn nicht zu sehen, ein schöner Frosttag nach dem andern verstrich; aber eines Morgens in der Frühe kam er dann an und trieb mich heraus — in das garstigste Wetter. Hu, das war ein vorzeitiger, ungemütlicher Start, die graue, totgeborne Dämmerung ließ einen durch und durch erschauern. Aber der Schnee reichte einem bis zu den Knien, so brauchte man wenigstens nicht weit zu gehen, bis man warm wurde. Hier unten lastete die Luft auf einem wie ein böser Druck, aber aus der Höhe tönte ein langgezogenes Geheul herab und erzählte, daß auf den Bergen ein Unwetter tobe.

Schweigend arbeiteten wir uns durch den tiefen Schnee hinauf, der Zwerg ging voran und trat den Weg mit seinen merkwürdig großen Füßen ein wenig aus. Es ging steil bergan, und mit jedem Schritt rückten wir auf den Sturm los, der den Wald da oben mit rasselndem Laut durchfegte, wie wenn Eisschollen in die Brandung geraten. Rasch wurde es heller und heller, und über meinem Kopfe sah ich den Raum dahinjagen als dicke graue Masse, sah ihn sich drehen in gewaltigen, schwindelerregenden Wirbeln — und vorwärtsstürzen. Hier und da schlug ein Windstoß herab und traf dicht vor uns die Flanke des Berges, lief wie eine Welle den Hochwald hinan, so daß der Wald aussah wie ein wanderndes Kornfeld — und warf die letzte Baumreihe zu Boden. Wo der Sturmwind gewütet hatte, da glich der Tannenwald blühendem Roggen, so dampfte der Staubschnee empor.

Digitized by Google

Der Zwerg führte mich ohne Weg und Steg durch den Wald hinan, der an einigen Stellen noch so jung war, daß Corylles gerade aufrecht unter den Tannenzweigen gehen konnte, während ich mich hindurchpressen mußte. Ich hatte meine Zweifel gehabt, ob er wohl genug Ausdauer besitze, aber sein verwachsener Rumpf schien jetzt frei und leicht zu atmen, während ich wie ein Blasebalg arbeitete, um Luft zu bekommen. Manchmal mußte ich ihn bitten zu warten. Dann drehte er den Kopf über die Schulter nach hinten, wie die Tiere es tun, wenn sie sich umsehen — und wartete auf mich mit einem Ausdruck, der Schadenfreude bedeuten konnte. Wie er da so vor mir hinschritt, ohne sich durch irgend etwas aus der Fassung bringen zu lassen, und beim Wandern die langen Vordergliedmaßen auf die Knie aufstützte, war es nicht schwer, ihn von sich abzustreifen und ihn in eine phantastische Verbindung mit der Umgebung zu bringen — es war jedenfalls leichter, als daran festzuhalten, daß er ein Mitmensch sei. Ich empfand geradezu Widerwillen gegen ihn und begriff recht gut, daß die Bauern nichts von ihm wissen wollten.

Endlich näherten wir uns der Höhe. In dem umherstiebenden Schnee konnte man keine zwei Schritt weit sehen, der Sturm schlug dicht über unsern Köpfen auf den Berghang nieder und kam herabgelaufen — man konnte sich kaum seiner erwehren. Und plötzlich packte er uns mit wütender Kraft; von allen Seiten ergriff er mich und wirbelte mich herum, so daß ich hilflos wie in einem Zauberring von Windstößen stand. Wir mußten dicht unter dem Gipfel sein, denn über meinem Kopf jagte das Unwetter soeben mit langgedehntem, hohlem Pfeifen davon. Die bösen Geister der Luft hatten es gar eilig; von Gipfel zu Gipfel durchschweiften sie in langem Ritt das Thüringer Land.

Kriechend erreichte ich den abgeholzten Bergkamm und klammerte mich an einen Baumstumpf, um nicht vom Winde fortgeweht zu werden — luftig war mir zumut wie einer Distelflocke, die zufällig an einem Strohhalm hängen geblieben ist und jeden Augenblick weitergewirbelt werden kann. Dick von Schnee peitschte der Raum mit wahnsinniger Geschwindigkeit an mir vorbei, große nasse Schollen setzten sich klatschend auf mir fest, so daß ich eine Schneewehe zu bilden begann; und wenn ich die schwere Bürde abschüttelte, erfaßte mich der Sturm mit weichen Riesenhänden, um mich mitzunehmen auf die halsbrecherische Fahrt über Berge und Abgründe.

Digitized by Google

Plötzlich entdeckte ich, daß der Zwerg verschwunden war. Er hatte mich in aller Seelenruhe im Stich gelassen und sich selbst in Sicherheit gebracht. Oder war das Ganze ein dummer Spaß von ihm? Das grinsende Gesicht fiel mir ein, mit dem er mir versprochen hatte, ich solle seinen Wald kennen lernen. Nun, mochte er sein, wo er wollte! Ich war ärgerlich und nahm die Sache selber in die Hand — und es gelang. Auf irgendeine Weise kam ich über die kahle Gipfelstelle hinweg und gelangte in den Hochwald. Der bot einigermaßen Schutz vor dem Schneesturm, im übrigen war aber hier ein Höllenlärm von zerbrechenden und herabfallenden Zweigen und Baumstämmen.

Ich arbeitete mich durch einen Strich dichten Untergehölzes hindurch, der die letzten Reste des Sturmes auffing, und erreichte einen Weg, der wie eine uralte, in Vergessenheit geratene Verkehrsstraße aussah. Es war der „Rennsteig", wohl die merkwürdigste Bergstraße der Welt. Er taucht plötzlich auf dem Gipfel eines der Berge von Nordthüringen auf, läuft ohne erkennbaren Zweck einige zwanzig Meilen über den Hochrücken hin — und verschwindet wieder ebenso jäh. Seit fast tausend Jahren kennt man ihn ja, und es ist eine ganze Literatur darüber entstanden, was wohl eigentlich mit diesem Wege beabsichtigt gewesen sei, der da oben unterm Himmel liegt, ohne bestimmte Punkte zu verbinden, aber klüger ist man darum doch noch nicht geworden. Die alten Bauern lassen die Gelehrten schnacken und sagen nichts dazu; aber sie wissen, daß sich die Berggeister den Rennsteig ausgetreten haben auf ihrer Jagd über den Kamm des Thüringer Waldes.

Jetzt endlich herrschte Windstille um mich, und ich folgte dem Rennsteig in westlicher Richtung. Das Unwetter hatte sich gelegt — oder vielleicht tobte der Schneesturm jetzt auf der andern Seite; jedes Tal hat sein eigenes Wetter.

Stunde auf Stunde trabte ich weiter, ohne in dem weißen Schnee die Spur eines lebendigen Wesens zu sehen. Müdigkeit verspürte ich nicht, obwohl ich bis zu den Knien im Schnee waten mußte — die Luft hier oben war so rein und sauerstoffreich. Wo der Kamm nicht bewaldet war, da breitete sich unter mir nach beiden Seiten hin der ganze Thüringer Wald mit seinen Hunderten von Bergen und Tälern aus — in aller Ein-

Digitized by Google

förmigkeit das großzügigste Bild. Die blaue, schneeverkündende Luft verlieh dem ernsten Antlitz der Erde eine eigentümliche, bleischwere Ruhe. Aber durch einen Einschnitt in den Bergen konnte ich in der Ferne das sonnige Tiefland mit dem Erfurter Dom schimmern sehn. Wie ein schelmisches Blinzeln zuckte es dann wohl auf, und plötzlich durchbrach in einer abgelegenen Bergkluft der Wind die schlaftrunkne Ruhe, und es brodelte dort unter einem örtlichen Schneesturm hoch zum Himmel hinauf wie ein Geiser.

Und dann schloß sich der Hochwald wieder und offenbarte seine eigne intime Welt — dort, wo nie ein Axthieb erklungen ist, und wo weiße, bärtige Riesen die Einsamkeit bewachen, bis sie vor Alter umstürzen. So dicht sie auch stehen, liegt doch ein Gepräge tiefer Einsamkeit über ihnen; sie gleichen Wesen, die sich, mit Weisheit gesättigt, für ewige Zeiten zur Ruhe gesetzt haben, versteinerte Berggreise, die hierher in den Hochwald geflüchtet sind, um mit ihren monotonen Gedanken in Frieden zu sein.

Zwei bis drei Meilen weit folgte ich dem Rennsteig und stieg dann wieder aufs Geratewohl hinunter, um zu Menschenwohnungen zu kommen und um etwas zu essen. Gar hoffnungslos sah es nach dieser Richtung hin aus; ich war in den unbewohnten Teil des Thüringer Waldes gelangt, wo man im Winter nicht einmal Holzfäller trifft. Schließlich kam ich aber doch wieder auf einen gebahnten Weg. Was nützte das mir aber? Nirgendwo in der Welt haben die Leute so wenig auf den Wegen zu tun wie hier, wo jeder Teil eine abgeschlossene Welt für sich zu sein scheint.

Plötzlich hörte ich pfeifen, — von unten her kam mir ein Mann entgegen, der seinen Stock schwenkte. Er ging in tüchtigem Marschtempo, machte aber zugleich die überflüssigen Windungen von Graben zu Graben, die den Vagabunden kennzeichnen, auch wenn er nüchtern ist. Diese Leute verirren sich zuweilen hierher, und ich erkannte ihn sofort am Gange und an dem unsterblichen Schimmer des Auges. Es war einer dieser ewig wandernden Gesellen, die fechtend die Welt durchziehen und für fünfundzwanzig Pfennig stehenden Fußes ein ganzes Lebensabenteuer improvisieren. Er machte sofort Halt und begann, in wohlgewählten Worten loszulegen.

„Schuster?" fragte ich — ich sah es an dem verunstalteten Daumen.

„Erster Liebhaber!" erwiderte er und strich sich behaglich durch den weichen Ziegenbart. Und flugs hatte er mich in eine phantastische Geschichte

Digitized by Google

von einem kleinen Schloß im Walde eingeweiht, wo eine Burgfrau sitze, die den des Weges daherkommenden Wanderer mit Hilfe eines großen Schlagbaumes einfange und ihm sein Geld abnehme. Da habe auch er, mit Hymens Fesseln angeschmiedet, zwei Jahre lang gefangen gesessen; aber nun habe er die Bande mit einem Wuppdich gesprengt und sei wieder auf die Walze gegangen. Ob denn nicht fünfundzwanzig Pfennig für die wiedereroberte Freiheit abfallen könnten; eine Mark tue es übrigens auch! — „Haben Sie schönen Dank, lieber Herr! Und gehen Sie nur immer diesem Weg nach, dann kommen Sie nach dem Schloß. Und wenn Sie die Prinzessin weinend vorfinden sollten, so verabfolgen Sie ihr einige Trostesworte."

Ich nahm die Geschichte des Landstreichers nicht weiter ernst, aber was blieb mir übrig als ruhig weiterzutraben? Einmal mußte ich ja an die Behausungen von Menschen kommen! Aber ich war erst eine halbe Stunde gegangen, als ich wirklich vor mir einen hellangestrichnen Schlagbaum erblickte. Er versperrte schräg den Weg; und an der Kreuzungsstelle, wo ein anderer Weg abbog, lag ein kleines Chausseehaus, vor dessen Tür eine Tariftafel angebracht war. Hier konnte man wohl etwas zu essen bekommen!

Die niedrige Stube war voll kleiner Kinder, die — jedes für sich — mit ihren Rotznäschen dasaßen und an Brotstücken kauten; drüben an dem großen Ofen stand in hochgeschürztem Rock eine Frauensperson, die ärgerlich mit einer Feuerzange hämmerte — offenbar lagen Prügel in der Luft. Es dauerte eine Weile, bis die Frau mir ihr erbittertes Angesicht zuwandte, und nach meinem Begehr fragte. Dann ging sie in die Küche, um mir Eier und Speck zu braten.

Während ich aß, suchte ich zu erkunden, was hier im Gange sei. Sie antwortete zunächst kurz und abweisend, aber plötzlich bekam ihre störrische Wortkargheit ein Loch, und ihr Groll entlud sich. Ich machte die unschuldige Bemerkung, es müsse doch schwer sein, so in der Einsamkeit ohne Mann auszukommen. „Mann — püh! Ja, prost die Mahlzeit! So ein Pack!" Der Zorn flackerte in ihrem Gesicht empor, und sie brach in einen Strom von bitteren Ausdrücken aus, die alles enthielten. Sie war die Witwe eines Waldarbeiters, der hier umsonst wohnen durfte und dafür

Digitized by Google

das Schlagbaumgeld einzuziehen hatte. Als der Mann starb, erlaubte man ihr, das Häuschen und das Einnehmeamt zu behalten. Im übrigen brachte sie sich und die Kinder durch, indem sie Beeren pflückte und an die Touristen, die im Sommer vorbeikamen, Erfrischungen verkaufte. Das alles war gut und schön. Aber es war einsam im Walde und ein schweres Dasein im Winter — besonders für eine Witwe; und hier begann ihre Schande, denn hier brach sie in lautes Schluchzen aus. Wie kann ein einsames Weib, das nichts gelernt hat, sich wohl wehren? Eines Abends im Winter kommt ein Wanderer und klopft an die Tür. Seine Kleider sind dünn, und er ist erschöpft und durchfroren, so daß er ihr leid tut. Und der Wanderer vertraut der Frau an, er sei Christus. Sie ist wie aus den Wolken gefallen, als er ihr sagt, er habe sie dazu auserkoren, das Geheimnis mit ihm zu teilen, bis der Tag komme, wo er vor ganz Thüringen hintreten werde, und dann solle sie seine Größe mit ihm teilen. Sollte ein gläubiges Weib Christus vielleicht die Tür weisen?

Und sie sorgt für ihn, so gut sie es vermag, teilt ihr Brot mit ihm und teilt ihr Bett mit ihm, ohne theologische Anfechtungen zu bekommen — und ist zufrieden.

Ich begriff, daß dieser Herr Christus sich hier in der Chausseewärterhütte nicht zum besten benommen haben konnte; er hatte die Frau und die Kinder durchgeprügelt, wenn er betrunken war — und die Familie im übrigen arbeiten lassen, auf daß er faulenzen konnte.

Glaubte sie denn immer noch an ihn? Nun ja, warum solle sie es nicht sagen? Die Männer seien nun mal so; ihr erster Mann habe sie ja auch geprügelt. Ob Christus oder nicht, darauf komme es nicht an. Aber ihre paar Sparpfennige habe er ihr genommen und drüben im Krug zu den drei Kreuzen versoffen. Und öffentlich hervortreten wollte er nicht, so sehr es sie auch gefreut hätte, an seiner Seite zu stehn und allen den Lästermäulern eins auswischen zu können, die sich darüber aufhielten, daß sie mit einem Fremden in wilder Ehe lebte. Es wäre ja eine ganz besondre Ehrenrettung gewesen, wenn der Fremde sich als Gottes Sohn enthüllte, — das wäre ein Trumpf gewesen, den niemand hätte stechen können.

Nun, heute hatte die gute Frau denn nun doch endlich die Geduld verloren, und er und sie waren sich in die Haare geraten; und dann war er

Digitized by Google

durchgebrannt. Sie fragte mich, ob ich ihn nicht vielleicht getroffen hätte, und ob er danach ausgesehen habe, daß er eine weite Wanderung machen wollte.

Der Klang der Stimme verriet mir, daß sie ihn gern wieder bei sich haben wollte, als den Gauner, der er war. „Die beiden jüngsten sind ja auch von ihm," sagte sie zur Entschuldigung. Aber ich konnte ihr keine tröstliche Antwort geben; es war allzu deutlich zu merken gewesen, daß ihn die Lust am Vagabondieren wieder gepackt hatte. Die Frau hatte das Nachsehen und mußte sich wieder mit der Einsamkeit zurechtfinden.

Lenzlied / Von Richard Rieß

Knaben, die vor den Toren des Lebens warten,
ich weiß nicht, ob es euch allen so geht,
wenn ihr im Frühling ein Mädchen seht,
daß euer Herz mit mahnenden, harten
Schlägen euch peinigt, daß eure Ruhe
in einem glühend-begehrenden Blicke gebannt ist . . .
(wie der Bürger die Schätze versenkt in der eisernen Truhe,
wenn er es weiß, das der Feind im Land ist). — — — —

Ich weiß nicht, ob es euch allen so geht,
wenn ihr im Frühling ein Mädchen seht — an eines anderen Seite . . .
Ob ihr alle wie ich
den heißen Rhythmus der jungen, verlangenden Mädchenbrüste
spürt, der wie der Atem des Meers, der die Küste
kost, eure Sinne streichelt, ... ob euch alle wie mich
euer weinendes, winselndes, bettelndes Einsamsein
auf die Gassen treibt, wo im Lichterschein
die Dirnen bei unzufriedenem, feilschendem Fluchen
wandern und winken und schauen und suchen . . .
bis ihr sie freit . . . . .

Digitized by Google

Gefährliche Liebe / Von Wilhelm von Scholz

Eine Szene aus dem fünfaktigen Schauspiel, das zur Zeit der beginnenden französischen Revolution spielt. Motive und Titel dankt Herr Wilhelm v. Scholz dem charmanten (Brockhaus Konversationslexikon nennt es — wie? — „schlüpfrig"), also dem charmanten, kokett-wollüstigen Buch des Choderlos de Laclos: »Les liaisons dangereuses«, das wir in einer kaum gekannten, meisterhaften deutschen Übersetzung von Heinrich Mann besitzen. Die Uraufführung des Dramas wird Mitte April am Hoftheater in Stuttgart stattfinden. Das Buch erscheint bei Georg Müller (München).

Zweiter Auftritt des dritten Aufzugs.

Marquise v. Merteuil, von Chevalier Belleroche, ihrem früheren Liebhaber, geleitet, tritt auf.

Marquise v. Merteuil.
Dank, Belleroche! Sie haben ritterlich
mich bis hierher beschützt und meine Fahrt
geleitet als bewaffnete Bedeckung.
Setzen Sie sich! Sie sind erschreckt?

Belleroche. Weiß Gott!
Ich bin erschreckt. Der Steinwurf überflog
gerad Ihre Sänfte.

Marquise v. Merteuil. Und Sie waren töricht
genug, Belleroche, und wollten Ihren Degen
gegen den Pöbel brauchen und uns beide
der Wut ausliefern, weil dies eine Schimpfwort,
das uns so wenig wie die andern traf,
kompakt und greifbar war. Hätt' ich Sie nicht
gehindert, stünd' es schlimm um uns.

Belleroche. Ich war
sehr unbedacht. Sie haben recht.

Marquise v. Merteuil. Genug!
Das alles wäre längst abgetan, wenn Ihr,
der König und die Priesterschaft nicht diese
Unruhen wichtig nähmen. Drücken wir

Digitized by Google

den Pöbel nicht? Gut! Also laßt auch ihm
die Freude, daß er sich einmal empört
und sich im Stolze der Empörung sonnt!
(sie lacht)
Das führerlose Ungeheuer liegt
bald wieder uns zu Füßen und frißt Staub.
Belleroche, die sorgenvolle Miene fort!
Was noch?

Belleroche. Sie sind im Irrtum, Teuerste,
wenn Sie mich vor dem Tode furchtsam wähnen.
Der feine Stich der Degenspitze; Gift
das, ohn' uns zu entstellen, uns verzehrt;
Der Dolch des Räubers selbst, des Feindes Kugel —
ich habe sie nie gefürchtet, sie sind alle
standesgemäß und leidlich sauber doch.
Mich aber graust es, wenn ich denk', ein Stein
zerstörte mir den Adel meines Kopfs,
zerrisse blutig mir das Haar — oder
man schlüge mich mit Knütteln tot. Pfui! pfui!

Marquise v. Merteuil.
Man sollt' als Schutz vor solchen Todesarten
den Tod in einem Gläschen bei sich führen. —
Nun nicht mehr dran gedacht! Wie lange ist's,
daß Sie hier täglich saßen?

Belleroche. Mir erscheint
es fast wie gestern. Wirklich fast, als läge
kaum eine Nacht dazwischen.

Marquise v. Merteuil: Und wieviele
sehr schöne Nächte haben Sie seitdem
erlebt, Belleroche?

Belleroche. Doch keine schöneren
jemals als hier.

Marquise v. Merteuil. Sie waren stets ein Schmeichler.
Sie machten in Sonetten mich zur Ceres,
nein, zur Pomona. Und mir schien nachher,
als das Sonett mir wieder in die Hand fiel,
daß Ihre Anspielungen, Chevalier,
versteckt und faunisch waren.

Belleroche. Niemals hab' ich
die Verse selbst verfaßt. Ich bin unschuldig.

Digitized by Google

Marquiſe v. Merteuil.
Sie haben ſie dem Inhalt nach beſtellt.
Belleroche. Vergeben Sie mir?
Marquiſe v. Merteuil. Ja.
Belleroche. Ich habe da
erlebt, wie ſich die Dichter fühlen mögen,
wenn ich bei Dunkelheit die ſteile Stiege
heimlich zu meinem Orpheus ſtieg und ihm,
der mich nicht kennen durfte, glühend ſprach
von Ihren Reizen, ſo daß er die Feder
kaum bändigen konnte, um aus meinen Worten
Allegorien zu machen; Luna, Ceres
Hermaphroditus waren Sie, der ſchöne, als ich
ihm einſt berichtet, wie Sie auf dem Ball
als Page tanzten. Schöne — ſchöne Zeiten! —
Jetzt, Antoinette, verweb' ich unſere Nächte —
Marquiſe v. Merteuil.
Und Tage —
Belleroche. (Handkuß) in ein ärmeres Jetzt — als Traum,
als Glück und ferne Sehnſucht mit hinein.
Und alle Gegenwart mit ihren Reizen
dient mir nur dazu, die Erinnerungen
lebhaft zu machen, die ſo ſelig ſind.
Marquiſe v. Merteuil.
Wie ſchön, mein Freund, es iſt, ohne zu glühen,
genießen! — (Seufzer)
Belleroche. Sie ſind jetzt nicht glücklich?
Marquiſe v. Merteuil. Nein.
Ich Ärmſte, glühe —
Belleroche. Oh —
Marquiſe v. Merteuil. Ja, es iſt ſchändlich.
Wie ſchön war unſere Kühle. (Graziöſer Kuß) Gehen Sie!
Noch kommt der Lärm herüber. Doch ich kann
Sie nicht zu bleiben bitten, Chevalier.
Sie wiſſen, dieſe Stunde — (deutet auf die Uhr)
Belleroche. — iſt geweiht.
Leben Sie wohl, Marquiſe!
Marquiſe v. Merteuil. Auf Wiederſehen! (Belleroche ab)

Digitized by Google

Notizbuch

Paul Wegeners Macbeth und die Berliner Kritik oder Sie scheinen einer Meinung zu sein.

Paul Schlenther im „Berliner Tageblatt“:

Alltagsmenschen erboten sich, Ausnahmenaturen darzustellen. Dieser ostelbische Macbeth ...

Das schlimmste vom Schlimmen war, daß sie (Irene Triesch und Paul Wegener) nicht bloß das Ehepaar Macbeth mit unzulänglichen Kräften gaben, sondern daß sie etwas ganz anderes an die Stelle der Shakespearischen Verbrechergröße setzten. Mein fortlaufender Eindruck, bis ich selbst nach der Kerzendrippelszene fortlief, war ungefähr der folgende: Der stuppsnäsige Drischeleit, ein Fleischerknecht aus Tapiau am Pregel, und das schöne Rosettchen, eine ehemalige Mäntelnäherin aus Mährisch-Ostrau, sind nach Berlin gekommen, haben in einem Kellerlokal der Kleinen Hamburger Straße Bekanntschaft gemacht und schon manchmal zusammen ein Ding gedreht. Wenn sie aber ihren totschlagsfreien Abend haben, so verkleiden sie sich und spielen auf dem Liebhaberbrettl der Auguststraße ein grausiges Ritter- und Räuberstück.

J. K. im „Berliner Lokal-Anzeiger“:

Paul Wegener führte sich an der neuen Stätte seiner Wirksamkeit als Macbeth mit einer Leistung ein, die zu den bewundernswertesten künstlerischen Schöpfungen der Neuzeit gehört. Wie aus einem Guß stand diese Furcht, Abscheu und Mitleid erweckende Gestalt vor uns, ohne allen äußerlichen Aufputz an Mätzchen, verblüffenden Wendungen, ohne jede Absicht, gewaltsam eine „neue Auffassung“ herauszutüfteln, und trotzdem, oder sagen wir eben deshalb voll überraschender Fülle und Kraft. Alles, was Wegener seinem Macbeth gibt, wächst aus der Gestalt heraus, wurzelt in ihrem innersten Wesen, trifft ihren Kern und kennzeichnet ihre Entwicklung. Von der Szene an, da die von skrupelloſem Ehrgeiz gepeitschte Lady ihn vorwärts und ins Verbrechen hetzt, erkennt und versteht man jede Empfindung, jeden Gedanken, alle jäh wechselnden Stimmungen dieses durch Meuchelmord zur Herrschaft gelangenden, um der Erhaltung dieser Herrschaft willen von Mord zu Mord schreitenden Menschen, und der an völlige Verblödung grenzende Zustand des Unglückseligen, der sich endlich, in wahnwitziger Verzweiflung aufbrüllend, zum aussichtslosen Kampf stellt, kommt in wahrhaft erschütternder Weise zum Ausdruck.

Herr Schlenther und Herr J. K. scheinen nicht ganz einer Meinung zu sein. Aber schließlich ist das Jacke wie Hose. Ich kaufe mir für den Kritiker P. S. soviel wie für den Kritiker J. K. Ob der eine, ob der andere recht, ob beide unrecht haben. Nur: le ton fait la musique.

Digitized by Google

Herr Schlenther, der — wie er selbst gesteht — „nach der Kerzendrippelszene fortlief", scheint sich immerhin von seinen Kollegen durch fein nuancierende Rücksichtslosigkeit zu unterscheiden. Wer vermag, in die Seele eines Berliner Kritikers zu schauen? Der k. k. Hofrat, ehemaliger Direktor der Wiener Hofburg, wählt, um den gleichwertigen Ton für seinen Eindruck zu treffen, die vulgärsten Berliner Ausdrücke.

Aber, Paule — wird es wiederhallen — wie haben Se dir verboft. Paule, du bist zu streng. Wie hast du dir verändert. Weeßte noch, in Wien? Da haben wir doch ooch „manch Ding gedreht", unter anderen: den Schollendichter mit Erdgeruch zweimal preisgekrönt und „Glaube und Heimat" oder die Komödie eines Kassenerfolgs über sämtliche Tragödien Shakespeares siegen lassen. (Ein Bühnenstatistiker wird leicht nachweisen können, wie oft unter Ihrer Leitung „Macbeth" gegeben wurde.)

Wenn aber der Herr Hofrat einen tragödienfreien Abend hatte, so entibste und enthauptmannte er sich völlig und spielte auf der ersten Bühne der Welt die grausigsten Kitsch- und Familienblattstücke. Da durften die Wiener „Im stillen Gäßchen" genießen und „Hargudl am Bach" bewundern. Das wollen wir doch dem strengen Kritikus nicht vergessen. Und plötzlich — bei dem letzten Hargudl — da flog der Paule.

* * *

Ein abwägender Historiker

Jubelfeier ringsum. Die „Post" bringt einen längeren Aufsatz über den Tod Kaiser Wilhelms I. in der Dichtung. Darin finden sich folgende Sätze:

> „Kaum jemals hat ein geschichtliches Ereignis einen so gewaltigen Niederschlag in der Poesie gehabt, als der Tod Kaiser Wilhelms I. am 9. März 1888. Die große, tiefgehende innere Erregung, die sich des deutschen Volkes bemächtigt hatte, fand einen tönenden Ausdruck in Tausenden von Gedichten. Daß die Poeten von Ruf und Bedeutung sich solch eine bedeutungsvolle Begebenheit nicht entgehen lassen mochten ... war begreiflich, aber auch das Volk dichtete. Unter dem Eindruck des alle erschütternden Todesfalles wurden alle zu Poeten. Nie vordem und nie nachdem ist ein Geschehnis so oft Gegenstand der poetischen Behandlung gewesen."

Dieser superlativische Historiker nennt sich Egon Noska. Weder die Schlacht am Teutoburger Walde noch der Brand von Moskau, weder Goethes Tod noch die Freiheitskriege haben — nach Noska — „einen so gewaltigen Niederschlag gehabt." Von der französischen Revolution darf nicht gesprochen werden. Der Tod des alten, 91jährigen Wilhelm — „nie vordem und nie nachdem ist ein Geschehnis so oft ..." Der Patriot, der ein so reines Deutsch schreibt, daß geschichtliche Ereignisse bei ihm Niederschläge haben, muß es wissen.

* * *

Auch Sudermann veredelt den Kino

Zeitungsmeldung: „Der Lichtspielvertrieb des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller hat Sudermanns Roman ‚Der Katzensteg' für 60000 Mark und gegen Tantieme erworben."

Digitized by Google

Wandel der Zeiten: Früher wollte er Kritiker veredeln, jetzt verroht er — im Auftrag der deutschen Bühnenschriftsteller — den Kino. Gegen 60000 Emm. Da kann ein nettes Sümmchen zusammenkommen, wenn der Dichter Sudermann anfängt, seine sämtlichen Romane und Dramen, die er doch von vornherein für den Kino erdacht hat, zu verfilmen. (Umwege der Kultur.)

Das deutsche Volk aber stiftet weiter Kleistpreise mit 300 und 700 Mark für unglückliche Genies.

* * *

Siegfried Wagner schmollt nicht mehr,

sondern dirigiert wieder. (Trotz der Stellung der deutschen Nation zur Parsifalfrage.) Wenn auch nicht in Regensburg, so doch in München. Er gab ein Konzert mit Carusopreisen. Von dem Musiker laßt mich schweigen, doch den Dichter hört. Er hat schon Musikdramen verfaßt, die heißen: „Sonnenflammen"; „Sternengebot" und so. Das letzte, glaube ich, aber ist: „Schwarzschwanenreich". Hier stehe — ohne Kommentar — die Erläuterung, dich ich im Programm fand, zum Vorspiel von „Schwarzschwanenreich" (es muß da sehr unanständig zugehen):

„Schwarzschwanenreich — das ist nach der Sage ein Reich der Sünde, des geheimen, wilden Schwelgens in liebestrunkener, sinnlicher Lust. Im sonnenlosen Walde liegt einsam ein dunkler Teich, Todesstille ringsum; kein Bächlein führt ihm sein klares Wasser zu, die Tiere des Waldes fliehen ihn, nur zuweilen gleiten schwarze Schwäne zauberisch über seine Flut, und es heißt, das seien keine wirklichen Tiere — so wird im I. Akte der Oper erzählt —:

„Verführer sei'n es, Satans Begleiter —
Des Abends nahen sie als Reiter
Und holen sich die Maid zur Lust,
Sie reiten hin zum dunklen Teich;
Zum Schwan gewandelt umschlungen die Brust,
So zieht er sie ins Sündenreich,
Das tief im See verborgen liegt.
Da soll man nachts ein Stöhnen hören,
Von liebestrunknen, lüsternen Chören —
Dem nächtlichen Bund von Gott verflucht,
Entkeimt der Hölle verderbliche Frucht,
Ein Wechselbalg als Hohn
Ist Schwanenschwelgens Lohn!
Den Gauch erschlug schon manche Maid,
Im Wahn, sie werd' von ihm befreit.
Doch Ruhe ist ihm nicht gegeben!
Nachts aus seines Grabes Decke
Soll den Arm er drohend heben,
Daß er ihr Gewissen schrecke."

Ein solches Opfer der Verführung durch den schwarzen Reiter und durch die eigene leidenschaftliche, lustverlangende Natur ist Hulda . . ."

Hulda! Gauch! Schwanenschwelgen. Lust—Brust. Lohn—Hohn. Schwarzer Reiter. (Nicht mit Kandinsky zu verwechseln.) Die Texte waren schon die verräterischste Seite des Vaters. Aber Jung-Siegfried hat vielleicht alles von seinem Vater, nur nicht sein Genie geerbt. Dagegen ist zu hoffen, daß auch der schamschüchterne Schöpfer

Digitized by Google

mit seinem „Schwarzschwanenreich" binnen kurzem den Kino veredeln wird.

Schon scheinen schreckliche Schatten sein Schicksal scheu ihm zu prophezeien. Denn im Abschied des Fridolin fand ich die folgenden wehen Worte:

Fridolin! Auf rette, was der Rettung wert!
Du hast des Vaters Wort gehört!
Verlor'nes Leben!
Hingeschleudert, vergeudet, verworfen, vergiftet!
Eitles Sonnenstreben, Wahn und Trug!
Brich es ab! Reiße den Faden!

Der Film kann beginnen . . .: Fridolin, der Selbstmörder oder Jung-Siegfried, rette, was der Rettung wert.

Wilhelm Herzog

Bayerisch-politischer Kalender

Der Prinzregent ist von seiner Berliner Reise wieder heimgekehrt. Auf dem Rückweg war er in Dresden, wo seinem Ministerpräsidenten anstatt eines Ordens eine Meißener Porzellangruppe verehrt wurde. Die Reise ergab in politischer Hinsicht einige Besonderheiten, die zu buchen sind:

Bei der Feier im Berliner Rathause antwortete der Prinzregent auf eine Ansprache des Oberbürgermeisters Wermuth mit den inzwischen viel kommentierten Worten: „Das Wort Reichsmüdigkeit sollte man in deutschen Landen nicht hören, sondern nur das Wort Reichsfreudigkeit. Dahin zu gelangen, müssen Fürsten und Stämme zusammenwirken." Er fuhr ziemlich unvermittelt fort, wohl auf einen Augenblick vergessend, daß er in der Hauptstadt des von den preußischen Agrariern beherrschten Reiches sprach: „man weiß, daß ich stets Industrie und Handel gefördert habe, aber ich bin der Überzeugung, daß auch der Landschaft ihr Recht werden muß, denn aus dem Lande ziehen die Städte ihre Kraft!"

Am 8. März traten im Palais des bayerischen Gesandten von Lerchenfeld 38 Reichstagsabgeordnete der bürgerlichen Parteien Bayerns beim Regenten in Audienz an. Er entließ die Volksvertreter mit den auf die Rüstungsvorlage gemünzten Sätzen: „Sie gehen jetzt in die Ferien, Sie kommen zurück, um eine große Aufgabe zu erfüllen. Ich hoffe, daß Sie etwas zuwege bringen, was zur Ehre des Reiches und auch zum Wohle unseres bayerischen Vaterlandes gereicht." Es scheint kein Zufall zu sein, daß die Bayerische Staatszeitung bald nach diesen Vorgängen in einem Artikel: „Prinzregent Ludwig und der Landwirtschaftliche Verein" auf eine einst von ihm bei einem Festbankett in Kulmbach gehaltenen Rede hinweist, in der er sagte: „In einem monarchischen Staate ist nur einer Herr und ist einer, der zu entscheiden hat und derjenige, der ihm noch so nahe steht, muß ebenso ein Untertan sein, wie der geringste Taglöhner, wie der Unterste in irgendeinem Geschäfte".

Der bayerische Prinzregent hat außerdem dem hohenzollernschen Jubiläumsdrang dadurch seine Reverenz gemacht, daß er während seiner Anwesenheit in Berlin den Deutschen Kaiser zur Teilnahme an einer patriotischen Feier eingeladen hat, die „im Geiste weiland König Ludwig I." am 25. August 1913 in der Befreiungshalle bei Kelheim a. Donau stattfinden soll. Außer dem Kaiser sollen dazu sämtliche deutsche Bundesfürsten und die Vertreter der freien Städte eingeladen werden.

Und schließlich hat Prinzregent Ludwig nach einer Mitteilung der Bayerischen Staaszeitung sich in Berlin selbst

Digitized by Google

den Rang eines Generalfeldmarschalls der bayerischen Armee verliehen.

In einer Polemik der Berliner Germania mit der Täglichen Rundschau, die bei einer Besprechung des Regentenbesuchs das Ministerium Hertling abfällig beurteilt hatte, erklärte das ultramontane Organ, Herr von Hertling habe schon lange als der Vertrauensmann des Prinzregenten Ludwig gegolten, sei nach wie vor in seiner größten Huld und aus dem Wortlaut des Telegramms, das im Februar vorigen Jahres aus München an den im Reichstag weilenden Freiherrn von Hertling ergangen sei, ergebe sich, daß der damalige Thronfolger Prinz Ludwig aktiv an der Berufung des Vorsitzenden der Zentrumsfraktion zum Vorsitzenden im bayerischen Ministerrat beteiligt gewesen sei. Denn dieses Telegramm habe mit den Worten begonnen: „Ich und mein Sohn Ludwig wünschen ..." Als die Münchener Neuesten Nachrichten im Febr. 1912, gleich nach der Ernennung v. Hertlings, die nämliche Nachricht brachten, wurde sie von der Zentrumspresse auf das entschiedenste bestritten.

Im Sinne der jüngst hier notierten Resolution des Niederbayerischen (Zentrum) Bauernvereins und des im letzten Bericht erwähnten Aufsatzes von Dr. Herni im Bayerischen Kurier hat am 11. März auch der Oberpfälzische (Zentrum) Bauernverein auf seiner Generalversammlung in Regensburg eine Resolution angenommen, die sich gegen die vom Prinzregenten Ludwig und dem Ministerium Hertling betriebene glatte Bewilligung der Militärvorlage richtet. In der Resolution heißt es: „Ohne Deckung keine Annahme der Militärvorlage. Einmalige Vermögensabgabe nur dann, wenn 1. ganz zuverlässige Unterlagen durch genaue Vermögenseinschätzungen geschaffen sind; 2. wenn die Abgabe nach der Leistungsfähigkeit der Vermögensgröße und Vermögensart und unter Berücksichtigung der individuellen Leistungsfähigkeit des Abgabepflichtigen erfolgt; 3. wenn ein Ausgleich für diejenigen Familen bewirkt wird, die durch die Hingabe von mehr als zwei Soldaten ohnehin bereits eine besondere und sehr drückende Kriegssteuer geleistet haben; 3. wenn dafür Sorge getragen wird, daß die süddeutschen Staaten bei der Verwendung der einmaligen Vermögensabgabe möglichst ihrer Leistung entsprechend berücksichtigt werden; 5. wenn zu gleicher Zeit auch die großen Einkommen mit entsprechenden Abgaben bedacht werden."

Die Generalversammlung richtet schließlich an die bürgerlichen Parteien des Reichstages, insbesondere an die Zentrumspartei „die dringende Bitte, in diesem Sinne bei der Beratung der Militärvorlage zu wirken und vor allem nicht zuzulassen, daß der unbewegliche Vermögensbesitz, hier namentlich der Grundbesitz, einseitig belastet werde."

Heftige Vorwürfe werden in der Zentrumspresse, woran in der Augsburger Postzeitung, gegen das Ministerium Hertling, insbesondere gegen den Kultusminister von Knitling, erhoben wegen ungenügender Berücksichtigung angeblich hinreichend qualifizierter katholischer Bewerber bei Besetzung der Ordinariate für die Universitäten Würzburg und München. Der Bayerische Kurier bezeichnet diese Betrachtungen als „Nasenstüber recht heilsam, um nicht Schlafsucht einreißen zu lassen".

Eine Auseinandersetzung wegen der Haltung des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Dr. Thoma zum Jesuitenantrag des Zentrums gab es am 12. März in einer zu Kempten im Allgäu abgehaltenen öffentlichen Versammlung. Dabei wies Thoma

Digitized by Google

darauf hin, daß der gegenwärtige bayerische Ministerpräsident v. Hertling, der das Jesuitengesetz ein odioses Ausnahmegesetz genannt hatte, seinerzeit für die Verlängerung des Ausnahmegesetzes gegen die sozialdemokratische Partei plädiert und gestimmt habe. Ihm entgegnete der Sprecher der Zentrumspartei Gymnasiallehrer Dr. Simbeck:

„Wenn ein Mann wie Freiherr v. Hertling niemals sich dazu aufschwingen kann, das Sozialistengesetz als Ausnahmegesetz aufzuheben, so ist das seine Sache, und wenn es Leute gibt, die ihm darin beistimmen, so sind das diejenigen im Zentrum, die den demokratischen Gedanken nicht erfaßt haben und die gehen mich nichts an."

Balthasar

Politik der Geistigen

II.

Wenn sie nur halbwegs danach gebaut sind, sollen die Intellektuellen eifrig und zäh am Handgemenge der Parteien teilnehmen. Aber sie mögen stehn, wo sie wollen, alle verbinde die höhere Kollegialität des Geistes. Es ist ihre gemeinsame Aufgabe, den Sieg des Geistes über die Gewalt zu betreiben. Einmal innerhalb der eigenen Partei und dann im politischen Leben überhaupt. Wenn schon Bajonette nötig sind, so sollen sie dem Geiste dienen und nicht dem Egoismus einer Minderheit, deren Brutalität im selben Maße wächst, wie sie die Fähigkeit verliert, die Berechtigung ihrer beherrschenden Stellung nachzuweisen; und wäre es nur durch die Produktion hervorragender Talente. Die Intellektuellen ... Aber mir scheint, wir müssen uns erst über die Bedeutung des Wortes „Intellektueller" verständigen.

Darüber ist gerade in letzter Zeit ein übriges geredet worden, vornehmlich von solchen, die offenbar nicht wußten, wo der Intellekuelle herkommt. Er kommt nämlich aus Frankreich und aus der Politik. Er ist der Anstifter und Sieger der dreyfusistischen Revolution. Er ist der Mann, der mit der Feder den Säbel, mit der Vernunft die Phrase niedergerungen und diese ihrer wahren Gefährlichkeit, ihres Blutzaubers, beraubt hat. Damals verloren die Generäle die Partie, weil es ihnen nicht gelang, ein Massaker anzurichten. Boulanger, der mit der Bereitung des „nötigen Blutbads" beauftragt war, floh vor unbewaffnetem, aber zum vollen Einsatz entschlossenem Volk und erschoß sich, fern von den Kasernen, am Grab seiner Geliebten.

Die dreyfusistische Empörung richtete sich zuerst nicht gegen die Kirche. Im Gegenteil. Reinach schildert in seiner Geschichte des Dreyfushandels, wie seine Freunde und er die Kirche für ihre Sache zu gewinnen suchten. Erst, als der Weihwedel sich mit dem Säbel paarte, begann — notwendigerweise — der Sturmlauf gegen die römische Politik in Frankreich, der mit der Trennung von Kirche und Staat endete. Der „Intellektuelle", der nicht ein zur beliebigen Verfügung stehendes Schlagwort, sondern die Bezeichnung für eine geschichtliche Erscheinung ist, darf also nicht als ein prinzipieller Kirchenfeind angesprochen werden. Er bekämpft die Kirche, wo sie, die geistige Weltmacht, in widernatürlicher Erniedrigung die materielle Gewalt unterstützt. Auf die Soutane

Digitized by Google

wurde nur geschossen, nur so lange, als man sie als Banner auf dem Kampfplatz flattern sah. Die derwischhafte Feigheit, zur Kraftprobe zwischen politischen Parteien in der Soutane zu kommen, wo die andern nur Hosen anhaben, mögen Narren oder Heuchler unter die geistigen Tugenden rechnen.

Die Intellektuellen, die zuerst einzeln in die Tagespolitik eingriffen, bis der Kampf sie zu einem parteiähnlichen Gefüge zusammendrängte, entstammten in der Mehrzahl dem gebildeten, noch nicht saturierten Bürgertum. Sie waren „Studierte". Die meisten kamen erst dadurch in die Politik, daß ihr Gerechtigkeitsgefühl, der geistige Anstand, ein Pflichtgefühl sie zwang, Menschen beizuspringen, denen Unrecht geschah und die der Bosheit einzelner und der Routine, der Trägheit vieler zu erliegen drohten. Beispiel: Zola. Bei andern kam die Einsicht dazu, daß jetzt oder nie die Stunde für den Durchbruch der aufrichtig republikanischen Parteien gekommen war, daß es galt, alle Kräfte aufzubringen, um die unter allerhand politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Formen weiterlebende monarchische Vergangenheit zu liquidieren. Beispiel: Anatole France, Scheurer-Kestner, Péguy. (Aus Péguys einzig schönem Buch „De la situation faite au parti intellectuel" wird Professor Ernst Stadler in Brüssel einige Kapitel für eine Auswahl von Péguys schönsten Seiten ins Deutsche übersetzen.) Es war eine Partei geistiger Freischärler, die Partei der Unprofessionellen oder gar Parteilosen, hochherzig empfindender und radikal denkender Bürger, die vor allem geistige Ziele verfolgten. Kulturpolitiker.

Wie sie in Deutschland um das Jahr 1848 zahlreich anzutreffen waren.

In den Ständen, die sich heute von den Herren Bassermann und Cassel vertreten lassen.

Und die, wenn sie in die deutsche Vergangenheit schweifen, auf dem Bauch über die Märzbarrikaden hinwegrutschen.

René Schickele

Volkstrachten

Das Verschwinden der Volkstrachten wird in einem soeben erschienenen bayrischen Ministerialberichte über das Gesundheitswesen beklagt. Hier von hygienischen Gesichspunkten aus.

Es wäre lebhaft zu begrüßen, wenn dadurch endlich die bayerische Regierung zum Nachdenken angeregt würde darüber, wie viel Kostbares mit den Volkstrachten zu erhalten wäre.

Die Behörden könnten hier dem Lande außerordentlich wertvolle Dienste leisten, und nur sie sind dazu berufen; der Einzelne kann nichts, der Verein nur wenig erreichen.

Es brauchte dazu keiner großen Vorbereitungen; mit frischem Sinn und reger Heimatsfreude könnte jeder Bezirkshauptmann in kurzer Zeit große Erfolge erzielen.

Wir haben in Oberbayern allerdings sogenannte Volkstrachtenerhaltungsvereine, deren „hoher Protektor" — so wird er bei Festlichkeiten genannt — der Reichsrat von Cramer-Klett ist.

Diese Vereine haben mit Volk und Volkstracht nichts zu tun, denn ihr Bestreben geht dahin, vor Fremden in durchaus unechten Volkssängerkostümen zu paradieren.

Man könnte aber gerade die Bauern

Digitized by Google

des Flachlandes und ihre Dienstboten dazu bringen, die echte Tracht den billigen halbstädtischen Anzügen vorzuziehen, wenn man sie eifrig dazu ermunterte.

Wäre es wirklich so schwer, Preise für echte Trachten auszusetzen und sie bei Bezirksfesten oder anderen passenden Gelegenheiten zu verteilen?

Könnte man nicht in den Dörfern Vorträge halten lassen über die großen Vorteile, welche die aus guten Stoffen hergestellten Anzüge bieten, ließe sich nicht an Modellen oder Bildern ihre Kleidsamkeit zeigen?

Es müßte auf jede Weise der Stolz auf den Heimatgau geweckt werden; man darf glauben, daß der Bauer sehr empfänglich ist für ernsthafte Anregungen.

Es ist Zeit, daß hier etwas geschieht. Vor zehn Jahren konnte man noch in Gegenden, die seitab vom Verkehr liegen, z. B. in Altomünster bei Jahrmärkten die schönen farbigen Trachten der Holzländerinen, die nobel geschnittenen Janker und Röcke der Männer und Burschen sehen. Heute ist das alles schon sehr stark untermischt mit stillosen häßlichen Gewändern einer „modes" von Aichach oder Anzügen aus einer „goldenen Neun".

Warum vermag man denn in Frankreich die strenge Bretagner Tracht zu erhalten?

Es handelt sich doch wirklich nicht um Spielereien oder nebensächliche Dinge. Heute klagt uns sogar ein trockener Ministerialbericht über die einreißende Unreinlichkeit und Schlampigkeit der ländlichen Bevölkerung, die nicht mehr Unterwäsche aus selbstgesponnenen Leinen, sondern aus irgendwelchem zusammenkartatschten Zeuge trägt.

Der Schaden war aber schon lange zu sehen.

Warum geht hierin die Regierung, die doch so gerne bevormundet, nicht mit kräftiger Anregung vor.

Sie soll den Ehrgeiz unserer Bauern anspornen durch öffentliche Auszeichnung soll belehren, mahnen, aufklären, soll die Gründung bäuerlicher Trachtenvereine fördern, vielleicht die Handwerker zu kleinen Ausstellungen veranlassen, die sie sachverständig unterstützen lassen könnte, soll Preise aussetzen für selbstgesponnene Leinwand, kurz und gut, soll etwas tun.

Ein Hoch dem ersten Bezirksamtmann, der hierin vorbildlich vorangeht!

Ludwig Thoma

Geschichten fürs Lesebuch

I.

Eine ledige Mutter

Eine arme Frauensperson hatte vier Kinder, ohne je verheiratet gewesen zu sein, welchen Umstand sie aber in lügenhafter Weise vor den Kindern und dem Hausportier verheimlichte. Statt die Kinder, da sie doch kein richtiges Mutterrecht besaß, in die Fremde zu geben, erzog sie sie trotzig bei sich zu Hause, indem sie von ihrer Hände Geschicklichkeit, als Kunststickerin, das fünffache tägliche Brot verdiente. Aber die Kinder lernten schlecht und wurden selbst trotzig und lügenhaft. Einer von den Knaben kam eines Tages nach Hause und rief: „Mutter, ich kann keine Achtung vor dir haben, denn du bist eine Lügnerin!" Die Mutter glaubte schon, ihre Schande

Digitized by Google

sei an den Tag gekommen. Aber dem war nicht so. Wohl handelte es sich um das sechste Gebot, jedoch nur darum, daß der Herr Religionslehrer den Schülern die Sünde der Unkeuschheit anders erklärt hatte als die Mutter. Der Herr Religionslehrer hatte nämlich den Knaben ins Herz geredet, es möchte doch keiner sich mit seinem Schwesterchen verstecken und mit ihm Unkeuschheit treiben. Die Mutter nun, statt den Balken im eigenen Auge zu sehen, glaubte einen Splitter in dem des Herrn Katecheten zu bemerken und rannte aufgeregt in die Schule, mit der Anschuldigung, man verderbe ihr dort das Kind. Wohl versuchten die Herren Lehrer, der Herr Direktor an der Spitze, ihr klar zu machen, daß der Sprößling ohnehin von Grund auf verdorben sei, ein Sitzenbleiber mit schlechter Orthographie und unbotmäßigem Betragen. Die Mutter, statt Abbitte zu leisten, erhob gegen die Herren Lehrer, nur auf die Angaben ihres lügenhaften Knaben sich stützend, neue Beschuldigungen und nannte im weiteren Verlauf der Dinge sogar den Herrn Direktor einen Grobian.

Vier Herren Lehrer, darunter der Herr Religionslehrer und der Herr Direktor selbst, erhoben nun gegen die boshafte Frau die Ehrenbeleidigungsklage, welche für die Schulmänner ein glänzendes Resultat zu Tage förderte. Keiner der übrigen Knaben war so verdorben, daß er gegen seine Lehrer Zeugnis abgelegt hätte. Dagegen konnte einer der Herren aussagen, daß der Knabe auch in der Schule betrüge, indem er für andere Schüler Strafen schreibe. Von einem Schüler habe er dafür sogar ein Stück Brot genommen. Wenn er seine Aufgaben nicht gemacht habe, wisse er sich immer derart herauszustreichen, daß sogar der scharfsichtige Lehrer getäuscht werde. Überdies schreibe der Knabe das Wort Fledermaus mit einem langen ſ zum Schlusse. Der Herr Religionslehrer seinerseits enthüllte, daß die Angeklagte sich für verwitwet ausgebe, während sie in Wirklichkeit unverehelicht sei. Dieser niederschmetternden Tatsache gegenüber konnte die gestammelte Entschuldigung der Frau, sie tue dies lediglich ihrer Kinder willen, kaum einen Eindruck machen. Der Richter verstand die Sache vorzüglich. Als der Vormund des Knaben sich die Bemerkung erlaubte, er halte die in Frage stehende Art von Religionsunterricht für verderblich, es werde dadurch ja geradezu zur Unkeuschheit angeleitet, wurde ihm behördlicherseits kurz und bündig erklärt, das gehe ihn als Vormund gar nichts an. Der Herr Direktor bestand natürlich, unter Vermeidung jeder falschen Sentimentalität, auf einer gerichtlichen Austragung. Die Angeklagte hatte in ihrem Hochmut so verbohrt an ihr Recht geglaubt, daß sie sich keinen Verteidiger mitgebracht hatte. Vielleicht fehlte es ihr auch an dem nötigen Geld, weil sie in diesen argen Kriegszeiten nur sehr wenig verdiente. Der Richter fand mit anerkennenswertem Spürsinn heraus, daß die Frau aus purer Bosheit gehandelt habe, indem er ihren Beteuerungen, sie hätte die Seele ihres Kindes schützen wollen, keinen Glauben schenkte. Mit Recht, denn es handelte sich um die lügenhafte Mutter von vier unehelichen Kindern. So wurde die durch ihr Vorleben schon genug bescholtene Frau zu einer Geldstrafe von fünfunddreißig Kronen (eventuell zu sieben Tagen Arrest) verurteilt. Was

Digitized by Google

eine wirksame Strafe sein dürfte, da sie ja den Hunger der Kinder mit sich bringt. Der lehrreiche Rechtsfall geschah in Wien.

Hinweis für den Religionslehrer: Diese Geschichte kann auch als Beispiel benützt werden für die Gerechtigkeit Gottes, der gerade das sechste Gebot zum Anlaß nahm, um eine Frauensperson zu bestrafen, welche sich, obwohl sie ohnedies mit Armut geschlagen war, gegen dieses Gebot viermal vergangen hatte.

Berthold Viertel

„Turquie agonisante“

Zeitdokumente sind es am meisten gewöhnlich dort, wo sie es am wenigsten sein wollen. Tacitus. Er verspricht Zeitgeschichte zu schreiben „sine ira et studio“. Daß und wie es ihm nicht gelang — mit darin nicht zumindest beruht seine Größe. Denn weder die möglichst genaue Wiedergabe der Ereignisse verdient diesen Titel, noch auch verleiht die erbarmungslose Aufdeckung der Zeitschwächen diese Bezeichnung — das kann meist der Nachgeborene durch die Perspektive der Jahrhunderte, ja schon Jahrzehnte, viel besser. Von einem Zeitdokument verlange ich, daß der Autor selbst ein Stück seiner Zeit verkörpere, mit ihrem Denken und Fühlen, ihren Vorurteilen und Mängeln, ihrem Zukunftsstreben und den ihr anhaftenden Resten der Vergangenheit. In diesem Sinne ist Pierre Lotis „Turquie agonisante“ ein Zeitdokument.

Der Krieg der Verbündeten, die Menschenschlächtereien auf dem Balkan, sind der Stoff — und Frankreich steht vor uns, — das Frankreich mit dem schier unbegreiflichen Zwiespalt zwischen dem Bekenntnis zu den Lehren der großen Revolution und der Anbetung des Czarismus. Loti liebt den Orient, das Osmanentum. Er klagt über den unersetzlichen Verlust dieser fremden Welt der Träume, mit flammenden Worten bezichtigt er Europa des Treubruchs, der Gleichgültigkeit gegenüber dem Todeskampfe eines edlen Volkes und enthüllt die entsetzlichen Greuel, die Serben, Bulgaren und Griechen bestialisch vollbringen. Immer wieder fragt er: Warum findet Frankreich, das edelmütige, mitleidige, in seiner Presse kein Wort der Abwehr, warum geht nicht ein Sturm der Entrüstung durch Europa, warum sieht man nicht an der Seine, daß der Sieg der Alliierten den großen Ableger der französischen Kultur im Orient mit dem Untergange bedroht? Und da er keine Antwort darauf findet, schleudert er ein furchtbares „j'accuse“ unserer gesamten modernen Kultur ins Antlitz.

Die Antwort auf all diese Fragen, so einfach, so nahe zur Hand, Pierre Loti kann sie nicht finden — er, der Franzose. Liegt doch die Schuld einzig und allein — bei Frankreich, bei Frankreich, das seit Jahrzehnten seine Milliarden nach Rußland schickt, den Selbstherrscher von Zarskoje Selo mit größerer Inbrunst anbetet, als der letzte Muschik und das durch seine Waffenbrüderschaft mit der Barbarei der Steppen die scheußlichsten Kulturwidrigkeiten konservieren hilft. Wer anders als die Tscharykow, Iswolsky, Giers und Hartwig waren es, die den Balkankrieg anzettelten, wer anders als Rußland hat die Hand Europas gelähmt und ist es nicht einzig und allein die Rücksichtnahme auf den „erhabenen, teueren Freund“, die die Pariser Blätter zu allen Grausamkeiten und die Menschlichkeit höhnenden Untaten der bulgarischen Komitatschis und der regulären Truppen der „heroischen Balkanbefreier“ schwei-

Digitized by Google

gen läßt? Die große befreundete Nation darf ja in ihren heiligsten Gefühlen nicht verletzt werden. Was gilt es dem gegenüber, wenn ein paar Tausend Türken und Albanern Lippen und Nasen abgeschnitten, Weiber und Kinder zu Hunderten in Moscheen verbrannt, erstickt, niederkartätscht werden, Frauen und Mädchen geschändet, Verwundete gemordet, Knaben und Jünglinge geblendet und gespießt? So will es die russische Politik — man darf den tapferen Brüdern auf dem Balkan doch ihre unschuldigen Vergnügungen nicht rauben. — Menschlichkeit und Kultur? Die haben zu schweigen, wenn Petersburg gesprochen hat, denn von dort soll doch das Heil kommen, die Vernichtung der verhaßten Prussiens bei der großen Abrechnung.

So ist denn Pierre Lotis Buch ein großes Zeitdokument, nicht wegen der Schilderung der Grausamkeiten des Balkankrieges — die findet man in englischen, österreichischen und deutschen Blättern weit besser — auch nicht wegen des schönen Zorns, der ihm flammende Worte gegen die Barbarei der Alliierten eingibt, sondern weil das Buch im Detail zeigt, wie selbst das edelste Gemüt der Kraft des Hasses unterliegend, die Zeit einer Barbarei anklagt, die doch nur durch diesen Haß bestehen kann.

Wien Arthur Mahler

„Die vielgeliebte Eva"

Ein wundervoll amoralisches, tiefes, wahrhaftiges Buch, diese Liebesgeschichte der Dänin Agnes Henningsen. (Verlag Axel Junker, Berlin.)

Dieser „frivole" Roman einer von Herz zu Herzen, aus einem Männerarm in den anderen wandernden jungen Schauspielerin, die es so bald lernen muß, sich immer wieder in andere Typen von Männern „einzufühlen", wie ist er zugleich eine so menschlich ernste, tragische Geschichte eines Wesens, das die Liebe sucht, all sein Leben lang, um sie erst im Tode (und das ist ohne jede Sentimentalität gestaltet) zu finden. Eva ist ein Weibtypus, wie ein „kleines Kätzchen, das spinnt, sobald man es anrührt", in der die Lebens- und Liebesfreude so stark ist, daß sie sich fast schon ergibt, sobald ein Mann sie begehrt, und die doch in der physiologischen Liebe, die sie so braucht und genießt, nie volles Genügen findet und ihr Bestes und Tiefstes dem Manne gibt, der seit Jahren ein Kranker und nur ihr Pflegling ist.

Kleine Eva, die du es gern so gut haben willst, in dem Arm eines Menschen zu liegen, den du liebst, du mußt durch manche bittere Erfahrung von Untreue gehen, bis du vollkommene Geliebte wirst. „Das ist eine, die niemals erwartet, daß ihr Liebhaber ihr treu ist, ihn nie quält, ihm nie beschwerlich fällt. Darum muß sie selbst mehrere haben, um sich gegen das Unglück zu sichern, abgedankt zu werden und nicht zu wissen, an wen sie ihren Kopf lehnen soll, und der es dann doch schlimmer erscheint, einen von ihnen zu verlieren, als zu sterben." Und die dann mitten aus aller Liebe und Geliebtheit heraus, aus dem strahlenden Frühlingstag, mit dem geliebten kranken Gatten, der „längst über alle Fleischeslust hinaus ist", den freiwilligen Tod der Liebe stirbt.

Es wäre schade gewesen, diese Eva nicht kennen gelernt zu haben. Ein Kritiker war schuld daran, daß ich beinahe auf die Bekanntschaft dieses Buches verzichtet hätte. In dem herablassend belehrenden Ton, den Angehörige des einen Geschlechtes dem anderen gegenüber manchmal annehmen, hatte dieser Kritiker über einen

Digitized by Google

Helden der Agnes Henningsen doziert: „Die meisten Frauen glauben nicht gern, daß ein Mann mehrere Frauen zugleich lieben könnte, wollen nicht glauben, daß ‚der' Mann erotisch ganz anders reagiert, und anders zusammengesetzt ist, als ‚das' Weib. Aber hier spricht eine Frau, die den Mann kennt, dasselbe aus, und ihre Schilderung ist so schlagend und beweiskräftig, daß man den von ihr dargestellten Brand als ‚den' Typus des erotischen Mannes aufstellen könnte."

„Der" Mann — „das" Weib — „der" Typus — darf man denn im Zeitalter der tief erkannten Relativität aller Dinge, der genialen Erkenntnis des so vielfach mißverstandenen Weininger, daß es keine hundertprozentigen Männer, keine hundertprozentigen Frauen gibt, noch mit etwas so Unrealem, wie „dem" Mann, „der" Frau, an sich argumentieren? Nein, Gott sei Dank, so rückständig-pedantisch ist die dänische Liebespsychologin nicht. Prachtvolle Dichterin Agnes Henningsen — anmutige Liebestörin Eva Paulsen — ihr seid glücklicherweise nicht so doktrinär, wie euer Kritiker euch machen möchte. Ihr wollt nichts „beweisen", weder zugunsten männlicher, noch weiblicher Vorurteile. Ihr wollt Menschen in ihrem innersten verborgensten Wesen schildern, stellt sie vielmehr dar, liebende, irrende Menschen, in tiefer Wahrhaftigkeit, stellt die aller Vorschriften, Regeln und Sitten spottenden starken Strömungen von Mensch zu Mensch dar, die unerschüttert von allem Moralgeschrei sich ihren eignen sichern Weg bahnen, und die dem Leben seine eigentliche Süße, Schwere und Bedeutung geben. Eine bezwingende Kunst ist der Dichterin eigen: ohne große Worte, hohe Tiraden macht sie das Echte, Starke, Menschliche ihrer Gestalten fühlbar, zeigt die innigen Zusammenhänge, die Harmonien und Disharmonien zwischen den physiologischen und psychologischen Glücksmöglichkeiten der Liebe, zeigt alle die unser Leben und Wesen bestimmenden Bedürfnisse, von denen man zwar „nicht spricht", die man damit aber doch nicht aus der Welt schafft. Kindisch und verlogen muten die üblichen Liebesromane daneben an.

Ein weiblicher Kritiker von ähnlicher Art wie der eben erwähnte männliche Doktrinär, könnte nun nach dem letzten Buch der Dänin mit demselben Recht wie ihr Vorgänger variieren: „die" Männer glauben nicht gern, daß auch eine Frau mehrere Männer zugleich lieben kann, daß auch die Frau erotisch sehr differenziert und bedürftig, im höheren Sinne sogar, wie ein bekannter Sexualforscher es ausgedrückt hat, viel geschlechtsbedürftiger sein kann, als der Mann. Aber hier spricht eine Frau, die ihr Geschlecht kennt, es selbst aus, und ihre Schilderung ist so schlagend und beweiskräftig, daß man die von ihr aufgestellte Eva als „den" Typus der erotischen Frau auffassen könnte. Aber solch eine Kritikerin findet sich hoffentlich nicht, und wir wollen auch den letzten Satz vor allem nicht gelten lassen. „Den" Typus? Nein! Eva ist nur ein Typus der erotischen Frau. „Den" Typus nämlich, Gott sei Dank, den gibt es nicht.

Aber du — Typus oder Individuum — Eva, die du so tapfer und aufrichtig nach dem Beglücken und Beglücktwerden strebst, so eifrig, daß dir über dem Lernen, dich zu freuen und andere froh zu machen, gar keine Zeit bleibt, anderen „wehe zu tun und Wehes auszudenken", — was werden all die nüchternen, kalten, grauen Seelen von dir sagen? Sie werden dich eine leichtfertige, „schrecklich sinnliche" Person nennen — mit der sie in ihrer strengen Ehrbarkeit nichts, gar nichts anzufangen wissen. Aber du brauchst

Digitized by Google

dich darüber nicht zu grämen; du fühlst es ganz sicher in dir, und wir wissen es mit dir: „Dir wird viel vergeben, denn du hast viel geliebt"

„Ich liebte noch nicht, aber ich liebte es zu lieben, ich suchte, was ich lieben könnte, da ich es liebte, zu lieben." Dieses Wort des heiligen Augustinus, ist es nicht der letzte Sinn, nicht nur des Lebens der vielgeliebten und vielliebenden Eva, sondern der soviel irrenden, noch so unvollkommenen menschlichen Liebe überhaupt?

Helene Stöcker

Arbeit und Adel

Die fünfte Beilage zu Titel V, § 4 der bayerischen Verfassungsurkunde, das „Edikt über den Adel im Königreiche Baiern" vom 26. Mai 1818 enthielt früher in § 17 die folgende Bestimmung:

„Mit jeder Verurteilung in eine Kriminalstrafe ist der Verlust des Adels verbunden.

Eine Strafe wegen solcher Vergehen, welche das Strafgesetzbuch als unverträglich mit der Adelswürde benennt, hat die nämliche, in dem Erkenntnis jedesmal auszudrückende Folge.

Dieselbe trifft nur die Person des Verurteilten und ist selbst für dessen Kinder unnachteilig."

Diese Bestimmung ist durch Artikel 2, Ziffer 24 des bayerischen Ausführungsgesetzes zum Reichsstrafgesetzbuch vom 26. Dezember 1871 aufgehoben worden. Seitdem kann jeder adelige Betrüger, Räuber oder sonstige Zuchthäusler den Adelstitel weiterführen.

Nicht aufgehoben wurde dagegen die Bestimmung des § 21 des Adelsedikts:

„Suspendiert wird der Gebrauch des Adelstitels durch die Übernahme niederer, bloß in Handarbeit bestehender Lohndienste, durch die Ausübung eines Gewerbes bey offenem Kram und Laden, oder eines eigentlichen Handwerks."

Der Fall ist kürzlich praktisch geworden. Ein Angehöriger eines freiherrlichen Geschlechts, der mit seiner Familie zerfallen war, mußte sich als Steinarbeiter durchs Leben helfen. In den Steinbrüchen von Münchenreuth wurde ihm durch vorzeitiges Abbrennen eines Sprengschusses eine Hand abgerissen. In seinen Anträgen an die Versicherungsbehörde zeichnete er mit seinem vollen Adelsnamen unter Angabe seines Berufs. Die Folge war, daß er wegen unbefugter Führung eines Adelstitels nach § 360 Ziffer 8 des Reichsstrafgesetzbuchs von einem bayerischen Gerichte zu einem Tag Haft verurteilt wurde.

In seinen Reiseerinnerungen von Norderney kommt Heinrich Heine auf die „allgemeinen deutschen Klagen über hannöverschen Adelsstolz" zu sprechen. Er sieht als Grund für die Überhebung des Adels dessen schlechte Erziehung an:

„Wahrlich, durch eine bessere Erziehung des jungen hannöverschen Adels ließe sich vielen Klagen vorbauen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derselbe Wahn, als wären sie die Blumen der Welt, während wir anderen bloß das Gras sind; dieselbe Torheit, mit dem Verdienste der Ahnen den eigenen Unwert bedecken zu wollen; dieselbe Unwissenheit über das Problematische dieser Verdienste, indem die wenigsten bedenken, daß die Fürsten

Digitized by Google

selten ihre treuesten und tugendhaftesten Diener, aber sehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsschufte mit adelnder Huld beehrt haben . . . . . Gäbe es keine Ilias, sondern bloß ein Namensverzeichnis der Helden, die vor Troja gestanden, und ihre Namen existierten noch jetzt, — wie würde sich der Ahnenstolz derer von Thersites zu blähen wissen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal sprechen; Philosophen und Stallknechte haben darüber gar seltene Gedanken . . . ."

Inzwischen ist der Adel durch die kapitalistische Entwicklung wenigstens so weit „erzogen" worden, daß er arbeitsloses Einkommen aus durchaus bürgerlichem Gewerbebetrieb, z. B. in Form von Aufsichtsratstantièmen, Mitgiften und dergleichen nicht verschmäht.

Welcher Anachronismus aber, in einer Zeit der Arbeit, in der man zum Entsetzen aller nicht mindestens dem siebenten Heerschild entstammenden Geschlechter den Adelstitel in Bayern selbst an ehemalige Schmalzlerfabrikanten verleiht, dem Sprichwort „Arbeit adelt" durch die Gesetzgebung noch in dieser Weise Hohn sprechen zu lassen! Es wäre interessant, zu erfahren, mit welchen Argumenten die auf den Schutz der nationalen Arbeit und den Mittelstandsschutz geaichte Regierung des Herrn von Hertling die Bestimmung verteidigt, daß Handarbeit und Handwerk, nicht aber Verbrechen unadelig macht.

Justus

Vom neuen Humanismus

Der Persönlichkeitskult hat abgewirtschaftet. Die Gebete vor der Heiligkeit von Menschenindividualitäten werden blaß und schemenhaft. Man weigert sich endlich, jede Wirklichkeit abzuschütteln, die nicht eine Steigerung des eigenen Seins bedeuten kann. Neue Sehnsüchte und neue Erlebnisart steigen empor.

Der Persönlichkeitskultus war der Geschlechtscharakter von Renaissance und Romantik, zweier Epochen, die beide den Zwiespalt zwischen einer rationalen und einer sinnlich-gefühlsmäßigen Überlieferung auszusöhnen hatten. Beide verlegten diesen Konflikt in den einzelnen Menschen, doch unter verschiedenen Vorzeichen: die Renaissance, da er ihr starkes Gebäude nicht anrühren konnte, die Romantik, da sie in einer (nicht individualisierten) Gemeinsamkeit an ihm zugrunde gehen mußte. So gibt sich die Ich-Religion hier als jubelnder Stolz, dort als intellektuelle Not.

Heute sehe man an dieser Stelle gerne etwas Stärkeres, Fremd-Wildes, Bezwingenderes, dem man in die Augen schauen kann und das einen Maßstab des Fortschrittes abgibt (ohne dadurch die blutige Wirklichkeit des Individuums benachteiligen zu brauchen). Eine ohne unseren Willen, doch mit all unseren Gliedern errichtete Zivilisation hat einen verwirrenden Rhythmus geschaffen, der viele Läufe persönlichen Erlebens in sich hineinreißt. Die neue Gewalt zu bekennen und kulturell nutzbar zu machen, ist die Aufgabe dieser Gegenwart.

Ein neuer Humanismus ist auf dem Wege. Man spürt ihn allerorts: in

Digitized by Google

den Wissenschaften, die die Grenzsetzungen der Einzeldisziplinen nicht mehr ertragen wollen und von der Soziologie die künftige Verbrüderung erhoffen, in der Kunst, die vom Ich zur Erkenntnis drängt und in dem heißen Durst noch Religiosität. Wir kommen vom Ich zum Du, in diesem Leben. Wir sind nicht sozial-sentimental, sondern finden uns darum teilhaftig an allen Menschen, weil die Beziehungen zu ihnen (auch die rein funktionell-mechanischen) uns die wahrhaftigste Wirklichkeit dünkt, weil das Symexistieren uns Freude und Sinn gibt.

Ich glaube (in Hinsicht auf „Individualität"): Ausschlaggebend ist allein die Richtung der Bahn, nicht das Ziel. Man lehne es daher ab, Start und Ziel auf denselben Punkt zu verlegen. Man komme endlich dahin, Einsamkeiten nicht für Alleinsein zu halten. Man achte darauf, daß neben einem gleichfalls Menschen rennen, keuchend, pantherhaft, einem Ziel zu, das allen vor Augen steht, jedem in anderer Form und Farbe, doch allen auf demselben Platz: auf jenen Hügeln, wo unsere Sehnsucht atmet.

Und so gestaltet sich der neue Kampf: als Gelächter über europäische Redensarten, die die Belanglosigkeiten etlicher Bürger als fromm-individuell hinstellen. Als heiliger Krieg gegen alles sich Isolierende (mit Berufung auf seine „Individualität"), Geruhsame und Verhaltene, gegen verfettende Bestandteile des Lebens. Als Glaube an die Autonomie der sittlichen Vernunft, die in uns allen lebendig ist.

Man wird jetzt wieder sagen müssen: Wichtiger ist es, ein Mensch zu werden, als eine Individualität zu sein.

Rudolf Kayser

Neue Hartleben-Briefe

Eine Kulturgeschichte, die, statt in die Ferne zu schweifen, nicht verschmähte, intime Dokumente menschlichen Lebens durch der Zeiten Wandel zu verfolgen, müßte auf die Geschichte des Briefes besonders bedacht sein. Finden wir nicht einen charakteristischen Mikrokosmos der galanten Zeit mit ihrem lebhaften Bedürfnis nach schöner Geselligkeit und ihrem Überfluß an Mußestunden in ihren Briefen? Ist nicht der Brief jener Punkt, wo die Romantiker menschlich verständlich werden? Und spiegelt sich nicht der Ideologismus des reifenden neunzehnten Jahrhunderts so treu in dem wichtigtuerischen Ernst seiner Briefe, die uns jetzt alle wie für die Ewigkeit berechnet erscheinen? Und ist jene Abneigung des ausleidenden neunzehnten Jahrhunderts gegen den Brief überhaupt, jene Idiosynkrasie, die Nietzsche den Rat geben läßt, nur einmal in der Woche Briefe zu empfangen und nachher ein Bad zu nehmen, ist jene Idiosynkrasie nicht eine für ihre Zeit charakteristische Reaktion? Und beherrscht nicht der Impressionismus, der auf allen Gebieten ästhetischer Ausdruckskultur unserer Zeit sich zum Gesetzgeber aufgeschwungen hat, heute den Privatbrief des ernsten Staatsmannes ebenso wie die Postrestante-Korrespondenz des Ladenfräuleins, das lakonische Billett des Leutnants ebenso wie den literarischen Brief des von Berufs wegen stets schreibfaulen Schriftstellers.

S. Fischer in Berlin legt einen zweiten Band von Briefen Otto Erich Hartlebens, Briefe an Freunde, vor. Mehr, als was diese Briefe sagen, interessiert, wie sie es tun. Die Klassiker von gestern bieten uns die Vorbilder zu den Unarten von heute. Dabei aber: welch Unterschied zwischen dem witzelnden Stil des Partout-

Digitized by Google

Geistreichen, des briefschreibenden Gigerls und dem Impressionismus der Otto Erich-Briefe. Was das Eigene kennzeichnet, dem Modig-Epidemischen abgeht, das ist das — Tempo. Wer seine Briefe persönlicher Natur nicht schnell genug schreiben kann, ist ein Briefschreiber; der Rest ist schriftstellerischer Dilettantismus.

Und das sicherste Merkmal für das Tempo der Hartleben-Briefe: man liest sie, wie amüsante Briefe, die man selbst erhält, hastig die Zeilen entlangeilend, wie wenn man fürchten müßte, dem lockeren Freund nicht folgen zu können.

Und weil dieser Otto Erich schon als Schüler der Beobachter und Spötter ist, der die Dinge und sich selbst, wie der Affe die Nuß, bevor er sie knackt oder auch nicht knackt, hin und her dreht, — und weil dieser Otto Erich auch als Stammgast von Sanatorien noch immer der Weisheit huldigt, kein Kalauer sei so unbedeutend, daß es sich seinetwegen der Mühe einer Postkarte nicht lohnte, — so herrscht auch in seinen Briefen nicht die zwingende Reihenfolge eines Lebenslaufes. Wo man das Buch aufschlägt, da spricht einer, der — weil ganz Augenblicksmensch — ganz Briefschreiber war. Daß in der Reihe der Briefe irgendeiner — einige Tage vor dem Tode datiert — der letzte ist, mutet auch nicht wie ein Abschluß von innerer Notwendigkeit an. Einem Leben, das die ruhige Bahn des Zusammenhanges verschmähend, sich von vornherein als Bruchstück gibt, ist subjektiv auch der Tod bloß eine Augenblickserscheinung, wie viele andere.

Adolf Josef Storfer

„Monico"

Aus falschen Pelzen quellen weiße Leiber,
Geschminkte Köpfe mit getürmtem Haar.
Erregte Männer klatschen an der Bar
Zum geilen Tanz lesbisch umschlungner Weiber.

Auf blanken Seidenhüten zittern Lichter,
Und blinzelnd musizieren rote Fräcke.
Verschwommen zeichnen sich, wie fahle Flecke,
Ins Rot der Logen trunkene Gesichter.

Wie gierige Augen funkeln an den schlanken,
Verwelkten Dirnenhänden breite Steine.
Und zwischen leeren Flaschen tanzend, schwanken
Auf irgend einem Tische nackte Beine.

Friedrich Eisenlohr, Paris

Vorfrühling

Glatte Asphaltstraßen stauben schon,
Winterfenster drängen aus den Wänden,
Müde Droschkengäule fühlen volle
Sonnenwärme in den dürren Lenden.

Läden bieten helle Kleider feil,
Damen mustern streng den Schnitt der Röcke,
Ungewohnt noch, triumphierend weht ein
Grüner Ulster um die Straßenecke.

Gottfried Kölwel

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Von Giftmischern / Von Ludwig Thoma

Einen Augenblick tritt Stille ein nach dem wütenden Streite und man hört ruhige Stimmen, welche die Kriegshetzereien dieser letzten Wochen eine verbrecherische Torheit nennen. Anatole France und Michel Bréal mahnen zur Vernunft, und das ist wie ein Klang aus besseren Tagen. Von damals, wo man nahe daran war sich zu verstehen. Es ist nicht lange her. Neun oder zehn Jahre.

Wenn sich die Schreier in die geröteten Gesichter sehen, nur auf Minuten stumm geworden, könnten sie sich fragen, was diesen Höllenlärm eigentlich entfacht habe.

Eigentlich — nichts.

Die Regierungen Frankreichs und Deutschlands haben sich über die strittigen Fragen geeinigt, Verträge geschlossen und unterschrieben. Beide erklären, daß es gegenwärtig keine Differenzen gebe, beide schwören, daß sie nur für die Verteidigung rüsten — was haben die Völker gegeneinander?

Eigentlich — nichts.

Sie lieben den Frieden, die Arbeit, das Recht, sie wollen ehrlich verdienen und sparen, sie denken nicht daran, Leben, Gesundheit, Wohlfahrt für kriegerische Abenteuer einzusetzen.

Wenn die Regierungen und die Völker aufrichtig den Frieden wollen, woher kommt der wütende Lärm, der Haß, woher kommen die kreischenden Drohungen, als wollte man sich morgen an die Gurgel fahren?

Doch nur vom Mißtrauen, von der festen Überzeugung, daß der Grenznachbar den ersten günstigen Moment benutzen wird, um über das Vaterland herzufallen.

Das Mißtrauen malt sich die ganze Ruchlosigkeit des Vorhabens aus; die Vorstellung erregt Wut, die sich bis zur Raserei steigert.

Und so kann zur Ursache des wirklichen Unheils werden, was nur die Folge des eingebildeten war.

Digitized by Google

Was gibt den Anlaß zu diesem gefährlichen Mißtrauen, unter dem alles ruhige Verständnis erstirbt?

Eigentlich — nichts.

Keine Geschehnisse, Taten, keine Wünsche nach Eroberungen, nichts.

Die Rüstungen dienen ja nur der Verteidigung, sind die ausgesprochenen Folgen des Mißtrauens, wie sollten sie seine Ursachen sein?

Zudem, sie kommen nach der Hetze, die seit Jahren getrieben wird, vielleicht wegen ihr, sie können nicht verantwortlich gemacht werden für den Haß, der lange vor ihnen die Sinne verwirrte. Nein, geben wir der chauvinistischen Presse, was der Presse ist.

Schmälern wir nicht ihr Verdienst! Sie hat es erreicht, hüben und drüben, daß alle Fäden zerrissen sind, daß jedes Wort, jede Gebärde mißverstanden wird, daß Gerechtigkeit, Humanität, Friedensliebe als schwächliche Anwandlungen von jedem schreienden Stubenhocker verhöhnt werden dürfen.

Lassen wir der gelben Presse diese Ehre! Es ist die Kleinarbeit von 365 Tagen im Jahre, Mosaik, zusammengesetzt aus Gemeinheiten, Entstellungen, Lügen. Es ist die Arbeit nicht von mächtigen Geistern, sondern von kleinlichen Leuten, die niedrigen Instinkten schmeicheln, verbrecherischen Begierden dienen und trotzdem durch Phrasen, durch nichts anderes als Phrasen die Ehrlichen und Verständigen zum Schweigen zwingen.

Keiner von diesen Leuten hätte die Gabe, das Volk fortzureißen, vielleicht jeder von ihnen erregt Unwillen und Verachtung bei den Näherstehenden, und doch haben sie es vermocht, durch Wiederholen und Wiederholen, daß leere Worte und Lügen zu unantastbaren Wahrheiten geworden sind, und doch haben sie Tropfen für Tropfen der öffentlichen Meinung Gift eingeflößt, bis diese in krankhafter Überreizung die Kraft zum Widerstande verloren hat.

Diese Presse hat gesiegt. Gestehen wir ihr das neidlos zu!

Die bürgerliche Welt von hüben und drüben will sich nicht mehr verstehen, findet auch nicht mehr, was sie ehedem aneinander finden konnte.

In Frankreich verzichtet man auf die graziöse, freie Heiterkeit, die Jugend bereitet sich auf die Schicksalsstunde vor, so heißt wohl die Redensart, und in Wahrheit erlaubt man den Gassenbuben, das große Wort zu führen, erlaubt man jedem Lumpen, sich mit der Revancheidee interessant zu machen,

Digitized by Google

zu der sich in unehrlicher Furcht die Tüchtigsten bekennen müssen. In das Privatleben greift der politische Haß ein, die immer hochgehaltene Gastlichkeit wird verletzt, ausländische Arbeiter sollen mit einer Kopfsteuer belastet werden, gegen deutsche Waren wird der Boykott gepredigt und aus der verbitterten Stimmung heraus erwachsen Zustände, die in einem friedlichen und gesitteten Lande kaum mehr erträglich scheinen.

Auch in Deutschland wirkt die immer wieder verkündete Botschaft von dem unvermeidlichen Kriege lähmend und verderblich.

Die gefaßte und ruhigere Art des Volkes läßt wohl solche Frechheiten, wie sie die Rotzlöffel, die Herren Camelots du Roi und andere verüben dürfen, nicht zu, aber wir pfeifen leider auch die Propheten nicht aus, welche im Lande herumreisen und von der „tatenarmen" Zeit faselieren.

Es ist auch in bürgerlichen Kreisen anerkannte Lehre geworden, daß man bei allen Tumulten in der Welt sich ein möglichst großes Stück in die Tasche zu stecken habe.

Ein Staatsmann, der kaltblütig die Schreierei verachtet, muß sich leidenschaftliche Angriffe gefallen lassen, und das Bürgertum nickt schwermütig mit dem Kopfe dazu und läßt sich vorrechnen, was Bismarck alles genommen hätte.

Prahlhänse, die in einem Kriege noch nicht einmal einen Katarrh riskieren würden, dürfen als Patrioten paradieren, wenn sie Fanfaren blasen.

Festreden gelten schon kaum mehr als abgerundet, wenn nicht auf das künftige Einsetzen von „Gut und Blut" hingewiesen wird.

Eine Freude an tönenden Worten macht sich breit, die früher nicht im Schwange war, und die Gutmütigsten verstehen nicht mehr, wie aufreizend Drohungen wirken müssen. Zwischen Frankreich und Deutschland türmt sich eine Mauer auf, und von der alten, verständigen Würdigung des Guten hier und dort ist kaum mehr etwas zu merken.

Man ist soweit gekommen, daß man die besten Leistungen des andern hämisch anzweifelt; höchstens regt sich noch ein mit Sorge vermischter Respekt vor der möglichen Verwendung irgendeiner großen Erfindung im Kriege.

Denn alle diese Siege des menschlichen Geistes, die Erfindungen der Flug-

Digitized by Google

zeuge, der lenkbaren Luftschiffe, der drahtlosen Telegraphie usw. dienen ja nur dem künftigen, unabwendbaren Zerstörungswerke.

Vor fünfzig Jahren wäre man in Europa selig gewesen über die märchenhaften Fortschritte der Technik, vor achtzig Jahren hätte Herr Biedermaier die Erfinder überschwenglich angedichtet, hätte von der Verbrüderung aller Europäer geträumt, heute rechnet der Spießbürger aus, wie viele Zentner Dynamit aus einem Luftkreuzer heruntergeschmissen werden können und der Bourgeois läßt die „Adler" Jagd machen auf alles, was da kreucht und fleucht.

Das friedliche Behagen aneinander ist verschwunden, jedes Gefühl für gemeinsame Aufgaben ist erstickt.

Michel Bréal und Anatole France predigen gegen den verbrecherischen Wahnsinn jenseits der Vogesen. Was gilt's, sie werden diesseits darum verhöhnt werden?

Es ist alles vergiftet, und das verdanken wir der nationalen Presse.

Ehre, wem Ehre gebührt.

Abwehr / Von Heinrich v. Frauendorfer

Wir erhalten folgende Zuschrift:

München, 16. März 1913.

An die Redaktion der Wochenschrift „März".

Wie ich eben erst einem Referate in Nummer 66 des „Bayerischen Kurier" entnehme, hat der Landtagsabgeordnete Held in einer zu Anfang dieses Monats im hiesigen Domkasino abgehaltenen Versammlung einen im verflossenen Monate im „März" erschienenen, mit Palatinus gezeichneten Artikel „Ein bayrischer Gedenktag" zur Sprache gebracht, und dabei in nicht mißzuverstehenden Anspielungen mich als den Urheber bezeichnet.

Daß ich in Wahrheit den Artikel weder verfaßt, noch inspiriert, noch sonst irgendwie daran mitgewirkt habe, können Euer Hochwohlgeboren und der wirkliche Herr Verfasser mir bezeugen.

Digitized by Google

Euer Hochwohlgeboren würden mich zu Dank verpflichten, wenn die Redaktion des „März" in der nächsten Nummer eine entsprechende Feststellung veröffentlichen würde.

Mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

H. Frauendorfer,
Staatsminister a. D.

Der uneingeschränkte Abdruck dieses Briefes enthebt uns einer umständlichen Versicherung, daß Herr von Frauendorfer in der Tat weder der Autor des Palatinus-Artikels ist, noch in irgend einer Weise an diesem Aufsatz beteiligt war. Wir wissen nicht, was den Abgeordneten Held veranlaßt hat, in der von dem früheren Herrn Verkehrsminister bereits gekennzeichneten Art diesen als Urheber auszuschnüffeln. Im übrigen bestätigt die in journalistischen Kreisen — (Herr Held ist immerhin Chefredakteur des Regensburger Anzeigers) — sonst verpönte Recherche nach dem Verfasser, daß die Darlegungen des Palatinus unbestreitbar sind. Angesichts der betriebsamen Neugier des ultramontanen Herrn Abgeordneten können wir im Einverständnis mit dem Herrn Verfasser verraten, daß sich unter Palatinus zwar ein in die Vorgänge vom Februar 1912 durchaus Eingeweihter, aber kein Mitglied des Kabinetts Podewils verbirgt.

Digitized by Google

1813 / Von Wilhelm Herzog

Aus der Zeit, die man jetzt so geräuschvoll feiert, aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung und Erhebung Preußens, ist uns ein Werk erhalten geblieben, daß wie kein zweites die Not, die Schmach, die inneren Kämpfe, die Preußen damals durchzumachen hatte, aus Selbsterlebnissen heraus darstellt, die Lebenserinnerungen eines märkischen Junkers, eines prachtvollen und rücksichtslosen Mannes von bismärckischer Schroffheit. Er war ein kluger, unnachsichtlicher Kopf, der seinen eigenen Weg stramm, Gott und Könige nicht fürchtend, ging und der in seine Denkwürdigkeiten all das an Beobachtungen niederlegte, was ein innerlich reiches Leben ihm bot.

Als diese Lebensbeschreibung dem Historiker Leopold Ranke noch vor dem Druck zugänglich gemacht wurde, urteilte er vorsichtig: man könne allerdings dem Volke jetzt nicht den Glauben an den seligen König nehmen, es schiene ihm aber der Verfasser dieser Schriften so „ausgezeichnet, so absonderlich" (d. h. eigenartig), daß es unrecht sei, seinen Nachlaß dauernd zu begraben.

Im Jahre 1852 erschienen bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin zwei schmächtige Bände: „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz auf Friedensdorf, Königlich Preußischen Generallieutenants a. D." Diese erste, längst vergriffene Ausgabe, die Niebuhrs Sohn besorgt hatte, war nicht nur unvollständig, sie brachte willkürliche Änderungen und beabsichtigte Entstellungen, ja der Herausgeber glaubte — im Interesse seiner konservativen Weltanschauung — vor kleinen Fälschungen nicht zurückscheuen zu müssen. Es ist das große Verdienst des letzten Herausgebers, Friedrich Meusels, endlich die Marwitzschen Denkwürdigkeiten ihrer ursprünglichen Form entsprechend wiederhergestellt zu haben, obschon auch er noch sich für verpflichtet hielt, neben vielleicht wirklich entbehrlichen Exkursen „manche zu diskrete" wegzulassen. Im Vorwort dieser neuen, monumentalen Ausgabe, die vor fünf Jahren wieder bei Mittler & Sohn in Berlin erschien, äußerte er allerdings: „Die Pflicht der Diskretion wird immer geringer, je weiter die Periode, der eine Aufzeichnung entstammt,

Digitized by Google

zurückliegt. Was 1850 zu veröffentlichen taktlos gewesen wäre, konnte heute ohne Bedenken zum großen Teil gedruckt werden. So werden Marwitz' scharfe, ja vielfach zu scharfe Urteile über König Friedrich Wilhelm III., die damals nahezu sämtlich gestrichen wurden, jetzt fast ohne Ausnahme mitgeteilt; es wäre eine falsche Loyalität gewesen, diese zwar subjektiven, aber historisch wichtigen Ergüsse und Kritiken eines unbeugsamen Patrioten unterdrücken zu wollen."

Ich gebe hier ein paar Auszüge aus dieser letzten Ausgabe des Marwitzschen Werkes, nicht um die an sich herzlich gleichgültigen und wahrhaft wenig heroischen Gestalten des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm und der Königin Luise zu verkleinern, sondern um sie ins rechte Licht zu rücken, um den Legenden, die hofphotographenwürdige Historiker erfunden haben und die ein großer Teil des Bürgertums kritiklos übernahm, die schlechten Aufzeichnungen eines dem König und der Königin nahestehenden Zeitgenossen entgegenzuhalten und den dummen Mythos von dem idealen Königspaar — wenn möglich — zu zerstören.

Es gilt ja nicht, Kindern ein Märchen zu verekeln, sondern mündigen Menschen das Unwürdige eines nur durch sich selbst starken Volkes aufzuzeigen, das sich die Verhimmelung kleiner unbedeutender Menschen, die zufällig auf dem Thron gewesen, zur Pflicht machen läßt, statt stolz zu sein auf seine eigene Kraft, die — vor hundert Jahren — den hilflosen und schwachen König zwang, Mut zu markieren, und, wie die Phrase heißt, „der Befreier seines Volkes aus der Knechtschaft" zu werden.

Aber man sehe nach Berlin, wie dort die Erinnerungsfeste gefeiert werden: durch Kirchgang, Paraden und Absperrungen gegen das Volk. Und nicht mit Unrecht: solange das Volk aus sich heraus nicht die Würde und die Fähigkeit findet, sich selbst genug zu sein, solange es bei höfischen Festen gafft und glotzt, weil es selbst noch keine Feste zu feiern versteht, solange das Volk nicht alles nur für sich tun will, solange es nur zugelassen sein will, solange es die gemeine Gewohnheit, als Untertanen behandelt zu werden, hinnimmt und nicht wie einen körperlichen Schmerz empfindet, solange es im Gegenteil vergnügt scheint, wenn es vor kaiserlichen Equipagen den Hut zum Gruße ziehen darf, solange also Selbstgefühl und Selbstachtung sich noch in einem so embryonalen Zustand befinden, daß wir noch immer in einer Knecht-

Digitized by Google

schaft unter mittelalterlichen Ideen leben, solange wird der Befreiungskrieg, der 1813 begonnen hat, nicht aufhören. Solange werden die, die sich aus den Verbänden, in die Geburt, Gesellschaft, Konventionen der Vorfahren sie gestellt, geistig losgelöst haben, arbeiten müssen, um das Volk aufzurufen, gegen die, die es — mit den Mitteln der ihnen gelassenen Macht — an der Entfaltung seiner Kräfte zu hindern suchen, die es künstlich in all dem Respekt und den Vorurteilen zu erhalten trachten müssen, um weiter Nutznießer fremder Kräfte zu bleiben. Kirche und Kaiser vereinigen sich, um den Massen Gehorsam, Untertanenpflicht und Pflege des monarchischen Gefühls zu predigen.

Die Schulen sind angewiesen, patriotischen — d. h. einen Unterricht zu erteilen, der die Mitglieder des angestammten Herrscherhauses — selbst wenn sie zurückgebliebene Schwächlinge oder hilflose Geisteskranke waren — zu Helden erhebt. Man entstellt, färbt, fälscht, radiert, und alles um des Staatsgedankens willen, den man mit dem monarchischen für identisch erklärt.

So hat man die beiden hundertjährigen Geburtstagskinder zu Rettern des Vaterlandes ausgeschrien, so hat man Hymnen auf die ideale Ehe eines Königspaares gesungen, so hat man den trockenen, leidenschaftslosen, meist zitternden, zuweilen gutmütigen Pedanten, der auf Preußens Thron Friedrich Wilhelm III. hieß, plötzlich, zu einem Heros gemacht, der sein armes darniederliegendes Volk zu Kampf und Sieg geführt habe, so hat man die kokett-liebenswürdige Königin Luise durch schönfärberische Lobpreisungen zu einer Heiligen zu entstellen gesucht.

Wie der märkische Junker, Ludwig von der Marwitz, sie sah, mögen die folgenden Auszüge aus seinem Tagebuch zeigen. Sie werden, hoffe ich, durch die hier notgedrungen abrupte Form ihren Reiz nicht verlieren.

*

[1797]

„Gleich nach seinem Regierungsantritt wollte der König regieren wie Friedrich der Große, d. h. mit seinen Kabinettsräten alles allein besorgen. Aber zu seinem Unglück bekam er die Masern, die Geschäfte mußten ausgesetzt werden, und da die bösen Folgen, welche diese Krankheit so leicht für die Augen haben kann, auch sehr willkommen waren, so wurde ein Vierteljahr lang soviel wie gar nichts getan. Zu seinem Erstaunen sah er, daß der

Digitized by Google

Staat nicht zusammenstürzte. Ihm selbst wurden gar keine nachteiligen Folgen dieser Versäumnis merkbar, und so ließ denn der anfängliche Eifer ganz und gar nach. Es war zwar und ist bis auf den heutigen Tag noch täglich um acht Uhr morgens Vortrag, aber in Zivilsachen meist ohne Entscheidung und nhne lebendige Teilnahme. So gewöhnte er sich, sich als neben seinem Reiche und ohne eigentliche Verantwortung dastehend zu betrachten. Dies schiebt er in Gedanken denen zu, die die Geschäfte in Händen haben, tadelt, was geschieht, prophezeit, daß es schlecht ablaufen werde (meist mit Recht), denkt aber nicht daran, daß er derjenige ist, der es nicht genehmigen und besser machen sollte. (Seite 169.)

[1797]

Seine Gemahlin, die Königin, behandelte er eigentlich ziemlich schlecht. Sie war nur auf Äußerlichkeiten erzogen, hatte aber die größte Begierde, sich zu unterrichten. Sie nahm Lehrer an oder ließ Gelehrte zu sich kommen, konnte aber selten die Zeit so abmessen, daß er nicht dazwischen kam, und sobald dies geschah wie beinahe immer, so mußten sie fort. Sie spielte Klavier und sang sehr hübsch, — wenn er dies hörte, kam er sogleich mit einer Trommel herein und schlug Reveille, so daß sie aufhören mußte. Wenn sie ein vernünftiges Buch lesen wollte, so sagte er: es sei dummes Zeug. Kurz, sie durfte nichts tun, als jeden Augenblick zu seiner Unterhaltung bereit sein. Wenn er krank war, welches glücklicherweise nicht oft der Fall war, wich sie nicht einen Augenblick von seinem Bett. Dagegen beförderte er eben das, was an ihr zu tadeln war, nämlich ihre Eitelkeit. Sie war sich ihrer Schönheit bewußt, war nichts weniger als gleichgültig gegen Bewunderung und liebte den Putz mehr als nötig was. Dessenungeachtet konnte sie ihm nie modisch und elegant genug gekleidet sein. Die Moden waren aber damals die während der Revolution aufgekommene sogenannte „griechische Kleidung". Die Frauenzimmer hatten nur ein Hemde und ein möglichst dünnes Kleid an, in welchem alle ihre Formen sichtbar waren. Wenige trugen noch einen engen und dünnen Rock darunter, und nur diese waren es, die von Brust und Armen nicht alles zeigten, was nur irgend zu zeigen war. Die Königin ging, wie man weiß, in dieser Mode voran. (Seite 169, 170.)

Digitized by Google

[1800]

Wenn nun gleich, wie erwähnt, die Königin nicht gut behandelt wurde und alles, was in die Welt hinein geschrieben ist von dieser so glücklichen und musterhaften Ehe, auf weiter nichts gegründet ist, als auf den bloßen äußeren Schein, daß man König und Königin beständig zusammen sah, so war doch auf der andern Seite die bloße Art, wie sie miteinander lebten und daß sie nie von seiner Seite kommen durfte, wieder ein großes Glück für die Königin . . .*) [Diese Lücke findet sich in der neuen Ausgabe, Seite 171.]

[1806]

Sie fing an mitzureden und zu treiben. Wie kurz darauf der Kaiser von Rußland mit seinem Feuereifer in Potsdam erschien, mit Umgebungen, ebenso jugendlich, gebildet, hoffnungsvoll, unternehmend wie er selbst und sich nun dies alles ihr vor Augen stellte — gegenüber ihrem Mann nebst seinen teils geistesschwachen, teils von egoistischen Ansichten und durch französische Sophistereien befangenen Umgebungen, wo er nur auf irgendwelche Art der gegenwärtigen Unannehmlichkeiten loszuwerden strebte, — da will ich nicht in Abrede stellen, daß der Kaiser Alexander einen mächtigen Eindruck auf sie machte und sie sich unglücklich zu fühlen anfing. Der König und der Kaiser hatten schon drei oder vier Jahre früher miteinander Bekanntschaft gemacht. Auf einer Revuereise nach Preußen, im Sommer 1802 oder 1803, war der König mit der Königin bis Memel gegangen, und dahin war der Kaiser zum Besuch gekommen. Er war äußerst gebildet und galant und hatte der Königin, wie man es nennt, die cour gemacht. Jetzt in Potsdam, wo er ernste Dinge vorhatte, war dies weniger der Fall, die Königin aber zuvorkommender und zutraulicher gewesen, immer in des Königs Gegenwart. Als nun all unsere politischen Fehler hinzutraten, kam es mit

*) Zu dieser Lücke bemerkt der Herausgeber der neuen Ausgabe, Friedrich Mensel: [1800] Marwitz' Angaben über die Königin Luise gehen zum Teil auf seine zweite Gattin, Gräfin Moltke, zurück, die zwölf Jahr Hofdame der Königin war und dieser persönlich nahe stand. Aber der etwas bitterliche Ton, die Neigung zu schonungsloser Kritik und zur Übertreibung, sind natürlich subjektive Beigabe des Verfassers. Der Leser wird sich hüten, alle diese Angaben, deren Quellenwert unbestreitbar ist, und besonders die Urteile, absolut zu nehmen und sich stets das Bild des Autors mit seinen mancherlei Härten, aber auch seinem rücksichtslosen Wahrheitsdrang vor Augen halten.

Digitized by Google

der Königin zum Durchbruch, — sie bat, sie flehte, man sagt, sie habe sich dem König zu Füßen geworfen, wahrscheinlich bei Gelegenheit des Traktats wegen Hannover, — alles damit er sich nicht mit der Schande beladen sollte, des Alliierten Eigentum von dessen Feinde zum Geschenk anzunehmen; aber vergebens; er wies sie hart zurück, holte einen Strickstrumpf, gab ihr den und sagte, dies sei ihr Geschäft, um andere solle sie sich nicht bekümmern. Es folgte ein kurze Zeit der Entfremdung und harter Behandlung von seiner Seite. Aber sie zeigte sich als eine gute Ehefrau, sie kroch zum Kreuz, bat um Verzeihung, wurde zu Gnaden aufgenommen, und von Stund' an verteidigte sie alle Maßregeln des Königs und trumpfte diejenigen tüchtig ab, mit denen sie früher wohl über unsere Politik gesprochen hatte (Seite 259, 260).

[1806]

... der alte General Kalckreuth hatte gebeten, daß sein Regiment den Namen der Königin führen dürfe. Es war bewilligt worden, und ist dies das jetzige Kürassier-Regiment „Königin". Sie hatte sich sehr darüber gefreut, hauptsächlich wohl, weil dies Gelegenheit gab, sich ein Reitkleid machen zu lassen von den Farben des Regiments, hellblau mit Kramoisi-Kragen und silbernen Knöpfen, welches ihr sehr gut stand und in welchem sie dieses Jahr (statt sonst in dunkelblau) spazieren ritt. Wie das Regiment in seine Garnison zurückmarschierte, ritt sie auf Kalckreuths Bitte hinaus, und er ließ das Regiment an ihr vorbeimarschieren. Diese harmlose Weiberfreude veränderten Napoleon und seine Gehilfen dahin, daß sie den Uebungen der Truppen beiwohne, sie selbst exerziere, anrede und zum Haß gegen die Franzosen anfeuere. Ja, sie sollte mit in die Schlacht von Auerstedt geritten, die Truppen angefeuert und dann, wie die Schlacht verloren, im Schrecken davongejagt sein! Von allen diesen Lügen wurde in unserm Lande selbst nur von den Schlechten nur der kleinste Teil, von Vernünftigen und der Verhältnisse Kundigen nichts geglaubt; im Ausland das meiste, in Frankreich jedes Wort (Seite 260, 261).

[1807]

Es konnte nicht fehlen, je mehr sie in der verflossenen Zeit gelitten, je mehr sie ihr eigenes Urteil gefangen genommen hatte, desto mehr mußte

Digitized by Google

ihr ein Strahl der Hoffnung jetzt aufgehen und die Person des Kaisers ihr als ein rettender Engel erscheinen*); natürlich aber mußte die Person ihres Gemahls um ebensoviel zurücktreten! (Seite 404.)

[1807]

Das letzte Mal sah die Königin den Kaiser im Januar 1809 bei dem Besuche, den sie mit dem Könige in Petersburg abstattete. Bei dieser Einladung hatte Alexander einen doppelten Zweck zu unseren Gunsten. Einmal, den bösen Eindruck, den der voreilige Separatfriede zu Tilsit und die Teilnahme am Raub (indem er von unserem Neu-Ostpreußen den Kreis Bialystok zum Sündenlohn annahm) bei uns gemacht hatte, zu verlöschen und Napoleon seine dauernde Freundschaft für den König vor Augen zu stellen, damit dieser bis zum entscheidenden Moment geschont werde, und sodann den Russen und dem französischen Gesandten Caulaincourt deutlich zu zeigen, daß die Gerüchte von einer Neigung zwischen ihm und der Königin unwahr seien.

Alexander spielte seine Rolle ganz vortrefflich. Die Königin wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, aber die ganze Zeit von den beiden Kaiserinnen, Gemahlin und Mutter, wie belagert. Der Kaiser hatte beständig dem König etwas zu zeigen, und dann arbeitete er in seinem Kabinett. Der Königin nahete er nur öffentlich und immer mit dem Ausdruck der tiefsten, fremdartigen Ehrerbietung. Sie war gezwungen, die Rolle einer wohl empfangenen fremden Königin zu spielen, die ihr zwar keineswegs fremd war aber doch dadurch unangenehm, daß sie zwischendurch auch recht gern die bewunderte schöne Frau gewesen wäre. Wie aber bei den größeren öffentlichen Festen — Bällen, Konzert, Feuerwerk — der Kaiser jederzeit, nachdem er sie auf ihren Platz zwischen den Kaiserinnen geführt, sie verließ und sich immer geflissentlich zu seiner Mätresse, der Gräfin Narischkin, setzte oder mit dieser tanzte, — und wenn sie noch mit

*) Anmerkung des Herausgebers Friedrich Meusel: Am 14. Mai 1807 schreibt die Königin an Kaiser Alexander aus Königsberg: „Aussi longtemps que je serai bonne moi-même, que j'aimerai la vertu, je vous serai aussi attachée par tous les sentiments qui m'attachent à la Providence même." Vgl. den Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I., herausgegeben von Paul Bailleu (1900, S. 463 ff).

Digitized by Google

einer alten Wunde nach Petersburg gekommen sein sollte, so verließ sie es wenigstens vollkommen geheilt. Auch für Napoleon und die ganze Welt waren nun jene Gerüchte aufs eklatanteste niedergeschlagen*)! (Seite 405, 406).

[1809]

Der König, dessen Gesinnung ganz von den Franzosen abgewendet war, ließ sich in allen Stärken mit ihnen ein, und sie hofften nun, ihm auch zum Handeln treiben zu können. Hierin irrten sie aber sehr. Er war von Natur allem Handeln abgeneigt, aber genug absoluter Monarch, um den Satz begriffen zu haben und durchzusetzen, so oft es nötig war: „Ich bin König, und was ich befehle muß geschehen; kein anderer hat darin mitzureden!" Denn sein Charakter war gebildet aus zwei Potenzen, die sich gegenseitig ergänzten und bestimmten: Liebe der Ruhe und Furcht vor allen Geschäften, sodann aber: Eigensinn und Despotie. Man hat ihm Unentschlossenheit und Mangel an Selbstvertrauen vorgeworfen, aber ganz mit Unrecht. Er war jederzeit entschlossen, nichts zu tun. Man hat ihn „den Gerechten" genannt, aber außer einigen bürgerlichen Ansichten im kleinen, hatte er keinen Begriff vom Recht. (Seite 525, 526.)

[1809]

Der Minister Stein war noch immer die Hoffnung dieser Männer, welche sich nun größtenteils in Berlin aufhielten und an dem Grafen Arnim v. Boitzenburg einen rastlosen Mitarbeiter fanden, in dessen Wohnung sie zumeist zusammenkamen. — Man suchte auch mich mehrere Male in diese Verbindung hineinzuziehen (welche, wie schon erwähnt, der Tugendbund nicht war, aber vom Volke dafür gehalten wurde, und welcher man einen viel größeren Wirkungskreis zutraute, als sie besaß); allein ich widerstand ihnen, denn sie konnten mir auf meine bestimmten Fragen keine Antwort geben, — denn wenn ich fragte: „Was wollt Ihr?" so hieß es: „Befreiung des Vaterlandes." — „Auf welche Weise?" — „Durch offene Gewalt

*) Anmerkung des Herausgebers Friedrich Meusel: Auch auf dieser Reise wurde die Königin Luise von ihrer Hofdame Gräfin Moltke begleitet, auf welche natürlich diese Erzählung — wie die umfangreichen gestrichenen Partien — gleichfalls zurückgeht. Ein Tagebuch von ihr, das gerade bis zur Petersburger Reise reichte, ist leider bis auf einen kleinen Rest von ihr selbst vernichtet.

Digitized by Google

und Empörung von Deutschland gegen Napoleon." — „Wie wollt Ihr die zuwege bringen?" — „Durch den König." — „Wie wollt Ihr das machen?" — „Einfluß auf ihn gewinnen und ihn in den Krieg stürzen." — „Das könnt Ihr nicht, er läßt sich nicht hineinstürzen; er redet von allem, läßt sich in alles ein, und wenn der Augenblick des Handelns kommt, tritt er zurück. Siehe 1805, siehe 1809." — „O, er wird schon handeln, wenn die Umstände nur darnach sind." — „Wenn er es aber nicht tut, was tut Ihr dann?"

Hier schwiegen sie immer. Ich hielt es für Zeitverlust, mich in Dinge einzulassen, von denen kein Erfolg abzusehen war und von denen ich glauben mußte, daß, wenn sie auch wirklich zur Reife kämen, sie doch augenblicklich durch schlechte und leichtsinnige Führung, wie 1805, 1806, 1809, gegen die besonnene Übermacht Bonapartes scheitern müßten. Ich hatte aber unrecht; der Himmel half so, daß der König dennoch 1813 wider seinen Willen in den siegreichsten Krieg gestoßen ward, der je erfochten worden ist. (Seite 526, 527.)

[1813]

Der König in Breslau hatte sich inzwischen keineswegs entschlossen. Soviel hatte er, wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse. Er rief also unterm 3. Februar die ganze Jugend seines Landes auf, um als Freiwillige in sogenannten Jägerdetachements zu dienen. Ich weiß es ganz gewiß, daß er keineswegs entschlossen war, diese Freiwilligen gegen Frankreich zu gebrauchen, ja er glaubte nicht, daß welche erscheinen würden! „Freiwillige aufrufen," sagte er, „ganz gute Idee; aber keiner kommen!" (Seite 548.)

[1813]

Aber die preußische Nation stand auf einer ganz anderen Stufe, als ihr König und sein Ministerium. Sie leistete nun, was ich 1805, 1807 und 1811 (jedesmal unter verschiedenen Umständen, aber doch immer zu dem nämlichen Zweck) gehofft und zu bewirken versucht hatte, und so riß sie den König mit sich fort.

* * *

Digitized by Google

Diese Darstellungen eines tapferen Kerls haben einen echteren Klang als der verlogene Vers des Mimilidichters: „Der König rief und alle, alle kamen", den die jetzige preußische Regierung als Inschrift auf ihre scheußlichen Erinnerungsmünzen — drei Millionen Dreimarkstücke und drei Millionen Zweimarkstücke — prägen ließ. Aber diese ordinäre Lüge eines, der sonst das einträgliche Gewerbe eines beliebten Schriftstellers betrieb, der mit lüsternen und zotigen Sentimentalitäten jahrzehntelang ein großes Publikum versorgte, diese kammerdienerhafte Fälschung der Geschichte scheint mir wertvoll, denn sie ist ein — vielleicht das deutlichste — Symbol für den ganzen Jahrhundertrummel, den wir staunend miterleben müssen.

Die preußische Regierung hat — um das große Volksjahr 1813 würdig zu feiern — ihre Begeisterung gipfeln lassen: in die Gedichtzeile eines schmierigen Pornographen. Nicht ohne Schmerz sieht man, wie Unwissenheit und Byzantinismus sich anstrengen, um weltgeschichtliche Taten eines Volkes zu kompromittieren.

Thüringer Briefe / Von Martin Andersen Nexö

Stilleben!

Eine ganze Woche lang hab' ich jeden Morgen beim Erwachen den gleichen hellen Eindruck von hoher Frostluft über einer Schneelandschaft gehabt. Unter meinem offnen Fenster ruht das Dorf, eingebettet in die weißen Felder des Hanges wie in ein gewaltiges, weiches Kissen. Es schickt blauen Morgenrauch empor, und unten auf der ansteigenden Straße läßt mit schwerer Zunge eine Alpenglocke ihre gedehnten Töne erklingen. Es ist der Milchmann; er bewegt sich so langsam von der Stelle, als hätte er Jahrtausende zur Verfügung.

Dieses Dorf gleicht hundert andern thüringischen Dörfern; es ist aus Lehm aufgeführt, der mit Stroh oder Dünger gemischt ist, und versteckt sich in einem schützenden Grübchen des Berghanges. Es hat tausend Einwohner, und der ganze gerodete Boden, der darum liegt, ist nicht größer als der Grundbesitz, der zu den meisten dänischen Herrenhöfen gehört. Ringsherum kommt dann der düstre Tannenwald — der Schwarzwald,

Digitized by Google

wie ihn der Thüringer nennt — und legt noch mehr Gewicht zu dem schweren Kranz von Bergen, der das Dorf von der Welt ausschließt.

Doch in die Höhe hinauf ist Aussicht genug; da starrt man in einen Himmel hinein, der manchmal so tief ist, daß er die Unendlichkeit zu enthüllen scheint. Und unterhalb des Dorfes stürzt durch eine schmale Bergkluft ein Bach dahin, der ein paar Sägemühlen treibt. Die steilen Abhänge der Kluft sind mit Riesentannen bewachsen, die die schwächsten Vorsprünge als Stützpunkte benutzen; und unten am Wasserlauf befindet man sich in tiefem grünem Dunkel, so daß man auf dem Boden des Meeres zu sein glaubt.

Das Wasser heißt Leina, und das Tal der Leinagrund. Es liegt ein eigentümlicher Reiz in allen den thüringischen Namen auf Dorf, Fels und Wasser. Das Volkslied erklingt, und geht man den Namen auf den Grund, so deckt jeder davon eine ganze kleine Welt von Gesängen und Sagen, die teilweise noch in der Vorstellung der Leute lebendig sind.

Die Entwicklung ist überhaupt nicht gar zu streng mit der Überlieferung in Thüringen verfahren. Wenn ich auf dem Weg nach dem Walde über die armseligen Felder gehe, komme ich hie und da an drei zusammengedrehten Garben vorbei, die aus dem Schnee hervorragen und wie ein plumper Strohmann aussehn. Es sind die letzten Garben von der vorjährigen Ernte — das Opfer, das man der Fruchtbarkeit dargebracht hat. Die Ernteleute haben sie zusammengewunden — vielleicht als primitives Bild des Erntegottes, und haben, einer nach dem andern, einen Bocksprung darüber gemacht, bevor sie die Äcker mit der letzten Fuhre verließen. Auch in andrer Beziehung sind die notwendigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, um eine gute Ernte zu sichern. Als der Bauer die Wintersaat säte, hatte er ein paar Samenkörner oder einen kleinen Pflock im Munde; das hält alles Unheil vom Getreide ab. Auch eine brennende Tabakspfeife tut drolligerweise gute Wirkung. Dann pflanzte der Bauer in jede Ecke einen der Stäbe, an denen im Rauchfang die Würste hängen. Zum Dorfe gehört, wie gesagt, nicht viel Boden, so daß es darauf ankommt, so viel Ertrag wie möglich daraus zu erzielen.

Zur Eisenbahn und zur Landstraße ist's weit von hier. Einmal täglich kommt der Postschlitten hierher und bringt Kunde aus der Welt, zweimal

Digitized by Google

in der Woche bahnt sich der Biermann seinen Weg hierherauf. Man kann die elementaren Nahrungsmittel bekommen — Milch, Eier und Brot; aber sie sind ebenso teuer wie im übrigen Deutschland, und die eingeborne Bevölkerung genießt sie nur bei festlichen Gelegenheiten. Das tägliche Brot besteht aus Quetschkartoffeln, die mit Öl aus Lein- oder Hanfsamen angerührt und — wenn es flott hergeht — mit einem Zusatz von saurer Milch gegessen werden. Dieser Brei kommt in eine Form und wird zu einer Art Pudding gebacken, der nach der Behauptung der Thüringer so gut wie Torte schmeckt. Übrigens zieht jede Familie zwei Schweine auf; aber wenn sie geschlachtet werden sollen, ist der Speck immer so teuer, daß man ihn nicht selber zu essen wagt. Politik ist nicht die starke Seite der Dorfbewohner; man weiß bloß, daß, wenn die Frauen mit einer Tracht Speck oder Eier über die Berge zur Stadt wandern, sie so und so viel dafür bekommen — und zwar so viel, daß die Alten, die andre Zeiten gekannt haben, sich bekreuzigen, wenn sie die Preise nennen hören. Daß eine gewaltige Hand aus dem Unbekannten herüberreicht und das schöne Geld wieder fortnimmt, wenn man sich seiner erfreuen will, ist nicht schwer zu entdecken. Aber niemand begreift, was für einen Zweck das Ganze haben soll.

Natürlich gibt es hier Leute, die sich sehr wohl Fleisch zu einer oder anderthalb Mark leisten könnten. Wenn sie aber bedenken, daß ihre Eltern nur den vierten Teil dafür bezahlten, dann kommen sie sich wie rechte Freßsäcke vor und halten sich an den Kartoffelbrei, um nicht Gottes Strafgericht über den schönen Thüringer Wald heraufzubeschwören.

Die Männer machen durchweg den Eindruck mangelhafter Ernährung; ihre Hautfarbe ist trotz der Bergluft unrein, die Körperhaltung schlecht. Die Frauen haben hier wie überall ihre eigne Art, sie scheinen weniger von dem zu gedeihen, was sie essen, als von der Freude am Dasein! Und mit der Freude hat es keine Not. Hier gibt es nicht viel zu wählen, aber die Thüringerin verlangt nichts andres vom Dasein als einen Tanz.

Es gibt ein altes Volkslied, dem das Bergmädchen vor allen andern Liedern den Vorzug gibt — die Tanzweise. Darin beichtet es ganz offen seine Leidenschaft für den Tanz. Und es bleibt auch kein Geheimnis, warum sie so gerne tanzt:

Digitized by Google

„Ei, ich tanz', solang ich kann — —
bis ich kriege einen Mann.
Dann ist alles Tanzen aus,
und ich bleibe schön zu Haus!"

Vielleicht hält sie sich frisch in der Ehe, weil sie hineingetanzt ist. Das Dasein ist oft hart hier in den Bergen, und wenn ein Mädchen erst einmal verheiratet ist, dann darf sie ordentlich zugreifen. Der Mann, den zu ergattern sie sich so große Mühe gegeben hat, tritt zurück, man bekommt ihn kaum zu sehen. Er ist auf Arbeit in den großen Domänenforsten oder beschäftigt sich zu Hause mit irgendeiner Industrie; oft ist nicht viel an ihm. Die Frau ordnet alles, und auf sie richtet man sein Augenmerk. Sie pflügt, fährt Dünger ein und erntet — für sich selbst oder andere. Im Winter steht sie draußen und schwingt den Dreschflegel, und die Saat trägt sie auf ihrem starken Rücken über die Berge — zur Mühle oder zur Stadt.

Hier hat einmal die Frau die ganze Last auf den Schultern — und scheint dadurch auf Kosten des Mannes gewonnen zu haben. Sie ist körperlich und geistig die Stärkere — wie die Partei es wohl immer sein wird, die sich ernstlich einer Sache annimmt. Ich habe nur einmal einen Mann mit dem thüringischen Tragkorb auf dem Rücken gesehen, sonst ist es die Frau, die das Ganze trägt, wenn die Eheleute aus der Stadt über die Berge heimkehren. Der Mann spaziert daneben und dampft an dem Glimmstengel des Kaufmanns, und in den ersten Tagen erinnerten die beiden mich immer an den Treiber und sein Lasttier. Aber die Wahrheit liegt wohl anderswo, die Mädchen aus den Thüringer Bergen haben durch den Tanz so kräftige Beine bekommen, daß sie das Ganze tragen können. In den meisten Dörfern bestimmt die Frau alles Wichtigere und tut Bescheid; der Mann, der frei an ihrer Seite herumläuft, macht oft den Eindruck eines Schoßtieres, das sie sich zur Zerstreuung hält.

Erstaunlich ist es, wie jung die Frauen sich hier halten. An wenigen Orten der Welt wird so viel — und so hübsch — gesungen wie hier; und immer sind es die Frauen. Wenn mehrere beisammen sind, wird der Gesang von selbst mehrstimmig; jede Melodie, die sie kennen, können sie auch zusammen singen. Mit hellem Lächeln der Erinnerung wiederholen sie bei

Digitized by Google

der schweren Arbeit die Lieder ihrer Jugend — Lieder von starken, schönen Männern, die da kommen und sie mit unwiderstehlicher Macht erobern. Und am Abend rodeln die alten Frauen auf ihren kleinen Schlitten mit der Jugend um die Wette den Berg hinab — und sie haben noch so junges Blut, daß sie auf der Fahrt kreischen und juchzen.

In dieser Gegend scheinen die Menschen überhaupt nie ganz zu altern, das beste in ihnen — das Herz — hält sie jung. Darum haben sie auch so viel Zeit. Beklagen wir uns über die Schwierigkeit, zu Mittag ein Fleischgericht zu bekommen, so raten sie uns, ein Ferkel zu kaufen und es selber großzuziehen. Sie begreifen nicht, daß wir noch weiter wollen — wozu denn hasten und jagen — von Land zu Land? Die paar Schritt Erde, die ein Mensch braucht, kann ich auch hier bekommen, so spärlich das Erdreich im übrigen ist — so meint die Hildebrandt, die mir gegenüber wohnt.

Und ich bin schon im Begriff, ihr recht zu geben. Alles, was da draußen die Gemüter in Bewegung setzt, dringt seltsam verdünnt und abgeklärt über den dunkeln Wälderkranz hierher und hat alles Spannende verloren. Zeitungen bekommen wir selten zu Gesicht; wenn wir uns allzu wissensleer vorkommen, leihen wir uns Zeitungen vom Nachbar, der einen ganzen Jahrgang liegen hat. Sie sind zwar einige Jahre alt, aber was macht das? Das Kalb mit den zwei Köpfen, der Schah von Persien und das größte Panzerschiff der Welt sind Stoffe, die nie aus der Mode kommen. Und wenn etwas passiert, was uns ernstlich angeht, dann steigt ein Mann mit blauer Mütze durch das Dorf hinan, stößt in ein Horn und tut die Dinge mit lauter Stimme kund. Und alle Mann hoch gehen wir zur Waldauktion oder zum Schneeschippen. Wenn ich mal das Bedürfnis habe, einen Menschen zu sehen, so gehe ich bloß über die Straße und plaudre ein Weilchen mit der Hildebrandt. Sie ist ein Repräsentant, mit dem die Menschheit zufrieden sein kann; es wird sich sicherlich nie etwas in der Welt ereignen, das sie aus der Fassung zu bringen vermöchte. Sie hat eine Kuh, Hühner, zwei Schweine und einen Mann, der Brennholz hauen und Wasser tragen muß, und dem es im übrigen erlaubt ist, sich draußen in einer kleinen Werkstatt aufzuhalten und so zu tun, als ob er arbeite. Am Abend bekommt er fünfundzwanzig Pfennige und darf dafür Biertrinken gehn.

Digitized by Google

Vor zwei Wochen bekam sie die Nachricht, daß sie von einem Bruder in Amerika zehntausend Mark geerbt habe; um sich das Geld auszahlen zu lassen, brauchte sie nur über den Berg zur Stadt hinabzugehen und ein Papier zu unterschreiben. Nun, zur Stadt konnte sie ja gehen, wenn man gar so erpicht darauf war, sie zu sehen — den Weg hatte sie schon einige hundertmal gemacht! Aber von Unterschreiben — davon konnte keine Rede sein! „Ick brook keen Geld, die Hühner legen wieder," erwiderte sie mit aller Bestimmtheit; und dabei blieb es. Nun hofft man, daß sie im Herbste nachgiebiger sein wird, wenn die Hühner wieder unfruchtbar werden.

(Deutsch von Hermann Kiy)

Mitternacht / Von Ernst Szép

Oh weh, ich muß schreiben. Ich sehe meine Uhr an. Der kleine und der große Zeiger zielen auf die schlanke, römische Zwölf. Punkt Zwölf. Mitternacht. Eine unglaublich schmale Achse, auf welcher diese fürchterlich große Welt sich von gestern auf heute dreht. Es ist Mitternacht. Wieviel Kirchen gibt es auf der Welt, wieviel Türme, wieviel Turmuhren, alle tönen, klingen, widerhallen, schlagen sie jetzt. Wie gerne möchte ich alle zusammen, auf einmal hören. Ich höre keine einzige, ich höre das Geräusch des Cafehauses. Dieses Geräusch fließt dahin wie das schmutzige Regenwasser aus der Rinne ins Faß. Wie sieht die Welt jetzt aus? Was machen die Menschen in dieser Minute auf der ganzen Welt?

Am Ende der Dörfer bellen die Hunde, in den Klubs der Städte sitzen krampfhafte Kartenspieler, Eheleute ziehen sich aus, sie waren im Theater, die Frau setzt sich an den Bettrand, die Hände fallen ihr in den Schoß und sie träumt; in den Spitälern liegen Kranke mit offenen Augen, in gesperrten Läden laufen Mäuse umher, im Hotelzimmer keucht über ihrem Kranz die Opernsängerin, Wickelkinder lächeln, der Mond spaziert über große Seen, in Vergnügungslokalen versuchen kahlköpfige Herren mit Frack und Monokel sich zu erfreuen, an der Tschataldschalinie liegen erfroren gerüstete Männer, ein feiger, junger Mann steigt mit einem Straßenweib die dunkle Treppe aufwärts, Eisenbahnzüge rennen ineinander, in kleinen Gasthäusern wird gesungen, Zahnwehmenschen jammern, trunkene Hochzeitsnacht im Hotel, ein Herr mit zerdrücktem Plastron erschießt sich einem Spiegel gegenüber, in Urwäldern recken sich Leoparde, junge Gefangene seufzen in ihren Zellen, eine Hebamme wird

Digitized by Google

aufgeklingelt, leere Trambahnen rollen in der Vorstadt, auf Hausbällen wird Klavier gespielt, ein aufgebahrter Toter denkt über das Jenseits nach, betrunkene Männer raufen an der Straßenecke, in den Mühlen pfeift der Riemen, auf Schiffen rauchen Matrosen Pfeifen, eine Katze miaut zwischen Schornsteinen herum, an verlassenem Bretterzaun blitzt das Messer des Mörders, das Opfer röchelt; in den Kirchen betet die Ruhe, die Tänzerin weint in ihrer Garderobe; wieviel elektrisches Licht, Gas, Petroleum, Kerzen und Sterne leuchten und wieviel Dunkelheit gibt es.

Irgendwo brennt eine Stadt und wie viele Zigaretten wurden in diesem Augenblick angezündet ... Wie viele Zigaretten brennen allein in diesem Cafehaus. Die feinen, schlanken, blauen Räuche schlängeln sich vom Ende der Zigaretten in die Höhe, in der Luft vereinigen sie sich, verbinden sich, fließen ineinander, steigen zusammen empor, wie matte, weite Vogelscharen. Die Leute, die der Rauch verläßt, sprechen, schwätzen, schreien, flüstern, lachen, singen; weibliches Lachen schlängelt sich. Das Cafehaus spricht, rauscht, braust, summt, singt ... ich presse beide Hände an meine Ohren, es wird still. Ich entferne die beiden Hände, es stürmt wieder. Ich mache es einigemal rasch hintereinander, stütze mich auf die Ellenbogen und drücke ab und zu mit den Händen auf meine beiden Ohren. Welch seltsame Musik. Als ob man Tschinellen schlüge.

Muß sie klug sein? / Von Marie Holzer

Jede Zeitung, die für wenige Pfennige täglich dem Abonnenten eine bunte Welt von Ereignissen bietet, die ihn geleitet durch die Irrgänge der Weltpolitik, die ihm die kleinen Polemiken der Kommune, die großen Worte im Reichstag kündet; die alles, was Geist, Kunst, Technik erdenkt und erringt täglich aus seiner Zauberschürze vor dem Leser ausschüttet, wie das Burgfräulein von Niedeck ihr artiges Spielzeug; die ihm keine Sensation, die sich in Paris oder Moskau, Japan oder New York abspielt, in der Leipziger Straße oder in Hinterpommern vorenthält, die jede Errungenschaft der Wissenschaft ebenso sorgfältig bucht wie eine Liebestragödie von Belang, schenkt dem unzufriedenen Leser mit dem Verdauungsapparat von wundersamer Konstruktion, der alle großen und kleinen Ereignisse konsumiert, ohne sich den Magen und Appetit zu verderben, zu Weihnachten noch eine süße Extraspeise. Eine ganze, große Weihnachtsbeilage mit bunten Geschichten, die sich auf das schöne Fest beziehen, mit seinem Stimmungsreiz, seinem Zauberglanz, seiner Weihestimmung, seiner Suggestionsgewalt oder andere, die die heimliche Festtagsstille vergolden, indem sie die Phantasie entführen in eine fremde Welt.

Digitized by Google

Aber wir leben im Zeitalter des Kino; der wechselnden Bilder. Und da hat manche Zeitung als Weihnachtsgabe für ihre Leser den dankbaren Gedanken gehabt, eine Reihe Leute von Rang und Ansehen um solch eine kleine Momentaufnahme zu bitten. Das große Publikum einen Blick tun zu lassen in ein bestimmtes Kabinett ihrer vielkämmrigen Seele. „Wie denken Sie über Arbeit?" — „Welchen Eindruck hatten Sie von Prag?" — „Hat das Rauchen einen Einfluß auf Ihre geistige Tätigkeit?" — „Muß er schön sein?" — „Muß sie klug sein?" — Und der Dichter, der Gelehrte, der Künstler setzt sich einen Augenblick in Positur, legt sich die Frage, über die er eigentlich nie recht nachgedacht, vor: Wie denk ich über Arbeit? oder: Muß sie klug sein? Und dann nimmt er eine Miene an, wie man sie etwa beim Photographen aufsetzt, wenn er vor einem steht, den Kopf liebevoll in seine Hände nimmt und hin und her wendet: „Bitte recht freundlich." — „Ein klein wenig lächeln, wenn ich bitten darf, ja, so ist es recht" und er antwortet. Und der dankbare Leser weiß, nachdem er zwei Dutzend oder mehr kluge und scherzhafte, boshafte und ernste Antworten gelesen, wirklich nicht, muß sie klug sein oder dumm. Ist Dummheit ein Vorzug und Klugheit ein Fehler? In der Frage liegt die selbstverständlich schweigende Voraussetzung, daß jeder Mann .... und ich will mich keines Hochverrates schuldig machen. Jedenfalls schwankt die Konjunktur. Und die armen kleinen Mädels in Berlin und Leipzig, in Magdeburg und Bremen, deren Hauptreiz, um dessentwillen sie geliebt wurden, ihre prachtvollen blonden Zöpfe oder ihre lachenden Augen, oder ihre kirschroten, kußbereiten Lippen oder ihr stolzer Wuchs gewesen, werden nun einen schönen Feiertag lang von ihrem Freund und Verehrer auf ihre geistigen Qualitäten hin geprüft, ohne daß sie eigentlich zu einem Resultat kommen, denn das Wort: ich hab dich lieb ist zweifelsohne immer eine Offenbarung, die ein Prophet nicht anders sagt, als ein ganz, ganz kleiner Mann, eine Göttin kaum anders als ein kleines dummes Mädel, denn man sagt es eben einer bestimmten Person und der instinktive Prozeß des Zueinanderfindens, des Zueinandergehörens hat sich schon vorher nach den ganz sicheren Gesetzen der Kohäsion vollzogen.

Und während ich die Antworten las, ob er schön und sie klug sein müsse oder dürfe, fiel mir die merkwürdige Suggestionsgewalt ein, die im Generalisieren liegt, ihre zündende Kraft und ihre vernichtende Schwäche. Wie Wundersames die Statistik geschaffen, wie sie geradezu eines der sichersten Postamente der Wissenschaft geworden, wie mit ihrer Hilfe der stolze Bau geistvoller Theorien emporgewachsen und wie sie im einzelnen immer wieder versagt, versagen muß. Wie verblüffend geistvoll leitet Buckle in „der Geschichte der Zivilisation von England" das Gesetzmäßige allen Geschehens ab, die Zahl der Heiraten von den Kornpreisen, die Zahl der Geburten, die Zahl der Selbstmorde, die sich mit überraschender Regelmäßigkeit bei gleichem Kulturstand auf der gleichen Höhe erhalten, ja, daß sogar die Todesart im gleichen Verhältnis immer die gleiche bleibt. Und doch, was haben die Gesamtergebnisse der Gesamtbetrachtung mit dem Einzelschicksal zu tun. Wenn auch die Gesetzmäßigkeit des Schicksals aller, wie ein Damoklesschwert über dem Einzelnen steht, in dem unbestimmbaren, schwankenden Gegensatz des Einzelschicksals zum gesetzmäßigen Gesamtschicksal liegt das Rätsel und der Reiz des Lebens. Alle unsere Generalisationsurteile, unter denen gewisse Kasten, Rassen und die

Digitized by Google

Frau so schwer leidet, werden immer an der Ausnahme zu schanden. Und das merkwürdige ist, daß wir auf unserem Lebenswege so oft, ja fast immer nur der Ausnahme begegnen. Daß wir unsere konstruierten Ideale immer zu gunsten eines lebenden Ideales, das hundertfach unserer Theorie ein Schnippchen schlägt, ummodeln. Daß der einzelne der Verfehmten, mit einem Generalisationsurteil Abgestempelten, immer von neuem die schwere Aufgabe zu lösen hat, die Kraft aufzubringen, tief eingewurzelte Vorurteile zu besiegen, das durch statistische Daten und Ergebnisse festgefahrene Denken aus den Angeln zu heben.

Wie uns in früheren Jahrhunderten das Volk eine tote Masse schien, ehe es uns seine Kraft gezeigt, ehe es zu leben anfing in Einzelschicksalen, so war die Frau ein Allgemeinbegriff, eine Gesamtheit. Aber die Einzelne hat sich Geltung verschafft, die Einzelne hat sich emporgehoben aus der Menge. Die Einzelne verstand das Interesse für sich zu wecken, die Einzelne hat im Guten und Bösen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, die Einzelne hat Leidenschaft erzeugt, die Einzelne hat durch Güte und Demut, durch ihre Schönheit oder durch ihre Milde, durch ihre Herrschsucht oder durch ihren Leichtsinn die Augen aller auf sich gezogen, die Einzelnen weckten den Typus Frau zum Leben und trotzdem wird sie immer wieder als Masse beurteilt, immer wieder als Gesamtheit bewertet, gemessen, eingereiht. Und aus den Zügen der Gesamtheit formt man den Einzeltypus, die Züge der Gesamtheit sucht man im Einzelindividuum. Und doch hat eine Charlotte Corday gelebt, eine Madame de Stael, eine Pompadour, eine Florence Nightingale, eine Louise Michel, eine Königin Elisabeth, alle der Typus Frau mit ähnlichen Körpermaßen, einem ähnlichen Hirngewicht und doch wie verschieden, wie vielgestaltig, wie diametral in ihrem Denken, Fühlen, Sinnen, Trachten, in ihren Zielen, in ihren Idealen.

Unsere Mädchenerziehung hat immer die Nivellierungstendenz vor Augen gehabt, ein wortloses Sichbeugen vor des Landvogts Hut. Ein Andersein, ein Originellsein, puh, wie unweiblich, wie wenig sittsam. Ein Sichauflehnen, wie pöbelhaft, ein Sichbemerkbarmachen, wie wenig ladylike. Erst langsam kommen wir darauf, daß man nur dann Manselbst sein kann, wenn man die Konvention graziös handhabt, wie einen Fächer, den man fallen lassen kann, zusammenklappen oder den man vors Gesicht hält, um ein Lächeln oder Lachen zu verbergen, nicht daß sie einem Leber und Nieren und Herz und Sinne einschnürt, wie ein Mieder.

Die großen früchtetragenden Gedanken kommen aus dem Herzen, sagt ein großer Mann und die richtig funktionierende Herztätigkeit hat man der Frau selten abgesprochen.

Kraft der Anpassung, kraft des Instinktes, aus Berechnung, aus Klugheit, aus Liebe werden sich die Frauen immer formen nach des Mannes Wunsch, wenn Eitelkeit oder Schwäche, wenn Liebe, Anlehnungsbedürfnis oder Not sie zu ihm zwingt. Bei unserem heutigen Sittenkodex, unserer heutigen Gesellschaftsmoral, die die Sittlichkeit der Frau von des Mannes Gunst oder Ungunst abhängig macht, bei der festeingewurzelten Anschauung unserer Ehrbegriffe, die in der lapidarsten Formel lautet: die sittlichen Werte des Mannes wohnen oberhalb des Gürtels, die der Frau dagegen ... ist die Fran, ob sie dumm, schlecht, listig, kleinlich, kokett, ob sie gütig, klug, hingebungsvoll ist, Mutter

Digitized by Google

oder Weib, als Typus Frau nichts anderes, als das Spiegelbild der Sehnsucht, der Wünsche, der Ideale des Mannes. Sie darf keine andern Götter haben neben mir, so lautet der oberste, heilig gesprochene Grundsatz und wie Gott den Menschen schuf nach seinem Ebenbilde, der Mann die Frau der biblischen Geschichte nach aus seiner Rippe, so formt sie der Mann von heute aus seinem Geiste. Und die Frage, muß sie klug sein, ist zu lesen in der Spiegelschrift, sie darf nur so klug sein, daß sie allezeit zu mir aufschaut. Denn das Wort: Vae victis hat einen herben Klang und sich dagegen zu wehren ist Mannespflicht und Mannesehre, ist Mannesklugheit und ein Prüfstein seiner Kraft, denn tief, tief lebt im Herzen der Frau die Sehnsucht, zu ihm aufschauen zu können, aber kraft seiner Überlegenheit, nicht kraft verbriefter Rechte.

Bankbrüche / Von Carnifex

Der Börse wird die Sache schon langweilig. Woche für Woche Bankpleiten. Man gewöhnt sich schnell daran und kümmert sich nicht mehr drum. Wenn aus dem Portefeuille des Insolventen ein Papierregen auf die Börse flattert, wird der Spekulant ängstlich. Sonst zuckt er kaum die Achseln. Wer durch den Resignationsnebel sieht, erblickt ein besätes Schlachtfeld. An allen Ecken liegen Schuldige und Opfer.

Im September vorigen Jahres einige Vorstürzer: D. H. Apelt & Sohn in Halle, Hermann Jahn in Magdeburg, F. C. Jörger in Baden-Baden. Dann kam der erste Balkanschuß und das Engrospurzeln begann. Bezeichnenderweise im Osten, in Schlesien. Panik in Reichenbach. Die alte Bankfirma F. W. Weiß brach zusammen und riß ihre Filialen in Neurode, Nimptsch, Langenbilau, Schweidnitz mit. Das Reichenbacher Bankgeschäft Fr. von Einem folgte. Nun auf schlesische Sparkassen. Ministerielles Beruhigungstelegramm ohne Wirkung. Allgemeines Strumpfthesaurieren. Die schlesische Textilindustrie gerät in Bedrängnis. Die Großbanken stützen, das heißt sie setzen sich wie die Aasgeier auf die Leichen und fressen sie mit allen Debitoren und Kreditoren. Auf dem Münchener Bankiertage nannte man das Verfahren Schwesternliebe. Durch den ganzen Oktober 1912 Börsenderoute und Panik. In Erfurt stellt am 28. Oktober die katholische Spar- und Darlehnskasse die Zahlungen ein. Im November ist Görlitz dran: Ernst Drawe, Bankgeschäft. Inzwischen werden aus den schlesischen Erstlingsinsolvenzen Konkurse. Bald darauf geht in Eisenach das Bankhaus Strauß & Heberlein in die Brüche. In Berlin geht Samuel Zielenziger der Atem aus. Über solche Zeiten schiebt auch der Geschickteste den Karren nicht. Im Dezember kracht es im Hannöverschen: Bankfirma Gebrüder Wolfes in Elze. Das neue Jahr fängt gleich gut an. Im schönen Schwabenland prellt der Bankier Stern (Landsberg) die Depositengläubiger. Das Bankgeschäft Gerhauser in Kaufbeuren muß in Konkurs gehen. Ebenda schließt die Bankfirma Frey & Schäfer die Kassen. Viele Millionen sind verloren. Die Gläubiger des Reichenbacher Bankhauses Weiß hören bald nach dem Neujahrsfeste die liebliche Kunde, daß ein halbes Pro-

Digitized by Google

zent Konkursquote zu erwarten sei. Der Bankier Alletag in Füssen (Bayern) meldet Konkurs an. Wie immer fallen vertrauensselige Kleinsparer herein. Dann wendet sich der Pleitegeier wieder nach Osten. Die Provinzial-Bank in Kolmar wird fallit. Der Direktor flüchtet hinter seinen Genossen her. Das ist nur eine Auslese. Es fehlt noch ein hübscher Posten. Und noch kein Ende abzusehen. In Stuttgart erklärte sich die Bankfirma Fritsch insolvent, in Hannover Emil Werthauer Nachfolger. An die hundert Millionen dürften perdu sein. Die beiden letzten verkrachten Mitte März. Das kann ein netter Frühling werden.

Drei Mappen mit dem Signum „Bankbrüche" liegen nun schon in meinem Archiv. Ich suche blätternd nach den Motiven. Der Balkankrieg hat in deutsche Häuser und Hütten unendliches Elend gebracht. Während preußische Minister einen „Glanzaufschwung" konstatieren, heulen die Armen in die leeren Beutel. Manchem kam in dieser goldenen Zeit das „eiserne Jahr" wieder, mancher hat die Eigenregie verloren und muß nun für Monatsgehälter schuften. Nicht auf dem Balkan nur liegen Tote. Dutzende haben Selbstmord begangen. Auch an Bankierschuftigkeiten hat es nicht gefehlt. Depoträuber und Spekulationshalunken. Größenwahnsinnige, Alleswisser, die Haussen schon vier Wochen vorher riechen und natürlich danebensegeln. Dann Konfessionsmißbraucher und Schwelger. Aber der Hauptgrund ist dieser: Die Kleinen können einfach nicht. Überallhin greifen die Croupierrechen der Großbanken. Ein krampfhaftes Hinterherrennen der Kleinen. In zehn Jahren schnellte das Konto-Korrent-Konto der Reichenbacher Firma F. W. Weiß von $18^1/_2$ auf 300 Millionen, das Effektenkonto von 8 auf 140 Millionen und das Wechselkonto von 4 auf 42 Millionen Mark empor. Da kann in Krisenzeiten der Knacks nicht ausbleiben. Vor den Kreditungeheuern gibt es keine Rettung mehr. Aufschluckenlassen oder pleite. Das ist die Alternative. Nach jedem Fall sind sie da. Schon im Oktober machte der Schlesische Bankverein in Schweidnitz eine Filiale auf. Sofort nach dem Tode der ansässigen Firma. So war es seinerzeit in Frankfurt an der Oder, als die Vereinsbank nicht mehr weiter konnte und so ist es seither stets gewesen und wird es auch weiter sein. Bis der Bankmittelstand ausgerottet. Das mag Entwicklungsnotwendigkeit sein. Aber es ist widerwärtig. Wie alles Fleddern. Ich hasse diese kalten Hände, die nur zählen und nicht mitleidig aufrichten können.

Digitized by Google

Bayerisch-politischer Kalender

Der Bericht über das bayerische Gesundheitswesen, herausgegeben vom Staatsministerium des Innern, bearbeitet im Statistischen Landesamt, die Jahre 1908, 1909 und 1910 umfassend, ist als Fortsetzung des Generalberichts über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern bei Fr. Baßermann im Druck erschienen. Die schnellere Drucklegung und einheitlichere statistische Durcharbeitung des Materials ist zu begrüßen. Zu bedauern dagegen ist die völlige Zurückdrängung der selbständigen bezirksärztlichen Beobachtungen über Nahrung und Wohnung, so daß der Umfang einer dreijähren Berichterstattung auf das Volumen der früheren einjährigen Referate zusammengeschrumpft ist. Vermutlich aus dem zurzeit im bayerischen Ministerium des Innern herrschenden großagrarischen und antisozialen Rücksichten. Die Gesamtbevölkerung Bayerns betrug im Jahre 1910 : 6887291. Die Zahl der Eheschließungen hat sich seit 1907 stetig vermindert. Auf je 100 Einwohner berechneten sich Eheschließungen 1907 : 0,77; 1908 : 0,75; 1909 : 0,73; 1910 : 0,72. Die Zahl der Lebendgeborenen ist 1910 um 3,7 Prozent gegen 1907 zurückgegangen. Die Säuglingssterblichkeit betrug im Durchschnitt von 1906/10 noch immer 21,7 Prozent. Die Durchschnittsziffer des Jahres 1910 war am höchsten mit 27,8 und 24,9 Prozent in den fast ganz ultramontanen Regierungsbezirken Niederbayern und Oberpfalz. Die Tuberkulosenziffer beträgt noch 119,8 von je 1000 im Königreich Gestorbenen.

In ihrer Nummer vom 16. März veröffentlichte die Bayer. Staatszeitung, wie angenommen wird, aus der Feder des Ministerpräsidenten von Hertling, einen neuen Animierartikel zur Rüstungsvorlage und zur einmaligen Vermögensabgabe. In offensichtlicher Wendung gegen einige von früheren und noch aktiven Landtagsabgeordneten herrührenden Artikeln in der Zentrumspresse hieß es da:

„daß das Ausland bei der Erörterung dieser Fragen auf uns schaut, und daß die achtungsvolle Aufnahme, der der Gedanke der deutschen Vermögensabgabe bei den fremden Nationen begegnet sei, rasch einer unserem Ansehen abträglichen Beurteilung Platz machen müsse, wollten Krämer- oder Philistergeist an ausschlaggebender Stelle zu Worte kommen. Wenn Deutschland diese wahrhaft großen Opfer auf sich nehmen wolle, so dürfe sie es nur würdig auf sich nehmen, in der Überzeugung, daß sie die stärkste Bürgschaft dafür böten, daß uns der Friede, und daß damit deutscher Arbeit, deutschem Handel und deutscher Industrie ihr Betätigungsfeld gesichert bleibt."

Darauf antwortete am nächsten Tage das führende Münchener Zentrumsorgan, der Bayr. Kurier:

„Es ist richtig, daß wir Deutsche bei dieser ganzen Angelegenheit bestrebt sein sollen, würdig und der ernsten und hohen Bedeutung der Sache angemessen über die Aufbringung der Mittel zu reden und zu beraten, aber es kann wohl von niemand die Notwendigkeit bestritten werden, daß wir dabei auch mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln rechnen und nach Art eines guten Familienhausvaters unsere Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen versuchen müssen. Wer anders verfährt, handelt unwirtschaftlich. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Stellungnahme des Zentrums zur Deckungsfrage geleitet worden. Erst die Einnahmen, dann die Ausgaben! Es wäre ein bequemer

Digitized by Google

Standpunkt für die Regierenden, mit Schlagworten das Volk zu veranlassen, alles und jedes in stummer Ergebenheit zu schlucken. Wozu dann überhaupt noch eine Volksvertretung! Loyalität ist gut, Hyperloyalität aber von Übel."

Noch schärfer wandte sich, nach einem wörtlichen Berichte des genannten Zentrumsblattes, der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Freiherr von Malsen in einer Landshuter Versammlung gegen die Politik des Ministerpräsidenten. Er sagte:

„Bei dem Kapitel ‚einmalige Vermögensabgabe' drängt sich mir ein brennender Wunsch auf die Lippen: Man verschone uns mit dem wirklich unerträglichen Phrasengeklingel, mit dem man uns nachgerade in einer Form und in einer Fülle überhäuft, daß wir bald reif sein werden, mit den vielverspotteten Franzosen einen Matsch im Phrasenertragen ausfechten zu können. ‚Erneuerung der Opfer von 1813 im Jubiläumsjahr!' ‚Gold gab ich für Eisen!' ‚Die verbündeten Regierungen wollen dem feindlichen Ausland einen Begriff beibringen von deutschem Opfermut!' und endlich die Bayerische Staatszeitung, die zwischen zwei Anfällen von Begeisterungstaumel die Idee der einmaligen Vermögensabgabe eine ‚welthistorische Begebenheit' nannte; mit der Bezeichnung „genial" wurde ohnehin nur so herumgeworfen. — Glücklicherweise gibt es auch kühl denkende und nüchterne Leute und für diese ergibt sich folgende Betrachtung. Der Gedanke der Deckung der Milliarde durch eine einmalige Vermögensabgabe ist alles andere eher denn originell oder genial. Es ist eine Zwangsanleihe ohne Rückzahlungs- und Zinsverpflichtung, beruht auf dem Konfiskationsprinzip und ist ein Auskunftsmittel, wie es schon vor Tausenden von Jahren angewendet worden und erst aus der Geschichte der Steuertechnik verschwunden ist, als sich die Kunst der Besteuerung aus ihren rohen Urzuständen herausgearbeitet und verfeinert und der Staatskredit sich entwickelt hatte."

Herr von Malsen, ein führendes Mitglied der Zentrumsfraktion im bayerischen Landtage gilt auch als Urheber der Niederlage des Freiherrn von Hertling in der bayerischen Königsfrage.

Blätter verschiedener Parteirichtungen wissen von dem nahe bevorstehenden Rücktritt des bayerischen Kriegsministers Freiherrn Kreß v. Kreßenstein, eines eminent tüchtigen Militärs, zu melden. Das Münchener sozialdemokratische Organ erklärt dazu, ihm sei versichert worden, weder dem Herrn Kriegsminister noch den übrigen Mitgliedern des Ministeriums sei das geringste von solchen Demissionsabsichten bekannt." Und fährt dann fort:

„Es wäre ja auch zum mindesten seltsam, wenn so kurz nach dem Wechsel der Regentschaft und nach dem feurigen Vertrauenskuß auf die philosophischen Lippen des Herrn v. Hertling gerade einer der wenigen Minister demissionieren würde, die ihr Handwerk verstehen." Andere bayerische und außerbayerische Zeitungen halten aber an der Meldung von der bevorstehenden Demission fest und kündigen sie für Anfang April an.

Das Münchener sozialdemokratische Organ verlangt in mehreren Artikeln über die einmalige Vermögenssteuer ein Heranziehen der hohen Einkommen und führt eine Reihe von Fällen an zum Beweise des Mißverhältnisses in den Leistungen von Leuten mit kleinem Vermögen und geringem Einkommen und von Inhabern großer Einkommen mit kleinem oder größerem Vermögen. Darunter auch dies Beispiel:

„Gliedstaatlicher Minister: Einkommen aus Beruf 45000 M., aus

Digitized by Google

Kapitalrente 7000 M. = 175000 Vermögen. Beitrag zur weltgeschichtlichen Größe 875 M. bei 52000 M. Jahreseinkommen ‚zurzeit'."

Es ist unschwer zu erraten, welcher präsendierende bundesstaatliche Minister damit gemeint ist.

In den Münchener Neuesten Nachrichten plädiert Germanicus an leitender Stelle im Zusammenhang mit einer Betrachtung über die neue Militärvorlage für Einführung der einheitlichen einjährigen Dienstzeit im Heere.

Balthasar

Der Tod in Venedig

Novelle von Thomas Mann*)

Was ist früher, Wirklichkeit oder Gedicht? Wenden nicht die Dinge sich so, wie der Sinn der literarischen Kunst es verlangt? Als Zola seine große Gesellschaftsgeschichte des zweiten Kaiserreiches nur erst entworfen hatte, das Land die Jagdbeute von Abenteurern, die Orgien der Gier, die Feerieen der Spekulation, ein nie wieder erhörter, hemmungsloser Höhenrausch der bourgeoisen Kultur samt ihrem Hinabrasen durch jenen Schlamm von Gold, Geschlecht, Schande und Blut bis zum Zusammenbruch, bis zum geistgewollten, von der Logik eines Buches gewollten Zusammenbruch des Regimes: — da brach es wirklich zusammen. Wer hätte es geahnt. Noch gestern herrschte es über Paris und die Welt.

So würde das Schicksal dessen, der Gustav Aschenbach heißt, sich nicht haben vollenden können, wäre nicht eine ganze Stadt ihm gefügig gewesen. Es handelt sich nicht um Einwirkung des Milieus. Es liegt vielmehr so, daß Abenteuer einer Seele auf dem Wege sind, und daß irgendwo das Abenteuer einer Außenwelt ausbricht, wie gerufen von jenem Einzelschicksal, und sich ihm verschränkt. Die Stadt Venedig, von der unheimlichen Krankheit befallen, und ein seltener Mensch an der letzten, gefährlichsten Wendung seines Erlebens, sie rufen einander. Solange er sicher ging, ein großer Arbeiter war, streng-geistig und Bildner der Erkenntnis, was konnte die Courtisane unter den Städten ihm mehr sein, als das gleichgültige Vergnügen seiner Ruhepausen. Auf seinem rauhen Bergsitz schrieb ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, vereinsamt in der Zucht des Geistes und den Verbindlichkeiten des Ruhmes, an den Werken seiner Reife, dem „Friedrich von Preußen", der Gustav Aschenbach zum Dichter der Nation machte, dem „Elenden", durch den er dem neuen Geschlecht einen Weg wies, jenseits von schwächender Erkenntnis zur neuen Unbefangenheit und sittlichen Tatkraft. Die Bücher gingen hinaus, eroberten, wirkten; und was zurückkam in das Zimmer des auf sich selbst Gestellten, waren die täglichen Beweise menschlichen Vertrauens, die Werbungen um ein Wort der Führung, alle Zeugnisse ernster öffentlicher Geltung und endlich auch die Auszeichnungen der Staatsgewalt, da ja sie das letzte sind, worauf die Geister dieses Landes rechnen dürfen. Gustav von Aschenbach ist amtlich geadelt worden, nachdem er, dem Zigeunertum und der amoralistischen Neugier der Erkenntnis entwachsen, adelig geworden war durch die Würde des Geistes . . . Welcher dunkle Irrweg ist denkbar von hier zum Abgrund, zur inneren Schande, der man nicht mehr widerstrebt, zum Untergang in Selbstvergessenheit? Nur

*) S. Fischer, Verlag.

Digitized by Google

der, auf dem die Schönheit vorangeht! Aber sie geht immer, auf guten und schlimmen Wegen, dem Künstler voran. Einzig durch sie gelangt der Sinnliche zum Geist und seinem Adel. Und in einer Stunde der Ermattung, des versagenden Selbstschutzes und vielleicht der Lebensangst des Alternden, kann sie ihn ins Schrankenlose reißen, kann den Kultus der Form zum Rausch und zur Begierde entfachen und die gedankenschwere Empfindung zum wilden Gefühlsfrevel. Schönheit verwöhnt ihren Anbeter durch überhohes Lebensgefühl; eben darum ist er „dem Tode schon anheimgegeben". Dem Tod in Venedig. Der Tag wird kommen, da ein Meister, ein Hort edler Form, Vorbild der Jugend und Sprecher der Nation, vernichtet dasitzt am Rande eines begrasten Brunnens, inmitten jenes verfallenen Platzes zu Venedig, und von dem lauen Karbolhauch der erkrankten Stadt umspült, mit geschminkten Lippen verkommene, schöne Worte richtet an den Knaben, den er begehrt.

Dieser hier hat verspielt, was ihm das wünschenswerteste schien: ein fruchtbares Alter, das Künstlertum der letzten Lebensstufe, der Weisheit, der Vollendung. Er wird nicht mehr schreiben; er wird nicht die Warte des Greisentums ersteigen, auf der ein Werk und ein Leben erst wahrhaft umfassend — und auf der es kalt wird. Seine Jahre werden verkürzt, die Stunden seines Ausgangs zerrüttet und bezaubert sein von regellosem Gefühlsdrang. Und so werden sie menschlich sein, werden ihn durch Liebe, eine wortlose, unerfüllbare Liebe aus seiner hohen Einsamkeit noch einmal unverhofft erlösen, und seine letzten Herzensschläge werden ihm die Brust schwellen, als seien es seine jüngsten. Sollte er bereuen? Er fragt es sich nicht einmal. Um ihn her die Stadt ist krank, und wie die Courtisane, die sie ist, verheimlicht sie es aus Geldgier. Sie ist die Schönheit, die verlockt und mordet. Aus weiter Ferne, durch Traumgesichte und rätselhafte Sendboten in unbestimmten Masken des Todes hat sie einen Menschen hergezogen, der reif war, an ihrer Brust zu sterben. Die süße und verdächtige Schwüle ihrer Luft, die seligen Farben ihrer Fäule, ihre wollüstige Verderbnis: dies ist Gleichnis und brüderliches Schicksal. Eine Seele mischt ihr Erlebnis, ihr buntes letztes, in das einer Außenwelt, und durch das Zusammenspiel von beider Lust und Ängsten entstehen Vorgänge von großer Tiefe und Bedeutsamkeit, verhaltenen Atems, doch erfüllt mit Stimmen, den Stimmen der Sturmvögel, der Pest, der süßen Menschengestalt, und den Stimmen der Hoheit und des Falles. Sie hallen durch eine Stadt und eine Seele: hallen und verhallen in den Tod, den Tod in Venedig.

Heinrich Mann

Schwerverbrecher

I.

Nicht etwa diese Presse nur, die jede Sensation verurteilt, deren die Konkurrenz zuerst habhaft wurde; einen Tag im Jahre sich über „Schmeichelung häßlicher Instinkte" empört, und die übrigen mit eben dieser einträglichen Arbeit hinbringt. Für den Schwerverbrecher fehlt ihr noch, daß sie nach den Prinzipien und Gedankengängen über Sternickel aburteilen dürfte, nach denen

Digitized by Google

sie über ihn berichtet hat. Aus diesem Gemisch heraus, dessen Hauptbestandteile sittlicher Ernst und das mutige Bekenntnis zur fetten Überschrift sind. Empörung, die sich weitläufig wie schmierige Zuneigung äußert, psychologischer Forscherdrang, der sachgemäß nach Erotik sucht, und, da Sternickel hier zurückhaltender ist, als seine Histeriographen, sich, wie im Berliner Nachtleben, mit vermeintlichen Roheiten begnügt.

Wären unsere Sonderberichterstatter an Stelle der ernsten, ihrer Verantwortlichkeit bewußten Männer auf der Geschworenenbank gesessen, so hätte sich die Verhandlung darum gedreht: wo und wie ist seine Frau? Hat er für gewöhnlich vor oder nach der Beiwohnung gemordet? Sprach sich seine Neigung für den Totschlag in besonderen ... äh ... Nuancen seiner geschlechtlichen Betätigung aus? Hat die Frau den von unserem Stimmungsbildler erwähnten Schauer empfunden, der jeden in der Gegenwart dieses Mordbuben überrieseln muß?

Sternickel hatte den Geschmack, die Bettvorhänge ungelüftet zu lassen. Er fand, daß drei Leichen auch für den auf die Zeile bezahlten Kulturträger genügen sollten. Er hat nur, wie unser Sonderberichterstatter sicherlich auch, mit seinen Erfolgen beim zarten Geschlecht im allgemeinen renommiert. Wobei er vor unserem Sonderberichterstatter wiederum voraus hat, daß er nie dank seines Berufes Frauengunst genoß. Er hat Totschlag und Mädchenliebe stets auseinander gehalten. Er hat vielleicht nicht einmal gewußt, wie eng und fördernd sie zusammenhängen. Er war zeitlebens ein Bürger.

Der Staatsanwalt sagte: „Das Seelenleben Sternickels interessiert uns nicht!" Mich schon, mehr als das eines so apodiktisch tönenden Staatsanwalts. Der war ja nur zur Rechtsfindung verurteilt und konnte, angesichts eines so klaren Tatbestandes auf Seelenleben und sone moderne Blödheiten verzichten. Für ihn stand fest, daß Sternickel nach Erledigung dreier Morde das Vieh gefüttert, seelenruhig gefüttert und für die Waisen der Erdrosselten Kaffee gekocht hat. Diagnose: Bestialische Roheit. Ein einigermaßen anständiger Verbrecher hat nach der Tat den Kopf zu verlieren. Mensch und Vieh verhungern zu lassen und sich der Behörde zu stellen, die das weitere dann veranlaßt. Sternickel hat gesagt: „Der alte Kallies schnarcht noch für 'ne Stunde" (Bewegung). Schnarcht noch, und hat ihm doch den Hals umgedreht. Das Seelenleben interessiert nicht, zum Tatbestand ist auch noch die verhärtete Verbrechernatur einwandsfrei gegeben. Sternickel war ein Bürger.

Nach den Plaidoyers, nach der, durch ihre erdenferne Sachlichkeit nach der kämpferischen Verhandlung um drei Leben zermürbenden Rechtsbelehrung, knapp vor dem sicheren Todesurteil, erhält Sternickel das letzte Wort. Er spricht nicht mehr über diese wahrhaftig genug erörterten Mordtaten, er sagt: „Die Aussage der Grete Kallies ist falsch. Ihr Vater wollte mich nicht entlassen. Er war sehr zufrieden mit mir. Alle meine Arbeitgeber waren mit mir zufrieden. Ich habe mein Geschäft verstanden!" Darauf kommt's ihm an, er will sich seine berufliche Reputation nicht nehmen lassen, er will mit einem guten Dienstzeugnis abgehen. Das mit den Morden ... mein Gott, das ist eine seltsame Geschichte, er hat nie viel dabei gefunden, aber als werktätiger Staatsbürger war er einwandsfrei. Er hat gespart, er hat seinen Lohn monatelang auflaufen lassen, er hat die besten Zeugnisse, er hat sich eben jetzt, wo diese dumme Geschichte dazwischen kam, in bescheidenen Grenzen selbständig machen wollen. Er sei sogar verheiratet,

Digitized by Google

schmunzelt er. Über Tatgründe schweigt er sich aus.

Sternickel hat zwar einen Namen, der von einem gewiegten Räuberromancier erfunden sein könnte, aber nicht das geringste Unheimliche. Ein kräftiger, schlauer, gemütlicher Kleinbürger, Orgien abhold und immer vor einem kleinen, durchaus einwandfreien Ziel. Er erzählt, wie ein Kleinbürger, von einer erlogenen, aber ganz glaubhaften, bescheidenen Erbschaft (wobei er eben nur den Menschen erschlagen mußte, dessen Erbe er gerade nicht war), er macht kleine, billige Geschäftsreisen (bei denen er leider immer mehr oder weniger umbringt). Er ist preußisch, so wie selbst der Verbrecher in Preußen werden muß: unromantisch, untertan, nüchtern. Die Berliner Totschläger sind anders, das zeigen schon die zwei Brüder Kersten, die einfach mitlaufen, wenn ihnen einer einen blauen Lappen vorspiegelt. Brutal, gedankenlos und unvorsichtig. Sternickel hat einen Lebensplan, der ihn immer wieder aus Rußland, aus Schlesien in die Mark zurücktreibt, die man, nach dem alten Löwenfangrezept, durchseihen könnte, so daß am Ende keine Löwen, sondern ein Heer von Gendarmen zurückbliebe. Mit ordnungsgemäßen Papieren hatte Sternickel vor diesen Hütern der Ordnung nichts zu fürchten. Er war selbst für Ordnung, Properté, Bürgerlichkeit. Nur das mit dem Morden ... Die Kerstens rauchen nach der Tat schlotternd Zigaretten, fahren nach Berlin, wühlen sich in Mädchens, machen sich mit einer pikfeinen Kluft verdächtig und schieben bei der Verhandlung heulend alles auf den Oger, den blutigen Übermenschen, den Sternickel. Der füttert nach getaner Arbeit das Vieh, damit sein Brüllen nicht auffällt, schafft einen ordentlichen Beuteanteil vor seinen Komplizen beiseite und unterschätzt, an der Hand günstiger Erfahrungen, lediglich Initiative und Findigkeit der Gendarmerie. Die Gendarmerie hat den Pakt langer Jahre gebrochen, wonach der tüchtige Knecht Heinrich nie in peinlicher Weise an den Mörder Sternickel erinnert werden sollte. Da brach die Fiktion von der sicheren Mark zusammen und auf einmal leuchtete durch diese sauber-fade, von Helmspitzen pointierte, aller Winkel und Höhlen entbehrende Gegend ein fahler, vielfach gezackter Blutstreif. Das beliebte Mitglied des Radfahrervereins „Allheil" fiel unter die Sonderberichterstatter.

II.

Natürlich ist es das Unheimlichste, daß diesem preußischen Kleinbürger alles Unheimliche fehlt. (Parallelerscheinung zu großen, preußischen Männern, denen alles Große fehlt: auf einmal tönt ein blaß-verschossener Beamter wie ein Genie.) Eine Mischung, die theoretisch unmöglich wäre. Nur die Natur erlaubt sie sich praktisch, ohne ganz zu überzeugen. Selbst dann nicht, wenn unser Sonderberichterstatter uns psychologisch nachhilft. Wir haben drei Tage lang uns erzählen lassen, wie das Wetter in der munter aufblühenden Nachbarstadt sei, womit dank eines bewölkten Himmels geschickt auf die dunkle Tragödie vorbereitet wurde, die sich im einfachen Gerichtssaal in Frankfurt an der Oder abspielte, der so gar nichts von der düstern Größe des Moabiter Saals hat. Wir haben drei Tage lang die an dramatischen Momenten so reiche Verhandlung durch das untrügbare Auge unseres Korrespondenten gesehen. „Schmalzbacke" wurde mit dem durch das trübe Gesamtbild bedingten launigen Ernst, Sternickel mit dem von den Abonnenten geforderten Abscheu (unter detaillierter Angabe seines Aussehens, seiner Kleider, seines dreimal wiederholten Lächelns) geschildert. Dann kam das Todesurteil und man

Digitized by Google

hatte nach den einfachsten Geboten der Menschlichkeit erwartet, nach dem Richter könnte nun auch der Berichter den Sternickel in Ruhe lassen. Kuchen! Jetzt wird der Berichter zum Nachrichter. Der Sternickel lebt ja noch. Also nimmt man's von dem Lebenden. Unser Sonderberichterstatter hat das Vertrauen eines Gefangenenwärters erworben, er verbindet die Ergebnisse eines Original-Interviews mit den Erlebnissen seiner im Grund lyrischen Seele. Er kann sich von seinem Opfer nicht trennen, er umkreist, das Notizbuch in der Hand, den Ort seiner Tat; ein zweiter Blondel, der vor dem Kerker von Sternickel Löwenherz gleich sein Lied anstimmt: „Nu, was Neues? Doch nicht ausgebrochen, Gott soll schützen! Das wär' en Telegramm geworden!" Und die Antwort tönet wieder: „Sternickel hat auch nach dem Urteilsspruch seine Fassung nicht verloren. Als ich mich heute früh erkundigte, ob er über Nacht zum gebrochenen Mann geworden sei, erhielt ich zur Antwort: Er lacht!"

Pause! — Als ich mich heute früh erkundigte, ob ...

Das steht wirklich und wahrhaftig in dem Blatt, das dem Kaiser, doch wohl auf seinen Wunsch, täglich unverschnitten vorgelegt wird, was an des Blatts Eunuchencharakter natürlich nichts ändert. Sternickel werden die Ehren erwiesen, die sonst nur für reisende Fürstlichkeiten und Königskonkubinen reserviert sind.

Weiter: „Er ist ein ebenso umgänglicher Angeklagter, wie angenehmer Untersuchungsgefangener." Ueber sein Privatleben läßt sich leider nicht so Günstiges berichten. „Er macht den Beamten nicht im geringsten zu schaffen. Freilich lassen sich diese nicht einschläfern." So wenig wie unser Sonderberichterstatter, der sich die Sache genau ansieht, ehe er unter vollständiger Beherrschung des Sachlichen und Literarisch-Formalen telephoniert: „Sternickel sitzt in einer festen Zelle, die mit allen erdenklichen Vorbeugungsmaßregeln gegen das Entweichen ausgerüstet ist, hoch über dem Oderstrom, der majestätisch am Gefängnis vorüberfließt."

Wahrhaftig, Sternickel sitzt jetzt sicher. Und wir müssen den Strom dieser leichenschändenden Gemeinheit majestätisch an uns vorüberziehen lassen. Nicht einmal ein Todesurteil versöhnt diesen unerbittlichen Mistkäfer der öffentlichen Meinung damit, daß ihm ein schier unerschöpflicher Jauchehaufen entzogen worden ist. Er kann es Sternickel nicht verzeihen, daß der noch keine Revision beantragt hat und somit vielleicht ein neuer Mordprozeß ausfällt. Er behandelt ihn fast zärtlich, immer in der Hoffnung, der Mann besänne sich noch und erzählte wenigstens eine mehrspaltige Plauderei über seine geheimnisvolle Frau. Er bestürmt ihn mit Lob und Verwünschung, er zeigt ihm die Festigkeit seines Kerkers, um ihm durch die Unmöglichkeit eines Entkommens neuen Mut zu Enthüllungen zu machen, er klopft den Geschworenen anerkennend auf die Schulter, „die vielfach beglückwünscht wurden, daß sie keine Schwäche gezeigt, sondern mannhaft dem Recht die Bahn freigegeben haben" und hängt gleich darauf wieder an dem noch warmen Telephon, um nach Berlin zu melden, daß „eine sachkundige Leitung dem Kapitalprozeß alles Sensationelle abstreifte." (Wenn wir nicht gewesen wären, die Leser hätten lange warten können!)

Sternickel lebte lange Jahre als anerkannt tüchtige Arbeitskraft und schlug so zwischendurch einen Menschen tot. Seine Sonderberichterstatter verlangen zeternd von ihm die Herausgabe der ihnen vertragsmäßig zustehenden Leichen. Sie sind nicht gesonnen, ein

Digitized by Google

Todesurteil anzuerkennen, das ihnen den Lebensunterhalt nimmt. Ängstlich patrouillieren sie um das Frankfurter Gefängnis, einer überwacht den andern, damit sich keiner auch nur den kleinsten Leichenteil heimlich aneigne und schon die Verwendung des majestätischen Oderstroms hinter dem Rücken der andern empfanden diese als unkollegial. Sie beabsichtigen, an Sternickel eine Immediateingabe zu richten, worin er gegen Beteiligung am Zeilenhonorar aufgefordert wird, die Morde als Heuhändler in Schlesien endlich zuzugeben. Sie wollen auf die große Rolle hinweisen, die gerade Schlesien in der gegenwärtigen Jahrhundertfeier zu spielen berufen sei, und hoffen dadurch den Patrioten in ihm zu treffen. Sie stellen Berichte von der Länge der Zimmerstraße in Aussicht und wollen sich auf das Wort: „irregeleitete Kraftnatur" für ihn einigen.

Sternickel ist noch nicht entschlossen. Er möchte gegen das Zeilenhonorar mit seinen Todesurteilen aufrechnen. Auf jeden Fall wird seine Antwort mit den Worten schließen: Mit kollegialem Gruß . . .

Ulrich Rauscher

Arbeiterlektüre

Als Premièrenpublikum oder als Konsumentenschicht für literarische Saisonsclous kommt heute die Arbeiterschaft noch wenig in Betracht; persönlicher Etat und der Bücherbestand zugänglicher Bibliotheken verweisen sie — günstigstenfalls — in die Nachhut der Tagesmode. Aber gerade dies materielle Unvermögen der Massen zu strengster Modernität sichert vielleicht am besten ein leidlich gerechtes, von vorübergehenden Zeitströmungen unbeeinflußtes Gesamturteil.

Vor drei Jahren wurden in einer Berliner Ausstellung Bilder und Zeichnungen von Arbeiterdilettanten gezeigt, mutig-derbe und gebrechlich-zarte Gestaltungsexperimente Werktagsflüchtiger, die mit ihren verhärteten Händen in die ambrosischen Sphären des Kunsthimmels hinauflangten. Doch die Absicht des Veranstalters ging schon damals über den Plan einer pseudokünstlerischen Klassendemonstration weit hinaus: es galt den ganzen schicksalsträchtigen Fragenkomplex, der zwischen der großkapitalistischen Industrietechnik und der mit dem Mechanismus des Werkzeugs verkoppelten Arbeiterseele emporgewachsen ist, zu belichten, ihren so bedingten Lust- und Unlustantrieben nachzugehen und damit möglichst sichere Grundlagen zu gewinnen für eine kommende Psychopathologie der Arbeit.

Die 5040 Arbeiterbeichten, die Adolf Levenstein als das Ergebnis einer mühereichen vierjährigen Enquete vor einiger Zeit veröffentlicht hat („Die Arbeiterfrage". Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psychophysischen Einwirkungen auf die Arbeiter. Verlag Ernst Reinhardt, München 1912), bringen vor allem über den Literaturkonsum der betrachteten Proletarierschicht — Berg-, Textil- und Metallarbeiter — sehr belangreiches, aufschlußgebendes Material. Da bloß politisch und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter sozialistischer und freigewerkschaftlicher Richtung in die Enquete einbezogen wurden, ist das Überwiegen der Parteilektüre erklärlich. Stutzig macht ein anderes: daß nämlich in sechs von den acht untersuchten regionalen und Berufsgruppen die Schundlektüre und in vier Gruppen die völlige Unbelesenheit den Verbrauch an wissenschaftlicher und sonst wertvoller Lektüre (außerhalb der Parteiliteratur) um ein ganz Bedeu-

Digitized by Google

tendes überwog. Die verschwenderisch ausgestreuten Zahlenangaben des Enqueteberichts gestatten folgende tabellarische Darstellung:

	Bergarbeiter Ruhrrevier (810) %	Bergarbeiter Saarrevier (720) %	Bergarbeiter Schlesien (554) %	Textilarbeiter Berlin (419) %	Textilarbeiter Forst (734) %	Metallarbeiter Berlin (712) %	Metallarbeiter Solingen (696) %	Metallarbeiter Oberstein (395) %
Wissenschaftliche u. sonst wertvolle Literatur .	19,8	7,3	3,7	12,2	15,7	**35,5**	32,7	4,6
Sozialistische u. gewerkschaftliche Literatur .	24,8	21,9	7,2	47,7	40,9	**53,3**	48,0	16,1
Schundliteratur . . .	29,1	30,6	**44,4**	14	16,7	2,9	6,2	18,6
Keine Bücher hatten gelesen	19,5	29,7	**30,7**	7,9	16,4	0,3	3,0	14,9
Keine Antwort gaben .	5,5	10,4	8,0	15,4	10,5	8,0	9,7	26,7

Wo die sozialistische und gewerkschaftliche Lektüre vorherrscht, drängt sie die übrigen Gruppen entschieden zurück. Vor allem die Gruppen „Schundliteratur" und „Unbelesenheit"; manchmal aber auch die erste eigentlich literarische Gruppe. Diese Differenz interessiert beinahe am meisten. In den beiden Textilarbeitergruppen beispielsweise, wo der Prozentsatz der Parteiliteratur sehr hoch steigt, bleibt gleichwohl die Oberhoheit der Schundlektüre über die erste Gruppe ungebrochen. Ganz ähnlich in allen übrigen Kategorien mit Ausnahme der in Lebenshaltung und Einkommen am günstigsten gestellten Metallarbeitergruppen Berlin und Solingen und der geistig ziemlich regen Ruhrbergleute, die sich eine gewisse Unabhängigkeit im Lesegeschmack zu bewahren wußten.

Aber welch außerordentliche Distanz der Geisteshaltung, ja, man möchte fast sagen: der Literaturepochen zwischen den einzelnen Berufsgruppen! Bei den Bergarbeitern zwar gelegentlich eine verhältnismäßig weit nach oben ausgreifende Kurve: Zola, Gorki, sehr vereinzelt Nietzsche und Maeterlinck; aber im wesentlichen: Blütezeit der deutschen Klassiker, Schülerlektüre und viel Schlimmeres. (In der Philosophie natürlich: Büchner, „Kraft und Stoff".) Dagegen die Metallarbeiter: „Lese nur individualistische Lektüre: Stirner, Nietzsche, Dühring, Kropotkin." Ein Berliner Schlosser: Stirner, John Henry Mackay, Ibsen, Nietzsche. Ein anderer: Gottfried Keller, Bruno Wille, Nietzsche und sogar Spezialliteratur: Horneffers Vorträge über Nietzsche. Einer nennt Weiningers „Geschlecht und Charakter". (Das Stereotype, als: Parteibücher, der „Pfaffenspiegel", Darwin-Häckel, Schopenhauer und die Klassiker nebst Heine sind dabei übergangen.) Bei den Textilarbeitern und zum Teil auch bei den westlichen Grubenleuten sind die kontemplativen und Jakob Böhme-Naturen zu Hause. Da stößt man denn allüberall auf okkultische und „teosovische" Kontrebande, auf Dr. Schmitts „Gnosis", auf religiös-philosophische Vertiefung und Bibelforschung. Fünfundfünfzig — siebenunddreißig Metallarbeiter,

Digitized by Google

sechzehn Textilarbeiter und zwei Bergleute — haben Nietzsche gelesen.

Am schwierigsten wird die Gliederung innerhalb der Abteilung „Schundliteratur". Der hart Arbeitende sucht nach einer Gelegenheit zu gewaltsamer Reaktion gegen den Zwang des Arbeitsjochs, gegen die Monotonie des Maschinendienstes; oder mindestens nach Rausch und Vergessen. Nicht immer aber erweist sich die Groschenbroschüre als ausreichendes Narkotikum. Eher noch der Räuberroman oder die psychologisch interessante Zusammenstellung: „Religiöse, Raubritter- und Räubergeschichten", die aus dem schlesischen Grubenrevier herstammen. Ein Bergarbeiter hat nichts gelesen von: „Die Räuber von Schiller"... Andere bloß: „Die Nacktheit" und ähnliche Schriften, oder: „Die Nonne von Denise" (lies: Diderot), oder: „Gekrönte Häupter". Machtlust, Wollust und mystisches Grauen — die geistige Lust dieses untersten Milieus ist förmlich durchsetzt von den schweren, dichten Schwaden trüber Urinstinkte. Und am allersonderbarsten mutet es beinahe an, wenn man hier und dort auf einen Kohlenhauer trifft, der sich mit Berta von Suttner beschwichtigt... Höchst charakteristisch ist dabei der durchgehende Parellelismus von Alkohol- und Schundstatistik: 19 Proz. der Bergarbeiter halten den Alkohol für unentbehrlich (gegen 5.9 Proz. aus der Textil- und 5.6 Proz. aus der Metallbranche!). Andererseits gebrauchen ihn aber auch die Sinnierer und Spinner, die im Durchschnitt solideren und intelligenteren Weber und Stricker, häufig als Arbeitsstimulans, als „Maschinöl" (13.4 Proz. gegen 8.8 Proz. Bergarbeiter und 6.6 Proz. Metallarbeiter). Dementsprechend finden wir denn in dieser Schicht die Lektüre von „Nick Carter", der „Schönen Matuschka", der „Sämtlichen Werke von Marlitt und Heimburg" oder irgendwelcher anderer „ergreifender" Schmöker, der „Gesundheitspflege des Weibes", des „Großen illustrierten Kräuterbuchs" und des „Doktor Bilz" immer noch recht häufig vertreten. Bei der Kulturelite der Metallarbeiter spricht ein isolierter „Robin-Sohn" oder die Verbindung von Hauffs Werken mit dem „Don Quixote" wohl eher für ein unbewußtes Hindrängen zur Gedanken und Gefühlswelt des Neo-Romantizismus. (Klimax: Bessere Lebensbedingungen — mehr Geruhsamkeit und Freude am Detail — systematisches Abrücken von Werktag und Wirklichkeit; auch der Kunstdilettantismus ist, nebenbei bemerkt, in der Metallarbeitergruppe am stärksten vertreten!)

Ursache des literarischen Unterkonsums ist in der weitaus größten Zahl der festgestellten Fälle ausgesprochener Zeitmangel und erst in zweiter Linie finanzielle Unzulänglichkeit. Ein Forster Weber hat sich von 21 Mark Wochenlohn Nietzsches „Zarathustra" abgedarbt. Ein Former in Solingen besitzt eine Hausbibliothek von 480 Werken. Fast alle Enquetierten äußern den Wunsch nach guten Büchern.

Was not täte, wäre — nebst äußerster Rücksichtnahme auf den vorliegenden seelischen Ermüdungsgrad, der Entlastung, nicht Komplikation durch vermehrten Gehirndruck erfordert — vor allem: möglichste Kürze und systematische Stoffbeschränkung in der Darbietung guter Literatur unter Verzicht auf alle exklusiv-literarischen Gesichtspunkte. Mutigen Verlegern, die nicht so sehr mit unbegrenzten Preismöglichkeiten als mit gesichertem Massenkonsum zu rechnen entschlossen sind, winkt hier noch fruchtbare und nützliche Säearbeit: eine Arbeit obendrein, die auf alle Fälle getan werden muß.

Max Adler

Digitized by Google

Die deutsche Bücherei

Früher habe ich im März (III, 22; IV, 2) Mißstände an deutschen Bibliotheken glossiert. Heute sind manche dort vorgetragene Wünsche erfüllt in einer Neuschöpfung, der deutschen Bücherei in Leipzig. Vom 1. Januar 1913 ab sammelt diese Präsenzbibliothek sämtliche deutschen Bücher und Zeitschriften. Vielfach hat man sich gegen sie gewandt, so Harnack in einer Broschüre und seine Anhänger in Zeitschriften. Zum Glück ohne Erfolg. Denn einmal besteht in Deutschland weder Lust noch Veranlassung, das gesamte Geistesleben in der Reichshauptstadt zu verankern. Weiter aber stellt die deutsche Bücherei eben einen Fortschritt im Bibliothekstypus dar, der mit einem Ausbau der Berliner Bibliothek sicher ausgeblieben wäre. Zugegeben die Notwendigkeit großer Staatsbibliotheken, die ihre Bücher überall hin verleihen können, muß doch jeder, der oft qualvoll die Zurückkunft verliehener Bücher erwarten mußte, die Vorteile einer Präsenzbibliothek in hohen Tönen preisen. Übernimmt nun die Leipziger Bücherei die Sammlung aller deutschen Bücher ab 1913, so kann sich die Berliner mehr und mehr der ausländischen Literatur und der Ergänzung des älteren deutschen Bestandes widmen. Die deutsche Geisteswelt bekommt in der deutschen Bücherei eine Stätte, wo stets jedes neuere deutsche Buch ohne Vorausbestellung zu haben ist, 6300 Zeitschriften aufliegen und die Neuerscheinungen sofort eintreffen. Wie lang mußte man sonst warten, bis eine Neuheit erworben, vollends gebunden und katalogisiert war! Überdies sind die Benutzungsbedingungen angenehm. Da wird nicht etwa die belletristische Literatur gesperrt, da wird nicht der Nachweis wissenschaftlicher Absichten verlangt, noch werden Bibliothekssteuern erhoben, vielmehr kann jedermann lesen, was er wünscht. Nächst den Buchhändlern haben die deutschen Schriftsteller den größten Vorteil davon, die sich in Leipzig sofort über jede Neuerscheinung, jeden Zeitschriftenartikel unterrichten können. Es ist denkbar, daß sich Leipzig künftig größerer Wertschätzung in Schriftstellerkreisen erfreut als bisher. Hoffentlich wirkt aber das gute Beispiel der neuen Bücherei auch auf manche alte Bibliothek und hilft allerlei Umständlichkeiten ausmerzen.

Siegfried Sieber

Notizen

Wir machen noch einmal darauf aufmersam, daß Kaiser Friedrich vor fünfundzwanzig Jahren den Thron bestiegen hat. Aus dem Schweigen in Berlin dürfen keine gegenteiligen Schlüsse gezogen werden.

* * *

Felix Holländer kann sich nicht von Reinhardt trennen. Die inneren Gründe waren in jeder Tageszeitung zu lesen. Jetzt ist ihm wohler.

* * *

Arminius Kausen ist am 15. März gestorben. Otto von Erlbach ist nicht mehr. Die Pornographie ist verwaist.

Verantwortlich für die Leitung: Wilhelm Herzog in München
März-Verlag, G. m. b. H., München, Kaulbachstr. 91. — Druck von Hesse & Becker, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google